Th. Sommer. 5

Zusammenhang

der

Ergebnisse

wissenschaftlicher Forschung

mit der

geoffenbarten Religion.

Zwölf Vorträge,

gehalten zu Rom

von

Dr. Nicolaus Wiseman.

In deutscher Uebersetzung herausgegeben

von

Dr. Daniel Haneberg.

Mit einer illuminirten ethnographischen Karte der alten Welt und sechs anatomischen Abbildungen.

Regensburg, 1840.
Verlag von G. Joseph Manz.

„Die Wiſſenſchaft iſt da, die Religion zu pflegen.“
Sadi's Roſengarten. VIII. 4.

Vorrede des Verfassers.

In den folgenden Vorträgen wird dem Leser kaum ein gewisser Mangel an Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen entgehen können, und ich weiß nicht, wie ich mich darüber besser entschuldigen kann, als durch kurze Angabe der Veranlassung und Weise ihrer Verfassung. Sie wurden zuerst für Privatbelehrung entworfen, und im englischen Kollegium zu Rom, dem ich vorzustehen das Glück habe, gelesen, da ich sie für einen einleitenden Kurs zum Studium der Theologie bestimmt hatte. Durch das Verlangen mehrer Freunde wurde ich bewogen, sie öffentlich vorzutragen, und so wurden sie während des Frühlings 1835 vor einem großen und auserlesenen Kreise in den Zimmern Sr. Eminenz des Kardinal Weld gelesen.

Man wird leicht begreifen, wie viele Abänderungen für den zweiten Vortrag nothwendig waren, besonders da ich mich in meiner Ankündigung anheischig gemacht hatte, meine Gegenstände so zu vereinfachen, daß sie auch jenen verständlich würden, die keine vorhergehende Bekanntschaft mit denselben besäßen. Daher wurden viele Punkte nur oberflächlich berührt, die bei dem ersten Entwurfe weitläufiger entwickelt waren, während andere zu einer Breite ausgedehnt wurden, die für eine mit den nothwendigen wissenschaftlichen Kenntnissen versehene Zuhörerschaft unnöthig war. Kurz, der größere Theil der Vorlesungen wurde für diese Veranlassung umgearbeitet.

Unter meinen Zuhörern zählte ich Männer, welche mich durch den Ruhm, den ihnen ihre wissenschaftlichen Leistungen in der gelehrten Welt erworben haben, von meinem weit verzweigten Vorhaben hätten zurückschrecken mögen; doch fand ich sie in ihrer Aufmerksamkeit unermüdet, und in ihrem Urtheile ermunternd. Sie stimmten in den Wunsch, der von sehr vielen meiner Zuhörer zu widerholten Malen ausgesprochen worden war, ein, daß diese Vorlesungen dem Publikum mitgetheilt werden sollten und ich ging nach England, hauptsächlich um dieses Begehren in's Werk zu setzen. Aber da schien eine neue Aenderung nothwendig, um sie für den Druck vorzubereiten.

Erstens wurden viele von den Theilen, die bei dem zweiten Vortrage weggelassen worden waren, wieder her-

gestellt, während mehrere elementare Einzelnheiten, die ich damals eingemischt hatte, nicht weggenommen wurden. Ich wünschte das Werk für verschiedene Klassen von Lesern interessant zu machen und hoffte, die Einmischung einiger wenigen Punkte, die ausdrücklich nur an die Gelehrten gerichtet sind, würden dem Interesse, das der allgemeine Plan für den gewöhnlichen Leser besitzen möchte, nichts entziehen. Doch mußte eine gewisse Ungleichmäßigkeit daraus entspringen, indem einige Stellen an andere Zuhörer gerichtet seyn werden, als der größere Theil des Werkes.

Die zweite Veranlassung zur Abänderung ist vielleicht genügender. Mein langer Aufenthalt im Auslande setzte mich außer Stand, mehrere neuere Werke, die über den Gegenstand dieser Vorlesungen handeln, zu Rathe zu ziehen, so daß ich in Bezug auf englische Bücher mit dem Dichter sagen könnte:

„Quod si scriptorum non magna est copia apud me
Hoc fit, quod Romae vivimus; illa domus.“ [1])

Nun verursachte die Lesung derselben in den Ansichten, die ich mir zuvor angeeignet hatte, gelegentliche Abänderungen. Aber selbst wenn ein Werk seit dem Vortrage der Vorlesungen erschienen war, hielt ich es für räthlicher, es im Texte zu erwähnen, als es ganz auszulassen, um einen Anachronismus zu vermeiden. Im Ganzen ge-

1) Catullus, ad Manlium, 33.

stehe ich gern, daß ich weder Zeit noch Gelegenheit hatte, sie so zu verbessern, wie man etwa erwarten möchte, und daß ich noch manche andere Werke mit großem Vortheile hätte gebrauchen und zu Rathe ziehen können.

Die Form, in welcher daher meine bescheidenen Leistungen vor dem Publikum erscheinen, ist die einer dritten Ueberarbeitung, und wenn die Beobachtung wahr ist, daß die zweiten Gedanken **nicht** die beßten sind, sondern die dritten Gedanken, welche die zweiten verbessern und sie zum Theil zu dem lebendigern und natürlichern Eindrucke der erstern zurückführen[1]), so mag ich diese kleine Erzählung dessen, was ich gethan, eher in der Weise einer Empfehlung als einer Entschuldigung vorzubringen scheinen.

Aber, aufrichtig gesprochen, kann ich sagen, daß keinem Auge eines Lesers, sey es auch noch so scharf, die Unvollkommenheiten meines Werkes mehr auffallen werden, als meinem eigenen. Die behandelten Gegenstände sind mannigfaltig und haben mehr eine Erholung von ernstern Studien, als das Ziel meiner eigentlichen Forschung gebildet. Daß seine zahlreichen Fehler werden beobachtet und vielleicht strenge gerügt werden, muß ich natürlich erwarten. Doch werde ich immer der Ueberzeugung seyn, daß die Sache, für die ich spreche, wohl etwas von ihrem Schutze auf ihren unwürdigsten Vertheidiger werfen und ihm das Wohlwollen

1) „Guesses at Truth."

aller, die sie lieben und verehren, erwerben wird. Mit Erfolg für sie kämpfen, wäre allerdings ruhmvoll; aber auch der Versuch, — dessen Mühe bei dieser Schrift nicht gering war, — kann gewiß nicht alles Verdienstes baar seyn, und gerne will ich es als ein gutes Zeichen begrüßen, wenn mir der nachsichtige Leser zum Schlusse dieser meiner Vorrede die Worte des Dichters zuruft: —

Μέγας ἀγών· μεγάλα δ' ἐπινοεῖς ἑλεῖν
Μακάριός γε μὴν κυρήσας ἔσει.
ΠΟΝΟΣ ΔΕΥΚΑΛΕΗΣ.

Euripid. Rhes. Act. I. v. 195. [1])

---

1) Groß ist der Kampf, den du beginnest,
Und Großes wird von dir begehrt,
Heil dir, erreichst du, was du sinnest, —
Doch schon die Müh ist ehrenwerth.

Zusatz zu Seite 18.

Ueber die Uebereinstimmung zwischen den semitischen und indisch-europäischen Grammatikalformen.

Der Leser wird beobachtet haben, daß die persönlichen Fürwörter zu den wichtigsten Elementen gehören, welche die Ethnographen zur Bestimmung der Sprachverwandtschaften anwenden, und in der vorhergehenden Vorlesung wurde gezeigt, welche wichtige Folgerungen Lepsius aus der deutlichen Aehnlichkeit zwischen den ägyptischen und hebräischen Pronomen und Suffixen gezogen hat. Dr. Prichard hat in dem zuvor angeführten Anhang am Ende seines „Eastern Origin," ꝛc. wirklich einige von den Pronomina mit den indisch-europäischen verglichen, wie z. B. אַתָּה — atta mit du ꝛc. Aber mir scheint eine genauere Analyse dieses und der andern Pronomina wird zu noch befriedigenderen Folgerungen führen.

Wenn wir entdecken, daß ein Theil jedes Wortes in einer besondern Klasse sich immer gleich bleibt, während das übrige wechselt, so können wir daraus mit Recht schließen, daß er nur ein Gattungsmerkmal ausmacht, das man ohne weiteres weglassen kann, wenn man die besondere Bedeutung des Wortes erforschen, oder es mit andern Sprachen vergleichen will. So ist im Sanskrit das Pronomen der ersten Person aham, das der zweiten tuam; weßwegen Bopp mit Recht die Sylbe am als bloß generisch betrachtet und die wesentlichen Theile auf ah und tu zurückführt, deren erstes dem altdeutschen ih, lateinisch ego; das zweite dem lateinischen tu, dem persischen תו — tu und dem deutschen du entspricht.

Nun scheint es mir, daß die semitischen Pronomina in einer ähnlichen Zusammensetzung befangen sind, welche entwickelt wer-

den sollte, bevor wir erwarten können, auf ihre charakteristischen Theile zu kommen, und dieß kann ersehen werden durch Vergleichung von Formen, die jetzt in einigen Dialekten verloren gegangen, in andern aber erhalten sind. Die Sylbe, die wir so in allen Personen beider Zahlen gemeinschaftlich finden werden, ist אן, verschieden ausgesprochen an oder en, je nach der Tendenz der verschiedenen Dialekte, immer aber aus denselben zwei Buchstaben, Aleph und Nun zusammengesetzt.

Das Pronomen der ersten Person sing. ist im Hebräischen אנוכי — AN — oki, abgekürzt in אני AN — i; im Chaldäischen אנא — AN — a; im Syrischen ܐܢܐ — EN — o; im Arabischen انا — EN — a. Die entsprechenden Plurale heißen im Hebräischen אנחנו — An — achnu; chaldäisch und samar. אנן — An an; syrisch ܚܢܢ — chnan; arabisch نحن — N — achna. Bei den zwei letzten ist die Vorsatzsylbe mehr oder minder verloren gegangen.

Die Pronomina der zweiten Person sind im Hebräischen (um der Kürze wegen die Feminina, die regelmäßig dem Maskulin folgen, wegzulassen) sind אתא — atta, sing. und אתם — attem, plur.; aber im ersten ת, das im Hebräischen bloß durch ein Verdoppelungszeichen ausgedrückt ist, steckt ein unterdrucktes N, so daß alle Grammatiker darin übereinstimmen, daß diese Formen für אנת — AN — ta, und אנתם — AN — tem stehen. Dieß ist durch andere Dialekte außer Zweifel gesetzt: chaldäisch אנת — AN — t, und אנתון — AN — tun; syrisch ܐܢܬ — An — t, ܐܢܬܘܢ — AN — tun; (doch deutet ein Strich über dem N an, daß der Buchstabe nicht ausgesprochen wurde, und verbindet so die anderen Dialekte mit dem Hebräischen), arabisch انت — EN — ta, انتم — EN — tom.

In der dritten Person haben das Hebräische und Arabische dieses Theilchen der Zusammensetzung ganz verloren, oder vielmehr ein anderes Pronomen angenommen; doch hat es das Sy-

rische im Plural und das Chaldäische in beiden Zahlen beibehalten. So chaldäisch אנא — IN — e, sing.; אנון — IN — un, plur. masc., אנין — IN — e (i) n, fem. In diesen Worten ist das Aleph wegen der Verdoppelung des N in I; syrisch אנון EN — un, plur. masc. אנין — EN — e (i) n.

Aus dieser Zergliederung würde sich ergeben, daß die Sylbe אנ bloß generische Partikel ist, die keinen wesentlichen Theil irgend eines Pronomens bildet, sondern allen Personen gemeinschaftlich ist, und daß wir sie deßwegen davon trennen können und müssen, bevor wir zur eigentlichen und wesentlichen Substanz eines jeden kommen können. Denn in viel deutlicherer Weise als das sanskritische am, geht es durch alle Pronomina jeder Zahl, jedes Geschlechtes und jeder Person hindurch.

Wenn wir dieß System auf das Pronomen der ersten Person im Singular anwenden, so haben wir den wesentlichen Theil desselben im Hebräischen, denn in allen andern Dialekten findet es sich bloß in der abgekürzten Form, אכי — OCHI, das man wohl mit dem sanskritischen ah — am, oder dem deutschen ich vergleichen kann; sogar die abgekürzte Form I (AN — I) verräth eine hinreichende Aehnlichkeit mit dem altdeutsch ih.

Gehen wir weiter zum Plural, so möchte sich zeigen, daß der Wurzeltheil des hebräischen Pronomens ACHNU ist; der erste Theil desselben scheint von dem aspirirten H oder כ im Singular herzurühren, das hier in einen reinen Kehllaut verwandelt ist. Demgemäß würde nun der Theil des Pronomens, der nichts als den Pluralis bedeutet, UN seyn, und wir haben die Abstufungen von der vollern bis zur verstümmelten Form in den andern Dialekten. Arabisch (N) ACH — NA; syrisch CH — NAN; chaldäisch (AN) AN. Aus dieser Abstufung ergäbe sich, daß NU, NA oder N die Merkmale der ersten Person Pluralis sind, und damit haben wir ein auffallendes Zusammentreffen mit dem Sanskrit und griechischen Dualis nou νῶι und dem lateinischen Plural nos.

In der zweiten Person ist die Aehnlichkeit noch deutlicher ausgesprochen; denn wenn wir die generische Sylbe abstreifen, so heißt das Pronomen im Hebräischen und Arabischen TA, im Chaldäischen und Syrischen T, das zu Genüge mit dem Sanskrit tuam, gen. tae, dem lateinischen und persischen tu und dem deutschen du übereinkommt. Der Plural wird von dem Singular nach gewöhnlicher Ordnung gebildet.

Da ich die Pronomina der dritten Personen im Syrochaldäischen zergliederte, geschah es nur um das beständige, durch das ganze Pronominalsystem wiederkehrende Zusammensetzungstheilchen nachzuweisen. Jedoch wird die Vergleichung der Pronomina dieser Person nicht weniger überraschend erscheinen, als die vorhergehenden, wenn wir die im hebräischen und arabischen, so wie im syrischen Singular erhaltenen Formen prüfen. Das masc. sing. ist im ersten הוּא — HU; im zweiten הוּ — hua; im dritten הִ — hu. Mit diesen können wir vergleichen das persische او — o; das wälsche evo, das sich im Suffix wie das hebräische in aw oder o verändert; das lateinische hic, hujus, hi und das englische he. Das Femininum ist bei allen dasselbe: hebräisch הִיא, arab. هِيَ und syrisch ܗܝ — HI. Genau das nämliche ist im Wälischen, wo die dritte Person femininum hi lautet. Der Plural הֵם — Hem, oder sein Femininum הֵן — HEN, oder das syrische ܐܢܘܢ — EN — UN mag sich vielleicht mit dem entsprechenden wälischen hwynt vergleichen lassen.

Ich bringe diese Muthmassungen nur mit der gehörigen Einschränkung vor. Ich habe nur zu oft gesehen, wie traurig eine sinnige Theorie ihren Urheber zur Aufgreifung zufälliger oder eingebildeter Aehnlichkeiten für wirkliche Analogieen verleiten kann, als daß ich nicht doppelt auf der Hut seyn sollte, wo irgend eine neue und kunstreiche Ansicht meinen Geist anspricht. Doch kann ich nicht umhin zu glauben, daß das befolgte Verfahren und die Verwandtschaften, die es uns eröffnet hat, der Aufmerksamkeit wohl werth seyen, wegen der Gleichförmigkeit, die sich durch ihren

ganzen Wirkungskreis kund gibt. In diesem Falle haben wir einen neuen und wichtigen Berührungspunkt zwischen beiden großen Sprachfamilien, der sich auf die grammatische Zergliederung der ursprünglichen Sprachelemente gründet.

Es gibt noch andere Untersuchungen, die ich der Aufmerksamkeit werth erachte, indem sie wahrscheinlich zu demselben Ergebnisse führen würden; aber für jetzt mag das Vorhergehende genügen. Ich will nur bemerken, daß im Semitischen Spuren von dem erscheinen, was man sonst mehr als Eigenthümlichkeit der andern Familie betrachtet, nämlich von der Konjugation durch Hülfszeitwörter. Denn die Passiven im Chaldäischen und Syrischen scheinen offenbar aus der Verbindung des Substantivverbum אית, את — ith von dem sich Spuren im Chaldäischen לית — la — ith, und in der Partikel את — eth und ית zeigen, mit dem unbestimmten Verbum entstanden zu seyn.

Vorrede des Uebersetzers.

Das griechische Sprichwort: „Ein einziger Narr wirft den Felsen in den Brunnen und hundert Gescheidte bringen ihn nicht heraus," ist nirgends wahrer, als bei den Einwürfen gegen die Religion. Leicht ist es verneinen und zerstören, aber schwer, darnach die unbemackelte Bejahung darzustellen und das Niedergerissene aufzubauen. Unser Verfasser übernimmt diese Riesenarbeit. Während die Gegner, freilich mit ungerechter Compromittirung der Wissenschaft, stets behaupten, diese sey eine Verächterin der Religion, will er die Eintracht beider darthun. Nun kann aber jedes Versprechen, irgendwie eine Allianz zwischen Glauben und Wissen zu veranstalten, Verdacht erregen, so lange man nicht weiß, in welchem Sinne es ausgeführt werde. In dieser Hinsicht kann jeder Katholik zum Voraus schon sich mit Vertranen diesem Werke nähern, wenn er weiß, daß es nicht nur im Allgemeinen unter den

Augen des heiligen Vaters und der Cardinäle zu Stande kam, sondern sich auch im Einzelnen der aufmunternden Billigung derselben erfreute.*) Die Sicherheit, welche sich auf diese Art von vornherein begründet, wird aber noch mehr bestärkt, wenn man dem Verfasser wirklich im Ganzen seiner Untersuchungen folgt. Ueberall sehen wir, wie beharrlich er zwei Klippen vermeidet. Einerseits läßt er den Glauben auf seinen Fundamenten ruhen, andererseits unternimmt er die wissenschaftliche Forschung ohne Beeinträchtigung ihres selbstständigen Charakters. Wenn er nämlich ausgeht, Einwürfe, die den Glauben mittelbar oder unmittelbar bedrohen, zu entwaffnen, so will er dadurch nicht den Glauben als solchen begründen, sondern seine Correspondenz, die sich außerhalb des ihm ausschließlich eigenen, göttlichen Gebietes im Felde natürlicher Erkenntniß entfaltet, durch die menschliche Wissenschaft nachweisen. So wenig er hierdurch die Eigenthümlichkeit des Glaubens schmälert, so wenig verkümmert er das Recht der Wissenschaft, wo er diese zu Hülfe ruft. Denn obwohl er sich ihr mit der Ueberzeugung nähert, daß sie überall, wo sie aufrichtig und mit wachsamer Umsicht urtheilt, mit der Offenbarung nothwendig übereinstimmen müsse, in so weit diese in ihr Gebiet hineinspielt: so will er doch nie von ihr eine willkommene Antwort erschleichen.

*) Specielleres hierüber gibt eine Anmerkung in der Mitte des zwölften Vortrages.

Um von dieser Seite recht sicher zu stehen und den Leser von der Unverdächtigkeit und Unpartheilichkeit seiner wissenschaftlichen Bestätigungen recht wohl zu überzeugen, theilt er die günstigen Resultate fast durchaus aus den Werken solcher Männer mit, die mit strengem wissenschaftlichen Ernste den Kreis der Wissenschaft scharf von jedem andern Gebiete abschloßen und mit kalter Ruhe ihren Kalkul einzig durch Ziffern ihres Systemes vollbrachten. Viele wissenschaftliche Vertheidigungen angegriffener Seiten unserer Religion werden sogar aus Werken ihrer Gegner genommen und wo die Arbeiten gläubiger Christen zum Zwecke dieser Vorträge beisteuern müssen, sind es immer solche, die den Grundsatz: Gott, was Gottes ist und dem Kaiser was des Kaisers ist, auf das Verhältniß der Religion und Wissenschaft anwenden.

Obwohl diese principiellen Tugenden des Werkes, verbunden mit einer höchst überraschenden Durchführung im Einzelnen sogleich beim ersten Durchlesen einen sehr günstigen Eindruck auf mich machten, entschloß ich mich doch hart, es zu übersetzen, und würde dieses Geschäft nicht unternommen haben, wenn nicht mein Freund Weinhart sich einen großen Theil der Arbeit aufgeladen hätte. Mir gehört nämlich nur der Vortrag 1 und 2, 7 und 8 und 11 an, alles Uebrige ist von ihm übersetzt. Daß Herr Weinhart auf dem Titel nicht genannt wird, daran ist seine hartnäckige Bescheidenheit Schuld. Wir haben uns

zum Gesetze gemacht, treu, jedoch ohne Aufopferung des deutschen Sprachcharakters zu übertragen. Nur eine kleine Abweichung muß ich bemerken, nämlich, daß ich statt: indo=europäische Sprachen, wie der Herr Verfasser gewöhnlich sagt, den Ausdruck indo=germanische Sprachen, der uns geläufiger ist, gebraucht habe, eine Freiheit, die mir freilich kein Russe verzeiht. Im Original stehen die Inhaltsangaben vor jeder Vorlesung, wir glaubten uns um die Bequemlichkeit der Leser ein kleines Verdienst zu erwerben, wenn wir die Paragraphen in den Text hineinsetzten. In diesen Ueberschriften der einzelnen Absätze haben wir uns nicht genau an die Inhaltsübersicht des Herrn Verfassers gehalten; was darin unrecht ist, fällt also uns zur Last. Außerdem habe ich mir erlaubt, bei orientalischen Namen durchaus eine solche Orthographie anzuwenden, die einerseits den deutschen Leser berücksichtigt, andererseits die Originalaussprache so treu, als möglich bewahrt. Also sind orientalische Namen hier immer zu lesen, als wären es deutsche Wörter. So habe ich aus Lao=tseu, wie der Franzose schreibt, Lao=tse, aus Ti=szu Ti=ße gemacht. Daß ich statt „Mongolen" immer „Mogolen" schrieb, geschah nach dem Vorgang der mohammedanischen Schriftsteller; da indessen selbst Kenner der mittelasiatischen Literatur, wie v. Gabelentz, „mongolisch" schreiben, hätte ich wohl bei der gewöhnlichen Schreibart bleiben dürfen. Anfangs war ich Willens, aus den Ergebnissen der neue=

ten orientalischen und sonst hieher bezüglichen Literatur Zusätze beizufügen; allein eine Menge von unabweisbaren Geschäften und endlich die Vorbereitung auf exegetische Vorträge an der Universität, woran ich bei der Uebernahme der Uebersetzung nicht gedacht hatte, machten die Ausführung dieses Entschlusses unmöglich. Da indessen der Methode des Verfassers jene zunftmäßige Gelehrtheit durchaus fremd ist, die unsere deutschen Werke so gern der Mehrzahl unzugänglich macht, so wird der Leser wenigstens nie den Mangel erklärender Anmerkungen fühlen. Trotz der fremdartigsten Gegenstände und der vielen Mittheilungen aus den Arbeitskammern der eigentlichen Gelehrsamkeit ist hier alles, ohne im Geringsten flach zu seyn, deutlich und klar. Sollte indeß das Werk solche Aufnahme finden, daß eine zweite Auflage nöthig wäre, und würde der Herr Verfasser nicht etwa selbst unterdessen eine Nachlese zu seiner bisherigen Erndte machen, so will ich dann nach Manneskräften zusetzen und anhängen, was billig ist.

München den 15ten November 1839.

Dr. Daniel Haneberg.

Zusatz zu Seite 8.

Dem Freiherrn Wilhelm von Humboldt war es, wie sein Bruder Alexander, der große Naturforscher bemerkt, vergönnt, durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens, durch Begünstigung äußerer Verhältnisse und durch Studien, welche der häufige Wechsel des Aufenthaltes und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten, tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste umfaßt worden sind. Er hat seine Forschungen über einzelne Sprachen Amerikas, der Pyrenäen, Indiens, der Südsee u. dgl. sowie die allgemeinen Betrachtungen, die sich daraus ergeben, in vielen Schriften und zerstreuten Aufsätzen mitgetheilt, das wichtigste aber über allgemeine Sprachphilosophie ist sein opus posthumum über die Kawisprache. Dieses Werk bietet unter einem scheinbar höchst beschränkten Titel (die Kawisprache herrscht besonders auf der Insel Java) etwas ganz Universelles dar. Der eigentlichen Abhandlung über dieses ostasiatische Idiom geht nämlich eine 430 Quartseiten starke Einleitung über die Entwicklung und den Organismus der Sprachen überhaupt voraus. Hier haben wir die Resultate aller bisherigen Bemühungen der Linguistik. Nun ist vor allem zu merken, daß der Meister dieser Wissenschaft den ersten Ursprung der Sprache als der Wissenschaft unerreichbar, aus seiner Forschung ausschließt, also nicht nur der Religion hier nicht durch eine materialistische Genesis in den Weg tritt, sondern sie auffordert, die Unzulängigkeit der Forschung zu ergänzen. So sagt er unter anderm: »Nicht bloß aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar wie alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und leben-

dige entzieht sich unserer Beobachtung.« S. XLVIII. Wie nun dem Physiologen da, wo er von dem unauflöslichen Räthsel des Werdens in der Natur aufgehalten wird, der Glaube durch das göttliche Wort: es werde! zu Hülfe kommt, so dem Sprachforscher wenigstens bei der sekundären Bildung der Sprachen, das heißt bei jenen Formationen, wodurch die einzelnen Hauptsprachen sich unterscheiden, denn hier lehrt die Offenbarung: Gott verwirrte (und zerstreute) ihre Sprachen. Bis hieher verhält sich nun die wissenschaftliche Forschung der Sprachphilosophie passiv; bei der tertiären Bildung, nämlich bei der Betrachtung der Entwicklungsgesetze einzelner Sprachen und den Rückschlüssen auf die Genesis der Sprache überhaupt tritt sie als in ihrem eigenthümlichen Elemente aktiv auf, und ihre Resultate sind hier von der Art, daß sie mit der Offenbarung nicht nur nicht streiten, sondern sich zur Wechselergänzung anbieten. »Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen.« S. CCCXIV. Von diesem Sprachgeist, oder Sprachsinn redet Humboldt sehr oft, nach allen Bezeichnungen desselben ist es eine Art Begeisterung, ein prophetisches Durchzucktseyn von einer übernatürlichen Kraft, was die übereinstimmenden Formationen der einzelnen Sprachen und noch mehr, was das Fundament aller Sprachen in der Art bildet, daß alle das Vehikel derselben Ideen sind. Weit entfernt, in solchen Reflexionen die Sprachen aus viehischen Lauten allmählig sich conglomeriren zu lassen, schließt er sogar die verständige Ueberlegung und die allgemeine Uebereinkunft von der Causalität dieser Wirkung aus. »Die Sprache entspringt aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten.« S. XXI. Kann man von einer so vorurtheilsfreien Wissenschaft, wie die Humboldts war, zur Bestätigung der Offenbarung mehr verlangen? Jes. Sirach. Kap. 17. „(Gott) versah ihn (den Menschen) mit Kräften nach seiner Art. Er gab ihnen Vernunft, Sprache, Augen, Ohren und ein fühlendes Herz und erfüllte sie mit weiser

Lehre. Er theilte ihnen die Wissenschaft des Geistes mit u. s. w." Von den übrigen Forschungen, welche das Werk enthält, möchte den Lesern dieses Buches vorzüglich die über die ursprüngliche Einsylbigkeit aller Sprachen wichtig seyn. Er gelangt wirklich zu dem Resultate, daß die Sprachen ursprünglich (d. h., durch Reduktion auf die Redeweise der Bibel, nach der Zerstreuung zu Babel) insgesammt monosyllabisch gewesen seyen, obwohl dieser Ausdruck nicht solche Wurzeln ausschließen dürfe, worin zwei Vokale sich beinahe zu einem verschmolzenen zusammenschmiegen. Dadurch ist zur wissenschaftlichen Nachweisung der ursprünglichen Einheit, oder einer in der Vorzeit eingetretenen plötzlichen Trennung und Verwirrung ein Riesenschritt gethan.

Erster Vortrag.

§. 1.

Allgemeine Einleitung.

Wäre uns vergönnt, Gottes Werke in der sichtbaren und in der geistigen Welt, nicht wie wir sie jetzt sehen, vereinzelt und in kleinen Bruchstücken zu betrachten, sondern nach ihrer wechselseitigen Verstrickung in dem großen Gewebe der Harmonie des Alls; könnte unser Geist jeden Theil davon sammt seinen allgemeinen und besondern Verknüpfungen, Verhältnissen und Beziehungen erfassen — so würde sich ganz gewiß zeigen, daß die von Ihm gestiftete Religion, so vollständig in den allgemeinen Plan eingehe und passe, und so unentbehrlich darin sey, daß Alles verwirrt und zerstört würde, wenn sie durch was immer für Mittel könnte weggenommen werden. Und ein solcher Anblick ihrer Verwebung mit dem ganzen Haushalt und dem ganzen Bau der Natur wäre unter allen Beweisen, die man uns für ihre Wahrheit vorbringen könnte, ohne Zweifel der überzeugendste. Aber das ist der große Unterschied zwischen der Wirkung der Natur und des Menschen, daß sie die sämmtlichen Theile ihrer Werke zu gleicher Zeit bildet und formt, während er sich zu irgend einer Zeit nur mit der Ausarbeitung eines einzigen Theiles befassen kann;[1]) daher kommt es denn auch, daß bei

1) Denn wenn der Künstler ein Bild haut oder schnitzt, so formt er bloß den Theil, woran er arbeitet, und weiter nichts; wenn dagegen

allen unsern Forschungen die Gesammtstärke der Beweise oder Begründungen gewaltig geschwächt wird, indem wir die einzelnen nach und nach und jeden besonders betrachten müssen. Denn, wie der vortreffliche Bako richtig bemerkte: »der kürzeste und rechtmäßige Weg, alle Einwürfe geringerer Art zu widerlegen und zu unterdrücken, ist, und zwar kraft einer innern Nothwendigkeit, jener Einklang in den Wissenschaften, wonach ein Theil den andern unterstützt; wird dagegen jeder Satz wie die Gerten eines Bündels, Stück für Stück hervorgezogen, so kann man leicht dagegen streiten und sie nach Belieben biegen und brechen.« [1])

Zu den Schwierigkeiten, welche uns die Beschränktheit unserer Fähigkeiten auf diese Art hemmend in den Weg stellt, haben Vorurtheile eines verehrten Herkommens viel hinzugethan. Jahrhunderte lang ist es von Vielen für etwas Unnützes und beinahe Irreligiöses gehalten worden, eine Vermählung zwischen der Theologie und den andern Wissenschaften zu versuchen. In Schriften gehen Manche und in Gesprächen Viele so weit, daß sie annehmen, sie dürfen einen Dualismus von Ansichten unterhalten, indem sie einerseits gewisse Stücke festhalten, die sie als Christen glauben, andererseits aber auch wieder ihre philosophischen Ueberzeugungen haben. Ein Solcher wird sagen, er glaube die Schrift und Alles, was sie enthalte; dessenungeachtet aber wird er sich zu irgend einem Systeme der Chronologie oder Geschichte bekennen, welches mit ihr durchaus nicht vereinbart werden kann. Der Eine sieht nicht ein, wie es möglich sey, zwischen dem mosaischen Schöpfungsberichte und den Entdeckungen Cüviers eine Uebereinkunft zu treffen; ein Anderer meint, die Geschichte der Zerstreuung bei dem Thurmbau sey unverträglich mit der Anzahl der verschiedenen gegenwärtig sich findenden Sprachen; ein Dritter hält es für äußerst schwierig, den Ursprung aller Menschen von Einem gemeinsamen Stammpaar zu erklären.

---

die Natur eine Blume oder ein lebendiges Geschöpf macht, zeugt und gebiert sie zu gleicher Zeit die Keime aller Theile.“ Baco, de augm. scient. l. VII. p. 360. Oxf. 1640.

1) Das. S. 330.

Statt also der Religion, oder ihrer Wissenschaft, der Theologie Ansprüche auf Verschwisterung mit den andern Wissenschaften zuzuschreiben, nimmt man an, sie bewege sich auf einem ganz verschiedenen Felde, und halte einen stets gleich weit von ihnen abstehenden Weg ein: was allerdings jedes Zusammenstoßen mit ihnen ausschließt, aber auch keine gegenseitige Unterstützung zuläßt. Daher ist es kein Wunder, wenn die Theologie stets für ein Studium gehalten wurde, das nur für Jene gehöre, die sich eigens und ausschließlich damit abgeben, ohne ein allgemeines Interesse zu besitzen; und wenn man es für unmöglich hielt, ihre Untersuchungen mit jenen mannigfaltigen Reizen auszustatten, welche uns an die Forschungen anderer Wissenschaften fesseln [1])

Diese und ähnliche Erwägungen haben mich zu dem Versuche bewogen, den ich heute anfange. Ich will nämlich versuchen, die Theologie irgendwie in den Kreis der andern Wissenschaften zu bringen, indem ich zeige, wie schön sie durch sie alle beleuchtet, unterstützt und geschmückt wird; ich will zu erweisen streben, wie billig es wäre, daß der Philosoph sich vor ihren Entscheidungen beugte, überzeugt, daß sie durch seine Forschungen nur bestätigt werden; will den Einklang geoffenbarter und entdeckter Wahrheiten zeigen, und Ihnen eine ähnliche Darstellung, wenn gleich unvollkommen, zu bieten suchen, wie Homer auf dem Schilde seines Helden beschreibt: ein Bild von himmlischen Dingen und Bewegungen, die zu einem höhern Kreise gehören, ringsum von den Schilderungen mehr irdischer und niedrerer Beschäftigungen eingesaumt und verziert.

Die gegenwärtigen Vorträge haben demnach zum Zwecke, zu zeigen, wie gut die Fortschritte der Wissenschaft mit der Entwicklung der Erweise für das Christenthum übereinstimmen; ehe ich

---

1) Eine Probe des ungenügenden Verfahrens, womit die französische eklektische Schule Offenbarung und Wissenschaft zugleich zu trennen und vereinen sucht, sieh Damiron, Essai sur l' Histoire de la Philosophie en France. Bruxelles, 1829. S. 471 — 474; oder Carové der Saint-Simonismus und die neuere Philosophie; Leipz. 1831. S. 42.

aber hier weiter fahre, muß mir gestattet seyn, die Grenzen und Schranken meiner Untersuchungen anzugeben. Durch die einfache Bezeichnung meines Thema's lege ich an den Tag, daß es nicht meine Absicht ist, auf das wohlbesetzte Feld der natürlichen Theologie einzugehen, oder die Fortschritte der Wissenschaft zu dem dadurch gewonnenen immer wachsenden Beweis für eine weise, Alles leitende Vorsehung zu schlagen. Nur von der geoffenbarten Religion will ich handeln — von den Beweisen, die das Christenthum in seinen zahllosen Berührungen mit dem Laufe der Natur oder dem Gange menschlicher Ereignisse gewonnen hat. Und wenn ich das Wort Beweis gebrauche, so muß man mich in einem weitern und allgemeinern Sinne verstehen. Denn Alles, was die Wahrheit irgend einer Erzählung des heiligen Buches, besonders wenn dieselbe bloß menschlichen Augen unwahrscheinlich vorkommt oder mit andern Thatsachen nicht vereinbar zu seyn scheint, beweisen hilft, muß nach meiner Ansicht auch die Summe der Beweise für das Christenthum vermehren helfen, da dieses auf der Glaubwürdigkeit jenes Buches wesentlich beruht. Jede Entdeckung z. B. daß ein unbedeutendes Datum, welches bisher nicht erklärt werden konnte, ganz richtig sey, hat außer der Befriedigung, die es über einen einzelnen Punkt gewährt, noch ein weit größeres geistiges Gewicht für die Begründung einer Sicherheit in andern Stücken. Daher muß eine lange Untersuchung, die zu einer Entdeckung von scheinbar geringer Bedeutung führt, mehr nach ihrem Gesammteinflusse als ihren unmittelbaren Ergebnissen beurtheilt werden.

Während es aber, wie bemerkt, das Interesse Derer, welche nach Wahrheit forschen, mit sich bringt, ihre Erweise so viel, als möglich zu verallgemeinern und auf dem breitesten Grunde Posto zu fassen, finden es die Angreifenden immer am Vortheilhaftesten, einzelne Einwürfe zu machen und stückweise zu zerstören. In der That ist diese Kriegslist von ihnen auch angewendet worden. Jede Wissenschaft wurde eigens geplündert und viele einzelne Ergebnisse einer jeden für sich als hinreichend hervorgehoben, die Vertheidigungen des Christenthumes umzustoßen. Diese wiederholten Versuche müssen einen Grund mehr zur Erfor-

schung der wirklichen Ergebnisse der neueren Wissenschaft darbieten. Es ist wahr, daß die christliche Offenbarung auf allgemeinen, durch vereinzelte Einwürfe nicht leicht zu erschütternden Gründen ruht. Es ist wahr, daß ihre innere und äußere Gewißheit aus mannigfaltigen und zahlreichen Betrachtungen besteht, welche so mächtig in einander verspündet, verschränkt und vernietet sind, daß ein theilweiser Angriff auf einen Punkt vom Uebrigen getragen wird; so daß wir uns in größere Schwierigkeiten verwickeln, wenn wir annehmen, das ganze System des Christenthums sey in Folge eines einzelnen Einwurfes falsch, als wenn wir unser Unvermögen, zu antworten, gestehen und nichts destoweniger der angefochtenen Sache anhangen.

Aber obwohl die weniger unterrichteten Christen ihre Ueberzeugung trotz der Schwierigkeiten, wovon sie keine unmittelbare Lösung sehen, ungetrübt bewahren können, gibt es doch ein anderes befriedigenderes, anziehenderes Verfahren, dessen Anwendung für Jene, in deren Macht es liegt, beinahe Pflicht ist: nämlich die Einwürfe kühn und geduldig zu prüfen und Stück für Stück zu lösen und zu diesem Zwecke kein ihnen zugängliches Mittel zu vernachläßigen, sich die nothwendige Belehrung zu verschaffen. Ueber unsern endlichen und vollständigen Erfolg dürfen wir durchaus keinen Zweifel hegen. Causa jubet melior superos sperare secundos.

Sind wir fest überzeugt, daß Gott eben sowohl der Urheber unserer Religion sey, wie der Natur, so müssen wir auch durch und durch versichert seyn, daß die Vergleichung seiner Werke in diesen beiden Ordnungen unausbleiblich ein übereinstimmiges Resultat liefern müsse. Es wird daher ein wesentlicher Theil meiner Aufgabe seyn, zu zeigen, wie gerade dieselben Wissenschaften, woraus Einwürfe gegen die Religion entnommen wurden, in ihrem Fortschritte sie selbst gänzlich entfernten; daher wird meine Art, von den einzelnen Wissenschaften zu handeln, mit einer oder zwei Ausnahmen nothwendig geschichtlich seyn. Auf solche Art werde ich einen bedeutenden Uebelstand vermeiden; ich brauche nämlich nicht vorauszusetzen, daß alle meine Zuhörer mit einer genauen Kenntniß so vieler verschiedener

Studien ausgerüstet seyen. Statt dessen schmeichle ich mir, eine kurze Einleitung zu der Geschichte und den Principien jeder Wissenschaft mitzutheilen, indem ich die namhaften Dienste nachweise, die ihr Fortschritt der Religion geleistet hat.

Wir werden sehen, wie die erste Stufe einer jeden zur Freude der Ungläubigen, wie zur Bestürzung des Gläubigen Einwürfe gegen die Religion darbot; wie diese Studien von Vielen, als gefährlich mißrathen wurden; wie sie aber dann bei ihrer weitern Entwickelung zuerst die Schwierigkeiten entfernten, die aus ihrem unvollkommenen Zustande sich ergeben hatten; dann aber dieselben sogar durch gediegene Beweise zu Gunsten der Religion ersetzten. Dieses berechtigt uns, mit gutem Bewußtseyn zu behaupten, daß es wesentlich im Interesse der Religion liege, die Bestrebungen der Wissenschaft und der Literatur in ihren verschiedenen Gebieten zu ermuthigen.

I. Sprachvergleichung.

§. 2.

Stellung der allgemeinen Sprachforschung.

Während ich in der Anordnung meines Stoffes einer bestimmten Ordnung des Zusammenhanges meine Aufmerksamkeit schenke, werde ich doch auch auf allmähliges Steigen des Interesses bedacht seyn; dabei fürchte ich indeß fast, mich eines Fehlers gegen die Taktik schuldig gemacht zu haben, indem ich die Wissenschaft, auf welche ich eben jetzt eingehen will, an die Spitze des Ganzen stelle, da diese doch kaum das allgemeine Interesse der meisten folgenden haben kann. Gleichwohl bin ich sicher, daß ich Alles vollkommen rechtfertigen werde, was ich in diesen einleitenden Bemerkungen vorgebracht habe. Ich meine die Völkerkunde oder enger, die Eintheilung der Nationen nach den Ergebnissen der Sprachenvergleichung — einer Wissenschaft, deren Alter, darf

ich wohl sagen, die Grenzen unserer eigenen Erinnerung nicht viel übersteigt. Bei den Franzosen führt diese Wissenschaft den eigentlichen Namen Linguistik (Sprachenkunde); auch ist sie unter dem Namen der vergleichenden Philologie bekannt. Diese Benennungen zeigen hinlänglich den Gegenstand und die Art und Weise dieses Studiums an, ich habe daher um so weniger irgend eine andere Begriffsbestimmung desselben vorauszuschicken, als die allmählige Entwickelung der Abhandlung, von selbst vollkommen zeigen wird, in welche Classe es einzureihen sey.

Indem ich auf den Gegenstand eingehe, bin ich mir vollständig bewußt, von welchen Schwierigkeiten er umgeben sey; es ist eine Wissenschaft, die noch keine geschichtliche Darstellung erfahren hat und kaum irgend Elementarwerke besitzt; ich mußte die Materalien zu der gegenwärtigen Skizze aus vielen Schriftstellern zusammen bringen. Eine einfache Geschichte dieser Wissenschaft wird aber, wie wir sehen werden, den mosaischen Bericht von der Zerstreuung der Menschen auf eine angenehme Weise bestätigen.

§. 3.

Die biblische Erzählung von der Theilung in Nationen.

Es ist kaum nöthig, Ihnen dieses Ueberbleibsel der Urgeschichte ins Gedächtniß zurückzurufen. Daß die Menschen von Einer Familie abstammten und nur Eine Sprache redeten; daß sie sich in einer Absicht, die mit den Planen der Vorsehung nicht übereinstimmte, vereinigten, und daß der Allmächtige in Folge davon ihre Sprache verwirrte und eine Mannigfaltigkeit der Zungen unter sie brachte, welche eine allgemeine Zerstreuung erzeugte; das sind in Kürze die Umrisse dieser ehrwürdigen Geschichte, wie sie in dem eilften Kapitel der Genesis erzählt wird.

Nach der gewöhnlichen Auffassung der Ausleger zu dieser Stelle bestand jene Verwirrung nicht so fast in der Vernichtung der allgemeinen Sprache, als in der Einführung einer solchen Mannigfaltigkeit von Abänderungen in ihr, welche hinreichen konnte, die Zerstreuung des Menschengeschlechtes zu bewirken. In der That konnte die lange und fruchtlose Bemühung, die Ursprache

zu finden, bloß auf Grund dieser Voraussetzung unternommen werden.

Über das Ganze dieser Erzählung wurde von den Gegnern der Offenbarung als Mährchen, oder Sage behandelt.[1]) Philosophen mögen von uns aus unangefochten sich auf die Erörterung so abstrakter Fragen einlassen, wie diese: ob die Sprache die stufenweise Erfindung des Menschengeschlechtes habe seyn können, oder nothwendig die freye Gabe Gottes gewesen sey, wie Dr. Johnson, Anton und Bonald behaupten[2]); oder aber weder eine bloße Gabe, noch eine Erfindung, sondern nach der neuesten Ansicht des betrauerten Humboldt, ein nothwendiges, von selbst sich ergebendes und von Innen aus gewirktes Resultat der Einrichtung des Menschen durch den Schöpfer.[3]) Wir können ihnen auch die unschuldige Kurzweil gestatten, zu erörtern, ob eine solche Erfindung mit den Hauptwörtern begonnen haben möge, wie Dr. Smith meint[4]), oder mit den Empfindungslauten, wie der Präsident de Brosses und Herder vermuthen.[5]) So lange sich eine solche Untersuchung auf einem bloß eingebildeten

1) „Das Buch Genesis hüllte ein Problem, welches noch keine Philosophie genügend gelöst hat, in einen bezeichnenden, ausdrucksvollen Mythus ein.“ Gesenius, Gesch. der hebr. Spr. und Schr. S. 13. Sieh Geddes's Vorrede zu seiner Uebersetzung des Pentateuchs. 1792. S. XI.

2) Boswell's Leben. Erste Ausg. Bd. II. S. 447. N. G. Anton, Ueber Sprache, in Rücksicht auf Geschichte der Menschen. Görlitz, 1799. S. 31. — Beattie's Theory of Language: Lond. 1788. p. 95. Dieser Satz ist die Grundlage des Systemes von Bonald, wurde aber eifrig bekämpft von Damiron, w. ob. S. 224., Cousin Vorrede zu Maine de Biran's Mouvelles Considerations, Paris 1834. p. XV. u. a. m.

3) Statt der Stelle, welche der Herr Verfasser hier aus Humboldts Schriften hier in der Anmerkung citirt, wird in den Zusätzen das Wichtigste aus dessen neuestem Werke, über die Kawisprache, mitgetheilt werden. Da. Ha.

4) Theory of Moral Sentiments: Edinb. 1813. vol. II. p. 364.

5) De Brosses Traité de la Formation Méchanique des Langues. (anongm.): Paris. 1765. tom. II. S. 220. Herder, Nouveaux Mémoires de l' Academie R. des Sciences Berlin. 1783. p. 382.

Schauplatz umthut, so lange wir mit dem Präsidenten von Kindern reden, die der Pflege der Natur anheim gestellt sind, oder mit Soave von zwei wilden Insulanern, ist das Feld offen, und die Untersuchung ohne Gefahr.

Aber andere Schriftsteller blieben hiebei nicht stehen, sondern trugen ihre Betrachtungen dieses Gegenstandes auf das Gebiet der Geschichte über; so nimmt Maupertuis an, das Menschengeschlecht sey ursprünglich ohne Sprache gewesen, bis die verschiedenen Zweige desselben, allmählig einzelne Mundarten erfunden hätten. [1]) Rousseau und Volney schildern den Menschen als das »mutum et turpe pecus (stumme und häßliche Thier)« der Alten; nach den Worten des Letztern, durch Zufall auf ein wildes verworrenes Land, als Waise von der ungekannten Hand, die ihn hervorgebracht hatte, hingeworfen wie er war«, hatte er nun die ersten Grundanfänge des geselligen Lebens zu entdecken, und das größtentheils nach dem Princip durch das Verfahren, welches der epikureische Dichter beschreibt:

Ergo si variei sensus animalia cogunt
Muta tamen quom sint, varias emittere voces;
Quanto mortaleis magis aequum est tum potuisse
Dissimileis alia atque alia res voce notare.

Lucretius V. 1086.

Diese Ansicht von dem Ursprunge der Sprache wird gegenwärtig nicht selten wieder vorgebracht. So machte Charles Nodier eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: Vorbegriffe der Linguistik im Temps, September und Oktober 1833, bekannt, worin er behauptet, die Sprache sey das Erzeugniß menschlicher durch sich selbst wirkender Kräfte. Selbst Schriftsteller, auf welchen nie der Verdacht ruhte, gegen die Bibel streitende Meinungen gehegt zu haben, scheinen sich manchmal demselben Wahne hinzugeben. [2])

---

1) Dissertation sur les differans moyens dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées. — Hist. de l' Academie Roy. Berl. 1756. p. 335.

2) z. B. Dr. Murray, in seiner Gesch. der europäischen Sprachen. 1823. Thl. 1. S. 28.

Der Marquis de Fortia d' Urban geht weiter und läugnet gleich die Geschichte der Zerstreuung, wie wir sie bei Moses lesen, und in der That auch die göttliche Eingebung des geschichtlichen Theiles der Schrift. [1])

Wird die Untersuchung auf solche Art getrieben, so scheint sie die Glaubwürdigkeit der mosaischen Urkunden in Betreff der frühesten Menschengeschichte mit in Frage zu stellen. Da wird es dann unsere Pflicht, gerade jenem Studium weiter nachzugehen, welches solchen Einwürfen Entstehung oder Stärke gab; und wir werden bald einsehen, daß es die Wahrhaftigkeit des jüdischen Geschichtschreibers um so mehr bestätigt hat, je mehr es sich der Vollendung näherte.

§. 4.

Anfang der Sprachforschung.

Die Geschichte des vergleichenden Sprachstudiums bietet unter den geistigen Wissenschaften dieselben Erscheinungen dar, wie die Chemie unter den physikalischen. Während diese sich zu einer fruchtlosen Jagd nach dem Stein der Weisen oder einem Mittel gegen alle Krankheiten mißbrauchen ließ, beschäftigten sich die Linguisten mit dem eben so fruchtlosen Unternehmen, die Ursprache aufzusuchen. Beiderseits wurden im Verlaufe der Untersuchungen unstreitig viele und unerwartete Entdeckungen gemacht; aber erst, als ein Princip analytischer Forschung bei der einen wie bei der andern eingeführt war, wurde die eigentliche Natur ihrer Gegenstände bestimmt und gewann man Ergebnisse von einer weit größeren Bedeutung, als die waren, welche zuerst eine so mühesame und große Kraftanwendung verursacht und ermuthigt hatten.

Der Wunsch, die Wahrheit der mosaischen Geschichte darzuthun oder das ehrgeizige Bestreben, die durch göttliche Eingebung zuerst mitgetheilte Sprache zu kennen, war die Triebfeder oder der Beweggrund der mährchenhaften Forschungen der alten Lin-

1) Essai sur l' Origine de l' Ecriture: Paris. 1832. p. 10.

gussten. Denn, schloß man, kann nur gezeigt werden, daß es eine Sprache gebe, welche gleichsam den Keim aller übrigen enthält und einen Mittelpunkt bildet, von welchem aus alle andern sich sichtlich zertheilen, so erhält die Verwirrung in Babel eine schlagende Bestätigung; denn diese Sprache muß einst die allen Menschen gemeinschaftliche Rede gewesen seyn.

Aber hier trat ein ganzes Heer von Nebenbuhlern auf, welche ihre gegeneinander streitenden Ansprüche mit so viel Zuversicht oder so viel Wahrscheinlichkeit vorbrachten, daß eine befriedigende Entscheidung durchaus nicht mehr gehofft werden konnte.

Die Celtische Sprache fand einen eifrigen Vertheidiger an dem gelehrten Pezron;[1]) die Ansprüche der chinesischen wurden von Webb und etlichen andern Schriftstellern mit Wärme vertreten.[2]) Sogar noch in unsern Tagen — denn das Geschlecht solcher Träumer ist noch nicht erloschen — sind Don Pedro de Astarloa, Don Thomas de Sorreguieta, und der Abbe d' Iharce-Bidassouet d' Aroztegui mit demselben Erfolge als Kämpfer für das Biskajische in die Schranken getreten, wie früher der grundgelehrte und unbeholfene Goropius Becanus seine Muttersprache, das Niederdeutsche, als die des irdischen Paradieses darstellte.[3])

Ungeachtet dieser hochstrebenden Ansprüche, schienen die sogenannten semitischen Sprachen, das heißt die im westlichen Asien herrschenden, das größte Gewicht auf ihrer Seite zu haben; aber leider gab es auch hier unter den einzelnen Schwestern Eifersucht und Streit. Die Abyssinier rühmten sich, ihre Sprache

---

1) Antiquité de la Nation et de la Lange des Celtes. Par. 1704.

2) Essay on the probability that the Language of China is the primitive Language. Lond. 1669. The Antiquity of China; or an Historical Essay endeavouring a probability that the Language of China is the primitive Language. Lond. 1678.

3) Astarloa. Apologia de la lengua Bascongada. Madrid. 1803. Sorreguieta. Semana Hispana-Bascognada la unica de la Europa, y la mas antiqua del orbe. Ibid. 1804. D' Jharce etc. theilte seinen Prospektus in französischen Blättern 1824 mit. Sein Werk ist seitdem, wie ich glaube erschienen. Becanus, Origines Antwerpianae; Antw. 1569. pp. 534. seq.

sey der Mutterstamm, von welchem selbst das Hebräische entsprungen sey;[1]) eine Menge syrischer Schriftsteller leitete die Herkunft ihrer Sprache in gerader Linie von Noah und Adam durch Heber ab:[2]) das Hebräische aber war der Prätendent, welcher die zahlreichsten Stimmen zu seinen Gunsten sammelte. Von den Alterthümern des Josephus und den Targumim oder chaldäischen Uebersetzungen des Onkelos und von Jerusalem[3]) bis auf Anton i. J. 1800, haben Christen und Juden dessen Ansprüche als beinahe entschieden betrachtet; und Namen vom ersten Range in der gelehrten Welt, ein Lipsius, Scaliger, Bochart und Vossius haben die Wahrheit vieler ihrer Theorieen der Gewißheit dieser Meinung anvertraut.

Der gelehrte und scharfsichtige Molitor indeß, welcher zur Bestätigung der katholischen Wahrheit die Schatzkammern der rabbinischen Literatur ausgebeutet hat, anerkennt, daß die jüdische Tradition, welche das Hebräische zur Sprache der ältesten Patriarchen und selbst Adams macht, in ihrem buchstäblichen Sinne unzuläßig sey; »doch muß, fügt er sehr scharfsinnig bei, wenn die Bibel das Buch der göttlichen Offenbarung seyn soll, die hebräische Sprache ein zwar verkörperter, aber doch treuer Abdruck jener ersten reinen Ursprache seyn,« wie der gefallene Mensch einige Spuren der ursprünglichen Größe bewahrt.[4])

§. 5.

Zwei Hauptfehler der bisherigen Methode.

Das war der Gegenstand, welchem das vergleichende Sprachstudium in der Regel anfangs seine Aufmerksamkeit zuwendete.

---

1) Sieh die Vorbemerkungen zu der Editio princeps des neuen Test.; Rom. 1548.

2) Assemani führt sie in der biblioth. orient. tom. III. part. I. p. 314. an. Ibn Challedun, Mas'udi, Haider Rasi und andere arabische Schriftsteller sind derselben Meinung. Sieh Quatremère's gelehrten „Versuch" im Nouveau Journal Asiatique. März. 1835.

3) Joseph. Archaeolog. L. I. c. 1. die Targumim über Genes. XI. 1.

4) Philosophie der Geschichte, erster Band. S. 329. f.

In der Art, wie dabei verfahren wurde, lassen sich zwei wesentliche Fehler bemerken, welche beide eine Folge des beschränkten Standpunktes waren, von welchem aus die Untersuchungen angestellt wurden. Der erste war, daß man kaum irgend eine andere Verwandtschaft unter Sprachen zugelassen zu haben scheint, außer die der geradlinigen Abstammung. Nebeneinander herlaufende Abkunft von gemeinsamer Wurzel kam den Gelehrten kaum irgend einmal in den Sinn: sobald zwei Sprachen eine Aehnlichkeit miteinander hatten, schloß man sogleich, die eine müsse von aus der andern entstanden seyn.[1]) Diese Art zu schließen zeigte sich besonders bei solchen Schriftstellern, welche über die semitischen Dialekte handeln; indeß gibt es auch sonst sonderbare Beispiele davon.

So wurde von Lipsius und Salmasius schon früh eine Verwandtschaft zwischen der persischen und deutschen Sprache wahrgenommen;[2]) aber man wußte die Erscheinung nicht anders zu erklären, als daß die eine von der andern müsse entlehnt haben. »Die heutige persische Sprache, sagt der gelehrte David Wilkins, ist aus vielen morgenländischen und europäischen Wörten zusammengesetzt, nämlich aus lateinischen, deutschen und griechischen.«[3]) Früher hatte Walton die nämliche Meinung als gewiß ausge-

---

1) Folgende Stelle von einem Author, mit dessen Meinungen ich übrigens selten übereinstimme, mag diese Behauptung erläutern: „Man muß sich die Völker und Zungen nicht in senkrechten Linien vorstellen. Unter ihnen findet kein Recht des Vorganges im Alter oder der Erstgeburt Statt. Die Frage, welche man oft aufwerfen hört, ob die Sprache A älter sey, als die Sprache B, ist kindisch und hat eben so wenig Sinn, wie in der Regel die scholastischen Streitreden in Betreff der Stammsprachen.“ Principes de l' Etude Comparative des Langues par le Baron de Mérian. p. 12. Par. 1828.

2) Lipsius Epist. ad Belgas; Antw. 1602—4. Lalmasius de ling. Hellenist. p. 378. Von Skaliger wird oft angemerkt, er habe diese Aehnlichkeit bemerkt (s. Wilkius gleich unten,) aber im 228sten Briefe an Pontanus schreibt er: „Nichts kann einer andern Sache unähnlicher seyn, als das Deutsche dem Persischen.“

3) Vorrede zu Chamberlayne's Oratio Dominica. p. 7. Amst. 1715.

sprochen. »Wie das persische Volk selbst ein Gemische aus Griechen, Italern, Arabern und Tataren ist, so ist auch seine Sprache aus denen dieser Völker zusammengesetzt? [1])

Dieses Princip verleitete den scharfsinnigen und gelehrten Reland zu einem noch sonderbareren Irrthum über den nämlichen Gegenstand. Er hatte die indischen Wörter, welche in alten Schriftstellern aufbewahrt sind, gesammelt und fand, daß viele derselben durch das Persische erklärt werden könnten. Doch brachte ihn dieß nicht zu der Vermuthung, daß zwischen der indischen und persischen Sprache eine Verwandtschaft herrsche; sondern da er keine Gründe kannte, kraft welcher er sich mit der gewöhnlichen Auskunft, eine Entstehung der einen aus der andern anzunehmen, hätte behelfen können, war er unfähig, diese Aufgabe nach irgend einem damals bekannten Principe zu lösen; er schloß daher, die so gesammelten Wörter seyen nicht indisch, sondern persisch und wenn die Alten sie für indisch ausgäben, so sey dieß ein Mißverständniß von ihnen. [2]) Selbst in neuerer Zeit wollte Abbe Denina [3]) die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und Griechischen nicht anders, als durch die Annahme erklären, daß die alten Deutschen eine kleinasiatische Niederlassung gewesen seyen; so daß wir wahrhaftig mit dem Dichter ausrufen möchten

Hic quoque sunt igitur Grajae, quis crederet, urbes
Inter inhumanae nomina barbariae;
Huc quoque Mileto missi venere coloni,
Inque Getis Grajas constituere domos. [4])

---

1) Prolegom. XVI. §. 2.

2) De Veteri Lingua Indica Dissertat. Miscellan. tom. I. p. 209. Traject. ad Rhan. 1713. Sieh die Berichtigung derselben von Prof. Tychten Append. IV. zu Heerens Researches vol. II. p. 376. Oxford. 1833.

3) Sur les Causes de la Différanee de Langues, Nouvelles Mémoires de l' Académie Royale. 1783. p. 542. Berlin. 1785.

4) Ovid. Trist. l. III. El. IX.

Also auch hier, wer glaubte es wohl, sind griechische Städte
Unter dem Namengekreisch' einer barbarischen Race;
Hieher auch von Milet entsendet sind Siedler gekommen
Mitten im getischen Volk griechische Häuser zu bau'n.

Der zweite Irrthum in der Art und Weise dieses Studiums bestand darin, daß es beinahe ganz durch Ableitung und nicht durch Vergleichung betrieben wurde. Wollten nämlich die erwähnten Schriftsteller die Abstammung anderer Sprache von derjenigen, für welche sie Partey genommen hatten, beweisen, so waren sie nothwendig zu diesem Auskunftsmittel getrieben. Aehnlichkeit von Wörtern oder Formen hätte bloß die Annahme einer Verwandtschaft unter den Sprachen, worin sie vorkommen, begründen können; daher wollte man lieber in der Lieblingssprache ein vermeintliches Stammwort, welches die Bedeutung des untersuchten Ausdruckes gleichsam im Keime enthielt, ausfindig machen, als den Verwandtschaften in Schwestersprachen nachforschen, oder selbst nur sich auf eine Zerlegung der offenbaren Bestandtheile in der eigenen Sprache einlassen. So leitet, wenn ich mich recht erinnere, Jennings, irgendwo in seinen jüdischen Alterthümern das griechische Wort Asyl ἄσυλον von dem hebräischen אֵשֶׁל eschel, »Eiche, Hain« her, trotz der einfachen Ableitung, welche von den Alten angegeben wird, nämlich ἀ priv., »un-,« und συλάω »plündern,« was in der Zusammensetzung die Bedeutung »unverletzlich« bildet. Mit gleichem Rechte könnten wir das englische Zeitwort cut off (abhauen, abschneiden) von dem syrischen קטף Kataf ableiten, welches das Nämliche bedeutet.[1]) Vielgelesene Werke, welche die angeforderten Rechte der hebräischen Sprache vertreten, wimmeln noch heut zu Tage von derlei sonderbaren Ableitungen. Auch andere Schriftsteller verschmähten diese Methode nicht. So zum Beispiel erklärt Becanus jeden Namen, der sich in der ältesten Geschichte der Genesis findet aus dem Holländischen; und wenn er in seiner eigenen Sprache eine mögliche Auflösung derselben entdeckt, so macht er triumphirend den Schluß, daß diese Namen in dieser Sprache seyen gegeben worden. Wer kann noch einen Augenblick zweifeln, daß Adam und Eva Niederdeutsch redeten, wenn er

1) Deutsche könnten das Wort „Gebilde" ebensogut für syrisch halten, da Gebilto im Syr. nichts anders bedeutet, als das gleichlautende Wort in unserer Sprache. D. Uebers.

hört, daß der Name des ersten Mannes sich deutlich in Ha (Haß) und Dam, zerlegen läßt, weil er als Damm gegen den Haß der Schlange dastand; und der seiner Gattin in E (Eid,[1]) und Vat (Gefäß, Faß), weil sie das Gefäß des Eides, oder der Verheißung eines Erlösers war.[2])

§. 6.

Fortschritt zur faktischen Methode.

Aber, um unsern Gegenstand nicht aus dem Auge zu verlieren, die Fehler, welche ich in der frühesten Geschichte unserer Wissenschaft bezeichnet habe, waren die natürliche Folge der Gegenstände, womit sie sich beschäftigte. Ehe irgend gute Ergebnisse konnten erwartet werden, mußte nothwendig zu gleicher Zeit sowohl der Gesichtspunkt, als das Feld des Sprachforschers erweitert werden. Es war nothwendig, nach einer neuen Methode und ohne die heillose Systemesucht zu beginnen, und die Sammlung von Thatsachen war die unerläßliche Grundlage solcher Fortschritte. »Hier hat man, wie auch sonst,« sagt Abel-Remüsat, »damit angefangen, Systeme zu bauen, statt sich auf die Beobachtung der vorkommenden Erscheinungen zu beschränken.«[3])

Hätten die Neuern ihre Studien bei diesem ersten Punkte beginnen müssen, so wären gewiß viele Jahre verflossen, ehe sie hätten ihre Reife erreichen können, denn die Sammlung von Stoff hätte eine beträchtliche Zeit erfordert. Glücklicher Weise hatten indeß die ältern Schriftsteller hierin Manches gethan, wenn gleich ohne bestimmten Plan. Reisende hatten unter andern Seltenheiten aus Ländern, welche sie besucht hatten, Verzeichnisse von Wörtern mitgebracht; Missionäre, auf einem höhern Standpunkte stehend, lernten die Sprachen von Völkern, welche sie bekehrten, und schrieben Elementarwerke zu ihrer Unterweisung.

---

1) Das Wort E oder Ehe, das jetzt den Bund der Gatten bedeutet, hatte früher im Deutschen einen weitern Umfang; so sagte man die alte E oder Ehe, für: altes Test. D. Ue.

2) Wie ob. S. 539.

3) Recherches sus les Langues Tartares: Paris. 1820. p. XVIII.

Aus diesen beiden Quellen flossen die Sammlungen, welche zur Betreibung des vergleichenden Sprachstudiums nothwendig waren.

§. 7.

Verschiedene Sammlungen.

Der erste Reisende, welcher daran dachte, seinen Bericht mit Verzeichnissen von fremden Wörtern auszustatten, war der unterhaltliche und leichtgläubige Pigafetta, ein Begleiter von Magelhaens bei der ersten Fahrt um die Erdkugel. Am Schlusse seines Tagebuches beschenkt er uns mit drei sehr magern Wörterbüchern; das erste ist brasilianisch; das andere von seinem patagonischen Riesen, dessen Gestalt in seinem Buche so sehr in die Augen fällt, aus der tehuelischen Sprache gesammelt; das dritte von Tidore einer der Molukken.[1]) Seinem Beispiele folgten spätere Seefahrer; beinahe jeder Reisende, welcher neue Länder erforschte, oder in den bereits gekannten zur vollständigern Belehrung eine Nachlese hielt, sammelte, jedoch oft ohne Urtheil und beinahe immer ungenau, Proben von dieser Art.[2]) Viele solche Sammlungen wurden auf Bibliotheken niedergelegt und in der Folgezeit von Gelehrten benützt. Der scharfsinnige Reland, dessen Arbeiten in diesem Gebiete der Literatur sehr stark vernachläßigt worden sind, gab aus derartigen Handschriften der Bibliothek zu Leyden Vokabulare der malajischen, cingalesischen, malabarischen, japanischen und javaischen Sprache heraus. Auch gab er sich besondere Mühe, von Reisenden Proben der amerikanischen Sprachen zu sammeln.[3]) Auf gleiche Weise leisteten die

1) Erster Band, dritte Ausg. des Werkes: Navigationi et viaggi raccolti già da M. Gio. Bat. Ramusio. Ven. 1563 p. 370. — Die religiösen Begriffe sind im Wörterverzeichniß von Tidore arabisch ausgedrückt.

2) S. Balbi's introduction à l'Atlas Ethnographique du Globe. Paris, 1826. pp. 27. seqq. u. p. C.

3) De linguis insularum quarumdam orientalium Dissert. Misscell. pars 3. Traject. 1708. p. 57. Er fügt kurze Verzeichnisse von Wörtern bei, die auf der Salomonsinsel, auf Cocas, Neu Guinea,

Sammlungen von Messerschmidt, die er während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Sibirien angelegt, und in der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg niedergelegt hatte, dem Sprachforscher Klaproth ausgezeichnete Dienste, als er seine Asia polyglotta verfaßte.[1])

Andachtsbücher ließen die Missionäre natürlich zum Gebrauch jener Nationen, die sie zum Christenthume bekehrten, zuerst drucken und diese enthielten unfehlbar das Gebet des Herrn. Um zur Vergleichung mannigfaltiger Sprachen eine gleichförmige Probe zu haben, konnte man sich daher kein Muster leichter verschaffen. Kleinere Sammlungen davon hatten schon Schildberger, Postell und Bibliander gemacht; aber der Naturforscher Gesner faßte zuerst den Gedanken, daraus ein Muster für eine Uebersicht bekannter Sprachen anzulegen, und im Jahre 1555 gab er seinen Mithridates heraus, welcher durch die erweiterte, aber weniger sorgfältige Ausgabe von Waser mehr bekannt wurde.[2]) Das Verdienst dieses Werkchens besteht darin, daß es für spätere Erwerbungen einen Kern bildete; und obwohl wir lächeln müssen, wenn wir es neben seinem corpulenten Namensgenossen von Adelung und Vater stehen sehen, so ist es doch ergötzlich, die Spuren dieses ausgezeichneten Denkmals menschlicher Betriebsamkeit bis zu dem kleinen Wörterbuche Gesners zu verfolgen. Hier sind die Sprachen in alphabetischer Folge geordnet, die Hälfte

---

Mosesinsel, Mu und Madagaskar im Gebrauche sind und schließt S. 137. daß allen das Malaische zu Grunde liege. Dieses hat sich, wie wir sehen werden, gründlich bestätigt. De linguis Americanis ibid.

1) Paris 1823 p. VIII.

2) Mithridates Gesneri, Gaspar Waserus recensuit et libello commentario illustravit. Tigur. 1610. Zwischen diesen zwei Ausgaben erschien das Werk zu Rom, ohne irgend eine Anerkennung des Vorganges, als Anhang zu F. Angelo Rocca's Bibliotheca Vaticana illustrata; Rom 1591 S. 291—376. Der Verfasser gibt vor, er habe die Materialien selbst gesammelt, S. 310—364., jedoch hat er das ganze Gesner'sche Werk abgeschrieben, selbst mit Beibehaltung der Druckfehler und nur etliche unbedeutende Zusätze beigefügt.

davon aber falsch betitelt oder bestimmt, und wenn man hört, daß die Sprache der Götter einen eigenen Platz daselbst einnimmt, weil sich Homer einer solchen Täuschung hingegeben hat, so läßt sich leicht ermessen, wie viel kritischen Werth es besitze. Diese und die folgenden Sammlungen von Müller, Lüdeke, Stark und Andere wurden vollständig verdunkelt und überflüssig durch die ausgedehnteren Uebersichten von Wilkins und Chamberlayne, welche nach dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts zu Amsterdam erschienen. [1])

§. 8.

Neue Epoche seit Leibnitz.

Dieser Zeitpunkt führt uns zu einer Periode, wo die Wissenschaft, so unvollkommen ihre Principien auch noch lange nachher mögen geblieben seyn, wenigstens ein sehr weit ausgebreitetes Feld zur Bearbeitung übernahm und den Charakter ihrer Beobachtungen und Versuche in der Art veränderte, daß der Weg zu wichtigern Entdeckungen bereitet wurde. Hier findet vielleicht der Entscheidungsmoment sowohl für die Völkerkunde als für die Religion statt.

Der Name Leibnitz ist der Ring, welcher die Wissenschaften des Zeitraumes, den wir jetzt erreicht haben, zusammenfaßt. Müßten wir die Bestrebungen dieses großen Mannes mit Einem Worte ausdrücken, so könnten wir das bloß, indem wir sagten, das sey die Philosophie. Aber das wäre eine Unbild gegen seinen Ruf; denn Viele bewerben sich um einen solchen Ruhm und erlangen ihn, indem sie irgend ein nachträgliches Licht auf irgend einen ganz einzelnen Zweig der Wissenschaft werfen. Der Geist des Leibnitz ist mit dem Prisma seines großen Nebenbuhlers zu vergleichen; der Eine Strahl brach sich bei dem Durchgange durch ihn, in tausend mannigfache Farben, die alle hell,

1) Oratio dominica in diversis omnium fere Gentium linguis versa, Editore J. Chamberlaynio Ams. 1715. Es ist mit Briefen von Fr. Nicholson, Leibnitz und Wotton begleitet.

alle leuchtend und in beinahe unbemerkbaren Abstufungen von Licht, nicht von Schatten, verbunden waren. In seinen Schriften folgen wir dem Lichtfaden, welcher durch den ganzen Kreis der Wissenschaften mannigfach wechselnd und spielend sich hindurchzieht; gehen wir ihm bis in sein Innerstes nach, so finden wir, daß all seine zerlaufenden Verästelungen von einem einzigen Anfang, einem hellleuchtenden und lebendigen Runs philosophischer Gedanken entsprangen. In ihm fand zuerst die Mathematik, Moralphilosophie, Geschichte und Philologie eine gemeinsame Stätte, und selbst Männer, die in einem dieser Studien gründlich bewandert waren, huldigten dem Ansehen des Mannes, welcher Geistesmacht genug besaß, sie alle zu umfassen und ihnen die vortheilhafte Beisteuer wechselseitiger Zusammenwirkung abzugewinnen.

Von einem solchen Manne dürfen wir in jeder Wissenschaft, wo diese Vereinbarung verschiedenartiger Gewinnste besonders nothwendig war, wesentliche Förderungen erwarten. Eine solche war die Völkerkunde, welche auch wirklich Leibnitzen jene Principien verdankt, die ihr einen Platz unter den Wissenschaften einzunehmen gestatteten. Obwohl man nach einigen Stellen in seinen Werken annimmt, er habe die Rechte der hebräischen Sprache als der ursprünglichen, in Schutz genommen, so verwirft er doch diese Ansprüche deutlich in seinem Briefe an Tenzel. [1]) Sey dem aber, wie ihm wolle, so muß zugegeben werden, daß er in dem Gebiete bloßer Wortvergleichung zuerst gesunde Principien aufgestellt habe; ja es gibt schwerlich eine von den Anhängern dieses vergleichenden Systemes in neuerer Zeit ausgesprochene Analogie, die er nicht irgendwo zum Voraus bezeichnet hätte; mehrere seiner Hoffnungen sind erfüllt, viele seiner Muthmaßungen bestätigt worden.

Statt das Sprachenstudium auf den unnützen Zweck zu beschränken, den die frühern Philologen verfolgten, sah und bezeich-

1) G. Leibnitii Opera omnia, Edit. Dut. tom. VI. part. II. p. 232. Eine ähnliche Ansicht spricht Hermann von der Haardt in einem Briefe an hin aus. p. 235.

nete er dessen Brauchbarkeit für die Förderung der Geschichte, um die Wanderungen alter Völker aufzuspüren und selbst über das Dunkel ihrer frühesten und unbestätigsten Berichte vorzudringen.[1]) Diese Erweiterung des Gesichtsfeldes mußte natürlich eine Veränderung der Methode verursachen. Mochte sich Leibnitz gelegentlich zum Zeitvertreib läppischen Ableitungen ergeben, so sah er doch deutlich ein, daß man, um den Kreis der Brauchbarkeit, die er jener Wissenschaft zu geben wünschte, zu erweitern, eine Vergleichung zwischen Sprachen anstellen müsse, die räumlich sehr weit von einander entfernt wären. Er klagt, daß die Reisenden in Sammlung von Sprachproben nicht fleißig genug seyen,[2]) und sein Scharfsinn lehrte ihn, eine gleichförmige Liste, welche die nächsten und einfachsten Begriffe enthielt, in Vorschlag zu bringen, nach welcher dieselben angelegt werden sollten.[3]) Er forderte seine Freunde auf, Wörter in vergleichenden Tabellen zu sammeln, das Georgische zu erforschen, das Armenische mit dem Koptischen zusammenzustellen, und das Albanesische mit dem Deutschen und Lateinischen.[4]) Durch seine Aufmerksamkeit auf diese Bestrebungen und durch die eigenthümliche Schärfe seines Geistes kam er auf Muthmassungen, welche durch neuere Untersuchungen auf-

---

1) „Ich finde nichts so geeignet, Verbindungen der Völker zu beurtheilen, wie die Sprachen. So zum Beispiel lehrt uns die Sprache der Abyssinier, daß sie eine Ansiedelung von Arabern sind." Lettre au P. Verjus ib. p. 227. Quum nihil majorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebeat, quam collatio linguarum etc. Desiderata circa Linguas Populorum. ib. p. 228. La Croze (Commerc. Epistol. tom. III. p. 79. Lips. 1742) u. Reland (ubi sup. p. 78.) fassen dieses Studium vom nämlichen Gesichtspunkte aus.

2) „Schade, daß die Verfasser von Länderbeschreibungen und Reiseberichten Muster von den Sprachen der Völker beizufügen unterlassen; denn das würde dazu dienen, deren Ursprung aufzuhellen." Monumenta varia inedita, ex Musaeo J. Feller, trim. XI. p. 595. Jena 1717.

3) Desiderata (ubi sup.)

4) Tom. V. p. 494.

fallend bestätigt worden sind. So zum Beispiel vermuthet er, es möge zwischen dem Koptischen und Biskajischen, der Sprache Aegyptens und der Pyrenäen eine Verwandtschaft herrschen,[1]) eine Vermuthung, welche der verstorbene Dr. Young, wie sich später zeigen wird, mit mathematischer Genauigkeit als wahr erwiesen hat.

Wenn ich vorher bemerkte, daß das sowohl in Beziehung auf die Religion als auf die Völkerkunde der entscheidende Moment des Studiums gewesen sey, so läßt sich der Grund davon leicht angeben. Das alte Band, welches bisher alle Sprachen vermöge ihrer angenommenen Abstammung vom Hebräischen in einer gewissen Verwandtschaft gehalten hatte, war jetzt gebrochen oder gelockert und durch kein anderes ersetzt.

§. 9.

Untergang des alten Verfahrens.

Der Stoff des Studiums, woraus die neuere Wissenschaft in schönen Verhältnissen hervorgehen sollte, war noch im Zustande des Gusses, ohne Form und Verbindung. Bei der Aufsuchung neuen Stoffes schien jeder Tag eine neue, von allen vorher gekannten unabhängige Sprache zu entdecken, und folglich die Schwierigkeit, Erscheinungen mit der mosaischen Erzählung zu vereinbaren, immer zu vergrößern. [2])

Jetzt genügte es nicht mehr, etliche etwas ähnliche Wörter in drei oder vier Sprachen zu finden, und daraus auf den gemeinsamen Ursprung aller zu schließen. Als ein Beispiel dieses älteren Verfahrens will ich das Wort Sack, ein vorzügliches

---

1) S'il y avait beaucoup de mots Basques dans le Cophthe, cela confirmerait une conjecture que j'ai touché, que l'ancien Espagnol et Aquitanique pouvait être venu d'Afrique. Vous m'obligerez en marquant un nombre de ces mots Cophtho-Basques. Ib. p. 503. auch II. p. 219.

2) Es war eine allgemeine Annahme, daß die Zahl ursprünglicher Sprachen bloß etwa siebenzig seyn könnte. Sieh Hervas Origine, Meccanismo ed Armonia degl' Idiomi. p. 172. Cesena. 1785.

Lieblingsthema der ältern Etymologen, anführen. Goropius Becanus, den ich wieder einmal als Stellvertreter der alten Schule muß auftreten lassen, gibt dafür, daß dieses Wort sich in so vielen Sprachen finde, den scharfsinnigen Grund an, in Babel habe gewiß Keiner seinen Quersack vergessen, was er auch sonst dort möge zurückgelassen haben. Diese triftige psychologische Voraussetzung bestätigt er durch seine eigene Beobachtung. Unser gelehrter Doktor wurde einstmals zu einem Deutschen gerufen, welcher sich in einem jähen Anfalle des Gehirnfiebers, woran er litt, selbst durchbohrt hatte; aber obwohl der Kranke schreckliche Qualen ausstand, wollte er doch weder einen seiner Brüder noch den Arzt in seine Nähe kommen lassen. „Der arme Wicht, bemerkt er, dachte nicht daran, daß wir Naturkundige seyen und bereit stünden, seiner Zerrüttung abzuhelfen." Ungeachtet aber jene Zeichen hinlänglich kund gaben, daß er außer sich und nicht beim Verstande sey, so vergaß er doch einen Gegenstand nicht, in Betreff dessen seine Vernunft vollkommen bewußt zu seyn schien — einen Sack voll Thaler, den er unter seinem Kissen hatte. „Kein Wunder also," ruft unser Philosoph aus, indem er seinen Beweis geschickt von dem Inhalte zu dem Enthaltenden und von dem Gegenstande zu dessen Namen überträgt, „kein Wunder, daß zu Babylon Niemand den Ausdruck für ein so wichtiges Stück vergessen hat." [1]) Indeß wird man schwerlich finden, daß die zahlreichen Beispiele, die man von diesem Worte gesammelt hat, aus mehr, als zwei einzigen Sprachfamilien, nämlich der semitischen und indogermanischen, genommen sind. Auf gleiche Weise zieht Graf von Gebelin, welcher sich zuletzt auf dem alten Systeme zu behaupten gesucht hat, öfters in Bausch und Bogen Schlüsse auf eine allgemeine Verwandtschaft, nachdem er Wörter von den verschiedenen semitischen oder germanischen Dialekten unter sich verglichen hat. [2])

---

1) Ubi sup. p. 578.

2) Monde Primitif, vol. III. pp. 30. seq. Paris 1775 — 81. zur Erläuterung seines: „Ersten Principes: die Sprachen sind nur Dialekte einer einzigen." Auch §§. 290. ff.

§. 10.

Die strengere Sprachvergleichung scheint der Offenbarung immer gefährlicher zu werden.

Diese Weise zu schließen mußte indeß jetzt in Verfall kommen, und einstweilen durfte kein allgemeiner Grundsatz an deren Stelle gesetzt werden. Bloß eine analytische Methode konnte zugelassen werden, welcher zufolge die grammatischen Bestandtheile der Sprachen zergliedert und gleich ihren Wörtern verglichen werden mußten, wonach aber zwischen zwei Sprachen nur eine Verwandtschaft zugegeben wurde, wenn dieselbe nicht eine sehr strenge Probe aushalten konnte. Es sollte daher scheinen, daß die Untersuchung, je weiter sie fortschritt, um so gefährlicher den verbotenen Grund der göttlichen Schriften hätte übertreten sollen.

In diesem Stücke läßt sich wirklich in den Werken eines Schriftstellers, der gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts in mühsamen Untersuchungen und in Anhäufung von Stoff für diese anziehende Wissenschaft, alle seine Vorgänger hinter sich zurückließ, eine unruhige Befangenheit wahrnehmen. Das war der unermüdete und gelehrte Jesuit Don Lorenzo Hervas y Pandura, welcher in einer Reihe von Werken, die größtentheils in seiner Idea dell' Universo enthalten sind, den bereits beschriebenen Vorrath durch gewaltige Zuthaten vermehrte. Freilich genoß er den Vortheil, zu einer religiösen Gesellschaft zu gehören, welche in ihrem eigenen Kreise Männer hatte, die in jeder Gegend des Erdballes gereist waren und gepredigt hatten. So erhielt er nicht nur persönliche Belehrungen über wenig gekannte Sprachen, sondern war auch im Stande, sich viele Grammatiken, Wörterbücher und Schriften zu verschaffen, welche in Europa sonst schwerlich waren gesehen worden. Da ihm solche Materialien zu Gebot standen, gab er Jahr für Jahr zu Cesena seine zahlreichen Quartbände über Sprachen heraus, [1]) welche

1) Seine vorzüglichen Werke sind folgende: Catalogo delle lingue conosciute, e notizia della loro affinità e diversità. 1784. Ori-

dann in Spanien, durch seine Freunde übersetzt, erschienen. [1])

Das große Verdienst von Hervas ist sein unermüdeter Eifer und Fleiß im Sammeln; in seinen Werken findet sich kaum ein Versuch zu systematischer Anordnung, vielmehr fällt in seinen Bemerkungen bald mehr, bald weniger Verwirrung und Mangel an sichtendem Urtheile auf. Natürlich muß man bei Einem, der über ein so weites Feld wandert, und in der Regel seinen eigenen Weg gehen mußte, zum Voraus Irrungen erwarten; aber so unverdrossen war er in Sammlung von Stoff, daß trotz der Vorsicht, womit seine Resultate anzunehmen sind, dennoch der Bearbeiter der Völkerkunde noch gegenwärtig in seinen Blättern Belehrungen suchen muß, welche die seitherigen Forschungen nicht zu bieten oder zu erweitern im Stande waren. Indeß scheint er bei jedem Schritte zu fürchten, das Studium, das er betreibt, möchte Vorurtheile gegen die Offenbarung erregen. Er bemüht sich augenscheinlich mit großer Aengstlichkeit, das Gegentheil zu beweisen; er widmet diesem Gegenstande lange und sorgfältige Abhandlungen, womit er mehrere seiner Werke eröffnet oder beschließt. [2]) Aber sein Verfahren ist dabei breit und abstrakt und seine Folgerungen scheinen nicht ungezwungen aus den offenbaren Thatsachen hervorzugehen, die er anführt. Die bei diesen Gele-

---

gine, formazioue, meccanismo ed armonia degl' Idiomi, 1785 Aritmetica delle Nazioni, e Divisione del Tempo fra l' Orientali. 1785. Dieses ist eines der anziehendsten und brauchbarsten von Hervas Werken; am Ende des 20sten Theiles seiner Werke findet sich eine Ergänzung dazu. Vocabolario Poliglotto con Prolegomeni sopra più di 150 Lingue. 1787. Saggio prattico delle Lingue. 1787. Hier ist das Vater unser in mehr, als 300 Sprachen und Mundarten, sammt grammatischen Auflösungen und Anmerkungen enthalten.

1) S. Voyage en Espagne par C. A. Fischer; Paris. 1801. II. p. 52. Die Spanische Ausgabe ist bei Weitem vollständiger. Der catalogo de las Lenguas de las Naciones conocidas, Madrid. 1800—5. besteht aus sechs starken Oktavbänden.

2) Saggio prattico; Origine, formazione. pp. 156. seqq.

genheiten von ihm angestellten Wörtervergleichungen aus verschiedenen Sprachen sind wirklich unbefriedigend; denn ein einziger Buchstabe, der sich jederseits findet, ist für ihn schon genug, um den Schluß zu machen, daß auch das ganze Wort dasselbe sey.[1])

Während im südlichen Europa die Interessen dieser Wissenschaft durch diesen bescheidenen und gelehrten Geistlichen gefördert wurden, hob es sich im Norden auf eine glänzendere Weise durch die persönliche Vorliebe und Gönnerschaft einer Kaiserinn. Unter den vielen Verdiensten Katharina's II. um die gelehrte Welt, ist das, daß sie ein umfassendes Werk über Sprachvergleichung entwarf, fortführte und nachher auch leitete, bei Weitem nicht das geringste, wenn gleich ihr englischer Biograph nirgends Erwähnung davon macht.[2]) Indeß ist ihren Ansprüchen durch ein Schriftchen von Friedrich Adelung vollstes Recht zugekommen. Wir erfahren hier, nach ihrem Schreiben an Dr. Zimmermann, daß sie eine Liste von hundert russischen Wörtern ausgezogen und in so vielen Sprachen übersetzt habe, als nur immer möglich. Bald entdeckte sie unerwartete Verwandtschaften und begann eigenhändig vergleichende Tabellen anzulegen. Das Werk des Doktors über die Einsamkeit vermochte sie, diese trockene Arbeit aufzugeben; sie schickte also nach dem Naturforscher Pallas und gab ihm den Auftrag, ihr Unternehmen auszuführen, und es für die Veröffentlichung zu bearbeiten.[3]) Dieser Auftrag paßte aber keineswegs zu seiner Neigung und seinen früheren Beschäftigungen; er wurde ihm gegen seinen Willen auf-

---

1) Beispiele in seinem „Origine," pp. 27. 29. 118. 128. 134. und vocab. Polig. pp. 33. seqq.

2) S. Tooke's Leben Katharina's II. 5te Ausg. Weder Kap. 13. noch 17. wo doch ihre Literärischen Leistungen aufgezählt werden, findet sich irgend eine Erwähnung der Forschungen der Czarin oder des Pallas über diesen Punkt.

3) Katharine der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachkunde. St. Petersb. 1815. Das war in Rußland nicht der erste Versuch, jenes Studium zu befördern. Bakmeister gab hier 1773. den Prospektus zu einem ähnlichen Werke heraus.

gebürdet[1]) und fand folglich eine sehr unvollkommene Ausführung. Unter dem Titel: Linguarum totius Orbis vocabularia comparativa, Augustissimae cura collecta erschienen die zwei ersten Bände zu Petersburg 1787 und 1789. Diese enthalten bloß die europäischen und asiatischen Sprachen: Ein Dritter folgte nicht mehr nach, aber in einer zweiten Ausgabe von Jankiewitsch, (1790—91.) wurden die afrikanischen Dialekte nachgeliefert.

Während Europa an seinen beiden Enden so beschäftigt war, erhielt es eine beträchtliche Hülfe vom fernsten Osten. Im Jahre 1784 wurde die „Asiatische Gesellschaft" zu Kalkutta gestiftet; auf deren Betrieb die Sprachen von Ost- und Südasien bearbeitet zu werden anfingen und Grammatiken und Wörterbücher von Sprachen und Mundarten erschienen, die bis dahin beinahe ganz unbekannt geblieben waren. Der Ausdruck: „Morgenländische Sprachen," erhielt jetzt eine weit ausgedehntere Bedeutung, während er sich früher nur auf die semitischen Dialekte eingeschränkt hatte; das Chinesische, das man früher beinahe für unzugänglich gehalten hatte, fing an, studirt zu werden, bis es später durch den Scharfsinn und Fleiß der französischen Orientalisten seiner Schwierigkeiten entledigt wurde; und Sanskrit wurde von unsern Landsleuten, deren eigentliches Feld war, mit großem Erfolge bearbeitet, worauf es dann in die Hände von Gelehrten des Festlandes überging.

Indeß ist es Pflicht der Gerechtigkeit, zu sagen, daß Rom die Ehre gebührt, zuerst ernstlich dem Studium der indischen Literatur eine ernstliche Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Johannes Werdin, bekannter unter dem Namen Paulinus a Sankto Bartholomäo, gab unter Begünstigung der Propaganda eine

---

1) Pallas bekannte dieß selbst. „Pallas vergleichendes Wörterbuch der europäischen und asiatischen Sprachen, welches er, wie er selbst kurz vor seinem Tode sagte, invita Minerva, und nur auf dringendes Verlangen der Kaiserin Katharine II. nach den von ihr gesammelten und bestellten Hülfsmitteln eiligst zum Druk beförderte, enthält zwar schätzbare Materialien, die aber ohne alle Kritik zusammengestellt sind." Klaproth, Asia Polyglotta. Paris 1823. p. VII.

Reihe von Werken über Sanskrit-Grammatik, wie über die Geschichte, Mythologie und Religion der Hindu heraus. Noch während seines Lebens wurde er von Anquetil dü Perron und andern französischen Kritikern hart angegriffen, aber von den beiden Adelung, seinen Landsmännern [1]) tüchtig vertheidigt. Abel-Remüsat hat später seinem Namen doch Gerechtigkeit widerfahren lassen und bemerkt, sein Unglück bestehe darin, daß seine wenig unterstützten Arbeiten durch die vereinten Bemühungen der englischen Gesellschaft von Kalkutta seyen überboten worden.[2]) Billiger Weise muß auch bemerkt werden, daß die gelehrten Glieder der Kirche in Italien, weit entfernt, irgend eine Unruhe kund zu geben, als die neue und damals noch sehr geheimnißvolle Gattung von Literatur vor ihnen aufgeschlossen wurde, vielmehr dieselbe als eine Aussicht auf frische und wichtige Erweiterungen der Beweise für die älteste Tradition, begrüßten. Dieses Gefühl ist mit besonderem Ernste in einem Briefe von F. Angelo Cortenoris, der lange Missionär in Ava gewesen, an den freigebigen Cardinal Borgia ausgesprochen. [3])

§. 11.

Sammlung von Vaterunsern; Adelungs Mithridates.

Ich werde nur bloß noch auf Ein Werk aufmerksam machen und dann diesen geschichtlichen Theil meines Gegenstandes verlassen, um Ihnen einige seiner Ergebnisse vorzulegen. Ich hätte vielleicht schon erwähnen sollen, daß von der Zeit des Chamberlayne an fortwährend eine Reihe von Sammlungen des Vaterunsers herauskamen, worunter die wichtigste von Hervas gegeben ist. Jede derselben gab vielleicht etwas Neues, aber jede nahm

---

1) Mithridates, Bd. I. S. 134. und IV. S. 56.

2) In der „biographie Universelle," vol. 42. p. 342. ed. ben. 1828., auch in seinen Nouveaux mélanges asiatiques. 1. II. Par. 1829. p. 305. abgedruckt.

3) Ueber die Lesung des „Amarasinha" von F. Paulinus, datirt Udine, Juny 9. 1799. Borgia's Papiere in dem Museum der Propaganda, C.

auch die Irrthümer der früheren auf. Der Plan war durchaus fehlerhaft, wenn damit bezweckt werden sollte, den Charakter verschiedener Sprachen zu zeigen; denn die Uebersetzung eines in seiner Form so eigenthümlichen Gebetes, mußte in jeder Sprache mehr oder minder gezwungen ausfallen, und konnte nie eine so gute Probe geben, wie ein ursprüngliches Stück von einem Eingebornen.

Ueberdieß waren die Sammlungen gewöhnlich in alphabetischer Ordnung angelegt und mit keinen philologischen oder ethnographischen Bemerkungen begleitet. Wirklich wurde das System, statt sich zu vervollkommnen, immer schlechter, bis dergleichen Leistungen in den Händen eines Fry, Marcel und Bodoni zu einem bloßen Luxusartikel der Presse herabsanken, und zu weiter nichts dienen sollten, als die Fertigkeit in Bereitung und im Drucke ausländischer Alphabete zu zeigen. Ein Werk indessen, welches eine solche Sammlung enthält, macht eine sehr ehrenvolle Ausnahme hievon und muß trotz seiner Mängel zu den brauchbarsten und glänzendsten Arbeiten über Völkerkunde gerechnet werden. Ich meine den Mithridates, angefangen von Joh. Christoph Adelung i. J. 1806. Er starb vor der Ausgabe des zweiten Bandes, welcher i. J. 1809 unter der Aufsicht des Dr. J. Severin Vater erschien. Die Materialien zu diesem wurden vorzüglich aus Adelungs Papieren gezogen und dehnten die Untersuchungen, welche sich in dem ersten Bande auf Asien beschränkt hatten, auf die europäischen Sprachen aus; der dritte Band über die afrikanischen und amerikanischen Sprachen rührte ganz von Vater her und erschien von 1812 bis 1816 in einzelnen Lieferungen. Im Jahre 1817 wurde diese werthvolle Sammlung durch einen Supplementband vollendet, welcher viel nachträglichen Stoff von Vater und dem jüngern Adelung nebst einem sehr interessanten Versuche über das Cantabrische oder Biskaische von Baron Wilh. von Humboldt, enthielt. [1])

---

1) Dr. Vater starb den 28. März 1826, in einem Alter von 55 Jahren. Obwohl er sich zu Königsberg und Halle aufhielt, erschien doch sein „Mithridates“ zu Berlin.

In diesem Werke ist die alphabetische Anordnung aufgegeben, dafür sind die Sprachen in Gruppen oder größere Abtheilungen geschaart und jede mit einer sehr sorgfältigen Beschreibung und Geschichte versehen. Dazu kommen Verzeichnisse von Werken, die zu deren Erlernung oder Prüfung dienen, sammt Proben, die größtentheils aus Vaterunsern bestehen. Nach der Ansicht, die sich Adelung über den Ursprung der Sprachen gebildet zu haben scheint, wären sie von den Menschen in verschiedenen Gegenden erfunden worden. [1]) Die Arche Noes oder der babylonische Thurm bleibt indessen von seiner Betrachtung durchaus ausgeschlossen; denn er hat keine Lieblings-Hypothese zu behaupten; [2]) und es möchte scheinen, das Paradies, aus welchem das Menschengeschlecht hervorging, sey seiner Meinung gemäß der Sitz der gegenwärtigen Generation, wonach also jede große Naturumwälzung, wodurch die früheste Menschengeschichte unterbrochen worden, ausgeschlossen wäre. [3]) Mit derlei Meinungen haben wir indessen gegenwärtig nichts zu schaffen; Adelung gibt sie nicht als Ergebnisse seiner schätzbaren Forschungen.

§. 12.

Neuere Resultate.

Bis hieher hat uns der geschichtliche Theil unsers Gegenstandes beschäftigt, und uns unvermerkt zu unsrer eignen Zeit herabgeführt. Sie können daher mit Recht erwarten, daß ich Ihnen meiner Verpflichtung gemäß, den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft darlege und die Bestätigung nachweise, welche aus den neuesten Entwickelungen derselben der biblischen Nachricht von der Zerstreuung der Menschen zugekommen ist.

---

1) Thl. I. Einleitung. Fragmente, u. s. w. S. 11.

2) Ich habe keine Lieblingsmeinung, keine Hypothese zum Grunde zu legen. Ich leite nicht alle Sprachen von Einer her. Noa's Arche ist mir eine verschlossene Burg, und Babylons Schutt bleibt vor mir völlig in seiner Ruhe. Das. Vorr. S. 11.

3) Das. Einl. S. 6. Vergl. 14. 17.

Sie haben gesehen, wie gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts die Unzahl der allmählig entdeckten Sprachen die Wahrscheinlichkeit, daß die Menschen ursprünglich eine gemeinsame Zunge geredet hätten, weit geringer machte, als vorher; während die Zergliederung gewisser angenommener Verbindungen und Aehnlichkeiten zwischen den bereits bekannten, jeden aus der vergleichenden Sprachkunde zu führenden Beweis für ihre Abkunft von einem gemeinsamen Stamme zu versagen schien. Jede neue Entdeckung diente bloß dazu, diese Verwickelung noch zu steigern; und unsere Wissenschaft muß zu jener Zeit einem religiösen Beobachter als ein Studium vorgekommen seyn, das täglich mehr von der gesunden Lehre abweiche und kecke Spekulationen und bedrohliche Muthmaßungen begünstige. Aber gerade in dieser Zeit drang ein Lichtstrahl in das Gemenge der von Sammlern zusammengerafften Materialien und der erste große Schritt zu einer neuen Gestaltung wurde eben damals gethan, indem man jenen Stoff in einzelne gleichartige Massen, gleichsam in Festländer und Meere, in die festen und begränzten und in die beweglichen wechselnden Bestandtheile schied, woraus diese Wissenschaft gegenwärtig zusammengesetzt ist.

Während man früher zwischen Sprachen, die in ihrem Ursprunge nach Geschichte und örtlicher Lage getrennt sind, nur schwankende Verwandtschaften entdeckt hatte, fing man jetzt an, diese mit Sicherheit zu bestimmen.

§. 13.

Der indogermanische Stamm.

Die neuen und wichtigen Entdeckungen von Verwandtschaft zwischen Sprachen brachte die Idiome von Völkern, deren gegenseitige Beziehung keine andere Forschung gezeigt haben würde, in umfassende Gebiete oder Gruppen zusammen. Man fand, daß die germanischen Mundarten von der persischen Sprache beträchtliche Aufhellungen erhielten, daß das Lateinische mit dem Russischen oder andern slavischen Sprachzweigen merkwürdige Berührungspunkte gemein habe, und daß der Bau der griechischen Verba auf

μι ohne hülfreiche Beiziehung der ähnlichen in der indischen oder Sanskrit-Grammatik nicht wohl gründlich verstanden werden könne.

Kurz, es wurde deutlich dargethan, daß Eine Sprache, im eigentlichen Sinne des Wortes, einen beträchtlichen Theil Europas und Asiens durchziehe, und von Ceylon bis Island in einer breiten Strömung querhinlaufend in Einem Bande der Einheit Nationen vereine, welche die unverträglichsten Religionen bekennen, die abweichendsten Einrichtungen haben und nur geringe Aehnlichkeit in Zügen und in Farbe darbieten. Die Sprache, oder vielmehr Sprachfamilie, welche ich hier nur obenhin gezeichnet habe, hat den Namen der Indogermanischen oder Indisch-europäischen erhalten. Da diese Gruppe natürlicher Weise für uns das meiste Interesse darbietet, und am meisten bearbeitet wurde, will ich mich länger bei ihr aufhalten; während ich mich begnügen werde, über andere Familien bloß etliche Bemerkungen im Vorbeigehen zu geben. Wenn Sie aber die Geschichte dieser einen verfolgen, werden Sie vollkommen in Stand gesetzt seyn, zu sehen, wie jede neue Entdeckung darauf hinausgeht, immer noch mehr die gefährlichen Bestrebungen der ersten Perioden unserer Wissenschaft zu berichtigen.

Die großen Glieder dieser Familie sind das Sanskrit, oder die alte heilige Sprache Indiens, das Persische, sowohl das alte als das neue, das man früher als einen Tatarischen Dialekt betrachtet hatte; [1]) das Deutsche sammt seinen verschiedenen Dialekten, das Slavische, Griechische und Lateinische sammt seinen zahlreichen Töchtern. Diesen müssen jetzt, wie wir später sehen werden, auch die keltischen Dialekte beigefügt werden, während obige Aufzählung bloß jene Sprachen enthalten soll, die schon früher zu dieser Art von Einigung zugelassen wurden. Werfen Sie Ihre Augen auf die ethnographische Charte, welche ich Ih-

1) Pauw z. B. erwähnt die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und Persischen „qui est un dialecte du Tartare.“ Recherches Philos. sur les Americains, vol. II. p. 303. Berl. 1770. „La Lingua Persiana moderna é un dialetto corrotto della Tartaro-Mongola.“ Hervas, Catalogo p. 124.

nen zeige, so werden Sie gleich das auf solche Art besetzte Gebiet sehen, nämlich ganz Europa, bloß die kleinen Landstriche ausgenommen, welche von den Biskayern und den finnischen Familien, wohin auch die Ungarn gehören, bewohnt sind; von da dehnt es sich über einen großen Theil des südlichen Asiens aus, nur da und dort von Inselgruppen unterbrochen. Es wäre wirklich ermüdend, die Schriftsteller aufzuzählen, welche die Verwandtschaft der genannten Sprachen oder zweier oder mehrerer davon bewiesen haben; [1]) für unsern Zweck wird es hinreichen, wenn ich vielmehr die Methoden darstelle, die sie eingeschlagen und die Ergebnisse, die sie gewonnen haben.

Die erste und gangbarste Verfahrungsweise, und diejenige, welche zuerst auf diese interessanten Folgerungen führte, war jene, von welcher ich schon oft gesprochen habe: die Vergleichung von Wörtern in diesen verschiedenen Sprachen. Viele Werke haben vergleichende Tabellen von einer sehr großen Ausdehnung dargeboten; die von Col. Vans Kennedy enthält 900 Wörter, die das Sanskrit mit andern Sprachen gemein hat. Die Wörter, bei welchen in verschiedenen Idiomen eine solche Aehnlichkeit gefunden wurde, sind keineswegs solche, die in der Folgezeit durch Verkehr können ausgetauscht worden seyn, denn sie drücken die ersten und einfachsten Bestandtheile der Sprachen, und solche Grundideen aus, welche von Anfang an müssen vorhanden gewesen seyn und die selten irgend einmal ihre Bezeichnungen wechseln. Indem ich die Zahlwörter, welche viele begleitende Bemerkungen erfordern würden, übergehe, will ich folgende Wörter aussprechen: päder, mader, sunu, dochter, brader, manuschja, widhawa, oder juwan und Sie werden sich einbilden, ich trage Ihnen Wörter aus irgend einer europäischen Sprache vor; [2]) und

1) Ein reichhaltiges Verzeichniß der Schriftsteller, welche zu Gunsten dieser Verwandtschaft gesprochen haben, gibt Dr. Dorn: „Ueber die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes" S. 91—120. Hamb. 1827, und von den Gegnern derselben S. 120—135.

2) Jene Wörter bedeuten: Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Mensch, Wittwe, Jüngling (juvenis.) H.

doch ist jeder dieser Ausdrücke entweder Sanskrit oder Persisch. Wenn ich ferner eine andere Gattung einfacher Wörter auswähle, wie asthi (Gr. ὀστοῦν); dentâs Zähne (lat. dentes.) ejumen, Auge (engl. eye) im Zend; bhruwas Augenbrauen; nasa Nase, leb (pers.) Lippe; karu (Gr. χεῖρ) Hand; pad Fuß (pedes πόδες); hrid (nach dem indischen Umlaut hard) Herz; dschânu (pers. s'anu) Kniee (lat. genu); dschiger (pers.) Leber (jecur lat.); stara (Zend) Stern oder dschala kalt (gelu); aghni Feuer (ignis lat.); dharâ Erde (lat. terra), nâvas Schiffe (lat. naves) gô Kuh. sarpa Schlange (serpens lat.) so möchten Sie sich wohl leicht einbilden, Mundarten von Sprachen zu hören, welche der Heimath weit näher liegen; und doch gehören sie alle den genannten asiatischen Sprachen an. Diese Vergleichung kann wirklich so weit getrieben werden, daß etwas phantasiereiche Etymologisten wie von Hammer, sogar rein englische Wörter wie bedroom aus dem Persischen ableiten wollen. [1])

Indeß hätte dieses Zusammentreffen von Wörtern bei den Kennern vom Fache nie für zureichend gegolten, wäre nicht eine noch wichtigere Uebereinstimmung in dem grammatischen Baue dieser Sprachen hinzugekommen. Vor Bopp war dieser Gegenstand noch nie auch nur mit leidlicher Genauigkeit untersucht worden; als dieser aber im Jahre 1816 das Sanskrit-Verbum bis ins Kleinste scharfsinnig zergliedert und mit dem Beugungssysteme der andern Glieder dieser Familie verglichen hatte, blieb kein Zweifel über deren innerste und ursprüngliche Verwandtschaft mehr übrig; [2]) unterdessen hat er seine Forschungen weiter verfolgt, und die Herausgabe eines ausgedehntern Werkes begonnen. [3])

---

1) Sieh dessen vergleichende Zusammenstellungen beinahe in jeder Nummer der Wiener Jahrbücher seit mehreren Jahren.

2) Franz Bopp, über das Conjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griech. latein. persischen und germanischen Sprache. Frankf. 1816.

3) Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen. Berlin. 1833.

Durch die Zergliederung der indischen Fürwörter werden die Unregelmäßigkeiten an den Grundbestandtheilen der Pronomina in allen übrigen Sprachen erklärt. Das Hülfsredewort esse (seyn), welches im Lateinischen aus zwei Bestandtheilen, die zu zwei verschiedenen Wurzeln gehören, zusammengesetzt ist, findet hier beide in regelmäßiger Form; hier finden sich die griechischen Conjugationen mit der ganzen verwickelten Maschinerie der Medien, Augmente und Verdoppelungen, und werden so mannigfach aufgehellt, daß man es wenige Jahre früher für mährchenhaft gehalten hätte. Selbst unsere eigene Sprache kann manchmal durch das Studium entfernter Glieder unserer Familie Licht erhalten. Wo z. B. sollen wir die Wurzel unsers Comparatives: »better« (besser) suchen? Gewiß nicht in dessen Positiv »good« (gut), noch in den germanischen Dialekten, wo sich dieselbe Unregelmäßigkeit findet; aber in der persischen Sprache, haben wir genau denselben Comparativ behter, genau mit der nämlichen Bedeutung, regelmäßig gebildet von seinem Positiv beh gut, gerade wie wir in derselben Sprache bädter (schlechter engl. badter) von bäd (engl. bad) schlecht haben.

Indem ich diese zwei Sprachen in Berührung gebracht habe, kann ich nicht verbergen, daß mich einige Bemerkungen über den Gegenstand, die sich in dem bereits angeführten brauchbaren Werke von Colonel Kennedy finden, ein wenig überrascht haben. Er sagt unter Anderm: »Die geringste Untersuchung der persischen Grammatik muß zeigen, daß sie von der germanischen von Grund aus verschieden ist. Also weder in Wörtern, noch im grammatischen Baue hat die persische Sprache mit der germanischen einige Verwandtschaft.« [1]) Ich kann nicht begreifen, wie irgend Jemand, welcher Bopp's Werk durchgangen, und noch weniger wie irgend Jemand, der in beiden Sprachen nur etwa hundert Seiten gelesen hat, die deutliche Verwandtschaft ihres Baues läugnen kann. Ich muß zu gleicher Zeit bemerken, daß wir, um zwischen ihnen eine rechte Vergleichung anzustellen, das Deutsche nicht bloß nehmen dürfen, wie es jetzt sich findet, sondern auf

1) S. 157.

seine älteren Formen, wie sie in Grimm's unvergleichlicher Grammatik gegeben und nachgewiesen sind, zurückgehen müssen. Hier werden wir zum Beispiel Bildungen des Zeitworts »seyn« treffen, welche mit der persischen Conjugation im engsten Verhältnisse stehen. Indessen widerlegt der gelehrte Verfasser einen Theil seiner Behauptung 60 Seiten später hinlänglich, indem er sagt: »Es muß ferner bemerkt werden, daß die einzigen Sprachen, worin Sanskritwörter vorkommen, das Griechische, Lateinische, Persische und Gothische, sammt den einheimischen Mundarten Indiens sind.« [1]) Indem so die Verwandtschaft zweier Sprachen mit einer dritten anerkannt wird, wodurch sie gleichsam in die Familie, deren Haupt jene ist, als nahe Verwandte derselben aufgenommen werden, wird offenbar zugleich ihr gegenseitiger Verband zugegeben. An einer andern Stelle scheint er sogar alle Verwandtschaft zwischen den Grammatiken des Sanskrit und des Persischen zu läugnen (S. 187.); und in der angeführten Stelle sowie anderswo schließt er das Slavische von dieser Familie aus, obschon dessen Rechte, in ihr Platz zu nehmen, jetzt allgemein zugestanden werden. Es ist quälend, die Abneigung zu sehen, womit er im ganzen Verlaufe seines interessanten Werkes die Verdienste seines Vorgängers verkleinert; und das strenge Urtheil, das er an andern ausübte, ist natürlicher Weise der Maaßstab geworden, an welchen sich seine einheimischen und noch mehr die ausländischen Recensenten gehalten haben.

Sie sehen schon jetzt, und werden es noch mehr sehen, wenn ich auf diesen Punkt nochmals zurückkomme, wie ungemein die Bildung dieser gewaltigen Familie die Zahl unabhängiger Ursprachen vermindert; und andere große Gattungen, wenn ich sie so nennen darf, sind ebenfalls genau bestimmt worden.

---

1) S. 206. Auch S. 9.

§. 14.

Die semitischen Sprachen.

Von den semitischen Sprachen brauche ich nicht zu reden; denn das enge Verhältniß zwischen den Dialekten, die sie ausmachen, nämlich dem Hebräischen, Aramäischen (Chaldäischen und Syrischen) dem Arabischen und der Gees-Sprache oder dem Aethiopischen ist längst anerkannt und auf eine andere Wissenschaft angewendet worden, welche wichtig genug ist, um später einen eigenen Vortrag zu verdienen.[1])

§. 15.

Der malajische Stamm.

Aber das Malajische, wie man es gewöhnlich nennt, bietet in der neuesten Völkerkunde ein ähnliches Ergebniß dar, wie unsere bisherige Untersuchung. Nach Marsden sowohl, als Crawfurd sollte man diese Sprache oder Familie lieber die polynesische nennen, da das eigentliche Malajisch bloß eine Mundart davon ist, und die lingua franca oder die Verkehrssprache des indisches Oceans heißen kann. In allen Sprachen, welche diese Gruppe bilden, findet sich ein großes Streben nach der einsilbigen Form und der Abwerfung aller Endungen, wodurch sie sich der Gruppe der übergangaischen Sprachen nähren, womit Dr. Leyden sie auch wirklich zusammenstellt. »Die einheimischen indisch-chinesischen Sprachen des Festlandes, schreibt er, scheinen in ihrem ursprünglichen Baue entweder ganz einsilbig zu seyn, wie die chinesischen Dialekte, oder neigen sich doch so stark zu dieser Gattung, daß man mit Grund annehmen darf, die mehrsylbigen Ausdrücke, welche sie enthalten, seyen entweder unmittelbar aus dem Pali abgeleitet, oder durch Verschmelzung von einsilbigen gebildet worden. Diese Sprachen werden insgesammt durch Betonung auf unglaubliche Weise verändert, wie die Volkssprache von China.«[2]) Hieher rechnet er aber das Bugische,

1) S. unten den Vortrag über orientalische Studien.

2) „On the Language and Literature of the Indo-Chinese Nations.“ Asiat. Res. vol. X. p. 162.

Javaische, Malajische, Tagala, Batta u. A., welche nicht bloß in Wörtern, sondern auch in der grammatischen Construktion verrathen, daß sie zusammengehören. [1]) Crawfurd, der seine Beobachtung in engere Grenzen einschränkt, kommt zu derselben Folgerung. Nach seiner Ansicht bietet das Javanesische die meisten Elemente der Sprache, welche die Grundlage sämmtlicher von dieser Gattung bildet; besonders mangelhaft ist es in grammatischen Formen, [2]) was nicht minder der Fall bei dem malajischen Dialekte ist. [3]) In der That erkennt er auch eine so starke Aehnlichkeit nicht bloß der Wörter, sondern auch des Satzbaues in den Sprachen, die im ganzen indischen Ocean gang und gäbe sind, an, daß er versichert, sie gehören zu einer Familie. [4]) Marsden spricht sich noch weiter aus und weist der Gruppe noch ein viel umfassenderes Gebiet an. »Außer dem Malajischen, sagt er, sind auf Sumatra noch eine Menge Sprachen im Gebrauche, welche indeß nicht nur unter sich, sondern auch mit jener allgemein verbreiteten Sprache eine offenbare Verwandtschaft haben, welche man auf allen Inseln des östlichen Oceans von Madagaskar bis zu den entferntesten Entdeckungen des Capitain Cook vorherrschend und einheimisch findet; und die eine größere Ausdehnung haben, als sich die römische oder irgend eine andere Zunge rühmen kann. Unbestreitbare Beispiele dieses Zusammenhanges und dieser Aehnlichkeit habe ich in einem Aufsatze mitgetheilt, mit dessen Veröffentlichung in der Archaeologia vol. VII. mich die Gesellschaft der Alterthümer beehrt hat. An verschiedenen Orten ist es mehr oder minder vermengt und verdorben, doch fällt auch zwischen den unähnlichsten Zweigen eine deutliche Identität vieler Grundwörter in die Augen, und bei manchen durch ihre geographische Lage sehr weit von einander getrennten, wie z. B. der Sprache der Philippinen und Madagaskars weichen die Wörter

1) S. 200.

2) History of the Indian Archipelago. Edinb. 1820. vol. II. pp. 5. seqq. 72. 78. 92. u. s. w.

3) S. 41.

4) S. 78.

kaum stärker ab, als bei den Mundarten benachbarter Provinzen desselben Königreiches. [1]) Hier haben wir also wieder eine ungeheure Familie, die sich über einen sehr großen Theil der Erdkugel erstreckt, und viele Sprachen umfaßt, die man noch vor wenigen Jahren für selbstständig hielt; und obwohl ich auf meiner Charte die übergangaische und malajische Gruppe vollkommen geschieden dargestellt habe, möchte es doch beinahe scheinen, als ob zwischen beiden einige Verwandtschaft angenommen werden dürfe.

§. 16.

Weitere Resultate.

Ohne Zweifel werden Sie anerkennen, daß dieser erste große Schritt in der neuern Völkerkunde von der größten Wichtigkeit und dem größten Interesse sey, wenn man ihn in Beziehung auf die Urgeschichte der Menschen betrachtet. Statt von einer Sprachenmenge behindert zu seyn, haben wir sie jetzt auf bestimmte umfassende Gruppen zurückgebracht, deren jede eine große Mannigfaltigkeit von Sprachen, welche man früher für unzusammenhängend hielt, umfaßt, und so gleichsam eine einzige menschliche Familie als Besitzerin eines einzelnen Idiomes darstellt. Diese günstigen Ergebnisse sind durch jeden folgenden Schritt immer gesteigert worden, während jeder Anschein von Unvereinbarkeit zwischen der Zahl der Sprachen und der Geschichte der Zerstreuung immer mehr schwand. Denn ich habe Ihnen jetzt zu zeigen, wie fernere Untersuchungen neue Sprachen ihrer vermeintlichen Ursprünglichkeit beraubt und sie unter bereits entdeckte Gattungen geordnet, oder wenigstens mit entfernten Sprachen in Verbindung gebracht haben. So z. B. nahm Malte-Brün im J. 1812 an, der Indogermanische Stamm sey in der Gegend des Kaukasus durch die dortigen Sprachen, wie das Georgische und Armenische vollständig ununterbrochen; indem diese, wie er sich ausdrückt: »Ihre eigne Familie und einen besonderen Stamm

1) History of Sumatra, Lond. 1811. p. 200.

bildeten.« [1]) Aber Klaproth hat durch seine kaukasische Reise eine bedeutende Beschränkung dieser Behauptung nothwendig gemacht. Er hat nämlich dargethan, oder wenigstens im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, daß die Sprache eines großen Stammes, der Osseten oder Alanen, zu der großen bereits erwähnten Familie gehöre. [2]) Auch das Armenische, welches Fr. Schlegel früher als eine Art von Uebergangssprache betrachtet hatte, die sich eher an den Saum jener Gruppe anklebe, als mit ihr sich verkörpere, [3]) gehört nach Klaproths grammatischer und lexikalischer Prüfung ganz gut ebendahin. [4]) Das Afganische oder Puschtu hat dasselbe Schicksal getheilt. [5])

§. 17.

Das Keltische.

Der größte Beitrag indeß, welcher dieser Familie vermittelst eines emsigen und kritischen Studiums der Sprachverwandtschaften zugekommen ist, besteht unzweifelbar in der Beiziehung der ganzen keltischen Familie, welche sich jetzt sammt ihren zahlreichen Mundarten begnügen muß, bloß einen Gau des indogermanischen Gebietes zu bilden. Balbi setzt in seinem ethnographischen Atlas, den ich Ihnen später beschreiben werde, die biskajische und keltische Sprache auf eine Tafel; natürlich nicht, als ob er glaubte, sie hätten irgend Etwas mit einander gemein, sondern weil sie offenbar außerhalb des Bereiches jener Idiome liegen, von welchen sie umgeben sind. Colonel Kennedy behauptet keck, »das Keltische habe weder in den Wörtern noch Redensarten oder im Satzbaue eine Verbindung mit den Sprachen des Osten.« [6]) Doch ein noch neuerer Schriftsteller hat die

1) Précis de la Geographie Universelle II. p. 580.

2) L'analyse de la Langue des Ossètes fera voir, qu'elle appartient à la souche Médo-Persane. Voyage au Mont Caucase, et en Georgie Par. 1823. vol. II. p. 448. S. pp. 470. sqq.

3) Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelb. 1808. S. 77.

4) Asia polyglotta S. 99.

5) Daf. S. 57.

6) Wie oben S. 85.

Frage mit allen Formen der verschollenen Schule erörtert und den Ursprung der keltischen Nationen durch ein Verfahren zu ergründen gesucht, welches auf dem Continente längst vergessen ist. Ich meine das Werk: »die Gälen und Cimbern.«[1]) Es wäre gewiß ungerecht, seinen Forschungen das Lob scharfsinniger Erfindsamkeit abzusprechen, aber die zwei großen ethnographischen Punkte, welche darin behandelt werden, die Grundverschiedenheit zwischen dem Wälischen und Irischen und der phönizische oder semitische Ursprung des Letztern sind gewiß mit all jenem ungenügenden Krame von Etymologieen behandelt, welcher längst aus dieser Wissenschaft verwiesen wurde. Wollen wir die irische Sprache als einen phönizischen Dialekt darstellen, so ist das Verfahren sehr einfach. Aus den unbezweifeltsten Quellen wissen wir, daß das Phönizische und Hebräische verschwisterte Mundarten waren, man vergleiche also den grammatischen Bau dieser Sprache mit dem Irischen und das Ergebniß wird die Aufgabe lösen. Nun bemerken Sie, was der Verfasser statt dieses einfachen Verfahrens für einen Weg einschlägt. Die Ortsnamen an der spanischen und andern Küsten wurden von den Phöniziern gegeben; nun können diese Namen insgesammt aus dem Irischen erklärt werden, daher ist die irische Sprache mit der phönizischen eine und dieselbe. Vor einigen Jahren theilte ein ausgezeichneter Geograph in einer französischen Zeitschrift[2]) einen Aufsatz mit, worin er nach einem ähnlichen Verfahren viele afrikanische Ortsnamen aus dem Hebräischen ableitete, um deren phönizischen Ursprung zu erweisen. Klaproth widerlegte in einem Briefe unter dem dänischen Namen Kierulf diese Ableitungen dadurch, daß er für jeden Namen zwei neue, eine aus dem Türkischen und eine aus dem Russischen mittheilte.[3]) Das mag hinreichen, um zu zeigen, wie ungenügend ein solches Verfahren sey. Denn der Verfasser nimmt sich nie die Mühe zu beweisen, daß die

---

1) The Gael and the Cymbri. By. Dr. W. Betham, Dublin. 1834.

2) Nouvelles Annales des voyages. Feb. 1824.

3) In einem Anhang zu seiner: Beleuchtung und Widerlegung der Forschungen u. s. w. des Herrn J. J. Schmidt. Paris. 1824.

Beschaffenheit der Orte der irischen Auslegung ihrer Namen entspreche. Seine Ableitungen im Einzelnen zu prüfen, wäre wirklich langweilig, indeß kann ich mich nicht enthalten, ein paar Beispiele auf Gerathewohl herauszugreifen. Einige Namen, welche wir als Phönizisch kennen, und welche in dieser Sprache zu der besondern Beschaffenheit der Orte, welche sie bezeichnen, genau passen, müssen vom Irischen Bedeutungen entlehnen, welche ebenso gut auf jeden andern Ort anwendbar sind. So kommt nach ihm Tyrus, (Im Phönizischen Zur, »Felsen,« eine Bedeutung, auf welche in der heil. Schrift wiederholt angespielt wird,) von Tir, »Land« oder »Stadt« her; während wir es mit eben so viel Recht von dem Chaldäischen Tir, Palast ableiten könnten. Palmyra und Tadmor, deren eines die genaue Uebersetzung des andern ist, und so viel heißt, als: Palmenstadt, muß von irischen Wörtern herkommen und ersteres muß heißen: Lustschloß, [1]) das letztere: Großes Haus; und Cadiz oder Gadir, wie es ursprünglich hieß, darf nicht mehr Insel, Halbinsel bedeuten, wie dieses im Phönizischen Strich für Strich zutrifft, sondern muß nach dem irischen cadaz, welches bloß der neuern Verstümmelung des Namens ähnelt, Herrlichkeit heißen. [2]) Ferners wird eine Anzahl von Völker- nicht von Orts-Namen, die eine gemeinsame Endung auf tani haben, hergenommen, entzweigeschnitten und dann ihrem Ausgange nach durch das irische Wort tana, Gegend erklärt. Eben so gut könnte ich ihre Erklärung aus dem Malajischen herholen, denn hier bedeutet tanah auch Gegend, wie Tanah—Papuah das Land der Papua. [3]) Aber wir wollen nun doch ein Beispiel nehmen: Laketani bedeutet nach unserem Author: Milchland. Warum also nicht regelmäßig von lac nach der Analogie von spinetum, rosetum, lacetum bilden, welches hieße: ein milchreicher Ort; wovon dann

1) Das Wort palas ist offenbar ein und dasselbe wie Palast palatium, der palatinische Hügel, damals die Residenz der Kaiser und somit ein Palast. Aber wie hatten die Phönizier dasselbe?

2) SS. 100. 104.

3) Transactions of the Roy. as. soc. vol. III. p. 1. 1831.

regelmäßig Lacetani die Einwohner eines solchen Landes genannt würden? Wenigstens ist dieses, falls wir überhaupt solche Etymologieen machen dürfen, gewiß die regelmäßigere als die irische: lait Milch, o von, tana Land.[1]) Aber es genüge zu sagen, daß lateinische, biskajische, und selbst spanische Wörter auffallenden Verwandlungen ins Irische unterworfen werden, um diese unhaltbare Hypothese auszuführen.[2]) Was übrigens die grammatische Zergliederung betrifft, deren Darlegung in diesem Werke darthun soll, daß das Romanische und Irische nichts mit einander gemein haben, so muß ich erklären, daß dieselbe, ungeachtet ihrer Dunkelheiten auf mich gerade den entgegengesetzten Eindruck machte, und mir noch vorher, als ich das sogleich zu erwähnende Meisterwerk gesehen hatte, zu beweisen schien, daß beide zu der nämlichen Familie und zwar zu der indogermanischen gehören.

Vielleicht scheint es Ihnen, daß ich in meinen Bemerkungen über dieses Werk vollständiger und strenger gewesen sey, als es mein Gegenstand erfordere; aber ich muß bekennen, daß ich mehr, als einmal zu meinem großen Leidwesen klagen hörte, unsere englischen Ethnographen blieben weit hinter den großen Fortschritten auswärtiger Sprachforscher zurück; und wirklich, wenn man zuerst die gelehrten, umsichtigen und befriedigenden Untersuchungen des Baron Humboldt zu der aus dem Biskajischen geschöpften Erklärung eben derselben Namen, die in diesem Buche so entstellt sind, gelesen hat und die gesunden philosophischen und philologischen Grundsätze bewundert, die ihn bei jedem Schritte leiten[3]) und nimmt dann ein Werk in die Hand, das

1) S. 104.

2) So zum Beispiel erfahren wir hier, daß Llanes von lean Moorland, Moos herkomme, da doch llano im Spanischen die genaue Darstellung von planus ist und gerade dasselbe bedeutet. Puenta Rio de la (Rio de la Puente) von puinte Punkt (wieder indogermanischen Ursprungs,) und nicht von dem spanischen puente Brücke. Cantabrer heißt: Häupter hoch auf! u. s. w. 107. 109. 111.

3) In seiner interessanten „Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens, Berl. 1821. Vgl. Sir. W. Bethams Ableitung

nach dem seinigen erschienen ist und auf demselben Felde sich bewegt, aber nach einem von den Sprachkennern des Festlandes verlachten und verachteten Systeme kindischer Etymologieen, so kann man sich wohl schwerlich eines lebendig empfundenen Bedauerns erwehren, daß wir den Vorwürfen unserer Nachbaren ausgesetzt sind, und daß unter uns augenscheinlich ihre bisherigen Leistungen ohne Berücksichtigung bleiben. Wenn wir als unsern größten Ethnographen einen Dr. Murray vorstellen müssen, welcher die seltenste Belesenheit mit den lächerlichsten Theorieen vereint; — welcher bei einer gründlichen Kenntniß vieler Sprachen behauptet, die sämmtlichen europäischen entsprängen aus neun abgeschmackten einsylbigen Lauten; [1]) wenn ein Philosoph, der bei seiner Schule in hohem Ansehen steht, noch im J. 1827 von der Verwandtschaft des Griechischen und des Sanskrit als von etwas Neuem und Sonderbarem spricht und sich auf »eine deutsche Arbeit von Franz Bopp,« und »einen Versuch über die Sprache und Philosophie der Indier von dem berühmten Fr. Schlegel« als auf Werke beruft, die bei uns bloß durch Recensionen bekannt seyen; Gebelin, de Brosses und Leibnitz als die besten Gewährsmänner in diesem Fache anführt und mehrere Seiten hindurch zu beweisen sucht, das Sanskrit sey ein aus dem Griechischen und Lateinischen zusammengestoppeltes Kauderwälsch, und diese Behauptung durch das Küchenlatein und die makaronischen Verse beleuchtet; [2]) wenn ein gelehrter Linguist ankündigt, er wolle die Uebereinstimmung der europäischen Sprachen mit den morgen-

---

Asturiens von as Gießbach, und sir Land, (S. 106.) mit der Erörterung über diesen Namen, wie er sich in Spanien und Italien findet S. 114.

1) Das sind die folgenden: 1. ag, wag, hwag. 2. hag, hwag. 3. dwag. 4. cwag. 5. lag. 6. mag. 7. nag. 8. rag. 9. swag. history etc. wie ob. S. 31. „Mit Hülfe dieser neun Wörter und ihrer Composita sind alle europäischen Sprachen gebildet worden.“ S. 39.

2) All diese Beobachtungen finden sich in Dugald Stewart's Elements of the Philosophy of the human Mind vol. III. Lond. 1827. pp. 100 — 137.

ländischen darthun und zu diesem Zwecke ursprüngliche und abgeleitete, alte und neue, semitische und indogermanische Wörter durcheinander wirft, indem er Ausdrücke wie Astrolab, Melancholie, die das Arabische von den Griechen entlehnt hat, für arabisch ausgibt; [1]) kurz, wenn wir einen Theologen von nicht geringem Ansehen, wie ich glaube, haben, der noch in der allerneuesten Zeit eben diese Wissenschaft als Gegnerin der mosaischen Geschichte darstellt, indem er die neuern Resultate derselben gänzlich übersieht und der Meinung ist, das Deutsche, Griechische und Semitische bilden die drei vorzüglichsten ethnographischen Reiche und uns lehrt: »der Bau der drei großen Sprachenfamilien, der orientalischen, der westlichen und der nördlichen seyen wirklich so verschieden, daß ein neues Wunder sich aus der vollkommenen Fähigkeit einer jeden, alle Bedürfnisse des menschlichen Verkehres auszudrücken, ergebe,« [2]) wenn wir so viele Andere, deren Aufzählung uns zu weitläufig machte, unter uns hartnäckig die alten Träumereien hebräischer Etymologieen festhalten sehen

„Trattando l'ombre come cosa salda;"

(Mit den Schatten umgehend, als hätten sie Fleisch und Blut.)

da müssen wir wohl nothwendig fühlen, daß der gegen uns vorgebrachte Vorwurf, wir hätten versäumt, mit dem Fortschritte dieser Wissenschaft auf dem Continente uns einzuverständigen, nur allzu gegründet sey und müssen empfindlich gedemüthigt werden, wenn wir statt der Berichtigung eine Wiederholung Dessen bemerken, was uns ehevor den gerechten Tadel zugezogen hat.

Indeß werde ich von dieser widerwärtigen und unlieben

---

1) Sieh: „A specimen of the Conformity of the European languages particularly the Englisch with the Oriental languages." by Stephen Weston, B. D. Lond. 1802.

2) Divine Providence or, the Three Cycles of Revelation, by the Rev. G. Croly, LL. D. Lond. 1834. c. XXII. p. 301. Nichts kann ungenauer seyn, als die Beschreibung des Charakters jeder dieser Familien, die auf jene Stelle folgt.

Rüge, dergleichen, wie ich glaube in dem fernern Verlaufe dieser Vorträge nicht oft wiederkehren werden, auf eine willkommene Weise durch ein Werk zurückgerufen, von welchem ich mit Freuden bekenne, daß ich es unbedingt loben darf:

— χαίρω δὲ πρόσφορον
Ἐν μὲν ἔργῳ κόμπον ἰεὶς; [1])

und welches uns wieder zu dem Gegenstande führt, von welchem wir so lange abgegangen sind. Denn Sie mögen wohl beinahe vergessen haben, daß wir von der Thunlichkeit, die keltischen Mundarten mit der indogermanischen Familie in Verbindung zu bringen, beschäftigt waren. Diese Frage kann jetzt als abgethan betrachtet werden durch das interessante Werk des Dr. Prichard: »Ueber den östlichen Ursprung der keltischen Nationen.« (Oxford 1831). In einer früheren Arbeit, auf welche ich bei einer künftigen Gelegenheit ziemlich oft werde zurückkommen müssen, hatte er eine Zergliederung der wälischen Zahl- und Zeitwörter angestellt und schloß die Einreihung dieser Sprache in die benannte Familie, wäre zugestanden worden, wenn sie durch Männer, welche fähig wären, eine Meinung über ihre Analogieen zu bilden, einer ähnlichen Untersuchung wie die andern, unterworfen worden wäre. [2]) Aber in dem gegenwärtigen Werke hat er die Verwandtschaft des Keltischen mit den indogermanischen Sprachen außer allen Zweifel gesetzt. Zuerst hat er die lexikalischen Aehnlichkeiten untersucht, und nachgewiesen, daß die ursprünglichen und einfachsten Wörter, sowie die Zahlwörter und die gebräuchlichsten Verbalwurzeln beiderseits die nämlichen sind. Darauf folgt eine ins Einzelne gehende Zergliederung des Zeitwortes, welche dessen Aehnlichkeit mit andern Sprachen zeigen soll, und diese ist von der Art, daß nicht ein zufälliges Zusammentreffen, sondern eine Grundidentität des innern Baues daraus klar wird. Das Redewort »seyn,« welches genau zergliedert wird, bietet auffallendere Aehnlichkeiten mit dem

1) Pindar, Nem. VIII. 32.

2) Researches into the Physical History of Man. London 1826. vol. II. p. 168. Vgl. p. 622.

persischen Zeitwort, als vielleicht irgend eine andere Sprache der Familie.[1]) Aber das Keltische ist auf solche Art nicht bloß ein Glied dieser Verbindung geworden, sondern hat ihr auch wichtige Dienste geleistet. Denn nur aus ihm können mehrere Verbalendungen anderer Sprachen befriedigend erklärt werden. So geht z. B. die dritte Person der Mehrzahl im Lateinischen, Griechischen, Persischen und Sanskrit auf nt, nd, *vτι*, *vτο* und nti oder nt aus. Nimmt man nun mit den meisten Grammatikern an, daß die Endungen der Verba aus den Fürwörtern der einzelnen Personen entstanden, so finden wir im Keltischen ein Fürwort, das jenen Ausgang erklären kann. Denn hier geht dieselbe Person auch auf nt aus, welche seinem Fürwort hwynt oder ynt genau entspricht, wie die andern.[2])

Dieser Umstand gibt dem Wälischen einen wichtigen Platz unter den Sprachen, welche diese große Familie bilden. Freilich darf es deßwegen keinen unverdienten Vorzug vor den andern erhalten, oder als dem Urstamme näher stehend betrachtet werden. Denn die Bestimmung der Abkunft, wenn eine solche Statt findet, oder der Erstgeburt unter den einzelnen Gliedern, ist eine wichtige Frage die noch immer ihrer Lösung entgegen sieht. Sanskrit wird von den meisten Sprachforschern nicht für das Kauderwälsch, wofür es Stewart ansah, sondern für die älteste und reinste Form gehalten: das Lateinische gleicht ihm in vielen Rücksichten mehr, als das Griechische und doch hat Jäkel unlängst zu erweisen gesucht, es stamme durch das Deutsche ab. Wirklich hat er viele Beispiele von lateinischen Wörtern vorge-

---

1) SS. 36—88. Es ist indeß zugleich bemerkenswerth, daß Jäkel, alle Wörter, welche von den Alten als keltische gegeben werden, aus dem Deutschen nachweist. „Der germanische Ursprung der lateinischen Sprache." Bresl. 1830. S. 11. Kommt dieß bloß von Familienverwandtschaft, oder von einem Irrthume der Alten, welche sich wenig Mühe gaben, die Sprachen zu studieren, welche sie für barbarisch hielten?

2) SS. 171. ff.

3) SS. 130—138.

bracht, welche sich nur durch Beiziehung des Deutschen erklären lassen, wie fenestra, welches durch das verwandte Fenster von finster hergeleitet wird, indem es ursprünglich die Jalousieläden bedeutet habe; und andere, die nur hier eine Wurzel haben, wie praesagire und sagus, welches in dem Deutschen sagen, woraus wahrsagen, eine genügende Wurzel finde.[1]) Solchen Spekulationen darf man sich indeß nicht zu schnell hingeben; denn eine Wurzel, die einst beiden Sprachen gemein gewesen, kann in der einen verloren gegangen, in der andern bewahrt worden seyn, wenn gleich beide in ihrer Abstammung unabhängig von einander sind. So müssen wir ja alle Augenblicke Wurzeln, die jetzt im Hebräischen fehlen, aus dem Arabischen entlehnen; und doch wird daraus gewiß Niemand schließen, daß die hebräische Sprache eine Tochter der arabischen sey. Eine in's Einzelne eingehende grammatische Zergliederung allein kann uns richtige Folgerungen über diesen Punkt darbieten.

§. 18.

Finnisch und Ungrisch; und afrikanische Sprachen.

Während die indogermanische Familie auf solche Art nicht nur in dem Gebiete, das sie beherrscht, allmählig immer mehr abgerundet wird, sondern auch sich ausdehnt und täglich neuen Zuwachs erhält, fand man in andern Sprachen, deren Zusammenhang früher unbekannt gewesen, daß sie trotz eines beträchtlichen Länderstriches, der sie trennt, doch gegenseitig in so naher Verbindung stehen, daß sie eine gemeinsame Familie miteinander bilden. Ich will mich mit einem einzigen Beispiele in Europa begnügen. Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts bewies Sainovic, welchem Gyarmathi folgte, das Ungrische, welches wie eine Insel von lauter indogermanischen Sprachen umgeben ist, gehöre genau genommen zu der Finnischen oder Uralfamilie, welche sich gleichsam durch Estland und Liefland hinzieht, um es

1) Das. S. 13.

zu erreichen.[1]) Auch in Afrika, dessen Dialekte verhältnißmäßig nur wenig studiert worden sind, bringt jede neue Untersuchung Verbindungen zwischen Nationen, welche auf großen Länderstrichen ausgebreitet und oft durch dazwischen liegende Völkerschaften getrennt sind, an den Tag; im Norden zwischen den Sprachen der Berbern und Tuariken von den kanarischen Inseln bis zu der Oase von Siwa; im mittlern Afrika zwischen den Dialekten der Felatahs und Fullahs, welche beinahe das ganze Innere einnehmen; im Süden unter den Stämmen über das ganze Festland hin, von den Kaffern und Mozambique bis zum atlantischen Weltmeere.[2])

§. 19.

Rückblick.

Aber es ist Zeit, inne zu halten, theils um über das bisher Gewonnene zurückzuschauen, theils um daraus für die interessanteren Resultate, womit sich der nächste Vortrag beschäftigen wird, Vorbedeutungen zu entnehmen. Wir sahen also, wie die gelehrte Welt schlief und sich mit der Annahme befriedigte, daß die wenigen damals bekannten Sprachen insgesammt in Eine aufgelöst werden können und daß diese die hebräische sey. Wachgerüttelt durch neue Entdeckungen, welche diese leichte Rechtfertigung der mosaischen Geschichte nicht gelten ließen, sah sie die Nothwendigkeit einer durchaus neuen Wissenschaft, welche ihre Aufmerksamkeit der Anordnung der Sprachen widmen müsse. Anfangs schien es, als ob die junge Wissenschaft keine Beaufsichtigung dulden möge und ihre ersten Fortschritte schienen mit den gediegensten Wahrheiten im geraden Widerspruche zu stehen. Nach und nach indessen vereinigten sich Massen, welche anfangs in Unbestimmtheit hin und her zu schwanken schienen und bildeten

1) Sainovii demonstratio idioma Ungarorum et Lapponum idem esse. Copenh. 1770. Gyarmathi, Affinitas Ling. Hungaricae cum Linguis Fennicae originis, grammatice demonstrata, Gotting. 1799.

2) S. Prichard, wie oben S. 7.

gleich den Garteninseln der Mexikanischen See feste und ausgedehnte Gebiete, welche der sorgfältigsten Bearbeitung werth und fähig waren. Mit andern Worten, die Sprachen gruppirten sich in verschiedene große und wohlverbundene Familien, und verminderten auf solche Art die Anzahl der Ursprachen, von welchen andere ausgegangen wären, um ein Bedeutendes. Darnach sehen wir, wie jede folgende Untersuchung, weit entfernt, dieses vereinfachende Ergebniß zu schwächen, im Gegentheil es noch mehr bestätigt habe, indem sie immer neue früher für unabhängig angesehene Sprachen in den Bezirk festgestellter Familien brachte, oder solche, die wenig oder gar keine Verwandtschaft versprachen, zu neuen vereinigte. Das sind die zwei ersten Ergebnisse dieser Wissenschaft, deren weiteres Fortschreiten ich auf einen andern Tag versparen will.

§. 20.

Gottes Finger im Menschenwerk.

Ehe ich aber diesen Vortrag schließe, kann ich mich nicht enthalten, einige Betrachtungen mitzutheilen, die sich mir aufdrängten, da ich über die hier befolgte Art der Forschung zurückschaute. Denn betrachte ich, wie viele verschiedene Menschen beinahe ohne ihr Wissen gearbeitet haben, die Resultate zu gewinnen, die ich Ihnen vorgelegt habe, — indem der Eine, ohne sich einer Absicht bewußt zu seyn, auf die Analogieen dieser Sprache Jagd machte, ein anderer, auf die Mundarten barbarischer Stämme Acht gab, ohne zu wissen warum, ein dritter zum Zeitvertreib die Wörter verschiedener Länder miteinander verglich; — wenn ich sie so, gerade wie Ameisen ihre einzelnen winzigen Lasten tragen, oder irgend kleine Hemmungen entfernen und kreuz und quer unter durcheinander laufen sehe, als trieben sie sich in einem Wirrwarr um, und hinderten einander ganz und gar in ihren Absichten; und wenn ich doch entdecke, daß aus all Dem ein Plan von außerordentlicher Regelmäßigkeit, Ordnung und Schönheit hervorgehe: so glaube ich darin Zeichen eines höheren Instinktes, einer leitenden Einwirkung auf die gedankenlo-

sen Rathschläge der Menschen zu lesen, wodurch sie zu großen und nützlichen Zwecken gelangen können. Und solche lassen sich meines Bedünkens in der Geschichte eines jeden gesunden Zweiges der Wissenschaften finden. Denn wie ein Tag, der dann und wann sich in hellerem und wärmerem Sonnenscheine aufthut, ankündigt, daß die Knospe sommerlicher Pracht nahe daran sey, zu springen und sich zu entfalten, so sehen gewisse bevorzugte Geister vermöge einer geheimnißvollen Mittheilung jederzeit die Annäherung irgend eines großen und neuen Systemes der Wahrheit gleichsam voraus, oder fühlen sie vielmehr vorher und künden sie an; wie Baco in der Philosophie, Leibnitz in unserer Wissenschaft, und Plato bei einer heiligeren Offenbarung gethan hat. Dann treten Werkleute und geduldige Arbeiter auf und kommen von allen Seiten an, wir wissen nicht wie, gleich Denen, die Reis unter ein Fundament werfen oder Steine darauf legen; Leute, die doch Niemand für die Baumeister des Hauses nimmt, indem sie nichts von dessen Plan und Zweck verstehen; und doch paßt jeder Stein, den sie aufsetzen, genau und hilft die Nützlichkeit und Schönheit der Theile desselben vermehren. Und solchergestalt erbaut sich denn durch vereinigte Bemühung Vieler, die keineswegs ein Verständniß über einen Plan zusammenbindet, eine Wissenschaft in schönen Verhältnissen, und scheint wohl und an ihrem rechten Platze unter den andern bereits errichteten dazustehen, und entwickelt sich endlich gleichsam zu einem Gliede in der allgemeinen Zusammenfügung der Dinge, und zu einem Grundsatze in der allgemeinen Wahrheit und zu einem Ton oder Akkord in der Harmonie der Natur.

Da kann ich mich denn unmöglich überreden, es gebe kein überwachendes Auge bei dieser Hinlenkung so unähnlicher Dinge zu Einem großen Ziele, wenn ich sehe, daß dieses große Ziel die Bestätigung des heiligen Gotteswortes ist; oder ich möchte vielmehr von dieser scheinbaren menschlichen Geschäftigkeit mit dem göttlichen Dichter sagen:

Lo Motor primo a lui si volge lieto
Sovra tant' arte di natura, e spira
Spirito nuovo di virtù repleto

Che ciò che truova attivo quivi, tira
In sua sustanzia e fassi un' alma sola
Che vive e sente, e sè in sè rigira.

Dante, purg. XXV. [1])

Nicht als ob Er an den Irrungen und Thorheiten Derer, die in solchen Beschäftigungen arbeiten, Theil nähme, sondern wie Er die Uebel dieser Welt zu den heiligsten Zwecken benützt und oft daraus die herrlichsten Seiten Seiner anbetungswürdigen Vorsehung entfaltet, so mag Er auch hier selbst die übelgemeinten Bemühungen Vieler lenken, über sie walten und darüber so verfügen, daß ein neues und schönes Licht auf Seine Wahrheiten daraus hervorgeht, wenn solches gerade recht dringend Noth thut.

So läßt sich der Ursprung und die Entwickelung jeder neuen Wissenschaft immer nach ihrem wesenheitlichen Eintreten in die wohlbestellte Ordnung der geistigen Regierung Gottes betrachten; gerade wie die zeitweise Erscheinung neuer Sterne am Firmamente nach den Aufschlüssen der Astronomen in den Annalen der Schöpfung ein vorbestimmtes Ereigniß seyn muß. Und wenn Sie mit mir in diesen Betrachtungen übereinstimmen, werden Sie, däucht mir, wie ich fühlen, daß wir uns bei der Verfolgung der Geschichte irgend einer Bestrebung nicht so fast einer thörichten Neugierde hingeben oder den Fortschritten menschlichen Talentes nachgehen, als vielmehr auf die schöne Stufenfolge Acht haben, in welcher Gott allmählich den Schleyer von irgend einer verdeckten Kenntniß weghob, indem er anfangs ein Ende, dann das andere lüftete, bis er endlich ganz aufgerollt ist, und Sie werden mit mir nicht ohne Vergnügen die dabei beabsichtigten Zwecke und Gewinste, sowohl zu unserer bescheidenen Belehrung als zur Mehrung Seiner Herrlichkeit näher ins Auge fassen.

---

1) Dann naht der hohe Schöpfer sich mit Lust
Dem schönsten Werke der Natur und senket
Den neuen Lebensgeist ihm in die Brust;
Von diesem wird der frühere getränket,
Bis sie zu einer Seele sich verbinden,
Die solcher Weise lebt und fühlt und denket.

Kannegießers Uebers.

Zweiter Vortrag.

§. 21.

Vergegenwärtigung des Gewonnenen.

Obwohl ich in meinem letzten Vortrage, wo ich Ihnen zuerst eine kurzgefaßte Geschichte der sprachlichen Völkerkunde früherer Zeit gab, Sie zu der Gegenwart herabgeführt und mit den Arbeiten Mancher, die noch leben, bekannt gemacht habe, so kann man doch sagen, daß ich Ihnen damit gleichsam nur die Vorrede oder Einleitung zu dem neuern Studium und den Principien, wonach es betrieben wird, mitgetheilt habe. Denn so reichlichen Stoff bot mir mein Thema, daß ich nach Anwendung aller thunlichen Abkürzung mich genöthigt sah, entweder Ihre Geduld durch einen zu langen Vortrag zu mißbrauchen, oder meinen Gegenstand zur Verringerung seines bessern Verständnisses zu trennen. Indem ich nun diesen Theil wählte, welcher die Schwierigkeiten mehr auf mich, als auf Jene, die mich so gefällig hören, wirft:

Contro il piacer mis per piacerli
Trassi dell' aqua non sazia la spugna.

Zum Entgelt dafür muß ich Sie bitten, die Hauptpunkte, deren wir uns mit hinlänglicher Gewißheit bemeistert haben, kurz in Gedanken zu überschauen, nämlich, daß das vergleichende Studium der Sprachen viele, die bis dahin für vereinzelt dastehend galten, in eine gewisse Beziehung brachte, indem es große Gruppen oder Familien daraus bildete, so daß Nationen und Stämme, die gewaltige Länderstriche einnehmen,

in dieser Wissenschaft bloß als Ein Volk gerechnet werden; und daß die folgenden Forschungen derselben in jedem Beispiele darauf ausgehen, die Zahl unabhängiger Sprachen zu verringern, die Marken jener umfassendern Gebiete zu erweitern, und die Anzahl ursprünglicher Stämme immer der Voraussetzung einer urplötzlichen Erscheinung unter den wenigen Bewohnern der frühern Welt näher zu bringen.

Der nächste wichtige Punkt der noch bestimmt werden muß, ist der, ob irgend eine Verwandtschaft zwischen Sprachen verschiedener Familien entdeckt werden könne, so daß man schließen dürfe, sie seyen einmal in engerer Verbindung, als gegenwärtig gestanden; mit andern Worten, daß sie von einem gemeinsamen Stamme sich herschreiben. Nun sind aber die Untersuchungen, welche man angestellt hat, um diesen feinen und wichtigen Punkt zu bestimmen, so innig mit dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und der Schulen, in welche sich dieselbe theilt, verknüpft, daß es für uns unvermeidliche Nothwendigkeit wird, den Gang des Vortrages zu unterbrechen und diesen wirklichen Zustand der sprachlichen Völkerkunde zu prüfen; wenn man ja eine Unterbrechung nennen soll, was durchaus in das Absehen unseres ursprünglichen Planes paßt. Da die eine Schule geringen Werth auf die Methode der andern und folglich auch auf die daraus gewonnenen Ergebnisse legt, so wäre es ungerecht, diese als ausgemacht anzunehmen und ich ginge unredlich mit Ihnen um, wenn ich Ihnen diese Resultate als die unwidersprechlichen Entdeckungen der Wissenschaft, oder ohne zu bemerken, in wiefern sie für befriedigend gelten dürfen, mitzutheilen wagte. Zwei Dinge will ich zum Voraus bemerken: erstens daß Alle soweit übereinstimmen, als wir bisher vorgeschritten sind, weßhalb die Resultate, die ich Ihnen vorgelegt habe, als durchaus unbezweifelt betrachtet werden dürfen; zweitens, daß Sie finden werden, wie wir durch die strengeren Grundsätze, welche die eine Schule angewendet hat, durchaus nicht verloren, ja vielmehr gewonnen haben.

§. 22.

Die zwei Schulen der Sprachforschung.

Die vornehmsten Sprachforscher neuerer Zeit kann man in zwei Klassen eintheilen, deren eine die Verwandtschaft der Sprachen in ihren Wörtern, die andere in ihrer Grammatik sucht; die beiderseitigen Methoden kann man die lexikalische und die grammatische Vergleichung nennen. Die vorzüglichsten Stützen des erstern Verfahrens finden sich vorzüglich in Frankreich, England und Rußland, wie Klaproth, Balbi, Abel-Remüsat, Whiter, Vans Kennedy, Gaulianoff, der jüngere Adelung und Merian. In Deutschland kann man v. Hammer-Purgstall und vielleicht Friedrich Schlegel zu derselben Schule zählen. Das Princip, welches diese Männer befolgten, kann man wohl kurz mit der Bemerkung, die Klaproth irgendwo macht, kennzeichnen: »Die Wörter sind der Zeug oder Stoff der Sprache, die Grammatik ist der Zuschnitt oder die Gestaltung desselben.« Und in einem Werk des verstorbenen Bar. Merian, das Klaproth herausgab, finden wir alle Principien, wonach er und seine Schule ihre Studien betrieben, deutlich und systematisch sammt allen daraus erschlossenen Resultaten dargelegt.[1]) Die andere Klasse ist größtentheils auf Deutschland beschränkt und rechnet W. A. von Schlegel und den betrauerten Bar. Wilh. v. Humboldt unter ihre ausgezeichnetsten Häupter. Niemand hat die Grundsätze der andern Schule deutlicher und nachdrücklicher ausgesprochen, als der erste dieser beiden Schriftsteller. „Viri docti, sagt er, in eo praecipue peccare mihi videntur, quod ad similitudinem nonnullarum dictionum qualemcunque animum advertant, diversitatem rationis grammaticae et universae indolis plane non curant. In origine ignota linguarum exploranda ante omnia respici debet ratio grammatica. Haec enim a majoribus ad posteros propagatur, separari autem a lingua cui ingenita est, nequit, aut seorsum populis ita tradi verba linguae vernaculae retineant, formulas loquendi peregrinas

1) Principes de la l'étude comparative des langues. Paris 1828.

recipiant. [1]) Hier haben wir, wie Sie sahen, zwei wichtige Behauptungen: daß die Grammatik ein angeborner wesentlicher Bestandtheil einer Sprache ist; und daß keinem Volke eine Grammatik für sich aufgedrungen werden könne, sondern daß es auch den Stoff der Sprache annehmen müsse, sobald es die Form annimmt.

§. 23.

Vermittelung.

Da nun hiemit die Ansichten oder vielmehr die Principien der beiden Schulen festgestellt sind, so will ich nun darauf übergehen, Ihnen einige Gedanken und Schlüsse vorzulegen, zu welchen mich die Verfolgung dieser Wissenschaft geführt hat. Ich spreche sie mit aller gebührenden Bescheidenheit aus und hoffe dabei, sie möchten etwa Einiges dazu beitragen, den Gegensatz zwischen den beschriebenen Schulen zu mildern. Vor Allem muß ich bemerken, daß man die Schriftsteller oft mißversteht, wenn sie eine Sprache in der Absicht, ihre ursprüngliche Gestalt zu bestimmen, zu zergliedern unternehmen. Nichts findet man auch bei sehr umsichtigen Schriftstellern gewöhnlicher, als die Vorstellung, es gebe in den Sprachen ein Streben, sich zu entwickeln und Fortschritte zu machen; wie Horne Tooke oder sein Gegner führen sie uns zu Epochen zurück, wo jedes Hülfsredewort seine eigentliche Bedeutung hatte, [2]) und wo jede Conjunktion ein Imperativ war. Auf gleiche Weise spricht Murray von der Stufe der Sprachen, wo zuerst die Composita und Fürwörter erfunden wurden, [3]) ja er macht sich sogar anheischig, wie ich schon in dem letzten Vortrage erwähnt habe, alle Sprachen bis auf etliche widerliche, gellende Silben zu verfolgen. Ein Beispiel wird vollkommen ausdrücken, was ich sagen will. Wenn wir die semitischen Sprachen und insbesondere das Hebräische zergliedern,

---

1) Indische Bibliothek 1. Bd. 3. Heft. Bonn. 1833. pp. 285. 287. In der ersten Lieferung, (1820) drückt er sich noch stärker aus.

2) S. z. B. Fearn's Anti-Tooke vol. 1. Lond. 1824. S. 244.

3) „History etc.“ vol. 1. p. 41.

können wir ihr ganzes Conjugationssystem in lauter Pronominalzusätze auflösen, die sich an die einfache Grundform des Zeitwortes anschließen; und in ihren Wörtern lassen sich die Spuren der einsilbigen Wurzeln, statt der zweisilbigen, welche sie jetzt darbieten, entdecken. Wir hätten also eine einfache, aus den kürzesten Wörten zusammengesetzte Sprache, durchaus ohne alle Beugung, in welcher die Geltung der Bestandttheile durch die Stellung im Satze bestimmt würde; mit andern Worten, eine Sprache, die in ihrem Baue ganz genau dem Chinesischen gliche. Das wäre gewiß im Vergleich mit dem gegenwärtigen Zustand der Familie ein einfacherer, ein ursprünglicher, aus welchem man sich den gegenwärtigen durch allmählige Entwickelung vieler Zeitalter entstanden denken könnte; und wirklich hat es nicht an gelehrten Männern gefehlt, die so gedacht haben.[1]) Jetzt muß ich diese Meinnng, welcher ich einst gehuldigt zu haben gestehe, ganz und gar aufgeben; denn bisher bietet die Erfahrung mehrerer tausend Jahre nicht ein einziges Beispiel freiwilliger Entwickelung in irgend einer Sprache. Zu was immer für einer Zeit wir eine Sprache treffen, finden wir sie ihren wesentlichen und charakteristischen Eigenschaften nach immer vollendet; wohl mag sie eine feinere Glättung, einen größern Reichthum, eine mannigfaltigere Satzverbindung erhalten, aber ihre specifischen Unterschiede, ihr Lebensprincip, ihre Seele, wenn man es so nennen darf, erscheint als vollkommen gebildet und kann sich nimmermehr verändern. Wenn eine Aenderung eintritt, so geschieht dieß einzig dadurch, daß eine neue Sprache Phönixartig aus der Asche einer andern hervorgeht; und selbst wo diese Aufeinanderfolge Statt fand, wie beim Italienischen auf das Lateinische, beim Engli-

1) Die Gründe, worauf diese Theorie beruht, sind für Alle, die mit diesen Sprachen bekannt sind, so einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, warum nicht mehrere Schriftsteller sich daran gehalten haben. S. Adelungs Mithridates T. 1. S. 301. Klaproth observations sur les racines des Langues Sémitiques als Anhang zu Merian's Principes S. 209. Diesen möchte ich noch die Stimme der eigentlichen Hebräisch-Kenner von Fach, eines Michaelis, Gesenius, Oberleitner u. s. f. beifügen.

schen auf das Angelsächsische, ist ein Geheimnißschleyer über den Wechsel gezogen; die Sprache scheint sich mit einem mystischen Gewebe einzuspinnen und in den Zustand der Verpuppung einzugehen, und wir sehen sie nicht mehr, bis sie bald schöner bald weniger schön, aber immer vollkommen gestaltet und nicht mehr veränderlich zum Vorschein kommt. Und selbst da sehen wir, daß die frühere Stufe die Theile und Organe, welche der folgenden Gestaltung und Leben geben müssen, bereits vorgeformt in sich enthielt. [1])

Die beiden Sprachen, die ich so eben erwähnt habe, sind ihren wesentlichen Zügen oder vielmehr ihrer Persönlichkeit und dem Principe ihrer Identität nach in den ältesten Schriftstellern so vollkommen, wie in den neuesten. Von Dante oder den Guido's brauche ich nicht zu reden, aber auch unser Chaucer fand gewiß in der vaterländischen Zunge ein so vollklingendes und süßtönendes, lieblich gestimmtes Instrument, seinen Leis darauf zu singen, als selbst Wordsworth nur immer verlangen kann. So ist es mit dem Hebräischen; in den mosaischen Schriften ist die wesentliche Fügung der Sprache vollständig, und offenbar, trotz ihrer augenscheinlichen Unvollkommenheit, jedes ferneren Zuwachses unfähig. Das Altegyptische, wie es auf den frühesten Denkmälern, und in den koptischen Liturgieen geschrieben ist, wird, wie Sie sehen werden, von Lepsius als ein und dieselbe dargestellt. Die nämliche Bemerkung gilt, wenn man die ältesten lateinischen oder griechischen Schriftsteller mit den spätesten vergleicht. Das Beispiel des letzteren ist besonders schlagend, wenn wir erwägen, was es durch die Berührung mit dem erstern für eine Gelegenheit zu einem Zuwachse erhalten

1) So zeigt uns schon eine geringe Bekanntschaft mit dem Verfalle des Lateinischen, wie die Wörter, welche jetzt bloß italienisch sind, gewöhnlich werden, wie pensare, denken, in den Schriften des heiligen Gregorius, oder die Präposition de für den Genitiv. Solche Formen waren ohne Zweifel unter dem Volke schon lange vorher gang und gäbe. In schlichten rohen Grabinschriften haben wir ss statt x wie Bissit für vixit; ja ich erinnere mich an einen Fall, wo dieses Verbum wie im Italienischen (nur B statt V) geschrieben ist: Bisse.

habe. Aber wenn gleich die Eroberung Griechenlands Bilderei und Malerei, Dichtkunst und Geschichte, Kunst und Wissenschaft in das ungebildete Latium brachte; obwohl es die Formen jener Periode rundete und seiner Sprache neue Geschmeidigkeit und Kraft gab, so setzte es doch seiner Grammatik kein Tempus und keine Deklination, seinem Lexikon kein Wörtlein, seinem Alphabete keinen Buchstaben bei.

Wir dürfen es nämlich als etwas allgemein Gültiges aussprechen, daß keine südliche Nation wegen eines Gefühles von Mangel in seiner gegenwärtigen Sprache unter gewöhnlichen Umständen von einer andern borgen oder irgend neue Bildungen in sich hervorrufen wird. Dem Chinesischen gebricht es so sehr an der grammatischen Construktion, daß man es für eine Kopie jener Begriffsbezeichnung halten könnte, welche die Taubstummen durch Zeichen ausdrücken:[1]) wie kommt es denn, daß es dessen ungeachtet sich nie bewegen ließ, jene Bildungen hervorzubringen, die uns zum Verständniß der Rede unerläßlich scheinen? Warum haben die semitischen Sprachen, nach mehrtausendjähriger Nachbarschaft mit Sprachen anderer Familien nie ein Präsens oder zusammengesetzte und bedingte Zeiten und Arten gebildet, da doch deren Mangel ihre Reden und Schriften so verwickelt macht; oder einige neue Bindewörter erfunden, um dem verknüpfenden wau die Last, jede mögliche Beziehung zwi-

1) Die Taubstummen können nicht dazu gebracht werden, die grammatischen Bewegungen, welche Abbe Sicard für sie erfand, anzuwenden, sondern begnügen sich mit den einfachsten Zeichen der Vorstellungen und bestimmen die Fügung durch nichts Anderes, als einzig durch die natürliche Ordnung des Zusammenhanges. S. Degerando De l'Education des Sourds-muets Paris 1827. Th. 1. SS. 580. 588. Das Vater unser, welches sie in Zeichen ausdrücken, nimmt sich, in Wörter übertragen, so aus. 1. Unser, 2. Vater, 3. Himmel, 4. in (Zeichen der Einschiebung), 5. Wunsch (Zeichen des Anziehens), 6. euer 7. Name 8. Achtung; 9. Wunsch, 10. euer, 11. (über) Seelen, 12. Königreich 13. (d. h.) Vorsehung 14. ankommen, 15. Wunsch 16. euer 17. Wille, 18. thun, 19. Himmel 20. Erde 21. Gleichheit. S. 589.

schen den Theilen einer Rede auszudrücken, zu erleichtern? Ja wie kommt es, daß Diejenigen, welche sie sprechen, nach einer so überaus langen Berührung mit vollkommenern Alphabeten, zwar die ungeheuren Schwierigkeiten eines vokallosen einsehen, aber doch nie so glücklich gewesen sind, dieselben hier einführen zu können, sondern bis auf diesen Tag zu dem schwerfälligen Auskunftsmittel müheseliger Punkte ihre Zuflucht nehmen? Und der einzige Zweig, der eine Aenderung versucht hat, nämlich der äthiopische hat nur ein noch unnatürlicheres und verwickelteres syllabirtes Alphabet hervorgebracht, das sehr mühsam ist und zu unzähligen Mißverständnissen veranlaßt. Gäbe es in den Sprachen irgend eine Art natürlicher Entwickelung, so hätten es gewiß so viele Zeitalter in diesen Fällen hervorgerufen. Aber statt dessen sind oft gerade die früheren Epochen einer Sprache die vollkommensten; und Grimms neueste von mir öfter erwähnte Untersuchungen über die ursprünglichen Formen der deutschen Grammatik, sind weit entfernt, das Streben einer Sprache nach Vervollkommnung zu begründen; denn viele schätzbare Formen sind darin verloren gegangen.

Wer also von untergeordneten Bildungsstufen einer Sprache redet, oder annimmt, sie habe Jahrhunderte gebraucht, um zu irgend einem gegebenen Punkte grammatischer Entwickelung zu gelangen, spricht durchaus gegen die Erfahrung. Sprachen wachsen nicht von einem Saamen oder von Sprossen; sie werden durch einen geheimnißvollen Akt der Natur in ein lebendiges Modell, woraus sie in all ihren schönen Verhältnissen hervorkommen, geworfen, und dieses Modell ist der menschliche Geist, mannigfaltig bestimmt durch die Verhältnisse äußerlicher Beziehungen. Hier kann ich wiederum nicht umhin, zu bedauern, daß wir nicht im Stande sind, die verschiedenen Situationen und Verbindungen einzelner Wissenschaften in Einem Blicke zu fassen; denn wenn es scheint, daß Zeitalter nöthig gewesen seyn müssen, um Sprachen zu dem Zustande zu bringen, worin wir sie zuerst finden, so würden andere Untersuchungen uns zeigen, daß diese Zeitalter nie existirt haben; und wir würden so genöthigt, irgend eine bildende Kraft, eine beherrschende Einwirkung

auszuspähen, welche das auf einmal thun konnte, zu dessen Vollführung die Natur Jahrhunderte genommen hätte; eine Aufgabe, die das Buch Genesis allein gelöst hat.

§. 24.

Humboldts Urtheil.

Obwohl Sie vielleicht bereits glauben mögen, ich habe mich über diesen Gegenstand zu weit verbreitet, so darf ich ihn doch nicht verlassen, ohne Ihnen noch die stärkste Bestätigung meiner Ansichten, die ich kenne, mitzutheilen, nämlich das Urtheil des wahrhaft betrauerten Wilhelm von Humboldt. Dieser Sprachforscher, der an Tiefe wohl jeden andern übertrifft, brachte einen Geist zergliedernder Untersuchung mit einem ungeheuren Vorrathe praktischer Völkerkunde in Berührung, und benützte, wie Wenige außer ihm, das Sprachenstudium als ein Mittel, zu einer besseren Bekanntschaft mit den Formen des Gedankens und den Thätigkeiten geistiger Fortbildung zu gelangen. Und wenn es tapfern Rittern zur Ehre gereichte, daß sie gerne mit angeschnalltem Harnische starben, und wenn es manchen Rednern ein Ruhm war, daß ihre Beredtsamkeit gerade noch, ehe sie für immer ausgelöscht wurde, in hellerer Lohe aufflackerte: so gereicht es ihm gewiß noch mehr zur Empfehlung, den besten Beweis der stillen Gewalt des Gedankens über die Schwächen unserer Natur gegeben und dem Tode nahe, noch den concentrirenden Halt gezeigt zu haben, welchen der Genius über die Elemente eines langen und betrachtungsreichen Lebens auszuüben vermag. Vor geraumer Zeit nämlich hatte er seinen Freunden angekündigt, er sey gesonnen, als letztes Vermächtniß eine sehr kurzgefaßte Abhandlung über die Philosophie der Sprache zu entwerfen. Als ihn nun die letztvergangenen Monate, die den Schluß seines Lebens bildeten, auf das Krankenlager hinwarfen und so gewaltig schwächten, daß er weder Feder noch Buch mehr halten konnte, beugte er sich, wie Einer, den die Jahre gekrümmt haben, über seinen Tisch und schien innerlich jene mannigfaltigen Kräfte, die ihn in früheren Tagen ebenso zum Philosophen, wie zum Staatsmann befähigt hatten, zu sammeln und diktirte über

jenen so schwierigen Gegenstand ein tiefsinniges Werk, welches, wenn es gedruckt vorliegt, der Welt ein glänzendes Beispiel, nicht von der herrschenden Leidenschaft, sondern von der waltenden Intelligenz geben wird, die auch im Tode stark ist.

Als er nach der Anweisung von Abel-Remüsat sich in kurzer Zeit mit dem Chinesischen bekannt gemacht hatte, erwiederte er ihm ungesäumt diesen Dienst durch einen höchst interessanten Brief über die grammatischen Formen. Da ich diese Schrift erst lange nachher, als ich die eben gemachten Betrachtungen niedergeschrieben hatte, zu Gesicht bekam, wurde ich freudig überrascht, hier genau dieselben Ansichten, obschon weit philosophischer ausgedrückt zu finden. »Ich betrachte die grammatischen Formen, sagt er, nicht als die Früchte der Fortschritte, welche eine Sprache in der Zergliederung des Gedankens macht, sondern vielmehr als das Ergebniß der Art und Weise, wie eine Nation seine Sprache anschaut und behandet.« [1]) Er bemerkt, es gebe im Maja und Betoi, zwei amerikanischen Sprachen, zwei Formen des Redewortes, wovon die eine die Zeit, die andere lediglich die Beziehung zwischen Subjekt und Attribut bezeichne. Dieses sieht hoch philosopisch aus, indeß bemerkt er wohl: »Diese Annäherungen können, däucht mir, zum Beweise dienen, daß man, wenn sich dergleichen Besonderheiten in den Sprachen finden, sie nicht einem ausgezeichnet philosophischen Geiste in ihren Erfindern zuschreiben dürfe.« [2]) Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen noch einen Auszug vorzulesen, welcher auffallender Weise dasselbe ausdrückt, was ich aussprechen wollte: »Ich bin vollkommen überzeugt, daß man jene wahrhaft göttliche Kraft, welche in den menschlichen Fähigkeiten liegt, diesen Schöpfergeist der Nationen, vorzüglich im Urzustande nicht verkennen darf, wo alle Ideen, und selbst die Fähigkeiten der Seele von der Neuheit der Eindrücke eine lebendigere Kraft erhalten; wo der Mensch Verbindungen, zu denen er durch den langsa-

---

1) Lettre à M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales etc. par M. Guill. de Humboldt Paris 1827. p. 13.

2) S. 15.

men und allmähligen Gang der Erfahrung niemals gekommen wäre, voraus empfinden kann. Dieser Schöpfergeist kann die Grenzen, welche sonst den Sterblichen vorgeschrieben zu seyn scheinen, überschreiten, und wenn es auch nicht möglich ist, seinen Gang bis auf die letzte Spur zu verfolgen, so ist seine belebende Gegenwart dabei nicht weniger offenbar. Ehe ich in der Erklärung des Ursprungs der Sprachen den Einfluß dieser mächtigen und ersten Ursache aufgäbe, und ihnen insgesammt einen mechanischen einförmigen Gang anwiese, der sie Schritt für Schritt von dem gröbsten Anfange bis zu ihrer Vollendung fortzöge, würde ich viel lieber die Meinung Derer ergreifen, welche den Ursprung der Sprachen auf eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit zurückführen. Sie erkennen wenigstens den göttlichen Funken an, welcher in allen Idiomen selbst den unvollkommensten und ungebildetsten durchblitzt.« [1]) Demnach gibt also dieser ausgezeichnete Sprachforscher zu, daß die Sprachen ihre sogenannte eigenthümliche Entwickelung nicht durch leise Uebergänge erreichen, sondern sie von einer unbekannten Kraft des menschlichen Geistes erhalten; außer wir nehmen an, sie seyen wie die erste Rede von oben mitgetheilt worden.

§. 25.

Schlegels Meinung beschränkt.

Nachdem wir so den Sprachen die Kraft, sich selbst zu erzeugen und unter gewöhnlichen Umständen auch ihren grammatischen Bau zu wechseln abgesprochen haben, und diesen Bau nicht bloß als die äußere Form der Sprache, sondern als ihren wesentlichsten Bestandtheil betrachten: so mögen wir füglich untersuchen, in wie fern Schlegel Recht habe, wenn er annimmt, eine solche Veränderung oder ein solcher Wechsel könne unter keinerlei Umständen Statt finden. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß etliche Beispiele uns zu der Behauptung zu berechtigen scheinen, daß unter dem Andrange besonderer Einwirkungen

1) S. 55. und Vgl. S. 51. und die oben im ersten Vortrage S. 8. in der Anmerkung angeführte Stelle. Der Uebersetzer wollte diese Stelle lieber in's Deutsche übertragen, als im franz. Original.

eine Sprache solche Veränderungen erfahren kann, welche ihre Wörter einer und ihre Grammatik einer andern Klasse zutheilen. Es ist wahr, in diesem Falle wird eine neue, von jenen, woraus sie entstand, verschiedene Sprache gebildet, aber sie wird von derjenigen, die ihr vorausging, immer noch durch die Annahme neuer grammatischer Formen abweichen. So räumet Schlegel selbst ein, das Angelsächsische habe durch die normannische Eroberung seine Grammatik verloren. [1]) Und können wir nicht sagen, das Italienische sey aus dem Lateinischen mehr durch die Annahme eines neuen grammatischen Systemes, als durch irgend einen Wechsel in den Wörtern entstanden? Denn vergleichen wir ein Werk in den beiden Sprachen, so finden wir wenig Unterschied in den Verben und Nennwörtern; aber einen von den Fürwörtern entlehnten Artikel, einen gänzlichen Verlust der Casus und folglich aller Deklination; die Zeitwörter werden im Aktiv größtentheils durch Hülfsredewörter conjugirt und haben gar kein eigentliches Passiv. Diese Veränderungen berechtigen uns gewiß, es als eine neue Sprache zu betrachten. Es ist wahr, die Sprache ist in Beziehung auf den Charakter ihrer Veränderungen nicht aus ihrer Familie hinausgegangen; denn all' diese Eigenthümlichkeiten finden sich in andern Sprachen der indogermanischen Klasse, wie im Deutschen und Persischen; aber eben so wahr ist es auch, daß der Wechsel sehr groß ist und die neue Sprache in eine andere Untergattung bringt, welche das eine Extrem der Familie bildet, während das Lateinische fast das andere ist.

Nach der Annahme einiger Sprachforscher bietet das alte Pehlewi ein ähnliches Beispiel dar; denn Sir W. Jones bemerkte, daß die Wörter semitisch, die Grammatik aber indogermanisch sey; [2]) weßhalb auch Balbi sie in seinem Tableau unter die semitischen gezählt hat. Dr. Dorn gibt die Thatsache zum Theile zu, läugnet aber die Folgerungen, indem er annimmt, die semitischen Wörter seyen durch Verkehr mit den ringsum wohnenden

1) De stud. Etym. Wie ob. S. 284.

2) Asiatic researches. Vol. II. Calcutta. S. 52.

Aramäischen Völkern in die Sprache eingeschlichen.[1]) Ein anderes sonderbares Beispiel einer ähnlichen Erscheinung kann man aus dem Kawi, einer Sprache des indischen Oceans nehmen, von welcher Crawfurd so schreibt: »Sollte ich über die Geschichte des Kawi eine Meinung abgeben, so würde ich sagen, es sey ein seiner Beugungen, deren Stelle die Präpositionen und Hülfsverba der einheimischen Dialekte von Java vertreten, entblößtes Sanskrit. Wir können ohne Schwierigkeit annehmen, daß die einheimischen Brahmanen dieser Insel, getrennt von dem Lande ihrer Ahnen, aus Fahrläßigkeit oder Unwissenheit sich der schwierigen und verwickelten Beugungen des Sanskrit aus denselben Gründen zu entledigen suchten, wie die Barbaren das Griechische und Lateinische und das neuere Romanische oder Italienische umbildeten.«[2])

Ein anderes Beispiel bieten vielleicht die tatarischen Sprachen dar, in welchen ein gründlicher Gelehrter Spuren einer ähnlichen Abweichung von dem ursprünglichen Charakter ihres grammatischen Baues findet. »An dem andern Ende Asiens, sagt Abel-Remüsat, weiß man durchaus nichts von der Kunst, die Zeitwörter abzubeugen; wenigstens spielen die Participien und Gerundive in den tongusischen und mogolischen Idiomen, denen der Personenunterschied unbekannt ist, die vornehmste Rolle. Die östlichen Türken sind die Ersten, bei welchen sich einige Spuren davon zeigen; aber der geringe Gebrauch, den sie davon machen, scheint zu bezeugen, daß vorher ein einfacheres System da gewesen sey. Jene Türken endlich, welche sonst den gothischen Stamm in den Ländern, die den Irtisch und Uralfluß trennen,

---

1) Ueber die Verwandtschaft u. s. w. S. 44.

2) On the Existence of the Hindu Religion in the Island of Bali. As. Res. XIII.; p. 161. In einem andern Werke drückt Crawford seine Meinung gemäßigter aus: „Die Meinung, zu welcher ich mich in Betreff dieser sonderbaren Sprache hinneige, ist die, daß es keine fremde in die Inseln eingeführte Zunge, sondern die geschriebene Sprache der Priesterschaft sey. — History of the Indian Archipelago. Edinb. 1820. vol. II. p. 18.

berührten, nachher aber zurücktrieben und bis nach Europa verfolgten, haben noch mehr, als die andern Türken, mit den gothischen Nationen gemein, wie die Conjugation durch Hülfsverba; aber trotz dieser Zuthat, die ihrer Sprache fremd scheint, bewahrt sie doch Etwas von dem gezwungenen Bau der conjugationslosen Sprachen.« [1]) Endlich läßt sich noch als Beispiel das Amharische anführen, worüber ich einen tüchtigen Schriftsteller aus einer Zeitschrift, die alle Ermunterung verdient, will reden lassen: »So viel ist bloß angegeben worden, um zu zeigen, daß die Frage, ob Sprachen nicht von einander Pronomina und Endungen borgen, ohne den ganzen Stoff in Uebereinstimmung zu bringen, eine gründliche Untersuchung erheische.... Wirklich ist das Amharische, das man anfangs für eine Mundart der Geeß-Sprache (des Aethiopischen) hielt, und welches semitisch zu seyn schien, nach den neuesten Untersuchungen afrikanischer Abkunft und hat bloß semitische Endungen angenommen.« [2])

Es gibt Beispiele von Sprachen, die offenbar aus ihren eigenen Familien hinausgehen, um grammatische Formen und Fügungen zu finden. Sprachen entfalten manchmal bei der größten Entfernung die außerordentlichste Uebereinstimmung in der Grammatik, ohne daß man irgend eine Verwandtschaft bei ihnen annehmen dürfte. So z. B. bietet das Biskaische viele sonderbare Aehnlichkeiten mit einigen Sprachen Amerika's, wie den Mangel ein und desselben Buchstabens, das Streben, dieselben Consonanten zu verbinden, und eine ähnliche Verwicklung des Conjugationssystems, worin durch die Einschiebung gewisser Sylben verschiedene Bestimmungen des einfachen Zeitwortes ausgedrückt werden, ein Punkt, worin es auch den Dialecten des südwestlichen Afrika's gleicht [3]) Aber Humboldt ist in demselben Augenblicke, wo er behauptet, ähnliche Wörter

---

1) Recherches sur les Langues Tartares, Par. 1820. tom. I. p. 306.

2) On Comparative Philology in the West of England Journal. Nro. 3. July 1835. p. 94.

3) Sieh Balbi's Tableau des langues de l'Afrique.

reichen nicht hin, einen gemeinsamen Ursprung verschiedener Sprachen festzustellen, und die eben erwähnten Stücke der Aehnlichkeit anführt, doch weit entfernt, zu schließen, daß zwischen diesen verschiedenen Idiomen irgend eine Verwandtschaft Statt finde, vielmehr sagt er: »Grammatische Eigenthümlichkeiten dieser Art schienen mir immer mehr Beweise der Culturstufen, als der Verwandtschaft unter Sprachen zu seyn.« [1])

§. 26.

Ausgleichung; allgemeine Regel.

Aber — um diesen Gegenstand zu einigem Abschlusse zu bringen — mir scheint, daß einerseits zwar die Vergleicher von Wörtern ihre Schlüsse großentheils zu weit getrieben haben, daß aber auch der gelehrte von Schlegel sich von seinem Unwillen über die Ungebührlichkeiten derselben habe hinreißen lassen, wenn er behauptet, der gemeinsame Gebrauch des α privativum beweise die Verwandtschaft des Griechischen und Sanskrit stärker, als etliche hundert Wörter. [2]) Humboldt, der sonst der grammatischen Aehnlichkeit ebenso gut den Vorzug gibt, räumt der Wortverwandtschaft in einer kurzen, aber vortrefflichen Auseinandersetzung seiner Ansichten über unser Studium, ihr gehöriges Recht ein. [3])

Ich muß daher zur Prüfung der Wortverwandtschaft und zur daraus abgeleiteten Folgerung für das Verhältniß der Sprachen, eine Regel vorschlagen, welche das willkührliche Verfahren der lexikalischen Schule verhüten und den strengeren Anforderungen der andern näher kommen wird. Diese ist: Man soll nicht Wörter, die einer oder zwei Sprachen verschiedener Familien gehören, nehmen und von ihrer Aehnlichkeit, welche zufällig oder

1) Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens. S. 175. vgl. 109.

2) Wie oben.

3) An Essay on the best means of ascertaining the affinities of Oriental Languages by Bar. W. Humboldt. In den Transactions of the Royal. Asiat. Society. vol. II. 1830. pp. 214. 215.

mitgetheilt seyn kann, Schlüsse ziehen, die auf ihre ganzen Familien gehen, sondern man vergleiche miteinander Wörter von einfacher Bedeutung und ursprünglicher Nothwendigkeit, welche durch die ganzen Familien durch herrschen und folglich darin sozusagen Ursassen sind. So ist z. B. die Zahl 6 im Sanskrit schasch, im Persischen schesch im Lateinischen sex, im Deutschen sechs. Das ist folglich ein Wort, das streng zu der ganzen Familie gehört; doch es gehört ebenso gut auch zu der ganzen semitischen, denn im Hebräischen, dem reinsten Ausdruck dieses Stammes, haben wir nicht minder schesch und in den andern Dialekten ist es nach den Gesetzen modificirt, welche in dem Buchstabenwechsel durchaus herrschen. Deßgleichen ist 7 im Sanskrit saptan, im Gothischen sibun; wozu im Semitischen das Hebräische schebha, das Arabische seb'a zu vergleichen ist. Ebenso ist im Sanskrit eins eka, im Persischen jek, im Hebräischen eh'ad und so in den andern Dialekten. Fände man κέρας bloß im Griechischen, so könnte man es allenfalls für eine Ableitung von dem hebräischen oder phönizischen keren halten; aber diese Meinung scheint ausgeschlossen zu werden, sobald man findet, daß es solche Glieder der Familie durchzieht, die es nicht können entlehnt haben; wie das lat. cornu, und das deutsche Horn. Auch kann das Lateinische nicht einmal vom Griechischen entlehnt seyn, denn die Einschiebung eines n, wodurch es dem Semitischen näher gebracht wird, kann wohl nicht zufällig seyn; zumal da es sich im Deutschen findet, bei welchem man doch weder auf einen Verkehr mit dem Hebräischen, noch mit dem Griechischen verfallen kann. Doch dieses Wort, das sich in so vielen Gliedern dieser Familie findet, ist ebenso allgemein in der semitischen, wo es im Syrischen karno und im Arabischen karn lautet. In gleicher Art scheint nicht mit Grund an dem rein sanskritischen Ursprunge des Wortes ama,[1]) Mutter, gezweifelt werden zu können; auch dem Semitischen ist es wesentlich eigen: Em (u. imm) im Hebr., omm im Arab., mit derselben Bedeutung; wie im Biskaischen, ama, das jetzt im Spanischen soviel

1) Vâma Brust, vâmâ Weib.

heißt, als Amme. Diese Beispiele reichen zur Erläuterung meiner Regel hin. Sie bieten Fälle dar, in welchen Wörter alle oder doch die meisten Glieder zweier Familien durchziehen, so daß wir sie als ursprünglich oder wesentlich in beiden betrachten können. Und nur in derartigen Fällen würde ich geneigt seyn, eine Wortvergleichung als hinreichenden Beweis der Verwandtschaft zwischen Sprachen anzunehmen. Wenn daher ein Lexikon, wie das von Parkhurst, ein englisches Wort von einer hebräischen Wurzel ableitet, so verwerfe ich das sogleich als ungegründet; wenn ein griechisches darauf zurück geführt ist, so nehme ich es als möglich an, denn es kann durch Berührung mit den Phöniziern mitgetheilt worden seyn; aber in Hinsicht auf die Abstammung beweist es nichts. Wenn aber, wie in obigen Beispielen, zwei oder mehrere dieser Sprachen dasselbe Grundwort haben und dieses dann in einigen semitischen Sprachen wieder vorkommt so gebe ich zu, daß es für die Bildung des geheimnißvollen Zusammenhanges aller Sprachen in einer frühesten Zeit von Wichtigkeit sey.

§. 27.

Young's Berechnung. Das Semitische und Indogermanische zu vermitteln.

Das führt uns zu einer andern wichtigen Untersuchung, — wie groß die Anzahl ähnlicher Wörter in verschiedenen Sprachen seyn müsse, um uns zu einem Schluß auf deren gemeinsamen Ursprung zu berechtigen. Diesen Punkt machte der verstorbene Dr. Young zum Gegenstande einer sonderbaren mathematischen Berechnung welche meines Wissens in kein Werk über Völkerkunde Eingang gefunden hat; wahrscheinlich weil sie in einer Abhandlung über Gegenstände vorkommt, die keineswegs mit diesem Studium in Zusammenhang stehen. Nachdem er seine verschiedenen Formeln gegeben hat, schließt er so: »Es scheint daher, daß aus der Uebereinstimmung des Sinnes irgend eines einzelnen Wortes in zwei Sprachen durchaus kein Schluß auf ihre Verwandtschaft gemacht werden kann; und daß gegen die Uebereinstimmung von zwei Wörtern eine Ueberzahl wie 3 zu 1

stünde; wenn aber drei Wörter identisch zu seyn scheinen, stünden die Wörter, welche beiderseits von irgend einer Stammsprache herkommen, oder auf irgend eine andere Weise eingeführt seyn mußten, (zu der übrigen Summe) wie 10 zu 1; sechs Wörter gäben mehr als 1700 Vertauschungen gegen 1 und acht nahe an 100,000; so daß in solchen Fällen der Beweis beinahe unbedingte Gewißheit erreichte. Im Biskaischen z. B. oder der altspanischen Sprache finden wir in dem Wörterregister, das der schönen Abhandlung von Baron W. von Humboldt beigefügt ist, die Wörter beria, neu; ora Hund; guchi klein; oguia Brod; otzoa Wolf; woraus das spanische onza, und zazpi (oder wie Lacroze schreibt, shashpi) sieben. Nun heißt im Altegyptischen beri neu; whor Hund; kudchi klein; oik Brod; ounsh Wolf; shashf sieben; und wenn wir diese Wörter für identisch genug halten, um unsere Rechnung darauf anzuwenden, so sind die Vertauschungen mehr als 1000 gegen 1, so daß in irgend einer sehr entfernten Zeit eine egyptische Colonie sich in Spanien niederließ; denn keine von den Sprachen der Nachbarvölker zeigt irgend eine Spur davon, daß sie das Medium gewesen wäre, durch welches diese Wörter übergehen konnten.« [1])

Dieser Schluß ist gewiß zu bestimmt und kühn; denn diese Aehnlichkeiten können, wenn sie wirklich sind, hinreichend durch die Voraussetzung erklärt werden, daß beide Sprachen von dem nämlichen Punkte ausgegangen und in sich einige Bruchstücke einer gemeinsamen ursprünglichen Sprache bewahrt haben. Indeß müssen Denen, welche sich an dieses Vergleichungssystem halten, doch die Ergebnisse dieser mathematischen Berechnung im Allgemeinen außerordentlich interessant seyn; in so fern dieselbe zu beweisen scheint, daß schon eine sehr beschränkte Anzahl von Wörtern, welche wirklich ähnlich und so beschaffen seyn müssen, daß sie nicht durch späteren Verkehr können eingetauscht worden seyn, eine Verwandtschaft zwischen zwei Sprachen darzuthun vermöge.

Indem ich nun endlich zu den Folgerungen dieser langen

1) Remarks on the Reduction of Experiments on the Pendulum. Philosophical Trans. vol. CIX. für 1819. p. 70.

Erörterung, welche aber zum Verständnisse des Werthes der einzelnen Ergebnisse nothwendig war, übergehe, brauche ich Sie kaum aufmerksam zu machen, daß die Anhänger des lexikalischen Systemes oder der Wortvergleichung leichter Analogien zwischen Sprachen finden, die weit von einander entfernt sind, und keinen historischen Zusammenhang haben. So ist das Biskajische, das, wie wir gesehen haben, Dr. Young mit dem Egyptischen verglich, von Klaproth auch mit den semitischen Sprachen zusammengestellt worden, indem dieser aus der einen wie aus der andern eine Anzahl von wirklich oder scheinbar ähnlichen Wörtern [1]) auftrieb. In gleicher Weise bezeichnete er in einem Briefe an den ältern Champollion sonderbare wörtliche Uebereinstimmungen zwischen dem Koptischen und sehr entfernten Sprachen vorzüglich innerhalb des Oby und der Wolga. [2]) Indeß werde ich von seiner unermüdlichen Arbeit in diesem Fache wieder zu sprechen haben.

Die zwei Familien, welche die größte Leichtigkeit für die Prüfung des Zusammenhanges unter Sprachen von gänzlich verschiedenem Charakter darbieten, sind zweifelsohne die schon oft erwähnten — die indogermanische und die semitische: denn wir sind mit ihren verschiedenen Gliedern besser bekannt, als mit denen irgend einer andern Familie. Daher kommt es, daß sehr viele Versuche gemacht wurden, diese in Berührung zu bringen; aber der Erfolg ist nicht immer befriedigend, da man auf die von mir aufgestellte Regel, die Ursprünglichkeit der so verglichenen Wörter in beiden Familien dadurch zu bestimmen, daß man sieht, ob sie alle oder doch mehrere ihrer Zweige durchlaufen, zu wenig Rücksicht nimmt. So z. B. scheint mir Dr. Prichard in einer vergleichenden Liste, die er gegeben hat, [3]) weder auf den ursprünglichen Charakter der Wörter, noch auf ihr allgemeines Vorkommen in der ganzen Familie hinreichend Acht gegeben zu haben. Er vergleicht z. B. das hebräische Wort jain mit dem lateinischen vinum, dem wir das griechische οἶνον beifügen; eine

1) Mémoires rélatifs à l'Asie Paris. 1824. tom. 1. p. 214.

2) Daſ. S. 205.

3) Am Ende seines: Eastern Origin of the Celtic Nation p. 192.

Vergleichung, an welcher sich an und für sich nichts ausstellen läßt. Da es aber mehr, als wahrscheinlich ist, daß der Anbau der Rebe und die Weinbereitung von Osten nach Westen ausgieng und ursprünglich den semitischen Nationen angehörte, so dürfen wir annehmen, daß der Name ebenfalls mitwanderte, und demnach wäre es ein entlehntes Wort. Ferners vergleicht er das lateinische lingua (Zunge) mit dem hebr. loa', schlucken, schlingen. Nichts davon zu sagen, daß der Zusammenhang dieser beiden Begriffe in der Etymologie kein wahrscheinlicher, ist das Wort lingua in der indogermanischen Familie dem Lateinischen eigenthümlich. Freilich wird es ein Familienwort, wenn wir beachten, was Marius Viktorinus sagt: »die Alten hätten dingua statt lingua gesprochen.« [1]) Das Wort, auf solche Art in die ursprüngliche Gestalt zurückversetzt, geht in Verwandtschaft mit der deutschen Zunge ein und verliert alle Aehnlichkeit mit dem semitischen Worte.

§. 28.

Die Forschungen von Lepsius.

Ich habe bereits einige Beispiele von Dem gegeben, was ich als die befriedigendere Wortvergleichung zwischen den beiden Sprachen ansehe, da ich die Regel für solche Untersuchungen aussprach; aber ich möchte noch ferner in der grammatischen Eigenthümlichkeit dieser beiden Familien auf zwei Punkte aufmerksam machen, welche noch eine genauere Verleichung zulassen, als bisher versucht wurde. Es wäre kaum thunlich, meine Gedanken über diesen Punkt ohne eine ins Einzelne gehende verwickelte Zergliederung zum Behufe der Vergleichung auseinanderzusetzen, was nur vermittelst einiger Bekanntschaft mit den Sprachen verständlich wäre und für einen großen Theil meiner Zuhörerschaft kein Interesse haben könnte. [2]) Ich will

1) Novensiles sive per l. sive per d. scribendum; communionem enim habuerunt literae hae apud antiquos, ut dignam et linguam, et dacrimis et lacrimis. Marii Victorini grammatici et rhetoris de orthographia. Lugd. 1584. p. 52. Comp. p. 14.

2) Ueber diesen Gegenstand findet sich am Ende eine Zugabe.

daher bloß meine Ueberzeugung aussprechen, daß eine genauere grammatische Verwandtschaft zwischen den Familien gefunden wird, sobald wir geneigt sind, eine zu vermuthen; und mit Freuden erwähne ich ein Werk, welches allem Anscheine nach ein Feld für neue Untersuchungen eröffnet und neue Elemente der Verwandtschaft zwischen diesen und andern Familien darlegt. Ich meine die »Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, zunächst am Sanskrit nachgewiesen,« (Berl. 1834.) ein Werk voll ungewöhnlicher und eigenthümlicher Untersuchungen von Dr. Lepsius. Vermittelst dieses neuen Elementes hat er mehrere sehr sinnreiche und überraschende Aehnlichkeiten zwischen dem Hebräischen und dem Sanskrit aufgestellt, so daß nach seinem eigenen Ausdruck in beiden ein gemeinschaftlicher, wenn gleich unentwickelter Kern vorhanden seyn muß. [1])

Ermuthigt durch das Gelingen dieser Arbeit wurde er aufgemuntert, sich auf das Studium des Koptischen zu verlegen, um, wenn es möglich wäre, dessen Beziehungen zu andern Sprachen zu entdecken, da es bisher als eine vereinzelte und unabhängige Zunge war betrachtet worden. Durch die Freigebigkeit, welche die deutschen Regierungen auszeichnet, wo es gilt, die Wissenschaft zu fördern, wurde er in den Stand gesetzt, seine Forschungen zu verfolgen, welche denn auch mit einem vollkommenen Erfolge gekrönt wurden. Durch die Gefälligkeit eines ausgezeichneten und gelehrten Mannes, der ihn dazu vermocht hatte, ist es mir möglich, Ihnen die interessanten Ergebnisse derselben bis auf die neueste Zeit herab mitzutheilen. Der erste Brief, woraus ich die folgenden Auszüge übersetzt habe, ist datirt Paris d. 20. Jan. 1835. »Meine egyptischen und koptischen Studien gehen gut. Sie haben mich auf Resultate geführt, die

---

1) S. 23. Auf eine merkwürdige Weise treffen beide durch die Art zusammen, wie sie Resch offenbar als Vokal betrachten, was in der hebräischen Punktion gerade ist, wie im sanskritischen ri. Da ich das Werk von Lepsius nicht mehr zur Hand habe, erinnere ich mich nicht mehr, ob er sich bei dieser Aehnlichkeit aufhält.

mich selbst höchst erfreulich überraschten und deren allgemeineres Interesse für die Geschichte der Sprachen täglich bedeutender wird. Was mich anfangs ein wenig beunruhigte, war die völlige sprachliche Einsamkeit, in der sich das Koptische zu befinden schien und die geringe Aussicht, die sich mir darbot, es je als ein Hülfsmittel bei meinen Forschungen über die egyptischen Alterthümer gebrauchen zu können. Zu gleicher Zeit muß ich gestehen, daß die historischen Nachweisungen Quatremere's über den Ursprung der egyptischen Sprache (welche freilich von der Sprache ganz unabhängig sind) mir viele Zweifel, über die Einheit des Egyptischen und Koptischen ohne Lösung ließen. Ich habe jetzt entdeckt, daß es in dem Wesentlichen der Sprache selbst, nicht nur gar keinen Anschein grammatischer Abänderungen gibt, und daß sie vielleicht in einem höhern Grade jenes Princip der Stabilität besitzt, die den semitischen Dialekten so eigenthümlich ist, sondern daß es in ihrer Bildung Spuren eines höhern Alters bewahrt hat, als irgend eine indogermanische oder semitische Sprache, mit der ich bekannt bin; Spuren die daher ganz unerwartet wichtig für diese beiden Familien seyn werden. Zugleich kann das Koptische weder als semitisch noch als indogermanisch bezeichnet werden; es hat seine eigene besondere Bildung, obwohl zu gleicher Zeit seine wesentliche Verwandtschaft mit diesen zwei Familien nicht verkannt werden kann. Es steht ungefähr auf derselben Bildungsstufe wie das Semitische; daher ist die Verwandtschaft hier offenbarer. Der von Ihnen bezeichnete Fortschritt von der syllabischen zur alphabetischen Sprache ist auch ein sehr wichtiges Element für das Koptische.

»Die Wurzeln der Pronomina sind derjenige Redetheil, welcher in der Gestaltung der Sprache zuerst gewirkt und in einem sehr beträchtlichen Maaße seinen Einfluß darauf ausgeübt zu haben scheint. Auf diese Wurzeln und ihre Vergleichung mit den semitischen und indogermanischen Pronominalbildungen lege ich großes Gewicht. Stellen wir z. B. einen Augenblick die Anhängsel der persönlichen Fürwörter im Koptischen und Hebräischen zusammen, um zu sehen, in welchem Verhältnisse die Bildung beiderseits stehe:

	mein Meer	unſer Meer	dein Meer m.	dein Meer f.
Heb.	jam̃-i	jam-nu	jam-ka	jam'-k(i)
Kopt.	jom-i	jom-n	jom-k	jom-ti
	euer Meer	ſein Meer	ihr Meer f. sing.	ihr Meer plur.
Heb.	jam'-kem(ken)	jam'-hu	jam'-hâ(f)	jam'-u
Kopt.	jom-ten	jom-f	jom-s	jom-u. [1])

»Ich beſchäftige mich gegenwärtig mit einer Probe einer koptiſchen Grammatik die ich herausgeben will, um ſo für die neue Richtung meiner Studien Rechenſchaft zu geben. Ich will indeß einen vergleicheuden Theil vorausſchicken, welcher vorzüglich auf den Pronominalwurzeln beruhen und der koptiſchen Sprache den Boden, auf welchem ſie entſprang, ſichern und ihr einen Platz unter den andern, beſſergekannten Sprachen anweiſen ſoll. Der neue und beſondere Theil ihrer Bildung, jener Theil welcher jeder Sprache ihre eigene Individualität verleiht, wird ſich ſo auf eine ſowohl für den Schreiber als für den Leſer paſſendere Art an den ältern Theil anſchließen, der ſie mit andern Dialekten in Verbindung bringt. Einige wichtige Theile meiner koptiſchen Grammatik ſind der Hauptſache nach bereits vollendet und es iſt endlich nun ſo ſchwierig nicht mehr, etwas Licht auf Dinge zu werfen, welche vorher in äußerſter Finſterniß lagen.

»Ich wurde veranlaßt, beſondere Aufmerkſamkeit den Zahlwörtern zu widmen, in denen ich eine auffallende Aehnlichkeit

---

1) Ich nehme mir die Freiheit, einige Bemerkungen beizufügen. 1. Die Aehnlichkeit bei der erſten Perſon im Singular iſt vollſtändig, da das andere m in dem gewählten Beiſpiele zufällig iſt, indem es von dem außer Gebrauch gekommenen jamam abzuleiten iſt; weßhalb das Suffix einfach i lautet, wie im Koptiſchen. 2. Der Unterſchied in der zweiten Perſon fem. sing. iſt ebenfalls mehr ſcheinbar, als wirklich; in ſofern das Hebräiſche in den zweiten Perſonen von dem durch die Analogie gebotenen Suffixe ta, ti, oder t, tem, ten abweicht, und c ſtatt t annimmt. Das Koptiſche wirft Licht auf dieſe Erſcheinung, indem hier die regelmäßigen Suffixa verbleiben, während es im masc. dieſelbe Vertauſchung vornimmt, wie das Hebräiſche. 3. Dieſe Bemerkung gilt auch, wie von ſelbſt einleuchtet, für die zweite Perſ. plur.

mit den entsprechenden Ziffern fand. Was mich aber noch mehr betroffen hat, ist dieß, daß die indogermanischen und semitischen Zahlwörter genau, selbst in Einzelheiten, mit dem egyptischen Systeme übereinstimmen; daß ferners die Sanskrit-Ziffern eigentlich egyptisch sind; und daß sich all Das im Egyptischen deutlicher und dem natürlichen Ursprunge näher findet. Die Zahlzeichen scheinen mir bestimmt von Egypten nach Indien gegangen zu seyn, von wo sie die Araber holten, bei denen sie indisch heißen, grade wie wir sie arabisch nennen, weil wir sie von den Arabern überkamen. Die merkwürdige Uebereinstimmung der Zahlwörter im Koptischen, Semitischen und Indogermanischen und ihre, besonders im Egyptischen, erweisbare Ableitung von den drei Pronominalwurzeln und von ihrem zifferartigen Zusammenhang unter einander, wird mich zu einer ausführlicheren Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes führen.

»Einer der vorzüglichsten Punkte endlich, die mich beschäftigten, ist der unläugbare Zusammenhang zwischen dem semitischen und dem demotischen, folglich auch dem hieroglyphischen Alphabete der Egyptier. Was in hohem Grade alle Untersuchung über die Aussprache des Koptischen hemmt, ist der griechische Charakter, welcher in dem zweiten oder dritten Jahrhundert angenommen wurde, wo viele der feineren Unterschiede, welche ohne Zweifel in der ursprünglichen einheimischen Paläographie existirten, nothwendig aufgegeben wurden. Zugleich ist mir die Aussprache der koptischen Zunge, die mir vermöge ihrer außerordentlichen Anhäufung von Vokalen und andern Eigenthümlichkeiten, anfangs ein ganzes Chaos schien, völlig klar geworden; besonders seitdem ich genauere Untersuchungen über die Accente angestellt habe, die in den Grammatiken als ganz unwesentlich betrachtet und in gedruckten Werken in der Regel sehr unrichtig gegeben werden. Aber ich habe jetzt einige Handschriften von der Bibliothek bei mir, die mir ein vollständig neues Licht über den Gegenstand verschafft haben.«

Der zweite Auszug, den ich Ihnen mittheilen will, ist aus einem Briefe vom 14. vorigen Monats. (Febr. 1835.)

».....Ich dachte es wäre wohl besser, wenn ich der Akademie meine Abhandlung über die Namen und Zeichen der Zah-

len, zu welchen ich, wie zu ihren interessanten Verhältnissen, den Schlüssel in den egyptischen Ziffern, und den koptischen Zahlwörtern entdeckt zu haben glaube, aufsetzen und überschicken würde. Längstens in einer Woche wird sie fertig seyn, und die Resultate scheinen mir vollkommen klar und befriedigend, indem sie das so oft, aber immer nur von ferne angegriffene Räthsel über die Bedeutung jener alten Zahlwurzeln lösen und zwar nicht bloß in Hinsicht des Koptischen, sondern auch für die semitischen und indogermanischen Sprachen und diesen ganzen Kreis von Dialekten in eine merkwürdige wechselseitige Harmonie bringen werden, was meiner Ansicht nach von großer Wichtigkeit für alle höheren Gebiete der vergleichenden Sprachkunde seyn wird.«

Die Folgerungen, die sich aus diesen interessanten Mittheilungen ergeben, springen jedem Denkenden von selbst in die Augen. Wir haben nun die Gewißheit, daß das Altegyptische, nunmehr mit dem Koptischen als ein und dasselbe zu betrachten, ferner nicht mehr für eine inselartige Sprache, ohne allen Zusammenhang mit den sie umgebenden zu halten sey, sondern ganz außerordentliche Berührungspunkte mit den beiden schon so oft erwähnten Familien darbiete; ein Zusammentreffen, das allerdings noch nicht hinreicht, sie in die eine von den beiden einzureihen, aber doch hinlänglich bestimmt und in dem wesentlichen Bau der Sprache genug begründet ist, um die Meinung auszuschließen, als sey es nur zufällig oder eine spätere Einpfropfung. Dieser Uebergangscharakter verursacht nach dem Ausdrucke des Lepsius', eine Zusammenschaarung dieses Kreises von Sprachen in sehr merkwürdiger Harmonie, so daß wir, statt das Indogermanische und Semitische als ganz inselartige Familien zu betrachten, die nur einige Uebereinstimmung in Wörtern suchen müßten, jetzt eine wechselseitige theils durch wirkliche Berührungspunkte, theils durch die Dazwischenkunft des Koptischen vermittelte Verkettung derselben in geheimnißvoller Verwandtschaft sehen, die sich auf die unveräußerliche Fügung und die wesentlichsten Formen aller drei gründet.

Laßt uns nun betrachten, zu was für weiteren Untersuchungen diese Forschungen einen denkenden Geist leiten müssen, wie

z. B. solche Uebergangssprachen können entstanden seyn? Geschah es dadurch, daß diese beiden großen Gruppen ursprünglich Eine waren, so daß, als sie sich trennten wie Massen, die irgend eine Zuckung in der Natur zersprengt, kleinere Bruchstücke zwischen und von beiden absprangen, und an dem besondern Schrot und den Eigenthümlichkeiten beider Theil nehmen, so daß sie die Punkte früherer Einigung zeigen? Oder sind sie insgesammt als Abkömmlinge eines gemeinsamen Stammes zu betrachten, die durch nunmehr unbekannte Umstände, welche auf wahrscheinlich aufgehobenen Gesetzen beruhten, in solche Abarten auseinandergegangen wären? Wählen Sie eine Hypothese oder anticipiren Sie ein Ergebniß, welches ihnen gefällt — diese Entdeckungen und ihre fernere Ausdehnung läßt ohnehin so etwas erwarten — so kommen Sie nothwendig theils durch die großen Gruppen und Familien selbst, theils wie bei den vieleckigen Bauten der Alten, vermittelst kleinerer verbindender Stücke, welche die Natur oder die Vorsehung dazwischen gelassen hat, nothwendig auf eine Einheit und Gemeinschaftlichkeit derselben.

Ferner ist auch nicht zu übersehen, daß eben jene strenge Schule, die eine zu genaue Nachweisung der Verwandtschaft zu verlangen schien, als daß dieselbe außerhalb der Gränzen einer Familie immer anwendbar wäre, wirklich jene Verwandtschaft zwischen den Familien selbst entdeckte und jede Bemäckelung dieser wichtigen Thatsache abgeschnitten hat. Mehr nämlich, als soviel kann man, was Principien betrifft, von diesem Studium nicht verlangen; es bleibt uns nur mehr der Wunsch ihrer fernern Anwendung, und die Ausdehnung desselben Verfahrens auf andere Gruppen, die dem Anscheine nach von den übrigen getrennt sind, übrig.

§. 29.

Anwendung der bisherigen Resultate auf den biblischen Bericht.

Hier wollen wir einen Augenblick auf den Zusammenhang unserer Wissenschaft mit dem biblischen Berichte zurückschauen. Den einfachen historischen Umrissen zufolge, die ich Ihnen vorgelegt habe, schien ihre erste Entstehung geeigneter, Unruhe, als

Vertrauen zu erregen, indem sie das Band, welches in der uralten Meinung sie alle zusammengehalten hatte, entzweiriß; bei ihrem fernern Vorrücken trennte und zergliederte sie immer noch mehr, so daß allem Anscheine nach der Bruch zwischen ihr und der heiligen Geschichte immer bedeutender werden mußte. Auf ihrem weitern Gange begann sie neue Verwandtschaften zu entdecken, wo solche am wenigsten erwartet wurden; bis nach und nach viele Sprachen, deren gemeinsamen Ursprung man anerkannte, gruppirt und in umfassende Familien eingereiht zu werden begannen. Dann verminderten neue Untersuchungen allmählich die Zahl unabhängiger Sprachen und dehnten folglich das Gebiet der größeren Massen aus. Endlich folgte, als dieses Feld schon beinahe erschöpft zu seyn schien, eine neue Gattung von Untersuchungen, indem man, soweit die Sache geprüft wurde, die außerordentlichen Verwandtschaften dieser Familien erwies, — Verwandtschaften die im Charakter und Wesen jeder Sprache liegen, so daß keine derselben, ohne diese Elemente, worin die Aehnlichkeiten bestehen, je hätte existiren können. Da nun dieses jeden Gedanken an ein gegenseitiges Entlehnen ausschließt, da dieselben nicht in einer jeden durch unabhängige Vorgänge entstanden seyn können und da die Grundverschiedenheit unter den Sprachen nicht erlaubt, sie als Dialekte oder Sprößlinge einer andern zu betrachten; so müßen wir nothwendig schließen, daß einerseits diese Sprachen ursprünglich in Eine vereinigt gewesen seyen, woraus sie diese gemeinschaftlichen Elemente zogen, die allen wesentlich sind; andererseits, daß der Abstand unter ihnen, welcher andere, eben so wichtige Elemente der Aehnlichkeit zerstörte, nicht durch irgend einen allmähligen Verfall oder individuelle Entwickelung habe entstehen können — denn das haben wir längst ausgeschlossen — sondern von irgend einer gewaltsamen, ungewöhnlichen und wirksamen Kraft, welche allein hinreicht, diese sich widerstreitenden Erscheinungen zu vereinbaren und zugleich für die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten Rechenschaft zu geben, sich herschreibe. Es ist schwer zu sagen, däucht mich, was auch der unersättlichste und unverständigste Skeptiker noch für einen weitern Schritt verlangen könnte, um die Ergeb-

nisse dieser Wissenschaft mit dem biblischen Berichte in Uebereinstimmung zu bringen.

§. 30.

Fernere Zeugnisse für die ursprüngliche Einheit der Sprache.

Um aber die Geschichte dieser Wissenschaft zu vollenden, darf ich nicht stillschweigend an den Schriften und Ansichten einiger Autoren vorübergehen, die noch nicht in den bisher eingehaltenen Gang der Nachweisung eingetreten sind, obschon ich ihre Namen gelegentlich angeführt habe. Ich will Ihnen also ihre positiven Folgerungen vorlegen und auf solche Art Ihnen zeigen, in wiefern sie die Schlüsse, die ich aus ihren Untersuchungen zog, rechtfertigen. Ich will sie in zwei Classen eintheilen, wovon die erste aus Solchen bestehen soll, welche übereinstimmig die ursprüngliche Einheit aller Sprachen anerkennen.

Der gelehrte Alexander von Humboldt, welchem wir so ungemein schätzenswerthe Mittheilungen über die Sprachen und Denkmäler Amerikas verdanken, drückt sich über diesen wichtigen Punkt so aus: »So abgeschlossen gewisse Sprachen anfangs scheinen, so sonderbar ihre Einfälle, Launen und Eigenthümlichkeiten seyn mögen, haben doch alle eine Analogie unter sich, und man wird ihre zahlreichen Beziehungen in dem Maaße immer mehr einsehen, als die philosophische Völkergeschichte und das Sprachstudium vervollkommnet wird.« [1])

Ueber diesen wichtigen Gegenstand gab die Akademie von Petersburg ein sehr entschiedenes Urtheil im fünften Bande ihrer Denkwürdigkeiten ab. [2]) Wahrscheinlich war diese gelehrte Körperschaft in jenem Theile ihrer Arbeiten unter dem Einflusse des Grafen von Gulianoff, eines enthusiastischen Vertheidigers der Einheit der Sprachen, wie sie, oft ohne hinlängliche Aufmerksamkeit auf wirkliche Uebereinstimmung, noch weniger auf den wesentlichen Sprachbau aus der Aehnlichkeit der Wörter gewonnen

---

1) Bei Klaproth Asia polyglotta p. 11.

2) S. Bulletin Universel, 7e section, vol. I. p. 380.

wird. Er hat selbst seine Ansichten in dem Gespräche über das gründliche Sprachstudium, aus welchem ich eine Stelle ausheben will, ausgesprochen: »Indem die Aufeinanderfolge der vorgeschichtlichen Thatsachen sich mit den Jahrhunderten verwischt, scheint sie der Bestimmtheit des wesentlichen Faktums, nämlich der Brüderschaft der Völker Eintrag zu thun. Nun begründete sich dieses Faktum, das interessanteste für den denkenden Menschen, einschließlicher Weise durch die Annäherung der alten und neuen Sprachen, wenn man sie nach ihrer ursprünglichen Stellung betrachtet. Und wenn je irgend eine philosophische Idee schon die Wiegen des menschlichen Geschlechtes vermehrt hätte, so wäre die Identität der Sprachen immer bei der Hand, um das Zauberwerk zu vernichten und dieser Grund würde auch den befangensten Geist zurechtbringen.« [1]) Ein Jahr nach dem Erscheinen dieser Arbeit, ließ er die Ansicht eines Werkes ausgehen, das die Einheit der Sprachen darthun sollte.[2]) Ich weiß nicht, ob es erschienen ist, denn seine Untersuchungen sind nicht von der Art, daß ich mich hätte veranlaßt finden sollen, darnach zu fragen, sondern ich fürchte, in jenem Prospektus war zu viel versprochen, als daß die Versprechungen hätten gehalten werden können. Die Entscheidung der Akademie über diesen Punkt war indeß ganz unbedingt, denn sie versichert, nach einer langen Untersuchung, überzeugt zu seyn, daß alle Sprachen als Mundarten Einer jetzt verlorenen betrachtet werden müssen.

Zu derselben Klasse von Schriftstellern ist auch der verstorbene Staatskanzler Merian zu rechnen, welcher sich zu der nämlichen Folgerung bekennt, obwohl er sie in seinem großen Werke Tripartitum vielleicht nicht geradewegs ausspricht. Dieses besteht aus vier zwischen 1820 und 1823 zu Wien herausgekommenen Foliobänden, und enthält vergleichende Verzeichnisse vorzüglich von russischen und deutschen Wörtern, denen aber eine

1) Discours sur l'Etude fondamentale des Langues. Paris 1822' p. 31.

2) Der Titel des Werkes sollte seyn: Etude de l'Homme dans la manifestation des ses facultés.

Masse ungeordneten Stoffes aus allen andern Sprachen beigefügt ist. Für die lexikalische Vergleichung hat das Werk ohne Zweifel einen beträchtlichen Werth; indeß muß man gestehen, daß man Blatt um Blatt überschlagen muß, bis man bei Sprachen aus verschiedenen Familien irgend Etwas entdeckt, was einer leidentlichen Aehnlichkeit gleicht. Doch abgesehen davon, zeigt der Beschluß seiner ersten Fortsetzung oder des zweiten Bandes hinlänglich seine Ansichten über den Punkt, den wir eben betrachten; denn er schreibt so: »Jene, welche an der Einheit der Sprache zweifeln, mögen nachdem sie Whiter durchgangen haben, Gulianoff lesen«.[1])

Derselben Schule, obwohl die Verdienste der eben erwähnten Schriftsteller weit überragend, gehört Julius Klaproth an, dessen Namen ich schon mehr, als einmal aufgeführt habe. Wenigen Schriftstellern verdanken wir so seltene Aufschlüsse über die Sprache und Literatur sehr vieler asiatischer Völker und über die Geographie sonst nur wenig bekannter Länder. Indeß muß man gestehen, daß man seiner Kühnheit wegen seine Behauptungen mit einer gewissen Behutsamkeit gebrauchen muß; freilich wäre es schwer gewesen, vollkommene Genauigkeit mit dem mannigfaltigen Charakter seiner Untersuchungen zu verbinden. Sein großes Werk über Sprachverwandtschaft, Asia polygotta (Paris 1823.) genannt, besteht aus einem starken Quartbande Text mit vergleichenden Uebersichten in Folio. Hier macht er keinen Hehl daraus, daß er der mosaischen Geschichte von der Zerstreuung ganz und gar seinen Glauben versage; sie sey, meint er, wie vieles Andere in der westasiatischen Literatur, bloß eine Erzählung, die man auf den bezeichnenden Namen Babel gegründet habe.[2]) Nach seiner Ansicht retteten sich bei der Ueberschwemmung

---

1) Tripart. seu de Analogia Linguarum Libellus, Continuatio, vien. 1822. p. 585. Whiter's Werk, worauf hier angespielt wird, ist das: Etymologicum Universale.

2) „Die andere (Sprachverwandtschaft) ist postdiluvianisch und ihre Ursachen sind nicht so verborgen, so daß wir nicht nöthig haben, den Thurm von Babel zu Hülfe zu nehmen, das, wie manches in den

Menschen an verschiedenen Orten, indem sie die höchsten Berge erkletterten; von deßhalb hätten sich dann die verschiedenen Familien des menschlichen Geschlechtes aus so vielen Mittelpunkten im Kaukasus, dem Himalaja und Altai ausgebreitet. Trotz dieser mißlichen Ansichten stimmen doch seine Resultate ganz genau mit der heiligen Geschichte überein. »Die allgemeine Sprachverwandtschaft, (so schmeichelt er sich), mit der ich mich bei der Ausarbeitung dieses Werkes weit mehr beschäftigt habe, als es anfangs mein Vorsatz war, ist durch dasselbe in so ein helles Licht gesetzt worden, daß man sie als erwiesen anzunehmen gezwungen ist.« »Sie scheint, fügt er noch bei, nicht anders erklärbar, als durch die Ueberbleibsel einer Ursprache, die sich in allen Mundarten der alten und neuen Welt wieder finden.« [1]) Und wie ich glaube, muß man gestehen, daß ungeachtet vieler untauglicher und spielender Beispiele, die man in den zahlreichen vergleichenden Verzeichnissen nach seinen Berichten über jede Sprache antrifft, doch eine Menge von Aehnlichkeiten entdeckt, die ausgeprägt genug sind, die glückliche Anwendung der Berechnung des Dr. Young zu rechtfertigen, wenn je seinem Gedanken einige Brauchbarkeit zugestanden wird.

Mit größerem Vergnügen gehe ich jetzt darauf über, die Gedanken des betrauerten Fr. Schlegel vorzutragen, eines Mannes, dem unser Geschlecht mehr verdankt, als unsere Kindskinder vergelten können — neue und geläutertere Anschauungen der Kunst und ihrer heiligsten Leistungen; aufs wenigste einen Versuch, das Auge des Philosophen nach innen auf die Seele zu wenden und die heiligsten Elemente ihrer geistigen Kräfte mit den Bestandtheilen menschlichen Wissens zu paaren; vor allem die glückliche Entdeckung eines reicheren Indiens, als Vasko de Gama den Europäern eröffnete, da sein Werth nicht in Specereien oder Perlen und barbarischem Golde besteht, sondern in unerforschten

---

Schriften der Westasiaten, nur eine Erzählung zu seyn scheint, die zu einem Bedeutung habenden Namen erfunden ist.“ S. 40. Vgl. S. 41.

1) Vorrede S. IX.

Revieren der Wissenschaft, in unbearbeiteten Fundgruben einheimischen Wissens, in tief vergrabenen Schätzen symbolischer Kunde, und in lang verhüllten Denkmalen uralter, ehrwürdiger Ueberlieferungen.

In dem Werke, welches zuerst die Augen Europas auf diese merkwürdigen Gegenstände hinwendete, (die Abhandlung über die Sprache und Weisheit der Indier 1808.) spricht er deutlich seine Ansicht in Betreff der ursprünglichen Einheit aller Sprachen aus. Mit Unwillen weist er die Vorstellung ab, nach welcher die Sprache vom Menschen in einem wilden, verwahrlosten Zustande erfunden und nach und nach durch die Bemühung oder Erfahrung der folgenden Geschlechter vervollkommnet worden wäre. Er betrachtet sie im Gegentheile als ein Ganzes, mit ihren Wurzeln und ihrem Bau, ihrem Klang und ihrer Schrift,[1]) die nicht hieroglyphisch gewesen sey, sondern aus Zeichen bestanden habe, welche genau die Laute jener Ursprache ausdrückten. Allerdings ist nach ihm die Sprache nicht unmittelbar von oben mitgetheilt worden, sondern der Geist der Menschen war so eingerichtet, daß er bei seiner ersten Erscheinung nothwendig dieses wohlgeordnete und schöne Gebäude hervorge-

---

1) Die Ansicht, daß die Schrift eine ursprüngliche Kunst und ein wesentlicher Theil der Sprache sey, in ihrem vollsten Sinn genommen, ist keineswegs auf Schlegel beschränkt. Den Versuch de Gebelin's, die Einheit aller Alphabete zu erweisen („Monde primitif. Ende von Bd. III.) und der gelehrteren und geistreicheren Vergleichungen von Paravey (Essai sur l'Origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lettres de tous les peuples, Par. 1826.) zu geschweigen will ich bloß zwei andere Schriftsteller anführen, die sich ebenfalls zu dieser Meinung bekennen. Herder bemerkt: Les alphabets des peuples présentent une analogie encore plus frappante; elle est telle, qu' à bien approfondir les choses, il n'y a proprement qu' un alphabet." — Nouveaux Mémoires de l'Académie Royale, an. 1781. Berlin. 1783. p. 413. Baron W. Humboldt scheint im Beschlusse seiner Abhandlung: „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen," Berlin 1823. der nämlichen Meinung zu huldigen.

bracht habe, wodurch deren Einheit und Untheilbarkeit begründet wird.[1])

Seine fernern Studien brachten ihm keine andere Meinung bei; ja gerade in seinem letzten schönen Werke, dem Schwanengesang seines Tiefsinnes, welcher, wie treffend bemerkt worden ist, seine philosophischen Forschuugen mit einem Ausdruck des Zweifels schloß, — denn der Tod fand ihn bei seiner nächtlichen Lampe über den vorzüglichsten Interessen aller Tüchtigkeit wachen, und versagte ihm, wie einst der Mörder des Archimedes, Zeit, seine Aufgabe zu vollenden[2]) — in seiner Philosophie der Sprache und des Wortes betrachtet er die Sprache als eine ganz besondere Gabe des Menschen, und folglich als etwas ursprünglich Einziges. Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle anzuführen.

»Mit unsern jetzigen Sinnen und Organen dürften wir wohl durchaus nicht im Stande seyn, uns irgend einen, oder auch nur den allerentferntesten anschaulichen Begriff von der Sprache des ersten Menschen zu machen; eben so wenig, wie von der Rede mittelst deren die ewigen Geister sich durch die weiten Himmelsräume ihre Gedanken auf den Flügeln des Lichtes unmittelbar zusenden, oder auch von jenen durch kein erschaffnes Wesen je nachzusprechenden Worten, welche in dem unzugänglichen Innern der Gottheit von Ihr selbst ausgesprochen werden; — wo ein Abgrund dem andern — wie es in dem heiligen Gesange heißt — die ganze Fülle der unendlichen Liebe

---

1) Sprache und Weisheit der Indier, Buch 1. Kap. 5. S. 64. vgl. S. 60. Diese Gedanken, ausgedrückt mit der glühenden Beredtsamkeit, welche alle philosophischen Werke ihres Urhebers auszeichnet, sind von F. Müllner, in seinem interessanten Werke: „Ueber Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen," Münster 1831. S. 27. streng besprochen worden. Dieser Schriftsteller leitet jegliche Sprache von Ausrufen ab. S. 4.

2) Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes, Wien. 1830. Der Verfasser verschied, als er eben die zehnte Vorlesung schrieb; das letzte Wort seiner Handschrift war aber.

und der ewigen Herrlichkeit antwortend zuruft. — Wenn wir aber von dieser unerreichbaren Höhe wieder herunter steigen wollen, zu uns selbst, und zu dem ersten Menschen wie er wirklich gewesen ist, so ist die kindlich einfache Erzählung in jenem Buche unsrer ersten Urkunde des Menschengeschlechtes, wie Gott den Menschen die Sprache gelehrt hat, wenn wir bloß bei diesem kindlich einfachen Sinne stehen bleiben wollen, mit dem natürlichen Menschengefühl eigentlich wohl nicht streitend. Denn wie könnte es das seyn oder einen solchen Eindruck irgend machen, wenn uns jenes Verhältniß dort so dargestellt, wenn es ganz so genommen wird, wie etwa eine Mutter noch jetzt ihr Kind die ersten Anfänge des Redens lehren würde? — Allerdings aber liegt neben jenem einfach kindlichen Sinne, wie überall in dem von beiden Seiten beschriebenen Buche, auch noch ein anderer viel tieferer Verstand darin. Der Name eines Dinges, oder lebendigen Wesens, nämlich wie es in Gott benannt, und von Ewigkeit bezeichnet ist, enthält zugleich den Inbegriff seines innersten Wesens, den Schlüssel seines Daseyns, die Macht und Entscheidung über sein Seyn oder Nichtseyn; wie dieß oft in der heiligen Sprache so gebraucht, und überhaupt da mit dem Begriff des Wortes oft ein so heiliger und hoher Sinn verbunden ist. Nach diesem tiefern Sinne und Verstande, wird also durch solche Erzählung bezeichnet und angedeutet, wie ich solches schon früher berührt habe, daß mit dem von Gott dem Menschen unmittelbar verliehenen, ihm mitgetheilten, auf ihn übergetragenen Worte, und eben dadurch, derselbe zugleich als Beherrscher und König der Natur, ja recht eigentlich als Stellvertreter Gottes in der irdischen Schöpfung hingestellt worden, sowie dieses seine ursprüngliche Bestimmung gewesen ist.«

§. 31.

Die Zertheilung urplötzlich und gewaltsam. Herder. Turner.

Demnach ist also die erste Folgerung, welche aus den Schriften neuerer Sprachforscher sich ergibt die, daß die menschliche

Sprache ursprünglich Eine gewesen sey; gehen wir also zu der zweiten, die es noch mehr bestätigen wird. Wie wurde diese Eine Sprache in so viele, so außerordentlich verschiedene zertheilt?

Zuerst will ich Sie die Stimme Herders vernehmen lassen, und um den Verdacht der Parteilichkeit auszuschließen, will ich zum Voraus bemerken, daß er auf der nämlichen Seite, die ich citiren will, sich Mühe gibt, uns zu unterrichten, daß er die Geschichte von Babel: »als Bruchstück einer Dichtung in orientalischem Style,« betrachte. Zuerst also lehrt er uns: »Da das Menschengeschlecht ein fortschreitendes Ganze sey, dessen Theile in innigem Zusammenhange stehen, so müsse auch die Sprache ein zusammenhängendes Ganze bilden, das von einem gemeinsamen Ursprunge abhänge.... Dieß festgestellt,« fährt er fort, »ist es höchst wahrscheinlich, daß das Menschengeschlecht und mit ihm seine Sprache auf Einen gemeinsamen Stamm, auf einen ersten Menschen und nicht auf mehrere in verschiedenen Theilen der Welt zerstreute zurückgehe.« Diesen Satz sucht er alsdann durch eine Prüfung des grammatischen Sprachbaues zu erläutern. Bei diesem Schlusse bleibt er indeß nicht stehen; er behauptet zuversichtlich, aus der Prüfung der Sprachen gehe hervor, daß die Trennung unter den Menschen gewaltsam gewesen sey; keineswegs, daß sie freiwillig ihre Sprache änderten, sondern daß sie grob (brusquement) von einander getrennt worden seyen. Denselben Schluß nachzuweisen war der Gegenstand einer Reihe von Aufsätzen, die 1824 und 1825 in der Gesellschaft für Literatur (Royal society of Literature) von Herrn Sharon Turner vorgelesen wurden. Der gelehrte Verfasser geht auf eine ganz genaue Zergliederung der ersten Elemente der Sprache ein und schließt, die zahlreichen Beispiele von Anziehung und Abstoßung in den Sprachen lasse nicht zu, bei der Erklärung derselben irgend etwas Anderes zu wählen, als eine Hypothese, die dem in der Genesis berichteten Ereignisse gleiche. Doch ich will auf seinem Zeugniß, das einzige von einem Schriftsteller, welcher

---

1) Wie ob. Mémoires de l'academie royal. Berl. pp. 411—415.

ausdrücklich die biblische Erzählung vertheidigt, das ich überhaupt angeführt habe, weiter nicht bestehen. [1])

§. 32.

Abel-Remüsat. Niebuhr. Balbi.

Mehr, als einmal, habe ich Gelegenheit gehabt, die Meinungen des gelehrten Abel-Remüsat anzuführen, eines Mannes den man mit Recht als den Wiederbeleber und großen Erleichterer der chinesischen Literatur betrachten darf, und welcher neben einer gründlichen Kenntniß der ostasiatischen Sprachen auch einen denkenden philosophischen Geist besaß. Mir muß sein Andenken stets in engster Verbindung mit dem Interesse, das ich an dieser Wissenschaft habe, bleiben; denn in meiner Jugend hatte ich das Glück, seine belehrenden Unterhaltungen hierüber mit eben so gelehrten Männern, wie er, die aber jetzt, gleich ihm, nicht mehr sind, zu hören;

E quale il cicognin che leva l'ala
Per voglia di volar, e non s'attenta
D'abbandonar lo nido, e giù la cala;
Tal era io con voglia accesa e spenta
Di dimandar, venendo infino all' atto
Che fa colui ch' a dicer s'argomenta. [2])

---

1) Diese Aufsätze sind gedruckt in den: Transactions of the Royal society of Literature vol. 1. part. 1. Lond. 1827. pp. 17—106. Die in diesen ausgearbeiteten Aufsätzen gegebenen Beispiele enthalten viele Unrichtigkeiten, und das System philologischer Grundsätze, welches angewendet wird, hält die von den Sprachforschern des Festlandes allgemein angewendete Probe nicht aus. Von der anerkannten Eintheilung in Familien wird gar keine Notiz genommen; dasselbe Wort wird in verschiedener Aussprache vielleicht nach Schriftstellern verschiedener Länder zu wiederholten Malen vorgebracht; manche sind mitgetheilt, die in den angeführten Sprachen gar nicht vorkommen.

2) Dante Fegfeuer 25.

Und wie das Störchlein fühlet heft'gen Drang
Sich zu versuchen und den Flug zu wagen,
Jedoch das Nest zu lassen wird ihm bang:

Sein Werk über die tatarischen Sprachen, obwohl unvollendet, ist eine Fundgrube seltener Aufschlüsse über viele auch außer seinem unmittelbaren Gegenstande liegende Punkte und zeichnet sich durchaus durch jene Kraft der Vereinfachung und zergliedernder Auflösung aus, welche eine seiner besondern Fähigkeiten gewesen zu seyn scheint. In der langen und vielseitigen Einleitung finden wir eine deutliche Darlegung seiner Ansichten in Betreff der Uebereinstimmung der Sprachforschung mit der heiligen Erzählung. Nachdem er nämlich sich weitläufig über die Weise ausgesprochen hat, wie linguistische Bemühungen zur Bestürmung der Geschichte können angewendet werden, schließt er so: »daher sind wir im Stande, mit Bestimmtheit auszusprechen, welches gemäß der Sprache eines Volkes sein Ursprung sey, welches die Nationen, mit denen es in Verkehr gestanden, von welcher Art diese Beziehungen seyen, zu welchem Stamme es gehöre; wenigstens bis zu jenem Zeitabschnitt, wo die profane Geschichte aufhört und wo wir unter den Sprachen jene Verwirrung finden sollten, welche ihnen allen die Entstehung gab und zu deren Erklärung so vergebliche Versuche gemacht wurden.« [1])

Wenn wir aber einmal die ursprüngliche Einheit der Sprache annehmen, können wir gewiß für die nachmalige Zertheilung ohne irgend ein solches Ereigniß schwerlich Rechenschaft geben. Das bemerkte auch der scharfsinnige und gelehrte Geschichtsforscher Niebuhr in einem jener gelegentlichen Seitenblicke, die wir in seinem Werke treffen und welche jederzeit die wunderbare Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungen, zu denen auch unsere Wissenschaft insbesondere gehörte, bezeugen. Die folgende Stelle führe ich aber um so lieber an, weil in der ersten Ausgabe (die, wie ich glaube, durch die Uebersetzung, die kurz nach deren Erscheinung geliefert wurde, in England am meisten bekannt ist,) statt ihrer sich eine sehr verschiedene Ansicht findet.

So hatt' auch ich gar große Lust zu fragen
Und wieder nicht, die Lippen so gezogen,
Wie jemand, der so just will etwas sagen.
Kannegießers Uebersetzung.

1) Recherches sur les Langues Tartares. vol. I. p. XXIX.

»Dieser Trugschluß entging bei den Alten der Enthüllung vielleicht dadurch, daß sie viele ursprünglich verschiedene Geschlechter der Menschen anerkannten. Die, welche diese verkennen, und bis zu einem einzigen Stammpaar hinaufsteigen, müssen, um für das Daseyn von im Baue verschiedenen Idiomen ein Wunder annehmen; und für jene Sprachen, die sich in den Wurzeln und in wesentlichen Eigenheiten unterscheiden, sich an das der Sprachenverwirrung halten. Die Annahme eines solchen Wunders beleidigt die Vernunft nicht, denn da die Ueberreste der alten Welt deutlich zeigen, daß vor der gegenwärtigen eine andere Ordnung des Lebens vorhanden war, so ist es gewiß glaublich, daß sie nach ihrem Beginne unversehrt blieb und zu irgend einer Zeit eine wesentliche Veränderung erlitt.«[1])

Dieser Bemerkung möchte ich beisetzen, daß, wenn wir zu so vielen unabhängige Racen unsere Zuflucht nehmen müssen, um für verschiedene Sprachen Rechenschaft zu geben, wir unausweichlich gezwungen werden, in verschiedenen Revieren der Erdkugel nicht etliche, sondern eben so viele anzunehmen, als es gegenwärtig allem Anscheine nach unverbundene Idiome gibt — also viele hundert; eine in ihrem Grunde unphilosophische Folgerung, da sie sogleich zu der äußersten Lösung einer ausgemachten Erscheinung geht, aber noch unphilosophischer in ihrer Anwendung, da wir die Racen fast im umgekehrten Verhältniß der sie bildenden Individuen mehren müssen; denn die unbedeutendsten Stämme und die kleinen Unterabtheilungen wilder Bevölkerungen, bieten auf die kennbarste Weise merkwürdige Unterschiede der Sprache dar. Daher finden sich wohl im Innern Afrikas oder in den unerforschten Landstrichen Australiens mehr Racen, als in ganz Europa und Asien. Doch über diesen Gegenstand soll in kurzem mehr gesagt werden.

Ich will die Zeugnisse von Sprachforschern mit dem von Balbi, dem unermüdeten und gelehrten Verfasser des: Atlas

---

1) Niebuhr's Römische Geschichte, 3. Ausg. 1. Thl. S. 60. Es ist erfreulich, diese Aenderungen trotz der Erklärung des Verfassers S. XII, wahrzunehmen.

Ethnographique du Globe beschließen. Dieses Werk besteht aus Charten, worin die Sprachen nach ethnographischen Reichen, wie er es nennt, angeordnet werden; darauf folgen vergleichende Tabellen von den gebräuchlichsten Wörtern in jeder bekannten Sprache. Der beigefügte Band, welcher die Einleitung enthält, bietet eine gewaltige Sammlung von schätzenswerthen und interessanten Belehrungen über die allgemeinen Grundsätze der Wissenschaft dar. Bei dem Zusammentragen dieses Werkes waren ihm nicht bloß die bereits veröffentlichen Aufschlüsse jeder Art zugänglich, sondern er erhielt auch von den tüchtigsten Sprachforschern in Paris sehr bedeutende Beiträge. Es muß daher interessant seyn, zu erfahren, welcher Eindruck auf den Geist eines Mannes sey gemacht worden, der auf solche Art das ganze Gebiet der allgemeinen Sprachforschung durchlaufen, und die Ansicht Solcher angehört hat, die ihr ganzes Leben derselben widmeten. Aus meinem persönlichen Umgange mit ihm kann ich sagen, daß er weit entfernt ist, zu denken, die Untersuchungen der Sprachforscher hätten die Wahrhaftigkeit des heiligen Geschichtschreibers auch nur im Geringsten verdächtigt. Diese Meinung ist aber auch in seinem Werke nicht unerwähnt geblieben; denn in seiner ersten Charte drückt er sich so aus: »Weder geschichtliche, noch astronomische Denkmäler waren je im Stande, die Bücher Mosis des Irrthums zu überführen; im Gegentheile stimmen vielmehr sowohl die von den gelehrtesten Philologen, als den gründlichsten Mathematikern gewonnenen Ergebnisse auf eine sehr merkwürdige Weise mit ihnen überein.« [1])

§. 33.

Die bisherigen Resultate beruhigend; aber Amerika scheint Schwierigkeiten zu bieten.

Das also scheint das zweifache Ergebniß dieses Studiums zu seyn, das einst vielleicht Gefahr drohte, jetzt aber die biblische Geschichte mit einer wichtigen, stets wachsenden Gewißheit

1) Atlas Ethnographique du Globe par Adrien Balbi. Par. 1826. Mappemonde Ethnog. 1.

unterstützt. Sprachen, die sich allmählig in Gruppen schaaren, welche wiederum täglich sich näher zu kommen streben und Ansprüche auf gegenseitige Verwandtschaft geltend machen, liefern gewiß den besten Beweis für ein früheres Auseinandergehen und dienen dazu, das Menschengeschlecht in gewisse große charakterische Familien zu theilen, deren weitere Unterabtheilung in das Gebiet der Geschichte eingreift. Gleich jenen gruppirten, aber aus ihrer Einheit herausgerissenen Massen, welche die Geologen als die Ruinen früherer Berge betrachten, sehen wir in den verschiedenen Mundarten des Erdballes Trümmer eines der alten Welt angehörigen ungeheuren Denkmales.[1]) Die pünktliche Genauigkeit ihrer Brüche in vielen Stücken, das Geäder von ähnlichem Aussehen, das sich von der einen zur andern verfolgen läßt, zeigt, daß sie einst zu einem Ganzen verbunden waren; während das Rasche und Rauhe an den Umrissen der Brüche beweiset, daß sie nicht durch allmähliges Abwälzen oder eine stille Wirkung, sondern durch eine gewaltsame Erschütterung, welche sie zerstückte, auseinander gerissen worden seyen. So haben aber auch, wie Sie sehen, die gelehrtesten Sprachforscher ohne alle Umstände geschlossen.

Ein anderer Zweig unserer Wissenschaft, der in der bisherigen Auseinandersetzung noch gar nicht berührt wurde, darf hier billiger Weise nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die ganze bisher mitgetheilte Geschichte dieses Studiums scheint sich beinahe ausschließlich an die alte Welt zu halten, wo die Cultur viel zur Ausgleichung der Formen und zur Verschmelzung der Dialekte beigetragen haben muß; wogegen die Theorie der Sprache im innern Afrika und noch auffallender auf der westlichen Halbkugel sich nicht mit dem aufgestellten Grundsatze will vereinen lassen und die endlose Mannigfaltigkeit von Sprachen den Ursprung der Bevölkerung in geheimnißvolles Dunkel einhüllt.

Die Zahl von den Eingeborenen Amerika's gesprochener Dialekte ist wirklich beinahe unglaublich. Suchen Sie irgend

---

1) S. D' Aubuisson, traité de Géognosie Strasb. 1827. tom. 1. p. 227.

einen Landstrich der alten Welt heraus, wo Sie glauben, daß die meisten Sprachen gesprochen wurden und wählen Sie dann auf Gerathewohl in irgend einer amerikanischen, von Eingeborenen bewohnten Gegend eine gleiche Fläche aus, so werden Sie gewiß hier eine größere Anzahl verschiedener Zungen erhalten.[1]) Ich habe selbst an Personen von großer Gelehrsamkeit und Einsicht in diesem Punkt eine solche Aengstlichkeit bemerkt, daß sie lieber die Angaben Humboldts über die Anzahl amerikanischer Sprachen verwarfen, als Etwas zuließen, das Ihnen ein beinahe unüberwindlicher Einwurf gegen die Erzählung der Schrift schien. Denn wir können nicht annehmen, daß jeder dieser Stämme, der eine seinen Nachbaren durchaus unverständliche Sprache redet, in gerader Linie von einem zur Zeit der Zerstreuung gebildeten herkomme, wenn wir uns nicht zu der unnatürlichen Sonderbarkeit entscheiden wollen, daß von damals gebildeten menschlichen Familien so zahllose und doch so unbedeutende Stämme in solche Entfernung gewandert seyen. Kein Wunder also, daß die Glaubensfeinde des vorigen Jahrhunderts einen kürzeren Weg einschlugen, diese Aufgabe zu lösen, indem sie behaupteten, Amerika habe seine eigene Bevölkerung, unabhängig von jener des alten Festlandes.[2]) Hier traten denn auch die Freunde der Religion bei Zeiten auf, und zwar, wie leider überhaupt öfters geschah, mit unreifen Hypothesen und grundlosen Theorien über die Quelle der amerikanischen Bevölkerung und die Mittel, wodurch sie in jenes Land hinüber gebracht worden sey. Campomanes verwendete sich für die Karthager, Kircher und Hüet für die Egyptier, de Guignes für die Hunnen, W. Jones für die Indier und mehrere amerikanische Alterthumsforscher für die zehn Stämme Israels.

---

1) S. Humboldt, Essai politique sur la Nouvelle Espagne. Par. 1825. t. II. p. 352.

2) S. Ballet's réponses critiques Besançon 1819. vol. II. p. 51.

§. 34.

Versuche von Vater, Smith-Barton und Maltebrün, die amerikanischen Sprachen auf asiatische zurückzuführen.

Wir haben jetzt bloß zu untersuchen, was für ein Licht die Sprachforschung auf diese Frage zu werfen vermocht habe, und in wiefern die von ihr dargebotenen Lösungen mit den willkommenen Ergebnissen zusammenstimmen, die in andern Bezirken der Erde gewonnen wurden. Der erste Schritt zur Feststellung eines Zusammenhanges zwischen den Bewohnern der beiden Continente wurde von den Anhängern jener Schule, die wir die lexikalische nannten, gemacht und bestand in der Vergleichung von Wörtern amerikanischer Dialekte mit Ausdrücken, die man bei den Nationen des nördlichen und östlichen Asiens fand. Smith-Barton war der Erste, der in diesem Unternehmen einige Fortschritte machte; seine Arbeiten wurden in sehr ausgedehnter Gestalt von Vater einer 1810 erschienenen Abhandlnng einverleibt und später im Mithridates nochmals abgedruckt. [1]) Die Resultate ihrer Arbeiten will ich mit den Worten eines stimmfähigen Richters geben: »Nachforschungen, die mit der ängstlichsten Genauigkeit nach einer bis dahin beim etymologischen Studium noch nie angewendeten Methode gemacht wurden, haben das Daseyn einiger den Lexicis beider Continente gemeinsamer Wörter erwiesen. In 83 von den Herrn Barton und Vater untersuchten Sprachen fanden sich 170 Wörter, deren Wurzeln dieselben zu seyn scheinen; daß diese Uebereinstimmung keine zufällige sey, ist leicht einzusehen, da sie nicht bloß auf Aehnlichkeit der Nachahmung, oder auf jener Gleichförmigkeit der Organe beruht, welche in den ersten artikulirten Lauten der Kinder ein vollkommenes Einerlei erzeugt. Von diesen 170 Wörtern, welche in diesem Zusammenhange stehen, gleichen drei Fünftel dem Mantschu, dem Tonguesischen, Mogolischen und Samojedischen; zwei Fünftel aber dem Tschud, dem Biskajischen, dem Koptischen und den Kongo-

1) Untersuchung über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Continente. Leipz. 1810. Mithrid. 3 Th. 2 Abth. S. 340.

sprachen. Die Wörter wurden dadurch gefunden, daß man das Ganze der amerikanischen Sprachen mit dem Ganzen jener der alten Welt verglich; denn bisher sind wir mit keiner amerikanischen Sprache bekannt, welche auf eine ausschließende Weise irgend einer der asiatischen, afrikanischen oder europäischen Zungen entspräche.« [1])

Malte-Brün suchte einen Schritt weiter zu gehen, und zwischen den amerikanischen und asiatischen Sprachen einen geographischen Zusammenhang, wie er es nennt, herzustellen. Die Folgerungen aus seinen bis ins Kleinste gehenden Nachforschungen sind diese: daß Stämme, welche mit den Finnen, Ostiäken, Permiern und Kaukasiern zusammenhingen, längs den Ufern des Eismeeres hinzogen, über die Behringsstrasse setzten und sich in sehr verschiedenen Richtungen nach Grönland und Chili ausbreiteten; daß andere, mit den Japanern, Chinesen, und Kuriliern verwandt, an der Küste hinabzogen und bis Meriko vordrangen; [2]) und daß eine andere Colonie tungusischer, mantschuischer und mogolischer Herkunft längs den Gebirgszügen beider Continente vorrückte und dieselbe Bestimmung erreichte. Außerdem nimmt er an, daß durch einige kleinere Auswanderungen eine gewisse Anzahl malajischer, javaischer und afrikanischer Wörter hinübergetragen worden sey. [3]) So beschränkt indeß die so angestellte Vergleichung auch scheinen mag, ist sie doch, wie Sie gesehen haben, von dem scharfsinnigen Reisenden, den ich angeführt habe, und auch von Balbi als hinreichend angenommen

---

1) Alex. von Humboldt, Views of the Cordilleras vol. I. p. 19. engl. transl.

2) Nach Humboldt wären die Tolteken oder Azteken, welche sich in Meriko ansiedelten, die Hiong-nu, die laut den chinesischen Annalen unter Puno auswanderten und sich im nördlichen Sibirien verloren. Essai polit. p. 350. S. auch Paravey, Mémoire sur l'origine Japonaise, Arabe et Basque des peuples du plateau de Bogoa. Par. 1835.

3) Tableau de l'enchaînement géographique des langes Americaines et Asiatiques, „Géographie Univ.“ Paris. 1821. tom. V. pp. 227, seqq. Vgl. p. 211.

worden, um zwischen beiden Continenten eine Sprachverwandtschaft darzuthun, deren ausgeprägter Charakter keinen zufälligen Ursprung anzunehmen erlaube.

§. 35.

Diese Nachweisungen ungenügend.

Gleichwohl muß ich gestehen, daß diese Resultate in meinen Augen nur geringen Werth haben, theils weil die Aehnlichkeiten sehr unbedeutend und zu unregelmäßig sind, um viel zu helfen, theils weil die nämlichen Schriftsteller, welche sie mittheilen, diese Wanderungen bloß als Zugaben zu einer bereits ansäßigen Bevölkerung und nur als weitere Bestimmungsmomente bei der Bildung oder Veränderung der einheimischen Sprachen betrachten.[1]) Sie haben also, wenn sie an sich zulässig sind, bloß den Werth, daß sie uns zu der Muthmaßung berechtigen, die Urbevölkerung habe die westliche Halbkugel auf demselben Wege erreicht, den spätere Auswanderungen einhielten. Daher überrascht es mich nicht, daß ein ähnlicher Versuch, worin Siebold später die Japaner und die Mosca's oder Muysca's, eine ausgebreitete amerikanische Völkerschaft zwischen Macaraibo und Rio de la Hacha, vermittelst ihres beiderseitigen Wörtervorrathes in Zusammenhang bringen wollte, von dem 1829 niedergesetzten Prüfungsausschusse der asiatischen Gesellschaft zu Paris für mißlungen erklärt wurde.[2])

§. 36.

Die Einheit der amer. Sprachen schlagend erwiesen.

Aber die Völkerkunde hat aus der Beobachtung theils örtlicher, theils allgemeiner Erscheinungen Schlüsse gezogen, welche diesem Punkt recht wesentlich auf den Leib rücken, und vollständig alle Schwierigkeiten entfernt haben, die aus der Vielheit der amerikanischen Sprachen entspringen. Vor allem

---

1) Vater S. 338. Maltebrün S. 212.

2) Mémoire relatif à l'origine des Japonais, Nouveau Journal Asiatique, Juin, 1829. p. 400.

hat erstens die Prüfung des Baues, der durch alle Sprachen Amerikas durchgeht, keinen Raum zu einem Zweifel gelassen, daß sie alle Eine eigene Familie bilden, die in all ihren Theilen durch das wesentlichste aller Bänder — durch Uebereinstimmung in der Grammatik verknüpft ist. Diese Uebereinstimmung ist nicht von schwankender, unbestimmter Art, sondern äußerst verschlungen und umfaßt die unentbehrlichsten Theile der Grammatik; denn sie besteht vorzüglich in den eigenthümlichen Weisen, durch die Einschiebung von Silben die Bedeutung und Beziehung des Verbums nach Art der Conjugation zu bestimmen; daher fand sich W. von Humboldt veranlaßt, die Familieneigenthümlichkeit der amerikanischen Sprachen durch den von ihm aufgebrachten Ausdruck Agglutination zu kennzeichnen. Aber diese Uebereinstimmung ist nicht theilweise, sondern dehnt sich über beide große Hälften der neuen Welt aus und gibt den Sprachen, die unter der heißen und nördlichen Zone von den rohesten und kultivirteren Stämmen geredet werden, einen eigenen Familienausdruck. »Diese wunderbare Gleichförmigkeit in der besondern Art, die Conjugationen der Zeitwörter auszudrücken, welche von einem Ende Amerika's zum andern herrscht,« sagt ein Schriftsteller, »begünstigt auf eine außerordentliche Weise die Annahme eines Urvolkes, welches den gemeinsamen Stamm der eingebornen Amerikaner bildete.« Ein anderer bemerkt, wenn wir eine so außerordentliche Verwandtschaft zwischen Sprachen, die so viele hundert Meilen von einander getrennt seyen, gewahren, so sey der einfachste Schluß, zu welchem wir gelangen können, der: »es finde bei allen ein Ausgang von Einem gemeinsamen Mittelpunkte der Kultur Statt.« [1])

Zweitens, je mehr Aufmerksamkeit dem Studium der amerikanischen Sprachen gewidmet wird, desto mehr findet man sie den Gesetzen anderer Familien unterworfen, in sofern diese Eine große Familie jeden Tag sich in umfassende Gruppen abzugliedern strebt, welche unter sich enger verwandt sind, als mit der

1) Maltebrün. S. 217. Vgl. 213.
2) Vater S. 329.

großen Sektion, von welcher sie wiederum einen Theil bilden. So haben die Missionäre früh bemerkt, daß gewisse Sprachen als Schlüssel zu andern Dialekten angesehen werden können, so daß derjenige, der ihrer mächtig sey, sich leicht die andern aneigne. Ich erinnere mich, daß diese Bemerkung, welche durch spätere Forschungen vollständiger bestätigt wurde, schon bei Hervas vorkommt. Daher konnte Balbi in seinem Tableau der amerikanischen Sprachen sie in gewisse große Provinzen eintheilen, innerhalb welcher er dann zahlreiche Bezirke angibt.

§. 37.

Die vielen Abarten und Unterabtheilungen in ihrem Grunde nachgewiesen.

Somit wird der aus der Menge der amerikanischen Sprachen genommene Einwurf gegen die Einheit der dortigen Nationen durch eben jenes Studium, in welchem er entsprungen ist, hinlänglich abgewiesen, und damit auch die Schwierigkeit, sie zu einem mit den Bewohnern der alten Welt gemeinschaftlichen Stamme zu rechnen, aufgehoben. Aber die Sammlung und Vergleichung von Thatsachen, die mit den sprachlichen Forschungen zusammenhängen, haben zu einem fernern, ebenso befriedigenden Ergebniß geführt; denn Sie werden sehen, daß wir noch für die Unähnlichkeit der Mundarten solcher Nationen oder Stämme Rechenschaft geben müssen, welche an einander angränzen und eine unbedeutende Seelenzahl ausmachen. Nun hat man bemerkt, daß diese Erscheinung keineswegs bloß Amerika angehöre, sondern allen uncultivirten Ländern gemeinschaftlich ist. Hätten wir außer der Sprache kein anderes Kennzeichen des gleichen Ursprungs, so geriethen wir vielleicht bei der Prüfung dieses Punktes in Schwierigkeiten. Doch eine andere Wissenschaft, von welcher wir nächstens handeln werden, und welche die Schlüsse, die ich eben zu ziehen beschäftigt bin, nachdrücklich bestätigen wird, ist im Stande, Merkmale aufzustellen, wodurch leicht ermittelt wird, ob Stämme durch Einheit der Race in Zusammenhang seyen. Und doch fand man, daß in Fällen, wo kein Zweifel darüber obwalten kann, daß wilde Horden ursprüng-

lich vereinigt waren, unter ihnen eine so endlose und vollständige Mannigfaltigkeit von Dialekten entsprang, daß nur geringe oder gar keine Verwandtschaft darin zu entdecken ist. Daher haben wir gleichsam eine Regel, daß der wilde Staat, durch Vereinzelung von Familien und Stämmen und durch wechselseitige Bekriegung der Nachbarn seiner Natur gemäß einen Einfluß ausübt, welcher der Sammlung und Einigung der zur geselligen Cultur strebenden Thätigkeiten gerade entgegengesetzt ist, und nothwendig eine eifernde Verschiedenheit und unverständliche Idiome in das Kauderwälsch, welches die Unabhängigkeit verschiedener Horden umhegt, einführt.

Nirgends ist die Zertrennungsgewalt mit mehr Aufmerksamkeit geprüft worden, als unter den Stämmen von Polynesien. »Die Papua's oder östlichen Mohren,« sagt Dr. Leyden, »scheinen insgesammt in sehr kleine Staaten oder vielmehr Genossenschaften, die nur in sehr weniger Verbindung unter einander stehen, zertheilt zu seyn. Daher zerfällt ihre Sprache in eine Menge von Dialekten, welche im Verlaufe der Zeit durch Trennung, Zufall oder verderbte Aussprache, beinahe alle Aehnlichkeit verloren haben.« [1]) »Sprachen, sagt Crawfurd, nehmen denselben Verlauf. Im wilden Zustande sind sie sehr zahlreich, in ausgebildeten Gesellschaften sind wenige. Der Stand der Sprachen auf dem amerikanischen Festlande bietet eine überzeugende Beleuchtung dieser Thatsache dar; eben so befriedigend wird sie durch die indischen Inseln ins Licht gesetzt. Die Negerracen, welche die Gebirge der Halbinsel Malakka im niedrigsten und verworfensten Zustande geselligen Daseyns bewohnen, zertheilen sich, obwohl sie nur eine geringe Anzahl ausmachen, in sehr viele verschiedene Stämme, welche eben so viele besondere Sprachen reden. Unter der rohen und zerstreuten Bevölkerung der Insel Timor werden, so viel man weiß, nicht weniger, als vierzig Sprachen geredet. Auf Ende und Flores haben wir ebenfalls eine Menge von Sprachen; und unter der kannibalischen Bevölkerung von Borneo werden wahrscheinlich etliche hundert

1) Asiat. Researches, vol. X. p. 162.

gesprochen.« [1]) Dieselben Erscheinungen lassen sich bei den australischen Stämmen, die zur nämlichen Race gehören, bemerken, wenn man die von Kapitän King mitgetheilten Verzeichnisse von Wörtern, welche verschiedenen Stämmen eigen sind, untersucht. [2]) Die größte Verschiedenheit herrscht unter ihnen; einige indeß wie die Ausdrücke für Auge gehen durch alle hindurch und hie und da, wie in den Bezeichnungen für Haar weichen Stämme, die sich unmittelbar berühren, wesentlich von einander ab, und bieten doch eine Uebereinstimmung mit andern weit entfernten Inseln dar. Wenn nun diese Ursachen sonst wo auf diese Art wirken, müssen sie in Amerika noch weit mächtiger seyn, denn hier sind, wie Humboldt gut bemerkt hat: »Formationen des Bodens, die Stärke des Pflanzenwuchses, die Wahrnehmungen der Bergbewohner, daß sie sich unter den Tropen der brennenden Hitze der Ebenen aussetzen würden, Hindernisse des Verkehres und tragen zu der erstaunlichen Verschiedenheit der amerikanischen Dialekte bei. Diese Verschiedenheit ist gemäßigter in den nördlichen Haiden und Wäldern, welche der Jäger leicht durchstreift; an den Furthen großer Ströme längs der Küste des Oceans und in jeder Gegend, wo die Inka's mit Waffengewalt ihre Theokratie festgestellt haben.« [3])

§. 38.

Zeugnisse für die asiatische Herkunft der Amerikaner.

a. Ueberlieferungen.

Somit hat denn, denke ich, die Völkerkunde in diesem Gebiete ihrer Forschungen wohl ihre Schuldigkeit gethan, indem sie zuerst die ungeheure Anzahl amerikanischer Dialekte auf Eine Familie herabsetzte, und dann durch ähnliche Fälle für ihre außerordentliche Vielheit Rechenschaft gab. Da aber der Plan, den ich mir für die Reihe dieser Vorträge entworfen habe, uns nicht

1) History of the Indian Archipelago vol. II. p. 79.
2) Narrative of a Survey of the Intertropical and western Coasts of Australia. Lond. 1826. vol. II. Append.
3) Views of the Cordilleras. vol. 1. p. 17.

mehr auf diesen interessanten Erdtheil zurückführen wird, will ich Ihre gütige Nachsicht, noch ein wenig weiter in Anspruch nehmen, indem ich noch einige Beweise für den Zusammenhang der Bewohner beider Welten liefere und so die Mängel unserer ethnographischen Bekanntschaft mit ihren Sprachen ergänze.

Zuerst haben wir die Ueberlieferungen der Amerikaner selbst, worin sie als ein Wandervolk beschrieben werden, das von Nordwesten nach Süden zog. Die Tolteken, dann die sogenannten sieben Stämme, die Chechenecken und Azteken sind zufolge der mexikanischen Geschichte nach und nach in Anahuak oder Mexiko angekommen. Auf dem hieroglyphischen Gemälde, welches die Wanderungen dieses Volkes schildert, sind sie nach der Versicherung Borturini's dargestellt, wie sie eben über das Meer, vermuthlich den Golf von Californien, fahren; ein Umstand, der keinen Zweifel über die Richtung lassen kann, die sie einschlugen. Diese Ueberlieferungen berichten ferner die Ankunft späterer Ansiedler, welche die Cultur jener Gegenden mächtig förderten. Manko Kapak ist, als Gründer der Dynastie und Religion der Inka's, am gefeiertsten unter ihnen. Ein an Einfällen reicher Schriftsteller hat diesen Umstand aufgegriffen und auf ihn eine vollständige Geschichte der Eroberung von Peru und Mexiko durch die Mongolen gegründet. [1]) Seiner Annahme gemäß wäre Mungo Kapak der Sohn des mogolischen Kaisers Kublai und Dschingischans Enkel, den sein Vater mit einer großen Flotte gegen Japan sendete. Ein Sturm zerstreute die Flotte, so daß sie nimmermehr heimkehrte, und dieser Schriftsteller stellt sich nun vor, sie sey an die Küste von Amerika getrieben worden, wo sich der Befehlshaber zu einem Häuptling gemacht habe. So geistreich

1) Ranking's Historical Researches on the Conquest of Peru and Mexico etc. in the 13th century, by the Mongols, accompanied with elephants, Lond. 1827. Der Geist zu systematisiren gibt den sinnreichen Verfasser mitunter einem Mißverständniß Preis. So führt er S. 419. Humboldt als Zeugen für eine tatarische Inschrift an, die in der Bucht von Narraganset soll gefunden worden seyn; während doch Humboldt gerade an dieser Stelle die Erzählung als mehr, denn zweifelhaft verwirft.

und selbst annehmlich das auch seyn mag, will uns doch der Beweis, welcher zur Begründung davon vorgebracht wird, unbefriedigend dünken. Viele Aehnlichkeiten mögen sich zweifelsohne zwischen den Peruanern und Mogolen finden, aber sie lassen sich leicht aus andern Quellen erklären. Indessen lassen chronologische Angaben, die Beschaffenheit der eingeführten Religion und die errichteten Denkmäler keinen Zweifel übrig, daß Tibet oder die Tatarey das Stammland der Auswanderung Mungo Kapaks gewesen sey.

§. 39.

b. Chronologie.

Zweitens, die Zeitberechnung der Amerikaner bietet selbst in Dingen der bloßen Laune, ein zu bestimmtes Uebereintreffen mit der ostasiatischen dar, als daß diese bloß zufällig seyn könnte. Die Eintheilung der Zeit in größere Jahrescyklen, welche wieder in kleinere Abtheilungen zerfallen, wovon jede einen bestimmten Namen trägt, ist das System welches die Chinesen, Japaner, Kalmüken, Mogolen und Mantschu's gerade wie die Tolteken, Azteken und andere amerikanische Nationen befolgen; das beiderseits eingehaltene Verfahren ist genau dasselbe, besonders, wenn man das der Merikaner und Japaner vergleicht. Aber eine Vergleichung des Thierkreises, wie er sich bei den Tibetanern, Mogolen und Japanern findet, mit den Namen, welche jene Nationen Amerika's den Monatstagen geben, wird, denke ich, selbst den Hartgläubigsten befriedigen. Die übereinstimmenden Zeichen sind: Tiger, Hase, Schlange, Affe, Hund und Vogel, in welchen allen offenbar keine natürliche Angemessenheit Statt findet, die ihre Annahme in beiden Continenten veranlaßt hätte. Diese auffallende Uebereinkunft steigert sich noch durch die sonderbare Thatsache, daß einige der merikanischen Zeichen, die in dem tatarischen Thierkreise fehlen, in den indischen S'astrani genau in entsprechenden Stellungen gefunden werden. Diese sind eben so willkührlich, als die vorigen: ein Haus, ein Rohr, ein Messer und drei Fußtritte. Um aber die-

sem Gegenstande Genüge zu thun, müßte mehr ins Einzelne eingegangen werden. [1])

§. 40.

c. Urſagen.

Endlich müßten, wenn auch sonst Alles fehlte, die unter den Amerikanern so lebendig erhaltenen mit den Traditionen der alten Welt so übereinstimmenden Ueberlieferungen von der Urgeschichte der Menschheit, von der Fluth und Zerstreuung jede Bedenklichkeit über ihren Ursprung heben. Die Azteken, Mitteken, Flaskalteken und andere Nationen hatten unzählige Gemälde über diese letztern Ereignisse. Den Tezpi oder Corcor, wie der amerikanische Noe genannt wird, sieht man in einer Arche auf den Wassern schaukeln, neben ihm sein Weib, Kinder, viele Thiere und einige Gattungen von Korn. Als die Wasser abnahmen, ließ Tezpi einen Geier los, welcher aber nicht mehr umkehrte, da er in dem Aase des Getrockneten Futter fand. Nachdem der Versuch noch mit einigen andern fehlgeschlagen hatte, kam endlich der Baumvogel zurück und brachte einen grünen Zweig in seinem kleinen Schnabel. Auf dem nämlichen hieroglyphischen Gemälde ist die Zerstreuung der Menschen so dargestellt: die ersten Menschen nach der Fluth waren stumm; man sieht nun eine Taube auf einem Baume sitzen und Jedem eine Zunge geben; wovon die Folge ist, daß die Familien, an der Zahl fünfzehn sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuen. [2]) Diese Uebereinstimmung, die mich erinnert, daß ich mich einer Abschweifung hingebe, wäre allein schon hinreichend, zwischen den Nationen der beiden Continente einen eng verbindenden Ring festzuhalten. Aber die Aehnlichkeiten zwischen ihnen sind wirklich so zahlreich, so außerordentlich und so ins Einzelne gehend, daß in einem Werke, von welchem ich ein Paar Worte sagen muß, zwei lange und ausgearbeitete Abhandlungen aufgenommen sind,

---

1) S. Die vergleichenden Tafeln in dem zweiten Bande der Views of the Cordilleras.

2) Humboldt, daſ. S. 65. 66.

welche darzuthun suchen, daß in Amerika zuerst von Juden und dann von Christen Colonien gegründet worden seyen. [1])

§. 41.

Das Prachtwerk über die amerikan. Alterthümer.

Das Werk, welches ich meine, ist die wahrhaft königliche Sammlung mexikanischer Monumente, ein Schatz von Materialien für Jene, die sich dem Studium derselben widmen. Es scheint unmöglich, diese prachtvollen Bände zu durchblättern, ohne von dem mannigfaltigen Charakter der darin dargelegten Kunst betroffen zu werden. Die hieroglyphischen Figuren, welche die menschliche Gestalt in verdrehten und verkrüppelten Verhältnissen darstellen, haben nichts mit den Schildereien in erhabener Arbeit gemein. Hier haben wir hohe Gestalten in kriegerischen Haltungen dastehend, dort Weiber, die mit überschlagenen Beinen auf zweiköpfigen Ungeheuern sitzen, mit Kindern auf den Armen, die Hälse mit Perlenschnüren umwunden, die Köpfe mit spitz zulaufenden, wimpelnden Aufsätzen, die manchmal die Gestalt von Thieren haben, geschmückt; anderswo treffen wir die Schildkröte, das heilige Symbol Indiens; dann sehen wir, wie sich die Schlange um den Baum windet, oder Menschen, denen Gefahr droht, von ungestalten Scheusalen verschlungen zu werden, so daß es uns vorkommt, als untersuchten wir die Skulpturen irgend einer indischen Grotte, oder einer alten Pagode. [2]) Ich möchte noch beifügen, daß die Umrisse in diesen Skulpturen keineswegs amerikanisch sind, sondern stark an die altindische Manier erinnern. Daneben findet sich eine andere Gattung von ebenso verschiedenen Denkmälern, die mit der egyptischen Kunst übereinzustimmen scheinen. Da haben wir Pyramiden, die nach dem nämlichen Modelle gebaut sind, und allem Anscheine nach

---

1) The antiquities of Mexico, published by A. Aglio. vol. VI. pp. 232—409. u. 409—420.

2) S. vol. IV. part. I. Fig 20. 36; 27, 28, 32. Specimens of Mexican sculpture, in possession of M. Latour Allard at Paris. fig. 15. part. III. fig. 3.

gleichen Zwecken dienten; wir haben ganz eng eingefätschte Figuren, bei denen bloß unten die Füße und an beiden Seiten die Hände zum Vorschein kommen, wie bei den egyptischen Statuen, während der Kopfschmuk das Haupt umgibt, und an beiden Seiten herabhängend ungeheuere Ohren vorschiebt; daneben knieen andere Figuren, wo dieser Putz noch ausdrucksvoller ist, so daß sie, wie Enea Quirino Visconti bemerkt hat, von dem Bogen zu Dendara, dessen Capitälern sie genau gleich sehen, copirt seyn könnten. Auch ist in Figuren dieser Gattung die Gesichtsbildung keineswegs dieselbe, wie bei der vorigen, sondern von einem Charakter, welcher mehr dem Styl der Kunst entspricht. [1])

Wer wird uns dieses Räthsel lösen, und sagen, ob diese Aehnlichkeiten zufällig seyen, oder von irgend einem wirklichen Verkehre herkommen? In der That, das ist noch ein Land des Geheimnisses und Dunkels, und viel Studium wird noch erfordert, um Unregelmäßigkeiten zu erklären, Widersprüche auszugleichen und unsere Wissenschaft auf einen festeren Fuß zu stellen. Wir können ja nicht einmal Schwierigkeiten dieser Art heben, die unserer Zeit noch näher liegen; wir können z. B. nicht erklären, wie Brasilienholz unter den steuerbaren Luxusartikeln 1306 durch die Pforten von Modena einging, wie Muratori bewiesen hat; oder wie die Charte von Andreas Bianco, die in der St. Markus-Bibliothek zu Venedig bewahrt wird, und im J. 1436 verfertigt wurde, eine Insel mit eben dem Namen Brasilien in das atlantische Meer verlegt. Um wie viel mehr müssen wir in's Dunkle gerathen, wenn wir das Durcheinander uralter Erzählungen entwirren, oder aus etlichen Bruchstücken von Denkmälern eine Urgeschichte wieder aufbauen wollen.

---

1) S. das. p. 1. fig. 1. ff. 48. Latours mon. figg. 8. 14. u. s. w.

§. 42.

Räthsel in der Sprache und der Natur.

Und zum Beschlusse möchte ich bemerken, daß es in der Geschichte der Sprachen viele andere Aufgaben gibt, welche sich in die Geheimnisse der Natur verlieren und zu deren Lösung der Schlüssel in jenen verhüllten Gesetzen ihrer Einrichtung verborgen liegt, welche sie mit der geistigen Satzung der Welt wie durch Ringe verketten. Denn, möchte man fragen, wie kommt es, daß in der Urzeit Sprachen, die doch bis jetzt unverändert geblieben sind, so leicht entstanden; oder vielmehr, daß sich ihre ersten Familien so schnell in von Grund aus bestimmte und unabhängige Dialekte spalteten, während im Verlaufe der Zeit die Menschen nicht viel mehr, als Mundarten von diesen, provinzielle Eigenthümlichkeiten oder offenbare Ableitungen und kaum irgend eine weitere Muttersprache gebildet haben? Denn sehr kurze Zeit nach der Zerstreuung müssen Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, oder wenigstens ihre Mutterzunge, sich von einander getrennt und ihre ausgeprägten charakteristischen Formen erhalten haben; und in der semitischen Sprache muß die Trennung eben so früh Statt gefunden haben. Ebensogut könnten wir fragen, warum die Eiche bloß in der Nähe ihrer Wurzeln mächtige, riesenhafte Aeste ausstrecke, deren jeder selbst stark genug zu seyn scheint, einen andern Baum zu bilden, ein eigenes Gebiet von Sprößlingen zu beherrschen und seine eigene Krone von jährlichen Geschoßen zu tragen, während sie später nur schmächtige, weniger lebensvolle Zweige treibt, in welchen die Zeugungskraft beinahe erschöpft zu seyn scheint. Wirklich gibt es bei den Nationen so gut, als bei den Bäumen einen Saft, eine innere Lebensmacht, die immer aufwärts strebt und ihre frischesten Kräfte aus den einfachsten Satzungen, den lautersten Tugenden und gesündesten sittlichen Handlungen zieht. So lange diese den Boden bilden, worin ein Volk gleichsam sich tief bewurzelt hat, sind dessen Kräfte beinahe grenzenlos, wie aber diese altern und erschöpft werden, wird es auch verrotten und zerfallen. Gewiß der menschliche Geist hatte damals im Vergleich mit dem unsri-

gen eine Riesengewalt, als die homerischen Gesänge die Dichtung des wandernden Harfners waren, als Hirtenscheiche wie Abraham von Volk zu Volk reisen und selbst mit den Königen derselben verkehren konnten, und als ein junges Volk Denkmäler wie die egyptischen Pyramiden entwerfen und ausführen konnte.

Und wenn wir von Nationen so sprechen dürfen, was sollen wir von dem ganzen Menschengeschlechte sagen, da noch all seine Kräfte gewissermaßen in seinen wenigen Urvätern eingeschlossen waren; da die Kinder Noahs, nur wenige Menschenalter von den Erinnerungen und Mahnungen Edens entfernt und im Besitze des angehäuften Wissens langelebender Patriarchen, wunderbar geeignet waren, jene auffallenden und ungewohnten Eindrücke aufzunehmen, die eine kaum in all ihrer Neuheit aufgebrochene Welt auf sie zu machen berechnet war; da sie, selbst ein neugebornes Geschlecht, das sich einerseits gegen die Wuth des eben erlebten Unsternes, andererseits gegen die Ueppigkeit seines verjüngenden Einflusses sich sträubte, eine unbegränzte Vollkraft in Gedanken und That eine Lebendigkeit der Wahrnehmung, einen Reichthum der Erfindung und eine Macht der Ausführung in sich fühlten, wie sie dem entscheidenden Augenblicke entsprach und spätern Geschlechtern nie nöthig seyn konnte! Und von Geistern, die so ganz besondern Eindrücken auf solche Art hingegeben waren, die so unbegrenzten Gefühlen so offen standen, und so mächtig angetrieben waren, ihre That zu merken, muß das erste Gepräge der Sprache einen kühnern Eindruck und ein unverwischbareres Gepräge empfangen haben, als später mitgetheilt werden konnte, da die ersten Quellen vollkräftiger That geschwächt waren oder zu wirken aufgehört hatten.

§. 43.

Beruf des semitischen und indogermanischen Stammes.

Doch wir dürfen uns wohl nicht vorstellen, daß die göttliche Vorsehung bei der Ausspendung dieser heiligen Gabe der Rede an verschiedene menschliche Familien keine weitere Absicht hatte, als die materielle Zerstreuung des Menschengeschlechtes oder die Verleihung verschiedener Formen der Aeußerung durch

Laute; gewiß lag darin ein tieferer und wichtigerer Zweck: — nämlich die Geistesmächte unter sie auszutheilen. Denn die Sprache ist so offenbar die verleiblichende Kraft, so zu sagen die Einfleischung des Gedanken, daß wir uns beinahe eben so leicht eine Seele ohne Leib, als unsere Gedanken unbekleidet mit den Formen ihres äußeren Ausdruckes vorstellen können. Daher kommt es, daß auch diese Werkzeuge der Schöpfungen des Geistes ihrerseits dessen Charakter formen, beaufsichtigen und mitunter bestimmen müssen, so daß der Geist einer Nation nothwendig ihrer Sprache angemessen ist.

Die semitische Familie, ohne Partikeln und grammatische Formen, die geeignet wären, die Beziehungen der Dinge auszudrücken, steif durch eine unnachgiebige Satzfügung und durch die Abhängigkeit der Wörter von Verbalwurzeln, auf Ideen äußerlicher Handlungen beschränkt, konnte den Geist nicht auf abstrakte, vom Wirklichen unabhängige Ideen führen; daher waren ihre Dialekte für die einfachsten geschichtlichen Erzählungen und für die auserlesenste Dichtkunst, wo bloße Eindrücke oder Regungen in der beflügeltsten Aufeinanderfolge gefühlt und beschrieben werden, immer mehr geeignet, während innerhalb derselben nie eine Schule einheimischer Philosophie sich erhob, noch ein Element metaphysischer Gedanken in ihren erhabensten Produkten vorkommt. Daher sind im Hebräischen die tiefsten Offenbarungen der Religion, die schrecklichsten Ankündigungen der Prophetie, die weisesten Zureden der Tugend in Bilder eingekleidet, die aus der äußern Natur entnommen sind. Und in dieser Hinsicht befolgte der Verfasser des Koran's nothwendig den nämlichen Gang.

Das Indogermanische hat durch die Beugung seiner Nennwörter, durch bedingte und unbestimmte Zeiten seiner Verba, durch das Streben, unzählige Partikeln zu machen oder anzupassen, vorzüglich aber durch das mächtige und beinahe unbegrenzte Vermögen, Wörter zusammenzusetzen, verbunden mit der Leichtigkeit, in der Construktion zu wechseln, sie umzukehren und zu verwickeln, und mit der Kraft, unmittelbar und vollständig die Bedeutung der Wörter von einer materiellen auf eine bloß gei-

stige Darstellung über zu tragen, eine wunderbare Fülle im Ausdrucke der innern und äußern Beziehungen der Dinge erhalten. Während es daher ein geschicktes Werkzeug zur Ausführung der hochfliegendsten Entwürfe des Genius ist, ist es nicht minder gewaltig in der Hand des Philosophen; und in ihm haben sich jene mannigfaltigen Systeme aufgestanden, welche im alten Indien, im spätern Griechenland und im neuern Deutschland gestrebt haben, das menschliche Verstehen zu ergründen und die Formen unserer Ideen in ihre Urelemente aufzulösen. [1])

Bemerken Sie nun, wenn sie mit solchen Betrachtungen auf die von Gott in der Offenbarung seiner Religion beobachtete Ordnung zurückschauen, nicht ein Beisteuern zu noch edlern Zwecken? Denn so lange seine Offenbarungen mehr bewahrt, als verbreitet werden sollten, da seine Wahrheiten vorzüglich die Geschichte des Menschen und seine einfachsten Pflichten gegen Gott betrafen, da sein Gesetz mehr aus Vorschriften äußeren Verhaltens, als innerer Nöthigung bestand, da die Leitung der Menschen mehr durch die geheimnißvolle Einwirkung der Seher des Zukünftigen, als durch die ständige Regel unabänderlicher Gesetze geschah: war das ganze Religionssystem in die Hände jener menschlichen Familie niedergelegt, deren geistiger Charakter und deren Sprache wunderbar dazu gebildet war, die einfache Uebergabe der Urzeit recht zäh festzuhalten und das Aeußerliche am Menschen zu beschreiben, und die sich mit mehr Erfolg zu dem furchtbaren Amte der prophetischen Sendung schickte.

Kaum aber tritt ein mächtiger Wechsel in dem Fundamente

---

1) Zur Erläuterung des Gesagten möchte ich bemerken, daß die Transscendentalphilosophie kaum in einem andern Lande, als in Deutschland hätte entstehen können, da die deutsche Sprache die Eigenthümlichkeiten der Familie in einem höhern Grade besitzt, als irgend eine andere, und sehr leicht das Pronomen der ersten Person objektiv zu gebrauchen gestattet oder darauf führt; was in jeder andern europäischen Sprache zu gewaltsam ist, als daß sie zuerst hätten darauf kommen sollen. Im Lateinischen z. B., wo es keinen Artikel gibt, ist es beinahe unmöglich, es auszudrücken und Einer der diese Sprache redet, hätte eine solche Idee nicht ausfinnen können.

seiner Offenbarung und den Fähigkeiten, an welche sie gerichtet ist, ein, so findet offenbar ein entsprechender Uebertrag in jene Familie Statt, welcher deren Verwaltung und vorzügliche Leitung augenscheinlich anvertraut ist. Die Religion, welche jetzt für die ganze Welt und für jedes einzelne Glied des Menschengeschlechtes bestimmt ist, und folglich einer mannigfaltigeren Darlegung bedarf, um den Bedürfnissen jedes Stammes, Landes und Zeitalters zu begegnen und dessen Sehnsucht zu befriedigen: wird »andern Hauswirthen« übergeben, deren tiefere Gedankenmacht, deren ewig wacher Forschungsdrang leichter ihre unerschöpflichen Schönheiten entdeckte und ans Licht bringen mochte; welcher ihren Zusammenhang mit jeder andern Klasse von Wahrheit, jedem andern Systeme göttlicher Veranstaltung aufsuchen und so immer neue Beweggründe der Ueberzeugung und neue Gegenstände des Lobpreises vorbringen sollte. Während daher die göttliche Weisheit das Wesen der Religion einzig und unmittelbar gemacht hat, hat sie doch deren Beweise auf eine solche Art an das rastlose Rad menschlichen Strebens geknüpft, und mit den andern Triebfedern seiner drängenden Wünsche vermischt, daß so jeder Schritt, der in der Verfolgung gesunder Studien und demüthiger Untersuchung gemacht wird, auch ihnen eine neue Förderung und eine veränderte Stellung gewährt, worauf der denkende Geist mit ungemessener Freude verweilen kann. Und wie dieses mit der Wissenschaft der sprachlichen Völkerkunde der Fall gewesen sey, haben Sie, wie ich sicher hoffe, zur Genüge gesehen.

II. Die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Erste Abtheilung. Dritte Vorlesung.)

§. 1.

Eingang.

Wenn uns der heil. Paulus warnt, uns in eitlen und zwecklosen Genealogien zu verwirren, so möchte man glauben, daß auch die Wissenschaft, zu der wir jetzt übergehen, zu den untersagten gehöre. Denn gewiß muß der Versuch, den Verlauf und Ursprung jeder Varietät in dem menschlichen Geschlechte zurück zu einem gemeinschaftlichen Stammvater zu verfolgen, ein ziemlich hoffnungsloses Unternehmen scheinen, wenn wir bedenken, daß die dazu erforderliche Untersuchung durch die widersprechenden Behauptungen der Schriftsteller und durch die widerstrebenden Principien, auf die sie gebaut wurde, in zahlreiche und verwirrte Fragepunkte verwickelt worden ist. Doch die erfreulichen Ergebnisse der zuletzt besprochenen Wissenschaft mögen uns wohl ermuthigen, die Prüfung dieser ihrer Schwesterwissenschaft — der Geschichte des menschlichen Geschlechtes nicht zu scheuen. Man könnte in der That sagen, daß beide Wissenschaften ein und denselben Gegenstand haben, so zwar, daß man ihnen vielleicht einen gemeinschaftlichen Namen geben könnte, der ihren Gegenstand bezeichnete, und nur ein unterscheidendes Beiwort vorsetzen dürfte, um anzuzeigen, auf welchem Wege jede einzelne denselben verfolgt. Würden wir auf diese Art die erstere richtig philologische Ethnographie nennen, so könnten wir dieser nicht unschicklich den Namen physiognomische Ethnographie geben.

Die erstere hat uns bereits zu dem erfreulichen Schlusse geführt, daß, in sofern die Sprachen in ihrer gegenseitigen Vergleichung zum Zeugnisse für den Gegenstand dienen können, das ganze Menschengeschlecht ursprünglich eine Familie bildete, oder

nach den Worten der heiligen Schrift, »eine Lippe und eine Sprache« war. Doch wenn in der Vertheidigung dieser Behauptung der Schrift große Schwierigkeiten zu überwinden waren, da die Verschiedenheit der Idiome, die jetzt die Völker der Erde trennen, sich ihr entgegenstellt, so bleibt doch noch eine größere und verwickeltere übrig, welche die Einheit des Menschengeschlechtes und seinen Ursprung von Einem Stamme unmittelbarer angreift. Diese Schwierigkeit besteht in der Betrachtung jener natürlichen Verschiedenheiten, welche die menschliche Form in verschiedenen Gegenden der Erde trennen.

Das Wort Gottes hat die Menschen immer als von Einem Vater stammend betrachtet und das große Geheimniß der Erlösung beruht auf dem Glauben, daß alle Menschen in ihrem gemeinschaftlichen Vater sündigten. Nehmen wir verschiedene, getrennte Schöpfungen des Menschen an, so ist das tiefe Geheimniß der Erbsünde und das glorreiche Geheimniß der Erlösung aus dem Buche der Religion ausgelöscht. Ist es daher nicht wichtig, die Gründe Derer zu widerlegen, welche behaupten, es sey unmöglich, die vielen Verschiedenheiten der Menschenstämme in Eine Gattung zusammen zu bringen, welche sagen, daß die Naturgeschichte zu tief gehende Trennungen zwischen dem physischen Charakter verschiedener Völker zeige, als daß das eine von dem andern abstammen könnte, und daß sich keine Ursachen, weder plötzliche noch allmählige, denken lassen, welche die Gestalt und Farbe des Europäers an die des Negers verwandeln, oder »den Aethiopier zwingen konnten, seine Haut zu ändern« und die asiatische Race zu bilden? Und wie werden wir diese Widerlegung zu Stande bringen? Auf keinem andern Wege, als den ich Ihnen bereits gezeigt habe und noch oft einzuprägen und durch Beispiele nachzuweisen gedenke — durch das tiefere Studium eben jener Wissenschaft, die den Einwurf hervorbrachte, durch die Sammlung noch besserer Zeugnisse, als bereits angeführt wurden, und durch wohlgeordnete Eintheilung von Erscheinungen, aus denen entsprechende Schlüsse gezogen werden können.

Dieses Geschäft will ich nach meinem Versprechen diesen Morgen beginnen. Voraus werde ich eine historische Uebersicht

dieser Wissenschaft schicken und vielleicht mehr, als es mit meinem Plane verträglich scheinen möchte, bei der ersten Stufe ihrer Geschichte verweilen, aus Gründen, welche sich leicht ergeben werden: hierauf werde ich versuchen, die Schlüsse, zu welchen uns der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft berechtigt, zu vertheilen und zu ordnen, und mit solchen Erläuterungen, wie ich sie zu sammeln im Stande war, zu unterstützen, und dann will ich es Ihnen überlassen, diese Schlüsse mit der Geschichte des Menschengeschlechtes, wie sie uns die Genesis überliefert, zu vergleichen.

§. 2.

Einheit der Menschenschöpfung bei Moses.

Die Erwähnung dieser heiligen Urkunde erinnert mich mit Betrübniß an eine Stelle, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann, da sie gleichsam in den vorliegenden Gegenstand einleitet und mit meiner eben vorgetragenen Behauptung in geradem Widerspruche steht. »Die mosaische Erzählung,« sagt ein gelehrter Schriftsteller, »macht es nicht ganz klar, daß die Bewohner der Welt von Adam und Eva abstammten. Ueberdieß erhoben und erheben sich gegen die ganze oder theilweise Inspiration der verschiedenen Schriften, die das alte Testament enthält, von vielen Seiten her Zweifel, zum Theile von gelehrten Theologen und berühmten Orientalisten und Schriftforschern. Zu den Gründen des Zweifels an der Inspiration, die sich aus der Untersuchung verschiedener Erzählungen, aus der Kenntniß der hebräischen und anderer orientalischen Sprachen, und aus dem unvereinbaren Widerspruche zwischen den Gemüthsbewegungen und Gesinnungen, welche der Gottheit von Moses beigelegt werden, und der Religion des Friedens und der Liebe, die sich bei den Evangelisten entfaltet, ergeben, habe ich nur hinzuzufügen, daß die Angabe, als seyen alle Thiere einmal vor Adam geführt und dann in der Arche versammelt worden, vorausgesetzt, daß wir sie auf die lebendigen Bewohner der ganzen Erde beziehen müssen, eine zoologische Unmöglichkeit in sich schließt.« Der ersten Behauptung dieses Citates ist eine Note beigefügt, in welcher

die Stelle angeführt wird, wo es heißt: »Gott schuf den Menschen, Mann und Weib« und dann Kap. 5, »Am Tage, da Gott den Menschen schuf, schuf er sie als Mann und Weib.« Der Autor nimmt nun an, daß diese Stellen sich auf eine Schöpfung beziehen, die von der Eva's verschieden war.[1]) Nur ungern mache ich eine Bemerkung zu dieser Stelle, da ich weiß, daß der Schriftsteller von diesen hier so unbesonnen geäußerten Meinungen, bereits abgekommen ist. Aber der Werth des Werkes selbst, als einer reicher Sammlung wichtiger Thatsachen, die durch Bemerkungen von hoher Gelehrsamkeit mit einander verbunden sind, werden ihm noch immer Gewicht geben, und den Gebrauch der Jugend sichern. Daher wage ich es einige Bemerkungen über den theologischen Theil des Beweises zu machen. Die Schlüsse des Autors aus seinen wissenschaftlichen Forschungen sind mit der inspirirten Erzählung ganz übereinstimmend, und daher ist es doppelt zu bedauern, daß er von seinem Wege abging, um zu zeigen, daß auch der entgegengesetzten Behauptung die Lehre der Schrift nichts an Haltbarkeit benehme. Es war vielleicht von ihm nicht zu erwarten, daß er mit den Arbeiten der Theologen bekannt seyn sollte, doch seine Berufung auf sie berechtigt uns, ihre Meinungen einer Untersuchung zu unterwerfen. Nehmen wir nun einen der keckſten und verwegensten Ausleger, welche das neuere Deutschland hervorgebracht hat, so finden wir, daß sogar er die verschiedenen Texte, die unser Autor citirt, von allem Verdachte des Widerspruches freispricht. Ich meine nämlich Eichhorn, welcher aus rein philologischen Gründen die Conjektur, welche Astruc im vorigen Jahrhunderte aufstellte, erschöpfend bewiesen zu haben scheint, daß nämlich das Buch Genesis aus mehreren verschiedenen Urkunden zusammengesetzt sey, welche Moses nur seinem Werke einverleibt habe, und welche sich sowohl durch ihre bestimmt abgeschlossene Form, als auch durch den Gebrauch besonderer Wörter, wie z. B. des Wortes Jehovah, das in der einen gänzlich fehlt und

1) Lectures on Physiology, Zoology ad the Natural History of Man. Lond. 1819. p. 240.

in der andern ununterbrochen vorkommt, leicht unterscheiden lassen. So nennt das erste Kapitel, welches berichtet, daß »Gott den Menschen erschuf, Mann und Weib,« ohne in das Einzelne dieser Schöpfung einzugehen, den Allmächtigen immer mit dem Namen Elohim, oder geradezu »Gott.« Der vierte Vers des zweiten Kapitels beginnt aber offenbar eine neue Erzählung oder Urkunde mit einem eigenen Titel: »Das ist der Ursprung des Himmels und der Erde,« mit andern Worten: »das ist die Geschichte der Schöpfung des Himmels und der Erde;« [1]) diese geht mehr in das Einzelne des Paradieses und der Erschaffung des Menschen ein und unterscheidet sich durchaus durch den ständigen Gebrauch des Namens: Jehovah, bis an ihr Ende mit dem vierten Kapitel. Im fünften haben wir wieder die erste Urkunde, oder irgend eine andere, worin das Wort Jehovah nicht gebraucht wird, und wo es wieder heißt, daß der Mensch geschaffen worden sey als Mann und Weib. Obwohl nun dieß die Annahme des »gelehrtesten Theologen« von denen ist, welche die Inspiration läugnen, so verwirft er dadurch nichts desto weniger die biblische Begründung einer besondern Schöpfung des Menschen außer jener Adams: denn er zeigt, daß die angeführten Texte nichts anderes sind, als verschiedene Beschreibungen ein und desselben Ereignisses. Es würde wohl nicht am rechten Orte seyn, mich noch mit den übrigen Einwürfen zu befassen, welche sich »aus einer Untersuchung der verschiedenen Erzählungen, aus der Kenntniß der hebräischen und anderen orientalischen Sprachen, und aus dem unvereinbaren Widerspruche« zwischen dem Gotte des Moses und der christlichen Religion ergeben sollen; es ist wohl auch nicht ganz klar, in welchem Sinne die Worte des gelehrten Schriftstellers zu nehmen sind. Ich meines Theils habe mir einige Mühe gegeben, mich mit den »hebräischen und andern orientalischen Sprachen« die nur in irgend einer Be-

1) Wer immer mit den biblischen Wissenschaften bekannt ist, weiß, daß diese beiden Ausdrücke sich entsprechen, daß nämlich Geschichten Genealogien heißen, weil gewöhnlich solche Urkunden an ihrer Spitze stehen. S. 1. Mos. 6. 9. und Matth. 1. 1.

ziehung zu dem Studium der heiligen Schrift stehen, bekannt zu machen, habe aber doch nicht entdecken können, daß sich aus dieser Bekanntschaft »Gründe des Zweifels an der Inspiration« erhoben hätten. Doch gehen wir zu einer erfreulicheren Beschäftigung über.

§. 3.

Die Racen-Eintheilung bei den Alten, besonders bei Aristoteles.

Die schärfer hervortretenden Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes fallen so sehr in die Augen, daß sie unmöglich der Kenntniß der Alten entgehen konnten. Jedem mußte z. B. der Unterschied in Gesichtszügen, Farbe und Haar des Negers und des Europäers auffallen, und offenbar gibt uns Aristoteles die früher und zu seiner Zeit vorherrschende Eintheilung, wenn er sagt, daß die älteren Physiognomiker auf den Charakter einer Person schloßen aus der Aehnlichkeit seiner Züge »mit denen der Völker, welche sich durch Sitte und Gestalt von einander unterscheiden, nämlich der Aegyptier, Thrazier und Scythen.«[1] Diese Racen, oder vielmehr ihre Merkmale müssen aber in Vergleichung mit einer vierten, als Typus, gefaßt werden, von welcher sie nach verschiedenen Seiten abweichen; ohne Zweifel war dieß die griechische Form, und so haben wir denn eine Eintheilung der Menschen in vier verschiedene Klassen, oder, wie wir es jetzt nennen, Racen. Noch ist meines Wissens kein Versuch gemacht worden, diesen Punkt genauer zu untersuchen, und doch ist er nicht ohne Bedeutung. Denn außerdem, daß dadurch eigentlich der Grund und die erste Stufe in der Geschichte einer Wissenschaft, welche täglich an Interesse und Bedeutung gewinnt, gelegt würde, so könnten wir vielleicht einzelne Thatsachen finden, die uns über die Veränderungen Aufschluß gäben, welche

1) *Διελόμενοι κατὰ τὰ ἔθνη, ὅσα διέφερε τὰς ὄψεις, καὶ τὰ ἤθη, οἷον Αἰγύπτιοι, καὶ Θρᾶκες, καὶ Σκύθαι.* — Physiognomic. cap. 1. opp. Par. 1619. tom. 1. p. 1169.

die Zeit unter die Nationen einzelner Landstriche gebracht hat; und aus diesen Gründen werde ich, selbst auf die Gefahr, eine Weile von der populären Form, die ich in diesen Vorträgen einzuhalten wünschte, abzuweichen, etwas tiefer in die Erörterung eingehen.

§. 4.

a. Die Aegypter und Aethiopier, entsprechend der Negerrace.

Die erste Race, oder verschieden charakterisirte Klasse von Menschen, welche Aristoteles nach den ältern Physiognomisten hier erwähnt, ist die ägyptische. Es kann hier kein Zweifel statt finden, daß er damit die Negerrace meint; denn außerdem, daß er diese unmöglich übergehen konnte, da er von den Verschiedenheiten in dem menschlichen Geschlechte sprach, stellt er an einem andern Orte diese beiden deutlich zusammen, wo er sagt, daß Leute, die sehr dunkelfarbig sind, auch furchtsam seyen, und darum mit der ägyptischen und äthiopischen Race in Vergleich gesetzt werden.« [1]) Wieder bei einer andern Gelegenheit stellt er die Frage, warum die Aegypter und Aethiopier krumme Beine und auswärts stehende Füße haben? worauf er antwortet, daß dieß wahrscheinlich aus demselben Grunde herrühre, der ihnen beiden ihr wolliges Haar gebe, — nämlich von der Hitze ihres Klimas. [2])

Hier erhebt sich nun eine verwickelte und interessante Frage: waren die alten Aegypter wirklich nach dem Negertypus gebildet, so daß sie beide zusammengeworfen werden konnten? Das Zeugniß des Aristoteles ist ohne Zweifel stark zu Gunsten einer bejahenden Antwort, und wird es doppelt durch die Uebereinstimmung fast aller Klassiker, besonders des scharfsinnigen und ge-

---

1) *Οἱ ἄγαν μέλανες δειλοί, ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς Αἰγυπτίους καὶ Αἰθίοπας.* Jb. cap. VI. p. 1180.

2) *Διὰ τί οἱ Αἰθίοπες καὶ οἱ Αἰγύπτιοι βλαισοί εἰσιν; .... δηλοῦσι δὲ καὶ αἱ τρίχες. οὐλοτέρας γὰρ ἔχουσι.* — Problem. Sec. XIV. 4. tom. II. p. 750.

nauen Herodot. Denn wo er von den Kolchern spricht, sagt er, sie stammen erwiesenermaßen von den Aegyptern ab, ὅτι μελάγχροές εἰσι καὶ οὐλότριχες,[1] »weil sie schwarz und wollhaarig sind.« Hier wie bei dem Philosophen finden wir die zwei bestimmtesten Kennzeichen der Negerrace den Aegyptern beigelegt.

Blumenbach, dessen Namen ich noch oft mit Preis werde erwähnen müssen, hat offenbar in Betreff der Physiognomie der Aegypter eine Lieblingstheorie. In seinen unschätzbaren »decades craniorum« deutet er schon an, man könne unmöglich annehmen, daß durch so viele Jahrhunderte der Einbalsamirung der Nationaltypus keine Aenderung erlitten habe.[2] Im Jahre 1808 sprach er seine Meinung deutlicher aus, daß die Denkmäler das Daseyn dreier verschiedener Formen oder Physiognomieen unter den alten Aegyptern beweisen.[3] Drei Jahre später ging er tiefer in diese Untersuchung ein, und gab auch die Monumente, mit denen er seine Annahme stützen zu können glaubte. Die erste dieser Formen nähert sich nach seiner Annahme dem Neger-, die zweite dem Hindu-, die dritte dem Berber-Typus oder gewöhnlichen ägyptischen Kopfe.[4] Aber ich glaube, ein vorurtheilsfreier Beobachter wird ihm nicht leicht so weit folgen. Der erste Kopf hat nichts mit der schwarzen Race gemein, und ist nur eine rohere Darstellung des ägyptischen Typus: der zweite ist nur seine mythologische oder ideale Veredelung. Zur Begründung dieses Systems von Denkmälern scheinen zwei Dinge erforderlich gewesen zu seyn; erstens, anstatt einzelner Darstellungen, die man zufällig nennen könnte, hätten ganze Klassen von Denkmälern nachgewiesen werden sollen, worin die verschiedenen Merk-

---

1) Lib. II. §. 104. tom. 1. p. 157. ed. Lond. 1824.

2) Decas collectionis suae craniorum diversarum gentium illustrata, Götting. 1790. p. 14.

3) Specimen historiae naturalis antiquae artis operibus illustratae Ib. 1808. p. 11.

4) Beiträge zur Naturgeschichte. 2. Theil. Ebd. 1811. Dreierlei Nationalphysiognomieen unter den alten Aegyptern. S. 130.

male sich erhalten hätten: denn zufällige Abweichungen von dem gewöhnlichen Gange finden sich in jedem Gesetze: zweitens hätte irgend eine chronologische Beziehung zwischen den verschiedenen Klassen festgesetzt werden sollen, um so zu beweisen, daß der angenommene Wechsel zu verschiedenen Zeiten in der Nationalphysiognomie vorkam. Keiner von diesen Punkten ist jedoch versucht worden.

Alle Ueberreste der Aegypter sind den angeführten Behauptungen der Classiker entgegen. Denn ihre Farbe und Haar sind auf ihren Monumenten so deutlich ausgedrückt, als nur etwas. Wir finden die Körper der Eingeborenen immer roth oder lohfarben gemalt, mit langen, herabhängenden Haaren, wo es der Kopfputz sehen läßt: während wir oft die Neger neben ihnen dargestellt sehen mit pechschwarzer Farbe, krausem Haare und vollkommenem Negergesicht, ganz so wie sie wirklich noch heut zu Tage sind. [1]) Doch, wir haben noch kostbarere Denkmäler als diese Gemälde in den Mumien selbst, deren Schädel, wie Lawrence bemerkt, ohne Unterschied die europäische Form haben ohne eine Spur der Negerbildung. [2]) Und in Betreff der Haare können wir als allgemeine Beschreibung den Bericht anführen, den Villoteau von dem Haare einer Mumie gibt, die unter seiner Leitung geöffnet wurde: „Les cheveux étaient noirs.... bien plantés, longs et divisés en nattes retroussées sur la tête.“ Die Haare waren schwarz, dicht, lang, in Flechten getheilt, die auf dem Kopfe aufgebunden waren. [3])

Es ist nicht leicht, diese sich widersprechenden Ergebnisse, die man aus Schriftstellern und die man von Denkmälern erhält, zu vereinigen, und man darf sich nicht wundern, daß gelehrte Männer in ihrer Meinung über diesen Gegenstand weit von einander abweichen. Ich möchte glauben, die beste Lösung sey, daß eben in Aegypten die Griechen am leichtesten die Bewohner

---

1) Siehe die colorierten Tafeln in Hoskins's Reisen in Aethiopien.

2) Lectures p. 345.

3) Ap. de Sacy, Relation de l'Egypte, par Abd-Allatif. — Paris, 1810. p. 269.

des innern Afrikas sahen, da sich ohne Zweifel viele von denselben hier sammelten und niederließen, oder in dem Heere als Tributpflichtige oder Unterthanen dienten, wie sie in spätern Zeiten thaten; und so kam es, daß sie von Schriftstellern mit dem Lande, wo sie dieselben allein kennen lernten, in Verbindung gebracht, und als Theil der einheimischen Bevölkerung angesehen wurden. So etwas muß schon angenommen werden, um die Schriftsteller unter sich selbst zu vereinigen; denn Ammianus Marcellinus schreibt, daß die Aegypter dunkel und schwärzlich seien, „homines Aegyptii plerumque subfusculi sunt et atrati.“ [1]) So viel ist jedoch vollkommen gewiß, daß Aristoteles unter der ägyptischen Varietät, welche er unter denen des Menschengeschlechts als die erste setzt, die schwarze oder Negerrace versteht.

§. 5.

b. Die Scythen, germanische Stämme.

Die nächsten in seiner Reihenfolge sind die Scythen; und Hippocrates erwähnt von ihnen ebenfalls, daß sie gewisse Eigenheiten haben, welche allen ihren Stämmen, mit Ausnahme eines einzigen, gemeinschaftlich seyen, und von den griechischen eben so bestimmt nach der einen Seite abweichen, wie die Aegypter nach der andern. [2]) Obwohl die alten Scythen das Land bewohnten, das jetzt größtentheils von Stämmen der sogenannten mogolischen Race bevölkert ist, mit denen die alten Scythen in ihrer nomadischen Lebensweise große Aehnlichkeit hatten, so können wir doch nicht einen Augenblick annehmen, daß eine waizengelbe oder olivenfarbige Race von Schriftstellern wie Aristoteles und Hippokrates als eine Varietät aufgestellt worden sey, die

1) Lib. XXII. in fine. In Scriptor. Histor. Rom. Heidelberg. 1743. tom. II. p. 518.

2) *Ὅτι πολὺ ἀπήλλακται τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων τὸ Σκυθικὸν γένος, καὶ ἔοικεν αὐτὸ ἑωυτῷ, ὥσπερ τὸ Αἰγύπτιον.* — De Aëre, Locis et Aquis; ed. Genev. 1657. tom. I. p. 291.

von den Griechen in einer den Negern entgegengesetzten Richtung abwiche. Es kann nicht zweifelhaft scheinen, daß die Scythen, welche bei Aristoteles in seiner Eintheilung der menschlichen Racen erwähnt werden, die germanischen Stämme waren, welche sich zerstreut über ganz Scythien hin fanden. Dieses Land, wie es Herodot beschreibt, ist nicht, wie das Scythien des Ptolomäus, auf das nördliche Asien beschränkt, sondern begriff auch Dacien, Mösien und das ganze Land nördlich von Thrazien.[1]) Nun kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Einwohner dieser Gegenden Germanen waren: denn außer ihrer Abbildung auf Monumenten geben die Beschreibungen, welche Ovid in seinem Exil von ihnen macht, alle Züge der alten Germanen. So ist ihr Haar beschrieben als gelb oder lichtfarben.

„Hic mea cui recitem nisi flavis scripta Corallis,
Quasque alias gentes barbarus Ister habet.“ [2])

und als nie geschoren:

„Mixta sit haec (gens) quamvis inter Graiosque Getasque
A male pacatis plus trahit ora Getis,
Vox fera, trux vultus, verissima Martis imago,
Non coma, non ulla barba resecta manu.“ [3])

Auch nennt Ovid, was kaum bemerkt zu werden braucht, fast auf jeder Seite seinen Verbannungsort Scythien.

---

1) Siehe Lib. IV. §. 94. p. 327.

2) Epist. de Ponto. lib. IV. ep. II. 37.
„Wer hört hier, was ich dichtete, an, als die blonden Coraller,
Oder was sonst für Volk, fremd mir, den Ister umwohnt?“
Die Coraller scheinen nach einer Vergleichung von Ep. VIII. 83. mit x. 3. mit den Geten verwechselt zu seyn. Ein kecker Etymologist könnte sie für die Vorältern der Kurilianer halten.

3) Trist. lib. V. eleg. VII. 11.
„Zwar aus Griechen gemischt ist dieses Volk und aus Geten,
Aber es nähret mehr feindlicher Geten das Land:
Wild ist die Stimme und trotzig der Blick, ein lebendiges Marsbild,
Nie das wallende Haar, nimmer geschoren der Bart.“
Lucan. (lib. I.) sagt, von einem germanischen Stamm redend: „Et vos erinigeros bellis arcere Chaycos.“

Doch so weit bedurften wir kaum eines Beweises. Weit merkwürdiger ist es, daß Herodot mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit deutlich zwei Racen unterschieden hat, welche die weiten Gegenden des asiatischen Scythien besaßen, die germanische, nach der alten Eintheilung, und die mogolische. Denn er berichtet uns, daß über den Sarmaten, und folglich, wie Breiger richtig bemerkt, um die Gegend von Astrachan am Jaik,[1]) ein Stamm lebte, Namens Budini, »eine große und zahlreiche Nation, mit außerordentlich blauen Augen und rothen Haaren.«[2]) Hier haben wir also einen scythischen Stamm, mit allen Eigenthümlichkeiten, welche die Alten den germanischen Völkern beilegten.[3]) Aber an einem andern Orte beschreibt er die Agrippäer, ebenfalls ein scythisches Volk, mit ganz verschiedenen Zügen. »Man sagt von ihnen,« schreibt er, »daß sie, sowohl Männer als Weiber von Geburt an kahl sind, mit platten Nasen und starkem Kinn.«[4]) Ihre Gemüthsart, fügt er hinzu, ist ganz harmlos und unschuldig. Nun vergleichen Sie diese Merkmale mit den Eigenheiten der mogolischen Race, und Sie werden sogleich bemerken, wie genau Herodot ist, und wie das nämliche Nomadengeschlecht, wie jetzt, sicherlich auch zu seiner Zeit die nördlichen Gegenden Asiens durchstreifte. Blumenbach gibt uns folgende unterscheidenden Merkmale der mogolischen Race an: — eine platte Race, nasus simus, entsprechend dem σιμοὶ des Herodotus, und ein vorragendes Kinn, mentum prominulum, γένειον μεγάλον. Aber was sollen wir sagen von ihrer angeborenen Kahlheit? Sollen wir es etwa für eine Fabel halten,

---

1) Commentatio de Difficilioribus quibusdam Asiae Herodoteae. Der angeführten Ausgabe vorangeschickt, p. CLXXXIV.

2) *Βουδῖνοι δὲ ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλόν, γλαυκὸν τε ἰσχυρῶς ἐστὶ καὶ πυῤῥόν.* — Melpom. §. 108. tom. I. p. 327. Vgl. §. 21. p. 292.

3) *Ἄνθρωποι λεγόμενοι εἶναι πάντες φαλακροὶ ἐκ γενεῆς γινόμενοι, καὶ ἔρσενες καὶ θήλεαι ὁμοίως, καὶ σιμοὶ, καὶ γένεια ἔχοντες μεγάλα.* Ib. §. 33. p. 293.

4) De generis humani varietate nativa. Göttingen. 1795. p. 179.

da wir sehen, daß der scharfsinnige Vater der profanen Geschichte, dessen Genauigkeit jede neue Untersuchung bestätigt, behutsam seine Behauptung mit einem Ausdrucke des Zweifels einschränkt? λεγόμενοι, sagt er, εἶναι φαλακροί, sie sollen ganz kahl seyn. Ich könnte antworten, daß Blumenbach an einem andern Orte, wo er das Haar der verschiedenen Racen beschreibt, das der Mogolen als rarus, dünn angibt, oder wie es Virey ausdrückt, clair semé. [1]) Doch diese Schwierigkeit wird noch leichter durch jene Bemerkung entfernt werden, welche Pallas von den Kalmucken macht: „ils rasent la tête à leurs enfants mâles, des la plus tendre enfance," (sie scheeren ihren männlichen Kindern von der zartesten Jugend an den Kopf,) und wiederum: „les hommes ont tous la tête rasée," (die Männer haben alle den Kopf geschoren.) [2]) Aus dieser auffallenden Sitte können wir erklären, warum Herodot, wo er von den Agrippäern spricht, sie oft mit keinem andern Namen benennt, als: das kahle Volk — φαλακροὶ οὗτοι. [3])

Diese Mischung von Stämmen veranlaßte wahrscheinlich die Verwirrung, die nicht selten bei den alten Schriftstellern bemerkbar ist, wo sie Beschreibungen der Scythen geben: denn sie mischen Züge unter einander, welche nicht wohl zu Einer Race gehört haben konnten, sondern von beiden Theilen der Bevölkerung genommen zu seyn scheinen. So wenigstens scheint es bei den zwei vorzüglichsten physiognomischen Schriftstellern des Alterthums, bei Adamantius und Polemon der Fall zu seyn. Ich beschränke mich auf ersteren, da ihn der andere nur ausgeschrieben hat. Adamantius also, welcher erklärt, daß er dem Aristoteles folge, spricht von den Scythen und Aethiopiern als von den Extremen der Menschengattung. [4]) Nun gibt er uns an einem

---

1) Ib. p. 166. Virey, histoire naturelle du genre humain. Bruxell. 1827, vol. 1. p. 411.

2) Voyages en différents provinces de l'Empire de Russie. Par. 1788. tom. 1. pp. 503. 502.

3) Ubi sup. §§. 24. 25. pp. 293. ff.

4) Physiogn. I. 1. „Scriptores Physiogn. veteres." Altemb. 1780.

andern Orte die Beschreibung der Völker, die gegen Norden und derer, die unter der heißen Zone wohnen, und meint also damit wohl jene, welche er vorhin Scythen und Aethiopier genannt hat. Von den erstern sagt er: »Im Allgemeinen sind die Bewohner des Nordens wohlgebaut, blond, hellfarbig, mit weichen Haaren, blauen Augen, platten Nasen, dicken Beinen, lockerm Fleische und vorstehenden Bäuchen.«[1]) Man sieht, daß diese Beschreibung größtentheils auf germanische Stämme paßt, mit Ausnahme der platten Nase, des lockern Fleisches und der Dickleibigkeit, welche der Beschreibung eines Mogolenstammes entnommen scheinen, obwohl das letzte dieser Merkmale nur einigen wenigen beigelegt werden kann, wie den Kirgisen, und Baschkiren.[2])

Diese Zerstreuung germanischer Volksstämme über ganz Scythien hin, erscheint mir als eine sehr bedeutungsvolle Thatsache, und es war mir, nachdem ich sie auf diese Weise mit Hülfe der griechischen Schriftsteller verfolgt hatte, sehr erfreulich, dieselbe durch einen leider jetzt verstorbenen Orientalisten aus anderweitigen Gründen bestätigt zu sehen. »Wie parador diese Behauptung immer klingen mag,« sagt Abel-Reműsat, »ich glaube es wird sich beweisen lassen, daß die Völker gothischen Stammes einst weite Züge der Tartarei inne hatten, daß einige seiner Zweige Transoxana bewohnten, und sogar bis an das Altaigebirg reich-

---

p. 318. „Polemon" ib. p. 173. Adamantius unterscheidet jedoch hier deutlich zwischen der äthiopischen und ägyptischen Bildung.

1) Ὡς δὲ πολὺ οἱ μὲν ὑπὸ τῇ ἄρκτῳ οἰκοῦντες, εὐμήκεις εἰσί, ξανθοί, λευκοὶ τὰς κόμας, ἁπαλότριχες, γλαυκοί, σιμοί, παχυσκελεῖς, περιπληθεῖς σαρκὶ λαγαρᾷ, προγάστορες. II. §. 23. p. 409. In meiner Uebersetzung habe ich nach λευκοί ein Komma gesetzt, und jenes nach κόμας gestrichen; erstens weil es sonst entweder eine unnütze Wiederholung oder ein Widerspruch wäre, in Beziehung auf die Farbe der Haare, welche schon durch ξανθοί ausgedrückt ist, und zweitens, weil in der entsprechenden Stelle bei Polemon, das ganze Glied τὰς — γλαυκοί fehlt, denn er sagt: λευκοί, σιμοί ꝛc. Lib. I. §. 3. p. 181.

2) Pallas, ubi sup. p. 496.

ten, und daß sie den Völkern des östlichen Asiens wohl bekannt waren, da die Eigenheit ihrer Sprache, ihr lichtes Haar, blaue Augen und weiße Farbe denselben um so mehr auffallen mußten, als diese Züge sich ganz besonders merklich machten mitten unter dunkelfarbigen Menschen, mit braunen Augen und dunklem Haare, welche zuletzt ihre Plätze einnahmen. Wenn ich einmal meine gesammelten Beweise gegeben haben werde, wird es sich zeigen, ob meine Behauptung zu kühn ist.« [1]) Er hat meines Wissens, die Bekanntmachung dieses Beweises nicht mehr erlebt, aber der gelehrte und scharfsinnige Ritter hat die äußerst dunkle Geschichte der Bewohner von Mittelasien, die wegen verwirrter Uebertragung der Namen einer Nation auf die andere, so verwickelt ist, in ein sehr helles Licht gesetzt. Er betrachtet Stämme indoeuropäischer oder indogermanischer Abkunft als die ersten Bewohner der Hochebene Mittelasiens, da alle chinesischen Schriftsteller sie als blauäugig und rothhaarig schildern. Im zweiten Jahrhunderte vor Christus waren einige Ueberreste, welche von den Hiong-nu westwärts getrieben worden waren, unter dem Namen Ui-siun, oder U-siun noch mächtig an den Ufern des Balkusch-See's und des Flusses Hi; später jedoch geschwächt, wurden sie im vierten Jahrhundert gegen Westen getrieben, und fielen wahrscheinlich in die Strömung der nördlichen Völkerwanderung, welche damals sich gegen Süden zu bewegen begann. [2])

Der Schluß, den ich aus dieser längern Untersuchung ziehen möchte, ist, daß bei diesem Gemisch von Stämmen unter den Scythen, ohne Zweifel die germanische Race es war, welche Aristoteles und Hippokrates im Auge hatten, da sie die Scythen als ebenso sehr durch ihre helle, wie die Aethiopier durch ihre dunkle Farbe von den Griechen unterschieden schildern. Und in der That setzen die lateinischen Schriftsteller, denen die Germanen genauer bekannt waren als den Griechen, dieselben geradezu

1) Recherches sur les langues Tartares p. 45.

2) Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte des Menschen. — 2 Thl. II. Buch. Asien. 1. Band. Berlin 1832. S. 431 — 435.

den Aethiopiern entgegen, als bildeten diese beiden die entgegengesetzten Gränzen des Menschengeschlechtes. »Die Farbe der Aethiopier,« sagt Seneca, »ist nichts Auffallendes unter ihren Landsleuten, und rothes Haar, in einen Knoten aufgeschlungen, ist keine Eigenheit unter den Germanen.« [1]) In gleicher Weise sagt Martial;

Crinibus in nodum tortis venere Sicambri,
Atque aliter tortis crinibus Aethiopes. [2])

§. 6.

c. Die Thrazier, mogolische Stämme.

Die dritte Menschenrace, welche bei Aristoteles aufgezählt wird, besteht aus den Thraziern. Es ist nach meiner Meinung noch schwieriger zu bestimmen, was er mit diesem Namen bezeichnen will, obwohl es klar ist, daß er eine Nation meinen muß, welche sich durch besondere Farbe und Gestalt so unterschied, daß sie sich unter den übrigen Racen, die er beschreibt, bemerklich machte. Dieß möchte uns in natürlichem Gange zu der Vermuthung führen, daß sie in seiner Eintheilung der olivenfarbenen oder mogolischen Race entsprechen, der einzigen, welche sonst in seiner Klassification keinen Platz findet, obschon er mit ihr bekannt seyn mußte. In dieser Vermuthung bestärkt mich folgende Betrachtung.

Erstens, da Aristoteles in seiner Eintheilung der Menschengattung in Racen hauptsächlich der Farbe folgt, und da die beiden schon besprochenen Klassen, uns die Extreme gaben, so muß diese eine Mittelfarbe bilden, die deßungeachtet von der griechischen Hautfarbe verschieden ist. Doch es findet sich eine, von den Commentatoren des Aristoteles übersehene Stelle in Julius Firmicus, die uns die nämliche dreifache Eintheilung und die Farbe jeder Race gibt. »Erstens also,« schreibt er, »herrscht

---

1) De Ira. III. c. 26.

2) Spectacul. lib. Epig. III.
„Aufgewunden in Knoten das Haupthaar kamen Sigambrer,
Der Aethiopier kam, anders gewunden das Haar.“

über den Charakter und die Farbe der Menschen Uebereinstimmung, da man annimmt: wenn durch den verschiedenen Einfluß der Gestirne die Charaktere und Farben den Menschen zugetheilt werden, und wenn der Lauf der Gestirne durch eine gewisse Art künstlicher Zeichnung die Umrisse der menschlichen Körper bildet; das ist, wenn der Mond weiß, Mars roth, Saturn schwarz macht, warum wird in Aethiopien Alles schwarz, in Germanien weiß, in Thrazien roth geboren?« [1]) Daraus möchte es scheinen, daß die Kupfer- oder Olivenfarbe das unterscheidende Merkmal des thrazischen Stammes war und daß er folglich jener Race entsprach, die wir die mogolische nennen.

Zweitens: Homer hat die Thrazier als ἀκρόκομοι [2]) beschrieben, d. h. als solche, die ihr Haar nur auf dem Scheitel des Kopfes tragen. Dieß scheint der Beschreibung, die uns von der griechischen und germanischen Sitte gemacht wird, ganz entgegengesetzt, da diese vielmehr einen reichen Haarwuchs pflegten; es ist aber ein auffallendes Merkmal der kalmuckischen Sitte, wonach, wie bei vielen andern mogolischen Nationen, das Haupt geschoren wird, und nur ein kleiner Haarbüschel oder Zopf am Scheitel bleibt. [3])

Drittens können wir diese Vermuthung aus einer andern Stelle bei Aristoteles beweisen, wo er bemerkt, daß eine Nation unter den Thraziern so roh sey, daß sie in ihrer Rechenkunst nicht über die Zahl Vier komme. [4]) Zu dieser Behauptung — außerdem, daß sich daraus ergibt, daß die Thrazier nicht Eine

---

1) Primum itaque de moribus hominum coloribusque conveniunt, dicentes: Si stellarum mixturis mores hominibus, coloresque distribuuntur, et quasi quodam picturae genere atque artificio stellarum cursus mortalium corporum lineamenta componunt; hoc est, si Luna facit candidos, Mars rubros, Saturnus nigros; cur omnes in Aethiopia nigri, in Germania candidi, in Thracia rubri procreantur? — Astronomicon lib. I. c. 1. ed. Basil. 1551. p. 3.

2) Iliad. Δ 533.

3) Pallas, ubi sup. p. 502.

4) Problem. sec. XV. 3. tom. II. p. 753.

Nation, sondern eine Vereinigung von Stämmen waren — bemerke ich nur, wie eine ähnliche Unwissenheit unter Völkern mogolischer Race entdeckt worden ist, z. B. unter den Kamtschadalen. In der That ist es schwer anzunehmen, daß pelasgische oder germanische Stämme, welche, wie sich aus der Uebereinstimmung ihres Zahlensystems mit dem des südlichen Asiens ergibt, sich erst nach der Erfindung dieses Systems und nach der Herrschaft einer gewissen Bildung losgetrennt haben konnten, in eine so klägliche Barbarei gefallen seyn sollten.

Ich möchte noch andere Bemerkungen hinzufügen, nämlich das Vorherrschen des Schamanismus in der Religion Thessaliens, und den Ursprung der Reitkunst, der in der Fabel demselben Lande zugeschrieben wird, was beides auf eine Verwandtschaft mit jener Race hindeutet, die das nördliche und mittlere Asien inne hat. Ich brauche nicht zu bemerken, daß die Gränzen zwischen dieser Gegend und Thrazien so wenig feststehen, daß sie von alten Schriftstellern oft übersehen oder übergangen werden. Wahrscheinlich waren also der Bevölkerung Thraziens wandernde Stämme der oliven- oder kupferfarbigen Race beigemischt, welche Aristoteles und Julius Firmicus richtig in eine verschiedene Klasse setzten.

Doch gewiß habe ich mich zu lange bei dieser frühern Periode in der Geschichte unserer Wissenschaft aufgehalten, verlockt durch die Unbesuchtheit des Pfades, den ich verfolgte, und ich darf mir nicht schmeicheln, die Meinung des Dichters, wenigstens in diesem Falle, bewährt zu haben:

— τὰ μακρὰ τῶν σμικρῶν λόγων
Ἐπίπροσθέν ἐστι καί σαφῆ μᾶλλον κλύειν. [1])

1) Euripid. Orest. 640.
Das lange Reden besser sind
Als kurze, und den Hörer mehr verständigen.

§. 7.

Neuere Schriftsteller.

Mehrere Jahrhunderte hindurch galt dieselbe nahe liegende Eintheilung der Menschen, die sich auf die vorherrschende Hautfarbe in den verschiedenen Theilen der Welt gründet, ohne große Aenderung: so daß das Menschengeschlecht, so wie die Erde, die es bewohnet, in drei Klassen oder Zonen getheilt wurde, von denen die ganz weiße die kältern Gegenden, die schwarze die heißen, die helle die gemäßigten bewohnte. Sie ist z. B. die Eintheilung, welche der arabische Historiker Abulfaradsch annahm.[1]) Im letzten Jahrhunderte wurde diese einfache Anordnung in Einzelnheiten verändert, bis sie die Gestalt eines verwickelten Systems annahm, in Folge der Entdeckung vieler Mittelschattirungen in der Färbung von Völkern, welche sich nicht leicht in diese dreifache Eintheilung bringen ließen. Leibnitz, Linnäus, Buffon, Kant, Hunter, Zimmermann, Meiners, Klügel und Andere, schlugen verschiedene auf demselben Princip gegründete Eintheilungen vor, die aber, da dasselbe jetzt allgemein verworfen ist, nur geringes Interesse haben und nicht leicht zu erwähnen sind.

§. 8.

Neue Versuche von Pownall und Camper. Campers Gesichtslinie.

Der Erste, welcher eine neue Grundlage für dieses wichtige Studium in Vorschlag brachte, war der Gouverneur Pownall, welcher zwar auch die Farbe als Eintheilungsgrund annahm, aber doch auf die Eigenthümlichkeit hinwies, die sich aus der Betrachtung des Schädelbaues in den verschiedenen Menschenstämmen ergibt.[2]) Doch Camper hat das Verdienst, zuerst eine Regel entdeckt zu haben, nach welcher die Köpfe verschiedener Nationen mit einander verglichen werden können, um zu Resulta-

1) „Historia Dynastiarum," Oxf. 1663. p. 3.

2) „New Collection of Voyages." Lond. 1767. vol. II. p. 273.

ten zu gelangen, welche bestimmte und unterscheidende Merkmale geben.

Camper war mit zwei besondern Vorzügen zu diesem Unternehmen ausgestattet, da er zwei Wissenschaften, die nicht oft von Einer Person gepflegt werden, in sich vereinigte, eine vollkommene und praktische Bekanntschaft mit der Kunst, und eine umfassende Kenntniß der Physiologie und vergleichenden Anatomie. Da er sah, wie unvollkommen die beßten Künstler, die er copirte, die Züge und Gestalt des Negers aufgefaßt hatten, beschloß er, zu untersuchen, welches die wesentlichen Eigenthümlichkeiten dieser Bildungsform seyen. [1]) Er dehnte sodann seine Untersuchungen auch auf die Köpfe anderer Nationen aus, und entdeckte, wie er annahm, ein Gesetz oder eine Regel, sie mit sicherm, regelmäßigen Erfolge zu messen. Diese Regel besteht in dem, was man die Gesichtslinie nennt und wird auf folgende Weise angewendet. Der Schädel wird von der Seite betrachtet, und zuerst eine Linie vom Eingange des Ohrs, (meatus auditorius) zum Boden der Naslöcher gezogen, dann eine zweite von dem vorragendsten Punkte der Stirne bis zum äußersten Rande des Oberkiefers, wo die Zähne wurzeln (dem Alveolarfortsatz des obern Backenbeins). Es ist klar, daß an dem Durchschnittspunkte dieser beiden Linien ein Winkel gebildet wird, und das Maaß dieses Winkels, oder mit andern Worten, die Neigung der Linie von der Stirne zum Kiefer gibt die sogenannte Gesichtslinie und bildet in Campers System das eigenthümliche Unterscheidungsmerkmal jeder menschlichen Race. [2]) Wenn Sie die Zeichnungen betrachten wollen, (Tafel I.), so werden sie sogleich die Anwendung dieser Regel beobachten. Daraus ergibt sich, daß der Gesichtswinkel des Pavians, der sich am meisten der menschlichen Gestalt nähert, etwa 58 Grad hat, Fig. 1., der des Negers und Kalmucken hält 70°, (Fig. 2.) und der des Europäers 80°,

1) „Dissertation physique de M. Pierre Camper sur les Différences réelles que présentent les traits du visage chez les hommes de différens pays" etc. Utrecht. 1791. p. 3.

2) Ib. p. 55.

(Fig. 3). Die Alten, die ohne Zweifel das Wachsthum dieses Winkels im Verhältniß zum Fortschritt auf der Stufenleiter der Geistesbildung wahrnahmen, gingen über diese Linie, wie sie sich in der Natur findet, hinaus, und wagten es in ihren erhabenen Bildwerken, der Stirne eine überhängende, schwellende Vorragung zu geben, welche den Gesichtswinkel bis auf 95° ja 100° erhöht.[1]) Diese Thatsache hat Blumenbach schlechtweg geläugnet und behauptet, daß alle diese Darstellungen alter Kunst, welche einen solchen Winkel geben, unrichtige Copieen seyen.[2]) Aber ich glaube, wer die Köpfe Jupiters im Vaticanischen Museum, besonders die Büste in der weiten Kreishalle, oder die mehr entstellten Köpfe der Marmore Lord Elgins untersucht, wird sich überzeugen, daß Camper in dieser Beziehung genau ist.

Gegen die von ihm vorgeschlagene Art der Messung hat Blumenbach mehrere triftige Einwürfe gemacht. Er bemerkt, daß sogar Camper selbst große Unbestimmtheit in Festsetzung der Anfangspunkte seiner Linie zuläßt; besonders aber wendet er ein, daß die Messung gänzlich unanwendbar ist bei jenen Racen und Stämmen, deren bezeichnendstes Merkmal mehr in der Breite ihres Schädels, als in der Neigung seines obern Theiles besteht.[3])

§. 9.

Blumenbach's System.

Dieser scharfsinnige und thätige Physiologe ist es, dem wir das Eintheilungssystem, das jetzt fast allgemein üblich ist, und die Principien, auf die es gebaut ist, verdanken. Sein Museum enthält die allervollkommenste Sammlung von Schädeln, die Gliedern von fast allen Nationen der Erde angehören. Nicht zufrieden mit den Resultaten, die er aus ihrem Studium zog, hat

---

1) S. Camper's zweite Tafel, Fig. 3 u. 4, und SS. 42 u. 55. Die römische Kunst hat den kleinern, die griechische den größern dieser beiden Winkel.

2) Specimen historiae naturalis antiquae artis operibus illustratae. Götting. 1808. p. 13.

3) „De generis humani varietate nativa.“ Gött. 1795. p. 200.

er aus jedem Zweige der Naturwissenschaft, und aus jedem Gebiete der Litteratur gesammelt, was immer auf die Geschichte des Menschengeschlechtes Licht werfen und über die Unterschiede in demselben Aufklärung geben kann. Seine Werke sind wirklich eine Vorrathskammer, aus welcher Alles gezogen werden muß, und die umfassendsten Werke, welche seitdem über diese Wissenschaft erschienen sind, können und konnten wenig mehr thun, als durch neue Zeugnisse bestätigen, was er bereits bewiesen hatte.

Blumenbach's Eintheilung ist zuerst gegründet auf die Bildung des Schädels, und dann auch auf die Farbe der Haare, der Haut und der Iris.

§. 10.

Verschiedenheiten im Schädelbau.

Sie möchten auf den ersten Anblick glauben, daß eine genaue Bekanntschaft mit dem Baue und der Anatomie des Schädels nothwendig sey, um sein System ganz zu verstehen. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall: denn sehr wenige Bemerkungen, mit einer Zeichnung vor uns, werden uns alle Belehrung verschaffen, die zu diesem Gegenstande nothwendig ist. Sie dürfen nur folgenden Punkten Aufmerksamkeit schenken. Der Kopf oder Schädel von oben betrachtet, hat mehr oder weniger eine ovale Form, hinten glatt abgerundet, an der Stirne aber uneben und weniger regelmäßig wegen der Gesichtsknochen. Wenn wir diese untersuchen, so sehen wir, daß sie in verschiedenem Grade vorragen und in drei Theile getheilt werden können: erstens die Stirne, welche mehr oder weniger niedergedrückt seyn kann, dann die Nasenbeine und unter diesen die Kiefer, jedes mit seinen Zähnen. Mit besonderer Aufmerksamkeit müssen wir auch beachten, auf welche Weise die Backenknochen mit den Schläfenbeinen verbunden sind: nämlich vermittels eines Bogens, welcher Zygoma, Jochbein, heißt und so gebildet ist, daß starke Muskeln unter ihm durchgehen und sich an das untere Kiefer anlegen können. (S. Fig. 5.)

Nun besteht Blumenbachs Regel eben darin, daß man den

Schädel betrachtet, wie ich beschrieben habe, und auf die erwähnten Punkte sein Augenmerk richtet. Er stellt ihn in seiner natürlichen Lage auf einen Tisch und besieht ihn dann von oben und hinten, und die wechselseitigen Verhältnisse und Formen der so sichtbaren Theile, geben ihm das, was er Verticalregel, norma verticalis nennt. Nach dieser theilt er das ganze menschliche Geschlecht in drei Hauptracen mit zwei Mittelracen. Die drei Hauptabtheilungen nennt er die kaukasische oder die centrale; zweitens die äthiopische und drittens die mogolische, oder die extremen Abweichungen. Wenn sie die Zeichnungen, die nach seinen Werken gemacht sind, betrachten, so werden Sie sogleich ihre charakteristischen Merkmale beobachten. In der kaukasischen, oder wie sie Andere genannt haben, cirkassischen Varietät Fig. 4. ist die Form des ganzen Schädels mehr symmetrisch die Jochbogen fallen in den allgemeinen Umriß, und die Backen- und Kieferknochen sind durch die größere Vorragung der Stirne ganz bedeckt. Von dieser Bildung weichen die beiden andern nach verschiedenen Richtungen ab; die Negerbildung durch ihre größere Länge und Schmäle, die mogolische durch ihre außerordentliche Breite. An dem Negerschädel sehen Sie die auffallende seitliche Eindrückung des vordern Schädeltheils, wodurch die obenbenannten Bogen, obwohl an sich selbst sehr niedrig, doch sehr weit herauszustehen kommen: ferners beobachten Sie, daß der untere Theil des Gesichtes so weit über den obern hervorspringt, daß nicht nur die Backenknochen, sondern auch das ganze Kiefer, ja sogar die Zähne von oben sichtbar sind. Die ganze Oberfläche des Schädels ist auch auffallend verlängert und zusammengedrückt.

Der mogolische Schädel ist unterschieden durch die außerordentliche Breite seiner Stirne, so daß der Jochbogen aus dem allgemeinen Umrisse gänzlich heraustritt, nicht sowohl, wie bei dem Neger, in Folge einer Eindrückung desselben, als vielmehr wegen der enormen seitlichen Vorragung der Backenknochen, welche zudem durch ihre Fläche dem mogolischen Gesichte seinen eigenthümlichen Ausdruck geben. Die Stirne ist ferners sehr niedergedrückt und das Oberkiefer vorragend, so daß es, in der vertikalen Richtung besehen, sichtbar wird.

Zwischen der kaukasischen und jeder der beiden andern Varietäten ist eine Mittelrace, welche in einem gewissen Grade die unterscheidenden Merkmale der extremen Race besitzen und zu ihnen einen Uebergang von der centralen bilden. Zwischen der kaukasischen und der Neger-Race ist die malajische: das Bindeglied zwischen der ersten und der mogolischen ist die amerikanische Varietät.

§. 11.

Verschiedenheiten in der Farbe der Haut, des Haares und der Iris.

Außer diesen größeren Hauptmerkmalen gibt es noch andere von zweitem Range, die aber nicht minder leicht zu unterscheiden sind: sie bestehen in Hautfarbe, Harr und Augen der verschiedenen Stämme. Die drei Hauptfamilien sind durch eben so viele besondere Farben unterschieden; die kaukasische durch die weiße, die mogolische durch die olivenfarbige oder gelbe, die Negerrace durch die schwarze: die Mittelracen haben auch Mittelfarben: denn die Amerikaner sind kupferfarbig, die Malajen lohbraun.

Die Farbe des Haares und der Regenbogenhaut im Auge folgt mit ziemlicher Sicherheit der Farbe der Haut. Auch in der hellen oder kaukasischen Race, zu der wir gehören, haben Personen mit sehr heller oder röthlicher Gesichtsfarbe immer rothes oder hellfarbiges Haar und die Augen von blauer oder sonst lichter Farbe, was man die blonde Varietät der weißen Race nennt. Bei Personen von brauner Haut ist das Haar immer schwarz und das Auge dunkler, und dieses heißt man die schwärzliche Varietät. Diese Uebereinstimmung der Farbe in den verschiedenen Theilen war den Alten wohl bekannt, denn sie beobachten sie in ihren Beschreibungen von Personen sehr genau. So sagt Ausonius, in seiner Idylle auf Bissula, welche zu der ersten Klasse gehörte, von ihr:

— „Germana maneret
Ut facies, oculos caerula, flava comis.“ [1])

Und in einem andern Fragmente gibt er ihr die entsprechende Gesichtsfarbe:

„Pumiceas confunde rosas et lilia misce,
Quique erit ex illis color aëris ipse sit oris.“

So beschreibt Horaz einen Jüngling der zweiten Varietät:

„Et Lycum nigris oculis nigroque
Crine decorum.“ [2])

Aus diesen Bemerkungen werden Sie leicht einsehen, daß sowohl in der mogolischen als in der Negerrace, wo die Haut dunkel, auch das Haar schwarz und das Auge dunkel ist. Ferner hat auch das Haar außer seiner Farbe in jeder Race noch eine besondere Eigenschaft: in der weißen Race ist es biegsam, reichlich, mäßig dick und weich: bei den Negern sehr dicht gesät, stark, kurz und kraus, bei den Mogolen steif, dünn und straff.

§. 12.

Die Albinos.

In jeder dieser Racen entsteht zufälliger Weise eine Abweichung, welche erwähnt werden muß und welche, wenigstens in der Menschengattung, krankhafter Natur zu seyn scheint. Ich meine die Albinos, Menschen mit einer Haut von blendender Weiße, mit außerordentlich hellen, fast farblosen Haaren und rothen Augen. Dieselben sind ferners ungemein empfindlich und können nur wenig Licht ertragen, so daß man gewöhnlich sagt, die Albinos sehen im Dunkeln: sie sind auch meistens sehr schwächlich an Gesundheit und Geisteskraft. Man findet sie in jedem

---

1) Idyll. VII. 9 et fragm. annex.
„.....daß immer germanisch
Sei das Gesicht, das Aug bläulich und blond das Gelock.“

2) Od. I. 32.
„Lycus auch, mit schwärzlichem Aug und schwarzen
Haaren geschmücket.“

Lande: in einem Dorfe, wenige Meilen von dieser Stadt (Rom), ist eine sehr angesehene Familie, in welcher mehrere Kinder zu dieser Klasse gehören. Der scharfsinnige arabische Arzt Abdollatif erwähnt einen, den er unter den Kopten sah, als eine Naturmerkwürdigkeit. [1]) Crawfurd schöpft in Betreff der Beschreibung der Papuans von Neu-Guinea von Sonnerat Mißtrauen aus dem Umstande, daß er sagt, ihr Haar sey glänzend-schwarz oder feuerroth. [2]) Allein Sonnerat scheint einige Albinos im Auge gehabt zu haben, deren Haar unter den Schwarzen eine aschgraue oder röthliche Farbe annimmt. Sogar in Afrika unter der dunkelsten Race sind sie durchaus keine ungewöhnliche Erscheinung und bilden durch ihre schneeweiße Farbe einen viel schroffern Gegensatz mit der Ebenholzschwärze ihrer Umgebung. [3])

§. 13.

Geographische Vertheilung der Stämme.

Ich übergehe viele andere geringere Verschiedenheiten dieser Menschenracen, wie z. B. die Richtung der Zähne, die Größe und Bildung des Körpers, und fahre fort, indem ich Ihnen die geographische Abgränzung jeder dieser größern Abtheilungen angebe.

Die kaukasische enthält alle Nationen Europas mit Ausnahme der Lappländer, Finnen und Ungarn: die Bewohner des westlichen Asiens mit Einschluß von Arabien, Persien, und hinauf bis an die Quellen des Flusses Obi, das kaspische Meer und den Ganges, und die Bewohner des nördlichen Afrikas.

---

1) „Unter die Naturwunder dieser Zeit muß man ein Kind rechnen, das mit weißen Haaren geboren wurde, die jedoch nicht der Grauheit des Alters glichen, sondern sich eher dem Rothen näherten.“ — De Mirabil. Aegypti. Oxon. 1800. p. 278.

2) Ubi sup. p. 27.

3) Siehe eine genaue Beschreibung eines weißen Negers vom Senegal in: Description de la Nigritie par M. P. D. P. Amst. 1789. p. 60.

Die Negerrace umfaßt alle übrigen Einwohner des letztgenannten Erdtheils.

Die mogolische Race begreift alle Nationen von Asien, welche in der kaukasischen oder malajischen Varietät nicht eingeschlossen sind, und nimmt die europäischen Stämme auf, die von der vorigen Race ausgeschlossen waren, so wie auch die Eskimos.

Zu der malajischen gehören die Einwohner von der Halbinsel Malacca, von Australien und Polynesien, die in der Ethnographie unter dem Namen Papuan-Stämme zusammengefaßt werden.

Endlich die amerikanische schließt alle Ureinwohner der neuen Welt ein, mit Ausnahme der Eskimos.

§. 14.

Unterschied zwischen Tataren und Mogolen.

Ich muß bemerken, daß in Betreff des Namens und Umfangs der Race, welche ich, nach Blumenbach, die mogolische nannte, eine bedeutende Verwirrung und Unbestimmtheit herrscht. Blumenbach gibt mehrere Gründe an für die Verwerfung des alten Namens »Tataren,« welchen jedoch viele Schriftsteller über diesen Gegenstand noch beibehalten haben. Es ist wirklich nicht leicht, die Genealogie der Stämme zu entwickeln, welche bald mit diesem, bald mit jenem Namen genannt werden, noch auch die Gränzen der verschiedenen Racen festzusetzen, in welche sie gehören. Ich will jedoch versuchen, es so viel als möglich klar zu machen. Die Türken werden oft Tataren genannt, und die Eroberer des westlichen Asiens unter Dschingiskhan heißen bald Tataren, bald Mogolen. Bei den Mantschus herrscht ebenfalls eine solche Unbestimmtheit über ihre Einreihung.

Historisch sind die Türken, Tataren und Mogolen vollkommen geschiedene Nationen. Nach Ritter, welcher gewiß alle Fragen der geographischen Geschichte am tiefsten untersucht hat, besaßen die erstern unter dem Namen Hiong-nu den ganzen Norden Chinas: sie theilten sich im ersten Jahrhunderte in zwei Königreiche, verschwanden im vierten aus der Geschichte, erlang-

ten aufs Neue ihre Herrschaft im folgenden Jahrhundert, wurden später durch die unwiderstehliche Gewalt Dschingiskhans fortgerissen, und erhielten so den Namen »Tataren,« den sie als einen Vorwurf betrachten. Die Tataren oder Ta-Ta, wie chinesische Geschichtschreiber sie nennen, und die Mogolen waren ebenfalls verschiedene Nationen, oder vielleicht verschiedene Stämme einer und derselben Nation, da sie, nach Abulghazi, von zwei Brüdern abstammen, die diese Namen trugen.[1]) Im elften Jahrhundert bildeten sie zwei von den vier Stämmen, welche sich in den Inschangebirgen am Hoangho-Fluß angesiedelt hatten. Dschingiskhan, entsprossen von einem mogolischen Vater und einer tatarischen Mutter, vereinigte beide Stämme, und gab der vereinigten Nation den Namen der »Mogolen;« weil aber seine höchsten Beamten und der Adel Tataren waren, so kannte man sie gewöhnlicher unter diesem Namen, welcher auch in den gelesensten Geschichtsbüchern gemeiniglich gebraucht wird.[2])

Philologisch betrachtet sind sie von Abel-Remüsat, der einen großen Theil seines Lebens dem Studium ihrer Sprachen widmete, in Eine Klasse zusammengeordnet. In seinem klassischen Werke über sie, begreift er unter diesem Namen die Tataren, Türken, Mantschu's und Mogolen, die er nur als einen Zweig der Tataren betrachtet.[3]) In gleicher Weise bringen Klaproth und Balbi die Sprache dieser Nationen in eine gemeinschaftliche Hauptabtheilung.[4])

In physiognomischer Rücksicht herrscht hier, wie ich vorher bemerkte, eine beträchtliche Verschiedenheit der Meinungen. Was wir jetzt Türken oder Osmanli's nennen, gehört ohne Zweifel zu der kaukasischen Race, so wie auch die Turkomannen,

---

1) History of the Monguls. p. 27.

2) Ritters „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen," 2. Th. II. Buch. Asien. 1. Band. SS. 241 — 283. Dr. Prichard betrachtet die Türken als historisch Einen Stamm. „Researches" vol. II. p. 283.

3) „Recherches" etc. Discours prélim. p. 37.

4) Klaproth, Asia polyglotta p. 255, Balbi, Atlas Ethnog. Nro. VIII.

wandernde Stämme nördlich von Persien. Nach Virey gehören die Tataren aus physiognomischen Gründen in dieselbe Classe, in welche auch die Mogolen gehören, und von der sie nur eine Unterabtheilung bilden.[1]) Lacepède ist in seiner Angabe äußerst verwirrt und verbindet zuerst die Türken und Lappländer in eine Familie mit dem größern Theile der Tataren, als Gliedern der kaukasischen Race; dann wirft er in die andere »die Tataren, welche im eigentlichen Sinne Mogolen genannt werden.«[2]) Blumenbach unterscheidet deutlich die beiden: indem er die Tataren zu der kaukasischen Varietät rechnet, obwohl er anerkennt, daß sie durch die Kirgisen unmerklich in die mogolische Race übergehen. Dr. Prichard macht dieselbe Trennung, nimmt jedoch an, daß diese Aehnlichkeit niemals ohne Mischung des Blutes statt finde.[3]) Derselben Meinung scheint Pallas zu seyn, welcher bemerkt, »daß die Mongolen nichts mit den Tataren gemein haben, als ihr nomadisches Wanderleben und einige Aehnlichkeit der Sprache.« »Die Mogolen,« fährt er fort, »sind in Sitten, politischen Einrichtungen und Gesichtszügen so weit von den Tataren verschieden, als die Neger von den Mauren.« Doch anerkennt er gleichfalls, daß die Mogolen durch ihre Auswanderungen und Kriege den obenbenannten und andern tatarischen Stämmen ihre Züge mitgetheilt haben.[4]) Diese erklärende Abschweifung in Betreff diese Nationen, wird nicht ohne Nutzen für unsere spätere Untersuchung seyn: vielmehr werde ich Gelegenheit haben, mich darauf behufs sehr wichtiger Folgerungen zu beziehen.

§. 15.

Prichard.

Bevor ich diesen historischen Theil meines Gegenstandes verlasse, würde es sehr undankbar seyn, einen Schriftsteller unsers

1) Ubi sup. p. 413.

2) „Dictionnaire des Sciences naturelles“ tom. 21. Art. Homme. p. 385.

3) „De generis humani variet.“ p. 506. Researches ibid.

4) Ubi sup. p. 486.

Landes nicht zu erwähnen, welcher mit der größten Gewandtheit und Gelehrsamkeit alle historischen und physischen Fakten gesammelt hat, welche auf irgend eine Weise Licht auf die Naturgeschichte des Menschen werfen können. Er untersucht jedes Volk, jeden Volksstamm einzeln und versucht, durch die Beobachtungen der Reisenden und Geschichtschreiber sie von ihren Ursitzen an zu verfolgen und mit ihren verwandten Stämmen zu verbinden. Er ist ferners vielleicht der erste Schriftsteller, welcher diese Wissenschaft mit den philologischen Untersuchungen, welche den Gegenstand unserer letzten Vorträge ausmachten, in Verbindung brachte. Wenn ich je etwas auszusetzen hätte, so wäre es, daß der gelehrte Autor aus der Masse von Thatsachen, die er gesammelt hat, nicht genug bestimmte und entscheidende Folgerungen zieht: daß der einleitende Theil des Werkes von den einzelnen Daten, auf welche seine Grundsätze angewendet werden sollen, zu abgesondert steht, als daß ein Leser, der dem Buche nur gewöhnliche Aufmerksamkeit schenkt, leicht die wichtigen Folgerungen erfassen könnte, die sich mit Recht daraus ziehen lassen. Es wird jedoch in Zukunft für jeden schwer seyn, von diesem Gegenstande zu handeln, ohne Dr. Prichard für einen großen Theil seines Stoffes Schuldner zu seyn.

§. 16.

Gegner der Einheit des Menschengeschlechtes: Voltaire, Desmoulins und Bory de Saint Vincent.

Nachdem wir so die Schriftsteller aufgezählt und die Systeme auseinander gesetzt haben, welche auf der Seite der Wahrheit stehen und in so fern unserer Kenntniß am würdigsten schienen, wird es zweckdienlich seyn, nachzuweisen, welches unsere Gegner, und welches ihre Ansichten von dieser Wissenschaft sind. Wir finden sie hauptsächlich unter den französischen Naturforschern, welche sich leider, wenigstens zum Theil, der sceptischen Theorieen des letzten Jahrhunderts noch nicht entschlagen haben. Voltaire war wirklich einer der Ersten, zu bemerken, »nur ein Blinder könne zweifeln, daß die Weißen, Neger, Albinos, Hottentotten, Lappländer, Chinesen und Amerikaner von einander ganz verschiedene

Gattungen seyen. [1]) Desmoulins behauptet in einer Abhandlung, die, zur Ehre der Academie des Sciences, von diesem Gelehrtenvereine verworfen worden ist, die Existenz von elf von einander unabhängigen Arten des Menschengeschlechtes. [2]) Bory de Saint Vincent geht noch weiter und erhöht die Zahl auf fünfzehn, welche wieder beträchtliche Unterabtheilungen haben. So bildet die adamitische Familie, oder die Nachkommen Adams, nur die zweite Abtheilung der arabischen Menschenart, des homo arabicus: während wir Engländer zu der teutonischen Varietät der germanischen Race gehören, welche wieder nur die vierte Abtheilung der gens braccata oder behos'ten Familie der japhetischen Gattung des homo Japheticus, ist, die sich in die benannte und eine andere Klasse spaltet, welche mit einem etwas feinern Merkmale bezeichnet ist, nämlich die gens togata, oder mit Mänteln bekleidete Familie. [3])

§. 17.

Virey und Lamarck.

Virey gehört der nämlichen Schule an, obwohl seine Werke noch mehr empören durch die leichte, kecke Manier, in welcher die zartesten Punkte der Moral und Religion durchaus behandelt werden. Nicht zufrieden, dem Neger einen verschiedenen Ursprung von dem des Europäers anzuweisen, geht er so weit, fast eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Hottentotten und dem Pavian zu vermuthen. [4]) Aber darin hat ihn Lamarck noch überboten, indem er versuchte, den Stufengang nachzuweisen, wonach die Natur in allmähliger Entwickelung einer Art von Wesen aus der andern, emporsteigt oder in frühern Zeiten emporstieg, so daß sie

---

1) „Histoire de Russie sous Pierre le Grand.“ c. 1.

2) „Histoire naturelle des races humaines.“

3) „Dictionnaire classique d'histoire naturelle.“ tom. 8. par. 1825. pp. 293. u. 287. Der Japhetische Mensch selbst ist nur eine Unterordnung des leiotrichischen oder dichthaarigen Stammes. Die Einheit des Ursprungs der fünfzehn Arten wird geläugnet, p. 331.

4) Op. cit. tom. II. p. 157.

eine stufenartige Kette nicht von gleichzeitigen, sondern von aufeinanderfolgenden Gliedern bildete und auf dieser zuletzt den Menschen hervorbrachte, durch eine Metamorphose, die zwar den entgegengesetzten Weg geht, aber doch nicht minder wunderbar ist, als die, von denen wir in der alten Fabel lesen. Die zwei Bände seiner Philosophie zoologique gehen ganz darauf aus, diese entwürdigende Theorie durchzuführen: der erste, zu beweisen, wie die leibliche Organisation des Menschen aus einer zufälligen, obwohl natürlichen Modification des Affen entsprang: der zweite, zu zeigen, daß die geistigen Vorrechte der menschlichen Seele nur die Ausdehnung der Fähigkeiten seien, mit denen auch die Thiere begabt sind, und daß sie sich nur an Umfang von den Seelenkräften derselben unterscheiden.[1]) Lamarck nimmt aus schwachen, schlechtgestützten Gründen an, daß, weil wir in der Natur eine Abstufung der Wesen bestehen sehen, auch eine successive Entwicklung stattgefunden haben müsse, wodurch Thiere einer Klasse sich in eine andere erheben können, indem nämlich irgend ein Thier, welches durch sein Bedürfniß zu einer neuen, eigenthümlichen Lebensart getrieben wird, dadurch auch die dazu nothwendige Aenderung der Organisation erhält, obwohl ganze Generationen in ihrer Uebung beharren müssen, bevor der Erfolg bemerklich wird. So wird z. B. ein Vogel durch Noth gezwungen, sich dem Wasser zuzuwenden und entweder zu schwimmen oder zu waden: seine Nachkommen thun dasselbe: im Laufe vieler Generationen entsteht durch das Ausstrecken der Zehen eine

---

1) „Philosophie zoologique: ou, exposition des considérations rélatives à l'histoire naturelle des animaux. par J. B. Lamarck.“ Paris 1830. Siehe über diesen Punkt besonders tom. II. p. 445. Ich muß hier bemerken, daß Steffens geradezu die Existenz einer Stufenleiter von Wesen läugnet, indem nämlich, um sie geltend zu machen, nach seiner Ansicht die niedrigsten Thiere den vollkommensten Pflanzen am nächsten kommen müßten, während die Glieder zwischen beiden Ordnungen gerade nur die niedrigsten Eigenschaften beider besitzen, wie die Polypen, Infusorien, Algen ꝛc. Die Organisation von Allem, was weder der Pflanzen- noch der Thierwelt angehört, ist von der niedrigsten Art. Anthropologie II. 6.

Haut zwischen denselben und es wird ein eigentlicher Wasservogel, oder er streckt seine Glieder, um an tieferen Stellen zu gehen, und allmählig dehnen sich seine Füße bis zur Länge des Kranichs oder des Flamingo's.[1]) Diese beiden Faktoren zusammen, neue Bedürfnisse und das Streben der Natur, ihnen entgegen zu kommen, vereinigten sich, aus dem Pavian den Menschen zu bilden. Eine Race desselben, wahrscheinlich der Angola-Orang, verlor aus irgend einem unbekannten Grunde die Sitte auf Bäume zu klettern, oder sich mit Hinter- und Vordergliedern zugleich zu halten. Nachdem sie so durch viele Geschlechter hindurch auf der Erde gegangen waren, nahmen die erstern eine andere, ihrer Lebensart mehr entsprechende Gestalt an, wurden Füße, und allmählig eigneten sie sich die Sitte an, aufrecht zu gehen. Sie brauchten jetzt ihr Gebiß nicht mehr, um Früchte zu pflücken, oder mit einander zu kämpfen, da sie nun ihre Vorderfüße oder Hände zu diesem Zwecke frei hatten, und dadurch verkürzte sich allmählig ihre Schnauze und ihr Gesicht wurde mehr senkrecht. Weiter fortschreitend auf diesem Wege der Vermenschlichung wurde ihr Grinsen zum freundlichen Lächeln und ihr Geklapper löste sich in articulirte Laute auf. »Solche Betrachtungen« schließt er, »würde man machen, wenn sich der Mensch nur durch das Merkmal seiner Oranisation von den Thieren unterschiede, und wenn sein Ursprung nicht ein anderer wäre, als der ihrige«.[2]) Leider aber begibt sich sein zweiter Band eines andern Beweises, daß die Menschen wirklich einen andern Ursprung hatten. Ich brauche Sie kaum mit Widerlegung dieser Ansicht hinzuhalten; ich will mich damit begnügen, zu bemerken, daß die Erfahrung von Jahrtausenden sie mehr als hinreichend entkräftet hat. Wie kommt es, daß wir nicht ein einziges Beispiel

1) Tom. I. p. 249. „Wenn einige Vögel, sagt er, (p. 251) welche schwimmen, lange Hälse haben, wie der Schwan und die Gans, so kommt es von ihrer Gewohnheit, ihre Köpfe zum Fischen in das Wasser zu stecken.“ Warum denn, möchten wir fragen, hat dieselbe Sitte nicht denselben Erfolg bei der gemeinen Ente und der Kriechente hervorgebracht?

2) S. 357.

von einer solchen Entwicklung, wie sie Lamarck annimmt, während dieses langen Zeitraumes der Beobachtung entdecken können? Ohne Unterbrechung seit den Tagen des Aristoteles ist die Biene geschäftig in der Kunst, ihr süßes Honig zu bereiten: die Ameise hat ihre Labyrinthe gebaut, seit Salomon sie zum Vorbild empfahl: aber seit der Zeit, da sie von dem Philosophen und dem Weisen beschrieben wurden, bis auf die schönen Untersuchungen der Huber, haben sie zuverlässig weder ein neues Organ, noch eine neue Kenntniß zu diesem Zwecke bekommen. Aegypten, welches uns, wie die gelehrte Commission französischer Naturforscher wohl bemerkt, nicht nur in seinen Bildwerken, sondern auch in den Mummien seiner Thiere ein Museum der Naturgeschichte hinterlassen hat, zeigt uns jede Gattung nach 3000 Jahren ganz unverändert. Welch ein Streben war nicht im Menschen, und ist besonders jetzt, nach neuen Hülfsmitteln, nach neuen Kräften, und nach einer höhern Stufe im Gebrauche seiner Sinne? und doch, nicht Ein neues Glied ist entstanden, nicht Ein einzelnes Organ hat sich ausgedehnt, nicht Ein neuer Kanal der Wahrnehmung hat sich geöffnet, daß wir jetzt nach vielen tausend Jahren Hoffnung fassen könnten, noch eine höhere Stufe der allmähligen Veredelung zu erreichen, oder uns etwas weiter von unserer Verwandtschaft mit dem heulenden Affen zu entfernen. [1])

§. 18.

Ergebnisse dieser Wissenschaft.

Es ist nun Zeit, von der Geschichte und den Grundsätzen dieser Wissenschaft zu ihren Entdeckungen und Ergebnissen überzugehen. Indem ich Sie mit diesen und ihrem Verhältnisse zu dem, was die Religion von dem Ursprunge des Menschen lehrt, bekannt mache, werde ich den Weg verfolgen, der mir der

1) Eine vollständige Widerlegung von Lamarck's System sieh in Lyell's „Principles of Geology" vol. II. p. 18. Lond. 1830. Lamarck läugnet jedoch, daß seine Theorie von den Thieren, die in Aegypten gefunden wurden, überhaupt berührt werde, tom. I. p. 70.

einfachste und sicherste scheint. Ich werde diese Ergebnisse in einer gedrängten Abhandlung über diesen Gegenstand zusammenstellen, indem ich die Beobachtungen und Entdeckungen neuerer Schriftsteller, verbunden mit selbst gefundenen Thatsachen, sammle, und meine eigenen Gedanken darüber ohne Rückhalt mittheile. Auf diese Weise hoffe ich, Sie in Besitz von allem dem zu setzen, was für Sie von diesem wichtigen, leider noch zu unvollkommen beleuchteten Gegenstande von Bedeutung seyn kann.

Die große Frage, welche gelöst werden soll, ist: Wie konnten solche Abweichungen, wie wir gesehen, ihren Ursprung in dem menschlichen Geschlechte genommen haben? War es ein plötzlicher Wechsel, welcher irgend einen Theil eines großen Stammes in einen andern verwandelte: oder müssen wir eine allmälige Degradation annehmen, wie es die Naturforscher nennen, indem einzelne Nationen oder Stämme stufenweise durch die verschiedenen Schattirungen hindurch von einem Extreme zum andern gelangten? Und in jedem Falle, welcher muß als Urstamm betrachtet werden? Man muß gestehen, daß der gegenwärtige Stand dieser Wissenschaft uns nicht berechtigt, zu Gunsten der einen oder der andern Annahme uns ausdrücklich zu entscheiden, und folglich auch nicht einmal, den letzten Punkt zu erörtern. Aber deßungeachtet ist sie so weit gekommen, daß sie keinem vernünftigen Zweifel an dem gemeinschaftlichen Ursprung aller Racen Raum gibt.

Denn ich glaube, wir dürfen behaupten, nachdem wir Alles, was in dieser noch jungen Wissenschaft gethan worden ist, durchsehen haben, daß folgende Punkte, welche alle Grundtheile dieser Frage einschließen, erschöpfend dargethan worden sind. Erstens: daß zufällige, oder, wie man es nennt, sporadische Abweichungen in einer Race entstehen können, welche ganz darauf hinzielen, in derselben die Merkmale einer andern hervorzubringen: zweitens, daß diese Abweichungen ständig werden können, drittens, daß Clima, Nahrung, Civilisation ꝛc. einen großen Einfluß haben müssen, solche Abweichungen zu erzeugen, oder wenigstens, sie ständig, charakteristisch und dauernd zu machen. Ich sage, daß diese Punkte, wenn einmal bewiesen, alle Ele-

mente der ganzen vorliegenden Frage einschließen, welche lautet: »Konnten solche Verschiedenheiten, wie wir jetzt sie in dem Menschengeschlechte sehen, von einem gemeinschaftlichen Stamme entsprungen seyn?« Denn wenn dieß gezeigt ist, so haben wir die Gründe entkräftet, worauf die Gegner der Offenbarung ihre Läugnung der Einheit des Ursprunges, die sie lehrt, bauen. Und außerdem wird jeder tiefe Philosoph die einfachere Annahme der verwickeltern vorziehen, wenn gegen dieselbe nichts eingewendet werden kann. In der Behandlung dieser Punkte wird es fast unmöglich seyn, sie ganz unvermischt vorzunehmen, besonders die beiden ersten. Ich hoffe jedoch, daß es nicht schaden wird, wenn sie auch in einander überfließen.

§. 19.

Analogie im Pflanzenreiche.

Der Grund — bevor wir uns geradezu in die Untersuchung einlassen — ist im Ganzen von Schriftstellern dieser Wissenschaft gelegt durch Erforschung der Gesetze, welche die Natur in Bezug auf die niedrern Ordnungen der Schöpfung befolgt hat. Um z. B. mit den Pflanzen zu beginnen, so führt uns jede Beobachtung mehr und mehr zu dem Schlusse, daß jede Gattung ihren Ursprung von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte nimmt, von wo aus sie sich allmählig verbreitet hat. Die Beobachtungen, welche Humboldt und Bonpland in Südamerika, Pursh in den vereinigten Staaten, und Brown in Neuholland machten, haben Decandolle mit hinreichendem Materiale versehen, um mit Erfolg eine geographische Vertheilung der Pflanzen zu versuchen, und den Mittelpunkt nachzuweisen, von dem eine jede wahrscheinlich ausging. Er hat zwanzig botanische Provinzen, wie er sie nennt, aufgezählt, in welchen einheimische oder ursprüngliche Pflanzen vorkommen. Man darf sich daher nicht wundern, daß, als Amerika zuerst entdeckt wurde, auch nicht eine einzige Pflanze sich vorfand, die in der alten Welt bekannt war, außer solchen, deren Saamen durch die Gewässer des Oceans hinübergeschwommen seyn konnte. In den vereinigten Staaten werden von 2,891 Pflanzengattungen nur 385 im nördlichen Europa gefunden, und

von 4,100 Spezies, die in Neuholland entdeckt wurden, sind nur 166 mit unsern Gegenden gemein, und von diesen sind viele durch Ansiedler verpflanzt worden. [1]) Dieß zeigt zugleich das Streben der Natur nach Einfachheit und Einheit im Ursprunge der Dinge, während die Abarten, die in der Pflanzenwelt unter dem Einflusse äußerer Umstände entstehen, die beständige Wirkung eines ändernden Einflusses nachweisen.

§. 20.

Analogie im Thierreiche.

Aber die Uebereinstimmung zwischen Thieren und Menschen ist noch enger und anwendbarer. Die physische Organisation beider Klassen beseelter Wesen ist so ähnlich, die Gesetze, wodurch ihre Individuen und Gattungen erhalten werden, so gleichförmig, ihre Abhängigkeit von den Gesetzen krankhafter Einflüsse, von der Wirksamkeit natürlicher Ursachen und von der Einwirkung künstlicher Verbindungen unter den verschiedenen Namen von Zähmung und Civilisation, ist so übereinstimmend, daß wir fast ein Recht haben, von dem wirklichen Stattfinden von Aenderungen bei den einen, auf die Möglichkeit derselben bei den andern zu schließen.

Nun ist es gewiß und klar, daß Thiere, die anerkannt nur eine Gattung bilden, unter besondern Umständen sich in Abarten spalten, die eben so bestimmt hervortreten, wie bei den Menschen. Was z. B. die Bildung des Schädels betrifft, so ist der des italienischen Windspiels weit mehr von dem des Bullenbeißers verschieden, als der europäische von dem Negerschädel, und doch wird jedes Merkmal der Gattung, das man immer aufstellen mag, diese beiden Extreme einschließen, zwischen denen eine Kette von Mittelgliedern deutlich eingereiht werden kann. Ferners weicht, wie

1) Siehe Lyells betreffendes Kapitel über diesen Gegenstand, vol. II. p. 66, und Prichard vol. I. c. 2. sec. 2. p. 23. Ueber die Vergleichungspunkte in der Organisation der Pflanzen und Thiere, siehe Camper's Abhandlung über diesen Gegenstand. „Oratio de Analogia inter Animalia et Stirpes.“ Gröning. 1761.

Blumenbach bemerkt, der Kopf des wilden Ebers weit weniger von dem des zahmen Schweines, seines unläugbaren Abkommen, ab, als der Schädel von was immer für zwei menschlichen Racen.[1]) In jeder Gattung der Hausthiere finden sich eben so auffallende Verschiedenheiten.

Aenderung der Farbe und des Haarwuchses sind nicht weniger gewöhnlich und merkwürdig. Alle Vögel in Guinea, und auch die Hunde sind nach Beckman so schwarz als die Einwohner.[2]) Der Ochs der römischen Campagna ist durchaus grau, während in andern Theilen Italiens ein größtentheils rother Schlag ist: auch sind Schweine und Schaafe hier vorzüglich schwarz, während in England ihre vorherrschende Farbe weiß ist. In Corsika werden Pferde, Hunde und andere Thiere schön gefleckt. Mehrere Schriftsteller schreiben einzelnen Flüssen die Eigenschaft zu, dem Vieh an ihren Ufern die Farbe zu geben. So bemerkt Vitruvius, daß die Flüsse Böotiens und der Xanthus bei Troja ihren Heerden gelbe Farbe geben, woher der Fluß Xanthus seinen Namen hatte.[3]) Hr. Stewart Rose sagt in seinen »Briefen aus dem Norden Italiens,« daß eine gleiche Eigenschaft heut zu Tage dem Po beigelegt werde.[4]) Und manche von Ihnen werden sich hier wahrscheinlich an die weißen Heer-

---

1) Op. cit. p. 80.

2) „Voyage to and from Borneo" London. 1718. p. 14.

3) „Sunt enim Boeotiae flumina Cephysus, et Melas, Leucaniae Crathis, Trojae Xanthus etc.... cum pecora suis temporibus anni parantur ad conceptionem partus, per id tempus adiguntur eo quotidie potum, ex eoque, quamvis sint alba, procreant aliis locis leucophaea, aliis pulla, aliis coracino colore. Igitur quoniam in Trojanis proxime flumen armenta rufa, et pecora leucophaea nascuntur: ideo id flumen Ilienses Xanthum appellavisse dicuntur." — Architect. l. 6. c. III. p. 162. edit. De Laet. Amst. 1649. In den Noten zu dieser Stelle werden bestätigende Zeugnisse von Plinius, Theophrastus, Strabo ꝛc. angeführt: einige gehen offenbar ins Fabelhafte. Aristoteles, „de historia animal." l. 3. gibt dieselbe Ableitung des Flusses Xanthus.

4) „Letters from the North of Italy" Lond. 1819. vol. I. p. 23. Die Vorstellung der Einwohner ist, „daß nicht nur die einheimischen

den des schönen Clitumnus erinnern, wie sie der Dichter beschreibt:

„Hinc albi, Clitumne, greges et maxima taurus
Victima saepe, tuo perfusi flumine sacro
Romanos ad templa Deum duxere triumphos.“ [1])

Aehnlichem Wechsel ist der Haarwuchs unterworfen. Jeder Versuch, in Westindien Wolle zu erzeugen, hat, glaube ich, fehlgeschlagen, weil die Schaafe, die hinübergebracht werden, ihre Wolle gänzlich verlieren und sich mit Haaren bedecken. [2]) Dasselbe findet in andern heißen Climaten statt. »Die Schaafe von Guinea,« sagt Smith, »haben so wenig Aehnlichkeit mit denen von Europa, daß ein Fremder, ohne sie blöcken zu hören, kaum sagen könnte, was für Thiere es seyen, da sie nur mit einem hellbraunen und schwarzen Haare bedeckt sind, wie der Hund,« so daß ein launiger Schriftsteller bemerkt, hier scheine die Welt verkehrt, denn die Schaafe tragen Haare und die Menschen Wolle. [3]) Einer ähnlichen Erscheinung begegnen wir in der Gegend um Angora, wo fast alle Thiere, Schaafe, Ziegen, Kaninchen und Katzen mit schönem, langem Seidenhaar, das in den orientalischen Manufakturen so berühmt ist, bedeckt sind. Auch andere Thiere sind diesem Wechsel unterworfen, denn Bischof Heber berichtet, daß Hunde und Pferde, die nach den Hügeln Indiens gebracht werden, bald mit Wolle bedeckt sind, wie die Shawlziege dieses Climas. [4])

Thiere weiß, (oder eigentlich rahmfarbig) sind, sondern daß sogar fremdes Vieh sich in diese Farbe kleidet, wenn es vom Po trinkt.“

1) Virgil. Georg. II. 146.
Oftmals führten von da, hinauf zu den Tempeln der Götter,
Weiße Heerden, Clitumnus, der Stier, das herrlichste Opfer,
Von deiner heiligen Fluth begossen, den römischen Siegszug.

2) Prichard. ebd. p. 226.

3) Smith, New Voyage to Guinea, Lond. 1745. p. 147. „New General Collection of Voyages and Travels“ vol. II. Lond. 1745. p. 711.

4) Narrative of a Journey through the upper Provinces of India 2. ed. Lond. 1828. vol. II. p. 219.

Und wenn wir Bau und Gestalt der Thiere im Allgemeinen betrachten, so finden wir, daß sie den größten Abänderungen unterworfen sind. Keines zeigt dieß deutlicher, als der Ochs, nur weil sich an keinem Kunst und Zähmung in größerm Umfange versucht hat. Was für ein Unterschied ist zwischen dem niedrigen, massigen, langgehörnten Thiere, welches durch die Straßen Roms zieht, und dem schmalköpfigen, zartgliedrigen Schlag, den der englische Pächter am höchsten schätzt. Nach Bosman »arten die europäischen Hunde an der Goldküste bald in einem seltsamen Grade aus. Ihre Ohren werden lang und steif, wie die des Fuchses, zu dessen Farbe sie sich auch hinneigen, so daß sie in drei oder vier Jahren ganz häßlich werden, und in ebenso viel Bruten verwandelt sich ihr Bellen in ein Geheul oder Gebelfer.« Ebenso sagt Barbot, daß die »einheimischen Hunde sehr häßlich sind, indem sie mit unsern Füchsen viele Aehnlichkeit haben; mit langen, stehenden Ohren, langem, schmalem und am Ende spitzigem Schwanze, ganz unbehaart, haben sie nur eine bloße, nackte Haut, entweder einfarbig oder gefleckt, und kein Gebell, sondern nur Geheul. Die Schwarzen nennen sie cabre de matto, was im portugiesischen eine wilde Ziege heißt: denn sie essen sie, und halten ihr Fleisch höher als Hammelfleisch.«[1]) So scheint es, daß Clima oder andere örtliche Umstände in diesem Falle die Kraft haben, einem Schlag von Thieren, die aus einem andern Lande gebracht wurden, in Folge von wenigen Geschlechtern die Eigenschaften der einheimischen Race mitzutheilen, so daß sie von ihrem ursprünglichen Stamme ganz verschieden und kaum mehr kenntlich sind. Eben so gibt das Kameel ein Beispiel von außerordentlicher Veränderung. »In einigen Caravanen, an denen wir vorüberkamen,« sagt ein neuerer Reisender, »waren Kameele von viel größerer Gattung, als ich je zuvor gesehen hatte, und in Gestalt und Verhältnissen von den arabischen Kameelen so verschieden, als der Bullenbeißer von dem Windhund. Diese Kameele hatten breite Köpfe und dicke Hälse, von deren unterer Schneide langes, zottiges, dunkelbrau-

1) New Collection of Voyages etc. p. 712.

nes Haar herabhing: ihre Füße waren kurz, ihre Gelenke dick, ihr Leib und ihre Hüften rund und fleischig, obschon sie wenigstens einen Fuß höher vom Boden standen, als die gemeinen arabischen Kameele. [1]) Und da wir eben von diesem Thiere sprechen, muß ich bemerken, daß einige Naturforscher annehmen, daß sein bezeichnendstes Merkmal, der Höcker auf seinem Rücken, der in der baktrischen Abart doppelt ist, nur eine zufällige Abweichung von der Grundform sey und dadurch entstehe, daß sich in dem Zellgewebe des Rückens in Folge der Hitze, der es immer ausgesetzt ist, eine fettige oder talgichte Substanz absetze, ganz wie der Höcker auf dem Zebu oder indischen Ochsen, oder der Schwanz des berberischen und syrischen Schaafes, oder die ähnliche Bildung auf den Hüften der Buschmannhottentoten. [2])

Diese Beispiele, bei denen ich mich mehr bemühte, zu den bereits anderwärts angeführten neue hinzuzufügen, als zu wiederholen, was bereits gesammelt wurde, beweisen, daß sporadische oder zufällige Abweichungen unter Thieren nicht nur hervorgebracht, sondern auch, was noch weit mehr unserm Zwecke entspricht, fortgepflanzt werden können. Es würde nicht schwer seyn, Beispiele von dieser letzten Thatsache anzuhäufen; denn die große Verbreitung von Albinothieren, wie der weißen Kaninchen, oder der rahmfärbigen Pferde, welche ursprünglich wahrscheinlich aus einer Krankheit entstanden, beweist, wie leicht solche zufällige Abweichungen sich forterben. Aber Dr. Prichard erwähnt ein Beispiel, das wahrhaft merkwürdig ist, nämlich einen Schlag von Schaafen, welche seit wenigen Jahren in England gezogen werden, und unter dem Namen Ancon oder Otterrace bekannt sind. Sie entstand aus einer zufälligen Abweichung, oder eigentlich Mißgestaltung in einem Thiere, welches seine Eigenthümlichkeiten seiner Nachkommenschaft so vollkommen mittheilte, daß die Race vollständig gebildet ist und dauernd zu werden ver-

1) Travels in Assyria, Media and Persia by J. S. Buckingham 2nd. ed. Lond. 1830. vol. I. p. 241.

2) Levaillant, „Second Voyage“ tom. II. p. 207. Virey tom. I. p. 218.

spricht: sie ist wirklich hochgeschätzt wegen der Kürze ihrer Füße, die sie nicht leicht durch die Gehege kommen läßt.[1]) Es ist auch wohlbekannt, daß der Rinderschlag, der von dem ungeheuren Durham-Ochsen ausging, künstlich hervorgebracht wurde, durch Vermischung mit solchem Vieh, das schöne Muster jeder Gattung darzubieten schien, indem man das kleine Hochlandvieh zu Grunde legte; und alles Vieh, das irgend zu einer außerordentlichen Größe gelangt, ist mit dieser Race verbunden.

Die Schlüsse, die sich aus diesen Thatsachen ergeben, bieten einen starken Grund der Analogie für das menschliche Geschlecht dar, und es ist nicht leicht einzusehen, wie unter den Menschen nicht ebenso große Verschiedenheiten entstanden und auf die Nachkommenschaft übergegangen seyn könnten, wie unter den Thieren. Denn aus dem Gesagten ergibt sich als gewiß, daß Verschiedenheiten, sowohl in Beziehung auf die Schädelbildung, Farbe und Haarwuchs, als auf den ganzen Körperbau unter Thieren eines Stammes entstehen können und unter Einwirkung besonderer Umstände ständig und charakteristisch, und auf die Nachkommenschaft forterblich werden. Müssen wir es dann nicht für sehr wahrscheinlich halten, daß in dem Menschengeschlechte dieselben Ursachen auf gleiche Weise thätig sind, und nicht minder dauernde Wirkungen hervorrufen? daß wir von solchen Abweichungen, wie sie darin sich zeigen, da sie von einander nicht mehr abweichen, als solche, welche im Thierreiche bemerkt wurden, nicht stärkere oder außerordentliche Gründe zu ihrer Erklärung verlangen dürfen? Doch wir wollen dem Punkte näher kommen und den Gegenstand fester zu Hand nehmen.

§. 21.

Sporadische Abweichungen; a. mit den Racenmerkmalen.

Es scheint mir also unläugbar, daß in jeder Familie oder Race des menschlichen Geschlechts zufällige Abweichungen stattfinden, welche ganz das Eigenthümliche einer andern Race in derselben herzustellen suchen. Rothe Haare, z. B. werden als

1) Vol. II. p. 550.

fast ausschlüßlich auf die kaukasische Race beschränkt angenommen; und doch gibt es beinahe in jeder andern Race Individuen mit dieser Eigenthümlichkeit. Charlevoix bemerkte sie unter den Eskimos, Sonnerat unter den Papuans, Wallis unter den Tahitans und Lopes unter den Negern.[1]) Dieß ist jedoch nicht auffallender, als daß unter uns sich Individuen mit krausem Haare finden, und ich glaube, wer einmal solchen Dingen Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird bei solchen Personen auch eine Annäherung an andere Eigenthümlichkeiten der äthiopischen Familie bemerkt haben, z. B. dicke Lippen und dunkle Hautfarbe. In den Proben von Schädeln aus Blumenbachs Museum, die er herausgegeben hat, findet sich auch der Kopf eines Lithauers, welcher im Profil betrachtet, leicht für einen Negerschädel genommen werden könnte.[2]) Doch das sonderbarste Beispiel, welches mir von diesem sporadischen Streben der Natur, in einer Race die Eigenthümlichkeiten einer andern hervorzubringen, vorgekommen ist, fand ich bei einem neuern Reisenden, wohl dem ersten von denen, welche Hauran, oder die Gegend jenseits des Jordans durchforschten. Er schreibt, wie folgt: »Die Familie, welche hier (zu Abu-el-Beadi) im Dienste des Heiligthums wohnte, war besonders merkwürdig, indem sie, nur mit Ausnahme des Vaters, Negerzüge, eine tief schwarze Farbe und krauses Haar hatte. Meine Meinung war, es rühre dieß daher, daß ihre Mutter eine Negerin sey, wie sich denn solche Leute bisweilen bei den Arabern in der Eigenschaft von Weibern oder Concubinen finden; aber zudem, daß ich bei meiner eigenen Beobachtung keinen Zweifel hegen konnte, daß das gegenwärtige Haupt der Familie ein reiner Araber von unvermischtem Blute war, wurde mir auch versichert, daß sowohl die männlichen als die weiblichen Glieder der gegenwärtigen und vorhergehenden Generationen, von Abkunft und Heirath reine Araber waren, und daß in der Geschichte der Familie niemals eine Negerin, weder als Weib noch als Sklavin bekannt sey. Gewiß ist es eine auffallende Eigen-

1) Blumenbach. S. 169.

2) Decades Craniorum, dec. 5. tab. XXII. p. 6.

thümlichkeit der Araber, welche das Thal des Jordans bewohnen, daß sie ein flacheres Gesicht, dunklere Haut und groberes Haar haben, als andere Stämme: eine Eigenthümlichkeit, die wie ich glaube, eher der beständigen und heftigen Hitze dieser Gegend, als irgend einer andern Ursache zugeschrieben werden muß.« [1]) Wenn alle Thatsachen und Umstände, welche hier erzählt werden, als hinreichend bewährt genommen werden dürfen, so haben wir gewiß ein auffallendes Beispiel, wie Individuen einer Familie sich den Unterscheidungsmerkmalen einer andern nähern, und wie diese Verschiedenheiten sich auf die Nachkommenschaft forterben.

§. 22.

b. Die Stachelschweinmenschen.

Es gibt wirklich Beispiele, daß weit entschiedenere und fremdartigere Abweichungen als jene sind, welche die unterscheidenden Merkmale der verschiedenen Racen bilden, unter den Menschen entstanden und sich vom Vater auf den Sohn fortsetzten, — Abweichungen, welche die Lösung der vorliegenden Frage weit schwieriger gemacht haben würden, als sie gegenwärtig ist, wenn sie in einem entfernten Theile der Erde entstanden wären, und sich auf eine beträchtliche Bevölkerung ausgebreitet hätten. Die merkwürdigste ist ohne Zweifel diejenige, welche in der Familie Lambert durch drei Generationen hindurchging und allgemein unter dem Namen Stachelschweinmenschen bekannt war. Der Gründer dieser außerordentlichen Abart wurde zuerst als Knabe von seinem Vater im Jahre 1731 vorgezeigt und kam aus der Umgegend von Euston-Hall in Suffolk. Herr Machin beschrieb ihn in diesem Jahre in den Philosophical Transactions, wie sein Leib bedeckt sei, mit Warzen von der Dicke eines Bindfadens und der Länge eines halben Zolls: jener Name jedoch wurde ihm noch nicht beigelegt. [2]) Im Jahre 1755 wurde er aufs Neue, dießmal unter dem obbenannten Titel, vorgezeigt und von

1) Buckinghams Travels among the Arab Tribes. London 1825. p. 14.

2) „On an uncommon case of a distempered skin“ by John Machin, Philosophical Transactions. vol. 37. für 1731—32. S. 299.

Hr. Baker in einem Aufsatze, der dem vorigen zur Ergänzung dienen sollte, beschrieben. Besonders wichtig aber ist es, daß er jetzt als Mann von 40 Jahren sechs Kinder gezeugt hatte, die alle zur nämlichen Zeit, neun Wochen nach ihrer Geburt, dieselbe Eigenthümlichkeit gezeigt hatten: das einzige, das am Leben blieb, ein Knabe von 8 Jahren, wurde mit seinem Vater vorgezeigt. Hr. Baker gibt eine Zeichnung von der Hand des Knaben, wie Hr. Machin zuvor die des Vaters gezeichnet hatte. Im Jahre 1802 wurden die Kinder dieses Knaben in Deutschland von Monsr. und Mad. Joanny vorgezeigt und vorgegeben, daß sie zu einem Volke in Neuholland oder irgend einem andern entfernten Orte gehörten. Dr. Tilesius aber untersuchte sie sehr sorgfältig und gab den genauesten Bericht heraus, den wir von dieser sonderbaren Familie haben, zugleich mit Zeichnungen, welche die beiden Brüder, Johann mit 21 und Richard mit 13 Jahren in ganzer Figur darstellten.[1]) Ihr Vater, der Knabe von Hr. Baker's Bericht, war noch am Leben, und diente als Jäger bei dem Lord Huntingfield zu Heaveningham Hall in Suffolk. Als die Abbildung seiner Hand in den Philosophical Transactions ihnen gezeigt wurde, wurde sie sogleich von beiden an einem besondern Knopf im Handgelenk erkannt.[2]) Die Beschreibung des Dr. Tilesius von S. 30 bis zum Ende des Werkes ist sehr sorgfältig, und entspricht genau derjenigen, welche von ihren Vätern gemacht wird. Der ganze Leib, mit Ausnahme der Handflächen, der Fußsohlen und des Gesichtes, war bedeckt mit röthlich braunen, harten, elastischen, etwa einen Zoll langen, hornigen Auswüchsen, welche, wenn sie mit der Hand gerieben wurden, an einander rauschten. Ich weiß das Aussehen dieser seltsamen Decke, wie es die Kupferstiche des Tilesius geben, mit nichts besser zu vergleichen, als mit einer Anzahl Basaltprismen, bald länger, bald kürzer, wie sie in der

1) „Ausführliche Beschreibung und Abbildung der beiden sogenannten Stachelschweinmenschen, aus der bekannten englischen Familie Lambert." Altona 1802. Fol.

2) S. 4.

Natur gewöhnlich gruppirt sind. Einmal im Jahre wurde diese Hornbekleidung abgestreift, und ihr Abfallen war mit irgend einem Uebelbefinden verbunden; sie wich auch der Wirkung des Merkurius, welcher deßhalb angewendet wurde: in beiden Fällen kehrte sie jedoch nach sehr kurzer Zeit allmälig wieder zurück.[1]) Die Schlüsse, welche Mr. Baker aus dieser sonderbaren Erscheinung zieht, sind sehr wichtig und haben jetzt um so mehr Gewicht, da dieselbe sich noch in einer andern Generation und an zwei verschiedenen Beispielen zeigte. »Es scheint daher,« sagt er, »außer allem Zweifel, daß von diesem Manne eine ganze Menschenrace abstammen könnte, welche eine eben so rauhe Rinde oder Decke hätte, wie er selbst: und wenn dieß geschehe und der zufällige Ursprung vergessen würde, so wäre es nicht unmöglich, daß man sie für eine verschiedene Menschengattung halten würde: eine Betrachtung, die uns so ziemlich zu dem Gedanken führen könnte, daß, wenn die Menschen von einem und demselben Urstamme ausgingen, die schwarze Haut der Neger, und viele andere Verschiedenheiten, ihren Ursprung gar leicht einer solchen zufälligen Veranlassung verdanken konnten.«[2])

§. 23.

c. Ueberzählige Finger.

Eine andere, gewöhnlichere Abweichung, welche durch ganze Familien hindurchgeht, besteht in überzähligen Fingern. Im alten Rom wurde sie mit einem besondern Namen bezeichnet, und die Sedigiti werden bei Plinius und andern ausgezeichneten Schriftstellern erwähnt. Sir A. Carlisle hat die Geschichte einer solchen Familie sorgfältig durch vier Generationen verfolgt. Ihr Name war Colburn und die Eigenthümlichkeit kam in die Familie durch die Urgroßmutter des jüngsten Gliedes, das er untersuchte: sie war nicht allgemein, sondern haftete nur an einigen Kindern in jeder Generation. Maupertuis hat andere Beispiele in Deutschland erwähnt, und ein berühmter Wundarzt in Berlin, Jac.

1) Philosophical Transactions vol. 49. p. 22.

2) Ebd.

Ruhe, gehörte zu einer Familie, welche von der Mutter aus diese Eigenthümlichkeit hatte. [1])

So hätten wir also sowohl aus der Analogie, als aus Beispielen selbst bewiesen: erstens, daß in der Natur ein Streben stattfinde, in unserer Gattung Spielarten zu erzeugen, die oft einen ganz außerordentlichen Charakter tragen, bisweilen sich auf eine ganz bestimmte Weise den eigenthümlichen Unterscheidungsmerkmalen einer ganz verschiedenen Race nähern, und zweitens, daß diese Eigenthümlichkeiten sich durch aufeinander folgende Geschlechter vom Vater auf den Sohn forterben können. Die hiemit gewonnene Thatsache berechtigt uns vollkommen zu der Annahme, daß die verschiedenen Familien oder Racen unter den Menschen einem ähnlichen Ereignisse ihren Ursprung verdanken, der zufälligen Entstehung einer Abweichung, welche unter dem Einflusse günstiger Umstände — indem sich z. B. die Familie, in der sie entstand absonderte, und in der Folge ihre Glieder sich heiratheten, — ständig und unvertilglich durch folgende Geschlechter wurde.

Doch Sie werden fragen, kommt irgend ein Fall vor, daß ganze Stämme sich auf diese Weise änderten: oder mit andern Worten, gibt es irgend Beispiele, daß diese beiden Wirkungen einmal im Großen thätig waren? Sie werden mir zugeben, daß die Beantwortung dieser Frage mit allen Schwierigkeiten des Gegenstandes zu kämpfen hat: und ich wüßte nicht, wo ich die Behandlung dieser Materie besser unterbrechen könnte, als an dem Punkte, den wir eben erreicht haben.

§. 24.

Moralische Aehnlichkeit.

Leider sind wir, indem wir uns mit dieser Wissenschaft beschäftigen, abgehalten, eine Reihe von Gründen zu unsern Gunsten anzuführen, welche auf die Ergebnisse derselben großen Einfluß haben; — jene moralischen Aehnlichkeiten unter den Menschen aller Racen, welche unter Geschöpfen verschiedenen Ursprungs

1) Philosophical Transactions, vol. 104. part. 1. p. 94. Prichard, vol. II p. 537.

kaum stattfinden könnten. Die gewöhnlichen Untersuchungen der Zoologen und Physiologen, was nämlich hinreichend oder nothwendig sey, eine Verschiedenheit der Race anzunehmen, habe ich, als unnöthig, ganz umgangen. Denn ich glaube, auch ohne uns in die tiefere Wissenschaftlichkeit einer solchen Untersuchung, die unserm Zwecke fern liegt, einzulassen, dürfen wir sicher seyn, Thiere verschiedener Gattung vor uns zu haben, wenn wir an ihnen Sitten und Charaktere — um mich dieses Ausdruckes zu bedienen — von ganz verschiedener Natur entdecken. Der Wolf und das Lamm sind nicht minder durch den Gegensatz ihrer Gemüthsart, als durch ihre äußere Bedeckung und ihre verschiedene Gestalt von einander unterschieden. Sollte Ihnen dieses etwa eine Vergleichung der Extreme scheinen, so sage ich Ihnen, daß die gewaltthätige Wildheit des Wolfes und die diebische Verschlagenheit des Fuchses — der hordenweise und lärmende Angriff des einen und die einsame Dieberei des andern, uns weit besser dient, sie bestimmt zu classifizieren, als die Verschiedenheit ihrer Gestalt. Betrachten wir nun Menschen von dem verschiedensten Zustande des geselligen Lebens, wie tief auch immer gesunken oder wie fein gebildet, so finden wir gewiß eine Annäherung der Gefühlsweise, eine Aehnlichkeit der Neigungen und eine Leichtigkeit der Aneignung, welche deutlich zeigt, daß das Vermögen, das dem Instinkte der Thiere entspricht, durch das ganze Geschlecht ein und dasselbe ist. Die Mohawken und Ossagen, die Bewohner der Sandwich- und der Pellew-Inseln lernten nach kurzem Verkehr mit Europäern, besonders wenn sie in unsere Gegend kamen, sich alle Eigenthümlichkeiten des Lebens, die sie an uns sahen, aneignen und schlossen Verbindungen und Freundschaften der innigsten Natur mit Menschen einer andern Race. Die Verschiedenheit der Organisation bei den Thieren steht immer mit ihrer Verschiedenheit des Charakters im Zusammenhange: die Höhlung, welche eine einzige Muskel in die Knochen des Löwen macht, zeigt seine Sitten und Natur: das kleinste Bein in der Antilope steht in Beziehung mit ihrer furchtsamen und flüchtigen Gemüthsart. Doch beim Menschen, mag er, wie der träge Asiate, seine Tage im Winkel seines Di-

vans verschlafen, oder wie der amerikanische Jäger, ganze Menschenalter hindurch, in rastloser Jagd das Wild im weglosen Forste gehetzt haben, nichts in seiner ganzen Organisation zeigt, daß er nicht durch Gewohnheit und Erziehung die eine Beschäftigung mit der andern vertauscht haben könnte, — nichts beweist, daß die Natur ihn für den einen oder den andern Stand bestimmte.

Im Gegentheil, die Gleichheit der moralischen Eigenschaften, die dauernde Gewalt häuslicher Triebe, die Anlage gegenseitige Interessen zu gründen und zu behaupten, die gemeinsame Gesinnung über Eigenthum und die Mittel seiner Vertheidigung, ungeachtet zufälliger Abweichungen, die Uebereinstimmung über die leitenden Punkte des Sittengesetzes, und mehr als Alles, die heilige Gabe der Sprache, welche die Fortdauer aller andern menschlichen Eigenthümlichkeiten sichert, beweisen, daß die Menschen, wo sie immer sich finden, oder wie sie immer jetzt versunken seyn mögen, gewiß für einen und denselben Zustand bestimmt und darum auch ursprünglich in denselben gesetzt worden sind. Diese Erwägung hat gewiß großes Gewicht, bei dem Menschen Einheit des Ursprungs festzusetzen, wie eine ähnliche bei den Thieren.

§. 25.

Die Barbarei ist nicht der Urzustand des Menschen.

Dieser Schluß ist folglich der gemeinen Theorie der gewöhnlichen Philosophen geradezu entgegengesetzt, welche behaupten, daß der natürliche Fortschritt der Menschen von der Barbarei zur Civilisation gehe, und daß der Wilde als Urtypus der menschlichen Natur zu betrachten sey, von dem wir uns durch stufenweise Bemühung entfernt haben. Doch die bisherige Auseinandersetzung und die Erwägung, daß die Natur, oder vielmehr ihr Urheber, die Geschöpfe in den Zustand setzt, für den er sie bestimmte, daß der Mensch, wenn er für ein geselliges und häusliches Leben körperlich gebildet und geistig ausgerüstet wurde, ebenso wenig wild und ungebildet in eine Wüste oder in einen Wald geworfen werden konnte, als die Meermuschel zuerst auf dem Gipfel des Gebirges erzeugt, oder der Elephant mitten un-

ter den Eisbergen des Pols geschaffen seyn konnte: diese Erwägung muß jede Vorstellung ausschließen, daß der Zustand der Wildheit etwas anderes sey, als ein Niedersinken, eine Abweichung von der ursprünglichen Bestimmung und Stellung des Menschen. Dieß ist der Standpunkt, auf welchen sich der gelehrte Friedrich Schlegel in einem schätzbaren Werke gestellt hat, welches zu meiner großen Freude einer meiner hochgeachteten und gelehrten Freunde endlich seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache dargeboten hat, und ich hoffe, sein Unternehmen werde ihn ermuthigt haben, das Werk durch Uebersetzung der letzten Werke dieses Philosophen zu vollenden.

»Wenn der Mensch,« sagt er »einmal in's Verderben und in's Sinken geräth, so läßt sich nicht wohl im voraus eine Gränze bestimmen, bis wohin er von Stufe zu Stufe heruntersinken und dem Thiere sich annähern könne; aber weil er von Ursprung aus ein freies, darum ist er auch ein so veränderliches und selbst organisch genommen höchst biegsames Wesen. Noch weit unter dem Neger herab, der schon wegen seiner organischen Kraft und Lebendigkeit, dann auch wegen seines gelehrigen und mehrentheils gutartigen Charakters noch gar nicht auf der tiefsten und letzten Stufe der Menschheit steht, bis zu den unförmlichen Patagonen, den fast blödsinnigen Pescherähs, den gräulichen Menschenfressern auf Neuseeland, von denen selbst die Abbildungen Grausen erregen, müssen wir also nun diesen Faden der Erklärung, als die einzig menschlich richtige Ansicht festhalten. Weit entfernt aber, mit Rousseau und seinen Anhängern in dem Naturzustande auch der beßten und edelsten Wilden den wahren Anfang der Menschheit und die eigentliche Grundlage des gesellschaftlichen Vertrages zu suchen, oder gar auf das Experiment zu verfallen, die bürgerlichen Verhältnisse wieder auf jenes gepriesene Ideal in dem vermeinten Naturstand des Menschen zurückführen zu wollen, können wir darin nur einen Zustand der Verwilderung und eine Ausartung sehen und erkennen.« [1])

1) Philosophie der Geschichte. Wien 1829. I. B. S. 46. 47. (Ins Englische übersetzt von J. B. Robertson. Esq. London 1835).

§. 26.

Schluß.

Gewiß, dieß ist tröstlicher für die Menschheit, als die erniedrigenden Theorien eines Virey oder Lamarck: und doch ist damit eine gewisse bittere Demüthigung vermischt. Denn, ist es empörend, zu denken, daß unsere edle Natur nichts Besseres seyn sollte, als eine Vervollkommnung des boshaften Affen, so können wir doch nicht ohne eine gewisse Scham und Sorge sehen, wie diese Natur so tief von ihrer ursprünglichen Schönheit herabsank, daß Menschen diese Verwandtschaft mit einem Anscheine von Wahrheit behaupten konnten. Doch können wir daraus die gute Lehre ziehen, daß wir gar wohl den Stolz, den die hohe Stufe unserer Bildung zu leicht erregt, durch die Erinnerung zügeln dürfen, daß, wenn wir und der niedrigste Wilde nur Brüder einer Familie sind, wir nicht minder als sie von niederer Abkunft sind, und sie nicht minder als wir die höchste Bestimmung haben; daß wir, mit den Worten des göttlichen Dichters, alle auf gleiche Weise —

»nur Würmer sind, bestimmt
Zum Schmetterling, beschwingt mit Engelsflügeln,
Der schutzlos seinen Flug zum Richter nimmt.« [1])

Und eine solche Zusammensetzung, eine solche Seinsweise, welche die doppelte Verbindung des Menschen, mit einer obern und einer untern Welt zeigen sollte, ein solcher Wechsel des Zustandes, welcher das Daseyn streitender Kräfte weisen konnte, von denen die eine ihn durch Erweiterung seiner Fähigkeit aufwärts ruft, die andere ihn zum Genusse des rein thierischen Le-

---

1) O superbi cristiani, miseri lassi
Che della virtù della mente infermi
Fidanza avete ne' ritrosi passi;
Non vi accorgete voi che noi siam vermi,
Nati a formar l'angelica farfalla,
Che vola alla giustizia senza schermi?" Purg. X.

bens hinabzieht, scheint für sein getheiltes Wesen natürlich und nothwendig zu seyn. Denn so, um mit den Worten eines wahrhaft christlichen Philosophen zu schließen: »steht der Mensch da, als eine lebendige Individualität, zusammengesetzt aus Natur und Geist, aus innerm und äußerm Seyn, aus Nothwendigkeit und Freiheit; sich selbst ein Geheimniß, der Geisterwelt ein Gegenstand tiefer Gedanken, von Gottes Allmacht, Weisheit und Liebe das vollkommenste Zeugniß. Rings umhüllt von seiner körperlichen Natur, sieht er Gott nur wie von Ferne, und ist seines Daseyns so gewiß, als der himmlische Geist, — er, der Sohn der Offenbarung, und der Held des Glaubens, der schwach ist, und doch stark, arm, und doch Besitzer des höchsten Reiches der himmlischen Liebe!«[1])

II. Die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Zweite Abtheilung. Vierte Vorlesung.)

§. 1.

Verbindung der sprachlichen Ethnographie mit dieser Wissenschaft.

In meinem letzten Vortrage begnügte ich mich mit den Analogieen, die mit dem Gegenstande unserer Untersuchung in Beziehung zu stehen schienen, und suchte sowohl aus ähnlichen Erscheinungen in den niederern Gebieten der organischen Schöpfung, als auch aus zufällig hervorgetretenen Abweichungen in unserm eigenen Geschlechte zu erweisen, daß eine große Wahrscheinlichkeit zu Gunsten der Annahme spricht, daß alle Varietäten, die sich in dem Menschengeschlechte finden, von einem gemeinsamen Stamme ausgingen, und ich versprach bei unserer nächsten Zusammenkunft die Frage weiter zu verfolgen und mehr unmittel-

1) Pabst, „der Mensch und seine Geschichte." Wien 1830. S. 50.

bar zu behandeln. Ich wünschte daher zu beweisen, daß irgend einmal bei ganzen Nationen ein Uebergang von einer Race in eine andere stattgefunden habe: und zu diesem Ziele muß ich einen neuen Zeugen zu Hilfe rufen, für den unsere beiden ersten Unterredungen Sie schon werden vorbereitet haben — das vergleichende Sprachstudium.

§. 2.

Beweis, daß physisch getrennte, sprachlich aber verwandte Völker von ihrem Urtypus abgewichen seyn müssen.

Ich glaube, man hat nie gezweifelt und kann wohl auch nicht zweifeln, daß Nationen, welche nah verwandte Sprachen sprechen, ursprünglich wie immer mit einander verbunden gewesen seyn mußten. Sogar diejenigen, welche den gemeinsamen Ursprung des menschlichen Geschlechtes läugnen, geben zu, daß Gleichheit oder Aehnlichkeit, und besonders starke grammatische Verwandtschaft der Sprache zwischen auch noch so weit entfernten Nationen nicht durch Zufall entstehen konnte, sondern einen wirklichen Zusammenhang des Ursprungs oder eine frühere Verwandtschaft beweist. Dieß ist von selbst klar, wäre es auch nicht von Dr. Young, wie ich bei einer frühern Gelegenheit bemerkte, mathematisch bewiesen worden: denn die Verwandtschaft, die ich Ihnen zwischen einigen Sprachen, z. B. dem Sanskrit und dem Griechischen nachwies, kann unmöglich die Wirkung eines Zufalles seyn. Sprechen oder sprachen daher zwei Nationen so weit die Geschichte reicht, Dialekte einer und derselben Zunge, so müssen wir schließen, daß sie einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben, außer man könne zeigen, daß wenigstens eine von ihnen ihre Sprache geändert hat, eine Annahme, die immer den strengsten Beweis verlangt. Denn die Erfahrung beweist, mit welcher Hartnäckigkeit auch kleine Gemeinden ihre ursprüngliche Sprache festhalten. Die Sette Communi, eine kleine deutsche Colonie, die, soweit geschichtliche Urkunden reichen, im Norden Italiens festsitzt, die Griechen von Piana dei Greci bei Palermo, die flamländischen Tuchmacher in Wales, die seit Jahrhunderten dort ansäßig sind, behalten alle mehr oder minder unreine Dia-

lekte ihrer Mutterſprache bei, und gehören mit zu den vielen Beweiſen, die man dafür anführen kann, wie ſchwer es iſt, eine Sprache auszurotten.

Haben wir ſo das eine Element als unveränderlich feſt geſetzt, ſo können wir davon aus ſchließen, ob auch das andere unverändert geblieben iſt: oder, deutlicher zu reden, wenn Sprachgleichheit unfehlbar die urſprüngliche Einheit zweier Nationen beweist, die deßungeachtet in phyſiſchen Eigenſchaften in ſolchem Maaße von einander abweichen, daß ſie jetzt in verſchiedene Racen eingereiht werden, ſo müſſen dieſe Eigenſchaften dem Wechſel unterworfen ſeyn, denn eine der beiden Nationen muß ihren Urtypus verloren haben. Nun kann es, glaube ich, bewieſen werden, daß die Gränzen der zweifachen Eintheilung des Menſchen, nach Sprache und nach Geſtalt und Geſichtsbildung, nicht mehr zuſammenfallen; und da ſie ſich einmal decken mußten, die der Sprache aber unverändert geblieben iſt, ſo müſſen wir ſchließen, daß die andere eine Aenderung erlitten hat. Ja ich glaube ſogar, wir ſind im Stande noch weiter zu gehen: denn während kein Beiſpiel bis jetzt gebracht wurde, noch je werden wird, noch kann, wie ein Volk, ſey es durch allmähligen Uebergang, ſey es aus freiem Antriebe, ſeine Sprache aus einer Familie in eine andere übertrug, — können wir vielleicht in dem Gebiete der andern Eintheilung die Natur in dem Augenblicke überraſchen, wo ſie einen Uebergang von einer Race zu einer andern bildet, indem wir Beiſpiele eines Mittelzuſtandes zwiſchen zweien entdecken, oder den Vorgang ſelbſt, der ihn bisweilen erzeugt hat.

§. 3.

a. Die Ungarn.

Da wir von der Verwandtſchaft der Sprachen handelten, habe ich einen merkwürdigen Zuſammenhang zwiſchen der Sprache Ungarns und denen des nördlichen Europas, der finniſchen, lappiſchen und eſthiſchen nachgewieſen und triftig begründet; und ein Blick auf die ethnographiſche Karte wird ihnen zeigen, daß es wie eine Inſel, als eine von der Gruppe, der ſie angehört, getrennte Maſſe gelegen iſt. Aber dieſe Verwandtſchaft iſt noch

ausgedehnter und schließt die Tscheremissen, die Wotjaken, Ostjaken, — eigentlich As-jach's genannt, — und die Permier ein, Stämme, die jetzt die Ufer des Obi oder selbst östlichere Theile von Sibirien bewohnen.[1]) Aber während niemand zweifelt, daß alle diese Stämme nur eine Familie ausmachen, sind ihre physischen Züge gänzlich verschieden. Zwar zeichnen sich alle durch ihren niedern Wuchs aus; aber während viele dieser uralischen und tschudischen Stämme, wie die Lappländer, Tscheremissen, Wogulen und Ungarn schwarze Haare und braune Augen haben, haben andere, wie die Finnen, Permier und Ostjacken alle, nach Dobrowsky, rothes Haar und blaue Augen.[2]) Auch dieses scheint mir bemerkenswerth, daß, obwohl alle diese Stämme Blumenbachs mogolischer Familie angehören, wir doch die Merkmale derselben weniger bestimmt ausgeprägt finden, je mehr wir uns von ihrem Hauptsitze entfernen, und daß die Merkmale des germanischen Zweiges der kaukasischen Familie vorherrschend werden, so wie wir uns ihrem geographischen Mittelpunkte nähern. Hier muß also gewiß der eine oder der andere Theil der Familie von seinem Urtypus abgewichen seyn, so daß er in einem gewissen Maße die Gränze der Race zu der wir ihn zählen müssen, überschritt.

§. 4.

b. Tataren und Mogolen.

Eine andere Veränderung können wir vielleicht in derselben Familie verfolgen. Sie erinnern sich ohne Zweifel, daß ich in unserer letzten Zusammenkunft in eine genauere Auseinandersetzung des Verhältnisses der Tataren zu den Mogolen mich einließ, und ich bemerkte, daß die beßten und neueßten Schriftsteller über die Klassifikation der Sprachen, Abel-Remüsat, Balbi, Klaproth und Pallas beide Sprachen in dieselbe Familie setzen. Ich be-

1) Diese Sprachen bilden in Balbi's Ethnographie die uralische Familie; „Atlas Ethnogr." N. 15. Siehe die diesem Werke beigegebene Völkerkarte.

2) Prichard II. 266.

merkte auch, daß sie nach ihrer eigenen Tradition von zwei Brüdern abstammten, und im elften Jahrhunderte zwei von den vier verwandten Stämmen bildeten, die mit einander verbunden waren. All dieses muß gewiß auf einen gemeinsamen Ursprung hinzudeuten scheinen, so weit er durch historische, traditionelle und philologische Gründe verfolgt werden kann. Und doch ist es unbezweifelt, daß die Extreme der beiden Nationen oder Familien, so unähnlich sind, als möglich, und daß die Tataren zu der kaukasischen Familie gehören.[1]) Man hat nicht selten behauptet, daß die Türken ihre schönen Gestalten und Köpfe der großen Mischung mit cirkassischem Blute verdanken, welches durch ihre gefangenen Weiber aus diesem Lande herübergebracht werde. Allein diese Theorie, die auch auf andere ähnliche Fälle angewendet wurde, kann sich kaum halten, wenn wir erwägen, daß eine solche Uebertragung fremden Blutes niemals die große Masse des Volkes erreichen konnte, sondern auf die Reichen beschränkt bleiben mußte, die allein dieser Einwirkung wohl ausgesetzt seyn konnten. Ich werde Ihnen später zeigen, daß Verschwägerungen durch viele Menschenalter hindurch nicht im Stande waren, die eigenthümlichen Züge der zwei Nationen, welche vor Alters Italien bewohnten, zu verlöschen. Aber außerdem müssen wir bemerken, daß die Osmanlis oder Türken dieselben Züge trugen, ehe noch die bezeichnete üppige Sitte wohl in thätige Wirkung treten konnte.[2])

Ferners aber bemerkte ich, daß einige Tatarenstämme, wie die Kirgisen, dem Mogolentypus so nahe kommen, daß sie eine

---

1) Siehe S. 137.

2) Wenigstens wenn wir annehmen, daß die Sitte erst nach der Befestigung der türkischen Macht begann. Ein alter Geschichtschreiber beschreibt Mahomed den Großen, ersten Kaiser der Türken, folgendermaßen: „Seine Gesichtsbildung war tatarisch, bleich und melancholisch, wie seine meisten Vorgänger, die osmanischen Könige, waren: sein Blick und Gesicht ernst, mit durchdringenden, hohlen Augen, etwas in den Kopf eingesunken, und seine Nase so lang und gebogen, daß sie fast seine Oberlippe berührte.“ Knolles, „History of the Turks,“ 5th edit. p. 433.

Art Mittelstufe zwischen ihnen bilden. Dieses schreibt Dr. Prichard ebenfalls den Wechselheurathen zu, aber ich denke es würde schwer seyn nachzuweisen, daß diese Ursache wirklich vorhanden war.

In Blumenbachs Sammlung von Schädeln haben wir einen von einem Jakut-Tataren, der alle Merkmale der mogolischen Race an sich trägt.[1]) Dieß mag vielleicht nur ein einzelner Fall seyn: aber Dobell scheint zuzugeben, daß dieser Tatarenstamm sich den Mogolen etwas nähert. Denn er bemerkt: Man kann sehr glaubliche Gründe dafür anführen, daß sie von den Mogolen abstammten, aber ihr wahrscheinlichster Ursprung ist doch tatarisch. — Die Züge und der Ausdruck eines jakutischen Gesichtes haben größern Antheil an der tatarischen, als an der mogolischen Race.[2])«

§. 5.

c. Die Kaukasier.

Die Race, zu der wir gehören, bietet eine ähnliche Erscheinung dar. Welcher Annahme wir auch immer folgen mögen, das Vorherrschen einer Sprache, die wesentlich dieselbe ist von Indien bis Island, beweist, daß die zwischen inne liegenden Völker gemeinsamer Abstammung sind. Und doch sind die Bewohner der indischen Halbinsel in Farbe und Gestalt so wesentlich von uns verschieden, daß sie in eine andere Race eingereiht werden. Klaproth bildet sich zur Erklärung dieses Umstandes ein, daß sich die indo-germanischen Nationen vor der Sündfluth auf zwei Bergketten, den Himalaja und den Kaukasus retteten. Von dem erstern stiegen nach seiner Meinung südlich die Indier, nördlich die Gothen herab; von dem andern kamen die Meder, Perser und Pelasger. Dann nimmt er an, daß die schwarze Farbe der Hindus durch Vermischung mit einer dunkeln Race entstanden sey, die vor ihnen da war, indem sie sich vor der-

1) Decad. I. Cranior. tab. 15. p. 10.

2) „Travels in Kamtchatka and Siberia." Lond. 1830. vol. II. pp. 13, 14.

selben Fluth auf die Berge von Malabar geflüchtet hätte. [1]) Doch all dieses ist bloße Conjektur, ohne die geringste Begründung weder in der Geschichte, noch in der örtlichen Tradition, und wurde nur ersonnen um der Schwierigkeit zu entgehen, der man viel leichter ausweicht durch die Annahme, daß ein Volk seine charakteristischen Merkmale ändern könne, so daß es in eine Race übergeht, die von derjenigen ganz verschieden ist, welche die Sprache als seinen Urstamm nachweist.

§. 6.

Entstehung der Negerfarbe.

Doch diese Beispiele werden Ihnen noch keineswegs überzeugend darthun, daß die beiden Extreme, die schwarze und die weiße Race, jemals eins gewesen seyn können: denn die rothe oder lohfarbene, kann nicht als Mittelstufe zwischen ihnen betrachtet werden, sondern wir müssen uns nach Beispielen unmittelbaren Ueberganges von einem Extreme zum andern umsehen, und dieß ist sicherlich der schwierigste Knoten in unserer Untersuchung, den wir zu lösen haben. Ich will nicht von den großen Erörterungen reden, welche viele Schriftsteller über die Urfarbe der Menschen angestellt haben: viele, wie Labat, halten die rothe dafür; [2]) entweder weil der Name des ersten Menschen im Hebräischen diese Farbe bedeutet, oder, wie Bischof Heber muthmaßt, weil ungezähmte Thiere sich gegen dieselbe hinneigen. [3]) Blumenbach nimmt an, daß die ursprüngliche Farbe weiß war; und wenn ich es wagen dürfte einen Grund zu Gun-

---

1) „In Indien hat sich derselbe ganz mit frühern dunkelfarbigen Bewohnern vermischt und seine Sprache herrschend gemacht, dabei aber seine charakteristischen physischen Kennzeichen eingebüßt. Die braunen oder negerartigen Urbewohner von Indien retteten sich wahrscheinlich zur Zeit der noachischen Fluth auf die hohen Gebirge von Malabar und den Ghauts." Asia Polygl. p. 43.

2) S. Labat „Nouvelle Relation de l'Afrique" Paris. 1728. tom. II. p. 257.

3) Ubi sup. vol. I. p. 69.

sten dieser Meinung anzugeben, so würde ich darauf aufmerksam machen, daß jede Abweichung von dieser Farbe das Merkmal eines Excesses oder einer krankhaften Affektion trägt. Alpinus hat bewiesen, daß der Sitz der Negerfarbe nicht in der äußern Haut liegt, die bei ihm so farblos ist als die unsrige, sondern in dem feinen Gewebe unter derselben, welches in der Anatomie unter dem Namen des malpighischen Netzes oder Gewebes bekannt ist.[1]) Dieses Gewebe ist bei den Schwarzen der Sitz eines dunkeln Färbestoffes, und soll bei dem Albino mit Beutelchen oder kleinen Bläschen bedeckt seyn, die eine weiße Substanz enthalten, welche ihnen die eigenthümliche Farbe gibt: doch sagt Buzzi in seinem Berichte von der Untersuchung eines Albino nach seinem Tode, daß er durchaus keine Spur von dem Gewebe habe finden können.[2]) Es möchte daher scheinen, daß der Weiße, inmitten der zwei entgegengesetzten Abweichungen, der natürliche oder normale Zustand sey.

§. 7.

Das Klima, kein zureichender Erklärungsgrund.

Die Alten trafen hier die einfache Auskunft, daß sie die Farbe des Negers der Wirkung der Sonne zuschrieben. Daß das Klima, je nach seinen fortschreitenden Abstufungen der Hitze einen Einfluß auf die Farbe der Haut hat, ist in so fern wahr, daß wir zwischen beiden ein bestimmtes Verhältniß stattfinden sehen. Im Allgemeinen sind die weißen Racen näher am Nordpol, und die dunkelsten mehr unter dem Einflusse der tropischen Hitze: und zwischen diesen beiden Extremen können wir viele Mittelstufen verfolgen, wie von dem Dänen zu dem Franzosen; nach diesem käme der Spanier oder Italiener, dann der Maure, und endlich der Neger.[3]) Doch dieser Versuch, eine Kette von

1) „De sede et causa coloris Aethiopum.“ Leyd. 1738.

2) „Opere scelte.“ Milano, 1784. tom. VII. p. 11.

3) Dieß scheint die Ansicht Dr. Hunters zu seyn, in „Disputatio inauguralis quaedam de hominum varietatibus et harum causis exponens.“ Edinb. 1775. p. 26.

Abstufungen in der Farbe festzusetzen, hat mit zwei ernstlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erstens ist bei allen diesen Stufen die Farbe zu offenbar der Erfolg einer äußerlichen Einwirkung auf die Haut, deren Wirksamkeit durch Verwahrungsmittel gegen die Hitze gemäßigt oder aufgehoben werden kann. Die maurischen Frauen, die das Haus hüten, sind fast ganz weiß: die Negerkinder aber werden mit zehn Tagen schwarz, wie sorgfältig man sie auch vor der Hitze schützen mag: die Wirkung ist daher im ersten Falle rein äußerlich, während sie im andern in der Entwickelung einer innern Anlage besteht. Zweitens: dieser Theorie, die verschiedenen Stufen der Dunkelheit als eine Reihe von Uebergängen vom Weißen zum Schwarzen zu betrachten, sind die auffallenden Thatsachen geradezu entgegengesetzt, daß eine und dieselbe Race ihre Farbe ohne merkliche Veränderung unter der verschiedensten Breite behält, und daß unter der nämlichen Breite die seltsamsten Verschiedenheiten in ein und derselben Race offenbar hervortreten. Vom Ersten bieten uns die Amerikaner ein schlagendes Beispiel dar. Weder an den eisigen Ufern der kanadischen Seee, noch auf den glühenden Pampas der südlichen Halbinsel kann auch nur ein Schatten von Verschiedenheit in der Hautfarbe der eingebornen Indianer entdeckt werden. Dieselbe Kupferfarbe zeichnet alle diese Stämme aus. Zu der zweiten Thatsache haben wir nicht minder auffallende Belege im Osten.

»Die große Verschiedenheit in der Farbe verschiedener Eingebornen« sagt Bischof Heber bei der Beschreibung seiner ersten Ankunft in Calcutta, »fiel mir sehr auf; von dem Haufen, der uns umgab, waren einige so schwarz wie Neger, andere bloß kupferfarben und wieder andere um wenig dunkler als die Tuniser, die ich zu Liverpool gesehen habe. Herr Will, der Vorstand der Bischofsschule (Bishops-College), der mir entgegengekommen war, und der mehr als die Meisten von Indien gesehen hatte, sagte mir, daß er für diese Verschiedenheit, welche allgemein durch das ganze Land hindurchgeht und überall gleich auffällt, keine Erklärung finden könne. Sie rührt nicht ganz davon her, daß die einen mehr, die andern weniger der Sonne ausgesetzt sind,

denn diese Ungleichheit der Färbung ist auch unter den Fischern sichtbar, welche alle fast ganz nackt sind. Auch kömmt es nicht auf die Kaste an, da nicht selten Brahminen ersten Ranges schwarz, dagegen Parias verhältnißmäßig weiß sind.«[1]) Diese letzte Bemerkung ist, wenn wir uns ganz auf sie verlassen können, von großem Gewichte. Denn, wie wir bei einer künftigen Gelegenheit sehen werden, haben Heeren und Andere, veranlaßt durch die Kasteneintheilung, gemuthmaßt, daß Indien von zwei verschiedenen Nationen bevölkert war, von denen die eine die andere überwunden und in einen Zustand von Unterwürfigkeit und Abhängigkeit versetzt hat: diese Muthmassung würde nun vollständig begründet seyn, wenn eine Verschiedenheit der Farbe zwischen den hohen und niedern Kasten bemerklich wäre.

§. 8.

Möglichkeit eines Ueberganges von der weißen zur Negerrace.

Bisher habe ich, wie Sie sehen, nur Zweifel gegen die Art und Weise geäußert, wodurch man sich die Entstehung der schwarzen Farbe des Negers erklären zu können glaubte: denn obwohl ich der Meinung bin, daß sie mit dem Klima im Zusammenhang stehe, so ist doch gewiß noch keine Theorie zur Erklärung ihres Ursprunges entdeckt worden. Unsere Wissenschaft ist noch jung, und wir müssen uns damit begnügen, Thatsachen zu sammeln und daraus die natürlichen Folgerungen zu ziehen. Zu diesen also müssen wir uns wenden, und sie werden hinreichen, zu beweisen, daß eine solche Aenderung stattgefunden haben kann; ob durch Zufall, oder durch allmälige Abweichung, wissen wir freilich nicht.

§. 9.

a. Abyssinier.

Die Eingebornen von Abyssinien sind ganz schwarz, und doch gehören sie unstreitig ihrer Abstammung nach zu der semi-

1) Vol. I. p. 9.

tischen Familie, und folglich zu einer weißen Race. Ihre Sprache ist nur ein Dialekt von dieser Klasse, und schon ihr Name deutet darauf hin, daß sie über das rothe Meer herkam. Daher geht in der Schrift die Benennung Kusch sowohl auf sie als auf die Bewohner der andern Seite: und weder in der Gesichtsbildung noch im Schädelbau haben sie mit den Negern irgend eine Aehnlichkeit. Sie können sich leicht entweder durch Abbildungen, oder durch lebende Individuen überzeugen, daß außer der Farbe ihr Gesicht ganz europäisch ist. Hier also hat eine Aenderung stattgefunden, obwohl wir nicht wissen, wie?

§. 10.

b. Suakin-Araber.

Ein anderes, auffallenderes Beispiel gibt uns der einsichtsvolle und genaue Reisende Burckhardt. Die Stadt Suakin, auf der afrikanischen Küste des rothen Meeres unterhalb Mekka, enthält eine gemischte Bevölkerung, die erstens aus Beduinen oder Arabern, mit Einschluß der Nachkommen der ehemaligen Türken gebildet wird, und zweitens aus dem Stadtvolke, das theils aus Arabern von der gegenüberliegenden Küste, theils aus Türken neuern Ursprungs besteht.[1]) Folgendes ist sein Bericht von den zwei Classen. »Von der ersten sagt er: »Die Hadherebe oder Beduinen von Suakin haben genau dieselbe Gesichtsbildung, Sprache und Kleidung, wie die nubischen Beduinen. Im Allgemeinen haben sie schöne und ausdrucksvolle Gesichter, mit dünnem und sehr kurzem Barte. Ihre Farbe ist von dem dunkelsten Braun, das sich dem Schwarzen nähert: doch haben sie in der Gesichtsbildung nichts von dem Charakter der Neger.«[2]) Die andern, welche sämmtlich von Ansiedlern aus Mosul, Hadramaut ꝛc. und von Türken, die durch Selim bei seiner Eroberung von Aegypten hieher geschickt worden waren, abstammen, haben denselben Wechsel erlitten. »Der gegenwärtige Schlag,« sagt Burck-

1) Travels in Nubia. 2nd ed. p. 391.

2) pag. 395.

hardt, »hat afrikanisches Gesicht und Sitten, und läßt sich von den Hadherebe in keiner Hinsicht unterscheiden.«[1]) Hier also haben wir zwei verschiedene Nationen, Araber und Türken, die im Laufe von wenigen Jahrhunderten, obwohl ursprünglich weiß, in Afrika schwarze Farbe annahmen.

§. 11.

c. **Congoesen.**

Kapitain Tuckey sagt, wo er von den Eingebornen von Congo spricht, »daß sie offenbar eine gemischte Nation sind, die keine Nationalphysiognomie haben, und von denen viele in ihrer Gesichtsbildung ganz südeuropäisch sind. Man könnte nun leicht auf die Vermuthung kommen, daß dieß von Wechselheirathen mit den Portugiesen herrühre, und doch gibt es unter ihnen sehr wenige Mulatten.«[2]) Diese Beobachtung hebt jene Vermuthung gänzlich auf, wenn sie auch aus andern Gründen zuläßig wäre. Denn die Physiognomie einer ganzen Nation konnte niemals durch wenige Ansiedler durchaus geändert werden. Aus den allgemeinen Bemerkungen über Kapitain Tuckey's Reise, welche von wissenschaftlichen Männern und Offizieren aus seiner Begleitung gesammelt wurden, erfahren wir, daß ihre Gesichter, obwohl sie denen des Negerstammes am nächsten kommen, doch weder so stark ausgeprägt, noch so schwarz sind, wie gewöhnlich die afrikanischen. Man schildert sie nicht nur als gefälliger, sondern auch mit einem Anschein großer Einfalt und Unschuld.[3])«

§. 12.

d. **Fulah, Joloffen und Mandingo's.**

Es gibt noch viele Nationen, nicht nur längs der Küste, sondern selbst im Herzen von Mittelafrika, die ganz von einer

1) S. 391. Da die Hadherebe nach dem ersten Citate kein Negergesicht habe, so müssen wir wohl hier unter Gesicht nur die Farbe verstehen.

2) „Narrative of an Expedition to explore the River Zaire.“ Lond. 1818. p. 196.

3) Ibid. p. 374.

glänzenden Schwärze sind, ohne eine Spur von Negerzügen. Unter ihnen sind die Fulah, welche Park beschreibt, als »nicht schwarz, sondern von gelblich brauner Farbe, welche in einigen Gegenden lichter und heller ist, als in andern. Sie haben kleine Gesichter, weiche seidenartige Haare, sind ohne die dicken Lippen oder die krause Wolle, welche die benachbarten Stämme haben.«[1]) Jobson beschreibt sie als »gelblich braun, mit langem, schwarzem Haar, bei weitem nicht so kraus, wie das der Neger.«[2]) Von den Joloffen schreibt Hr. Moore, daß sie viel schwärzer und schöner seyen als die Mandingo oder die Felupen, ohne die breiten Nasen und dicken Lippen, die diesen Völkerschaften eigen sind, daß keiner von den Einwohnern dieser Landschaften an Schwärze der Haut und an Schönheit des Gesichtes den Joloffen gleichkomme. Der Schriftsteller, aus dem ich anführe, fügt hinzu, daß die Reisenden nicht immer mit derselben Genauigkeit, wie Hr. Moore, die Joloffen von den Mandingo und andern platschnasigen Schwarzen, unter die sie gemischt sind, unterscheiden: und an einem andern Orte sagt er, wo er die Mandingo beschreibt, »daß sie eben so kenntlich seyen durch ihre dicken Lippen und platten Nasen, als die Joloffen und Fulah durch schöne Züge.«[3]) Nun aber ist dieß dem Berichte, den neuere Reisende geben, ganz entgegengesetzt, denn Caillié beschreibt die Einwohner von Timbuktu: »Sie sind von gewöhnlichem Wuchse, wohlgebaut, gerade, und gehen mit festem Tritt. Ihre Farbe ist ein schönes, tiefes Schwarz: ihre Nasen sind ein wenig gebogener als die der Mandingo's, und wie diese haben sie dünne Lippen und dunkle Augen.«[4]) Dieser Widerspruch ist jedoch von keinem großen Belang: denn jedenfalls ist es klar, daß die schwarze Farbe nicht in nothwendigem Zusammenhange mit dem Negergesichte steht, sondern daß zwei Racen oder Varietäten da sind, die zwar gleichmäßig schwarz sind, aber doch, durch das bedeutendere Merkmal der Schädel-

1) Sumner's „Records of Creation" 2nd ed. vol. I. p. 380.

2) „New General Collection of Voyages," ut sup. p. 262.

3) Ibid. p. 255, 266.

4) Travels through Central Africa. Lond. 1830. vol. II. p. 61.

und Gesichtsbildung, in verschiedene Familien gewiesen werden. Schon Blumenbach hat in allgemeinen Ausdrücken das Daseyn dieser zwei Classen in Afrika angemerkt, der einen, Neger in jeder Beziehung, der andern, auch Schwarze, aber mit schönen und vollkommen europäischen Gesichtern; jedoch nennt er sie alle ohne Unterschied Aethiopier und hat keine Sorge für eine geschiedene Einreihung getragen.[1])

Diese Verschiedenheit wird vielleicht noch als bemerkenswerther erscheinen, wenn mich eine andere Beobachtung nicht täuscht. Wir werden, glaube ich, im Allgemeinen finden, daß jene Nationen, welchen nur die schwarze Farbe ohne das Negergesicht beigelegt wird, in der Civilisation eine Stufe über ihren Nachbaren stehen und sich zu irgend einer Religion bekennen, die Ansprüche auf Offenbarung macht, — so haben die Abyssinier ein ganz verdorbenes Christenthum, die Eingebornen von Congo einige Ueberreste davon, und alle andern die muhammedanische Religion: während jene, welche die Negermerkmale in ihrem vollen Umfange haben, wie die Dahomanen, Kaffern oder Hottentotten auf der niedrigsten Stufe moralischer oder physischer Versunkenheit stehen und sich zu einem kläglichen Fetisch- oder Götzendienste bekennen. Wenn nun die Schädellehre nur irgend einen Grund hat, — und ich denke, selbst ihre hitzigsten Gegner müssen in Betreff ihrer Bossuets Grundsatz zugeben, daß »jeder Irrthum eine mißbrauchte Wahrheit ist« — so würden die niedergedrückte Stirne und die eingedrückten Schläfen, welche in Blumenbachs System das Merkmal des Negers bilden, gerade diesen Zustand der Versunkenheit anzeigen. Und so hätten wir denn zwei verschiedene Wirkungen: die Gesichtsbildung wäre abhängig von der Civilisation, und die Farbe größtentheils vom Clima.

Denn in Betreff des Einflusses des letztern scheint der außerordentliche Umstand, daß alle, auch die verschiedensten Nationen, die sich in dem heißen Klima Afrika's befinden, — Klima in seinem weitesten Sinne genommen als Inbegriff der Eigenheit der bewohnten Landstriche, — »sich in die dunkle Farbe der Sonne

1) Decas Cran. I. p. 23.

kleideten,« uns zu dem Schluße zu berechtigen, daß dieses Merkmal den Gegenden, die sie alle bewohnen, zugeschrieben werden muß. Die unmittelbare, äußerliche Einwirkung der Sonnenstrahlen könnte einen solchen Erfolg nicht haben; sondern da, wie Le Cat, Camper und Lawrence[1]) bewiesen haben, die Haut des weißesten Europäers unter gewissen Umständen über die ganze Oberfläche oder doch einen großen Theil des Leibes, so schwarz als die des Negers werden kann, so können wir muthmassen, daß das Prinzip, welches diese Aenderung verursacht, und welches offenbar auch in dem Weißen liegt, unter dem Einfluße eines besondern Klimas in Wirksamkeit treten und durch Abstammung dauernd gemacht werden könne.

§. 13.

Beispiel eines wirklichen Ueberganges.

Bevor wir den Boden Afrikas verlassen, will ich noch ein Beispiel anführen, das man vielleicht als einen Zustand des Ueberganges betrachten kann: Burckhardt hat die wilde Bevölkerung von Mahaß mit Merkmalen beschrieben, die zwischen denen der Neger und der Nubier die Mitte halten: »An Farbe sind sie ganz schwarz, ihre Lippen sind wie die der Neger, nicht aber die Nasen und Backenbeine.[2])

§. 14.

Widerlegung eines Einwurfes.

Man könnte freilich diesen Thatsachen andere, die oft angeführt zu werden pflegen, entgegenstellen. Man hat beobachtet, daß die Nachkommen der französischen, englischen und portugiesischen Ansiedler auf der Küste von Afrika nach vielen Generationen

---

1) Le Cat, „Traité de la couleur de la peau humaine,“ Amst. p. 130. Camper, „Dissertat. physique“ p. 16. Lawrence „Lectures on Physiology etc. p. 522. Es ist eine Erscheinung, die besonders bei Frauen während ihrer Schwangerschaft beobachtet wurde.

2) Ubi sup. p. 53.

noch unverändert geblieben sind, so wie die Neger in Nordamerika nach mehreren Jahrhunderten noch Neger sind.[1]) Und, um ein neues Beispiel hinzuzufügen, Burckhardt erwähnt zweimal die Nachkommen bosnischer, von Selim in Nubien zurückgelassener Soldaten, welche noch immer die Züge ihrer Heimath behalten, obwohl sie ihre Sprache vergessen haben.

Vieles davon, oder Alles mag wahr seyn, aber was beweist es, wenn wir es den Thatsachen, die ich angeführt habe, an die Seite stellen? Nichts, als daß wir nicht wissen, wie und welche Ursachen wirken, daß wir das leitende Gesetz der Natur nicht entdecken können, daß es zwei Ordnungen von Thatsachen gibt, die beide wahr sind, keine aber die andere widerlegt. Ich wünsche nur zu zeigen, daß die Beobachtungen der neueren Gelehrten darauf ausgehen, zu zeigen, daß eine solche Aenderung stattgefunden haben **konnte**, nicht daß sie stattfinden **mußte**. Ein einziger Fall reicht hin, die erste Behauptung zu beweisen, während es Tausende erfordern möchte, die zweite darzuthun.

§. 15.

a. Europäer in Ostindien.

Doch gehen wir tiefer in den Einwurf ein! Glaubwürdige Zeugen unterrichten uns, daß in einigen Theilen Indiens die Nachkommen von Europäern, die seit lange dort angesiedelt waren, zwar ihre Farbe gänzlich geändert haben, nicht aber ihre Gesichtszüge. »Es ist übrigens merkwürdig,« sagt ein Schriftsteller, den ich bereits öfter angeführt habe, »wie alle diese Menschenracen (Perser, Griechen, Tataren, Türken und Araber), nach wenigen Generationen, selbst ohne alle Verschwägerung mit Hindus, die tiefe Olivenfarbe annehmen, welche wenig heller ist, als die Negerfarbe, und dem Klima entsprechend zu seyn scheint. Die hier lebenden Portugiesen verheirathen sich nur unter einander, oder, wenn sie können, mit andern Europäern, und doch sind sie während eines dreihundertjährigen Aufenthaltes in Indien so

1) „Description de la Nigritie“ ut sup. p. 56. Labat. tom. II. p. 255.

schwarz wie die Kaffern geworden. Hiedurch wird die öfters ausgesprochene Behauptung, daß sich der Unterschied zwischen dem Neger und Europäer nicht einzig aus dem Klima erklären lasse, großentheils entkräftet. Allerdings besitzt der Neger noch andere Eigenthümlichkeiten, die dem Hindu abgehen, und zu denen sich der portugiesische Colonist nicht hinzuneigen scheint;.... wenn aber die Wärme die eine Veränderung zuwege bringt, so können andere Eigenthümlichkeiten des Klimas vielleicht auch andere Modifikationen hervorbringen, und wenn solche Eigenthümlichkeiten drei oder vier Jahrtausende Zeit haben zu wirken, so ist es nicht leicht, ihrer Kraft Gränzen zu setzen.« [1]) Dieser Schluß ist freilich irrig, insofern die Negerzüge schon zur Zeit Herodots und Homers, oder noch viel früher, wie aus den ägyptischen Denkmälern erhellt, feststanden, und das Klima nicht hinreichen wird zur Erklärung der angeführten Fälle von Stämmen, die unter der nämlichen Breite und auf demselben Boden einen gänzlich verschiedenen Charakter haben. Doch ist die Thatsache, welche diese Stelle enthält, von Bedeutung, indem sie zeigt, daß ein Uebergang von der weißen zur schwarzen Farbe stattfinden kann.

§. 16.

b. Europäer und Neger in Amerika.

Ebenso haben Long, in seiner Geschichte von Jamaika, und Edwards, in seiner Geschichte von Westindien bemerkt, daß die Schädel der weißen Ansiedler in diesen Gegenden merklich in der Gestalt von den europäischen verschieden sind, und sich der ursprünglichen amerikanischen Bildungsform nähern. Dr. Prichard behauptet ebenfalls auf gute Gewährschaft, daß die dritte Generation derjenigen Sklaven der vereinigten Staaten, welche in den Häusern leben, wenig von der eingedrückten Nase übrig habe, und daß ihr Mund und ihre Lippen regelmäßiger werden, während zugleich ihre Haare mit jeder folgenden Generation länger wachsen. Dagegen behalten die Feldsklaven ihre ursprüngliche

1) „Hebers Narrative“ vol. I. p. 68.

Form viel länger.[1]) Caldani hat ein Beispiel von einem schwarzen Schuhmacher gegeben, der, in früher Jugend nach Venedig gebracht, seine Farbe so sehr geändert hatte, daß er nicht dunkler war, als ein Europäer, der mit einer leichten Gelbsucht behaftet ist; und in diesem Falle spricht er aus eigener Erfahrung.[2])

§. 17.

Einfluß der Civilisation.

Die wichtige Bemerkung, die ich eben von Dr. Prichard anführte, ist von hoher Bedeutung und wird ohne Zweifel durch genaue Beobachtung immer mehr bekräftigt werden. Sie bringt mich zu der Betrachtung des Einflußes zurück, den die Civilisation auf die Eigenthümlichkeiten einer Race ausübt. Cuvier hat bemerkt, daß unter allen Mitteln, die bisher entdeckt wurden, keines so kräftig wirkt, Modifikationen bei den Thieren zu erzeugen, als Zähmung und Dienstbarkeit: die größte Formabweichung, die noch erzielt wurde, war dadurch hervorgebracht.[3]) Bei dem Menschen kommt dieser Wirkung die Civilisation am nächsten, und muß, wegen ihres moralischen Einflusses noch stärker seyn. Ohne Zweifel verursachen die Lebensweise, die Nahrung, die Bequemlichkeiten, und die höhere oder niedrere Stufe geistiger Bildung eine starke und dauernde Wirkung bei den verschiedenen Nationen. Ein neuer Reisender in Syrien hat auf die große Verschiedenheit, welche die Beduinen von den Fellahs in Hauran trennt, aufmerksam gemacht. Die erstern, oder wandernden Araber, die immerfort den Beschwerden und Mühseligkeiten eines unstäten, thätigen Lebens ausgesetzt sind, sind schwach gebaut, und haben ein kleines Gesicht und dünnen Bart. Die letztern,

1) Vol. II. p. 565.

2) „Institutiones physiologicae, auctore L. M. Caldanio," Ven. 1786. p. 151.

3) In seinem „Discours préliminaire." Siehe ebenso Blumenbach in dem Kapitel mit der Aufschrift: „Ausartung des vollkommensten aller Hausthiere, des Menschen," in seinen „Beiträgen zur Naturgeschichte" 1. Th. Göttingen 1790. p. 47.

oder ansäßigen Araber, sind stämmig und wohlbeleibt, haben einen starken Bart, jedoch nicht den kühnen Blick ihrer Brüder in der Wüste. Doch kann kein Zweifel obwalten, daß diese zwei Klassen in Wirklichkeit nur ein Volk ausmachen, indem sie dieselbe Sprache sprechen und unter demselben Klima wohnen. Was verursacht denn nun den Unterschied zwischen ihnen? Ohne Zweifel ihre verschiedene Lebensart; denn dieser genaue Beobachter fügt hinzu, daß bis auf ein Alter von sechzehn Jahren kein Unterschied zwischen ihnen wahrgenommen werden könne.[1]) In einem andern Werke sagt derselbe, daß ein ähnlicher Unterschied zwischen ihren Anlagen sichtbar sey.[2])

§. 18.

a. Beispiele von den Selluks, den Bewohnern der Südseeinseln, den Mogolen und den Germanen.

Hr. Jakson erwähnt denselben Unterschied zwischen den Arabern, die die Städte in Marokko bewohnen, und der Beduinen, die unter Zelten leben. »Die Selluks von Haha,« sagt er, sind physiognomisch verschieden von den Arabern der Ebenen, und selbst von den Selluks von Susa, obwohl sie in Sprache, Sitten und Lebensart den letztern gleichen.[3]) Ja sogar unter den Beduinen selbst hat Volney bemerkt, daß ein deutlicher Unterschied bemerklich ist zwischen dem gemeinen Volk und ihren Scheich's oder Fürsten, die durch bessere Nahrung schlanker, fester und wohlgenährter werden, als ihre armen Unterthanen, deren täglicher Unterhalt aus sechs Unzen Speise besteht.[4]) Forster hat eine ähnliche Verschiedenheit auf Tahiti bemerkt. »Das gemeine Volk,« sagt er, »das der Luft und Sonne stark ausgesetzt ist, seine Kraft zum Ackerbau, Fischfang, Rudern, Haus- und Kahnbau anstrengt und dabei in der Nahrung knapp gehalten ist, ist schwärzer, mit wolligerm, krauserm Haare und niedrigem, schwachem Körperbau.

---

1) Burckhardt's Reisen in Syrien. 1. Thl. S. 456 nach der deutschen Uebersetzung in Weimar 1823.

2) „Notes on the Bedouins and Wahabees.“ Lond. 1830. p. 104.

3) „An Account of the Empire of Morocco.“ Lond. 1811. p. 18.

4) „Voyage en Egypte et en Syrie.“ Par. 1787. tom. I. p. 359.

Die Häupter und Erih's aber haben ein ganz anderes Aussehen. Die Farbe ihrer Haut ist weniger braungelb als die der Spanier, und nicht so kupferroth wie die der Amerikaner; sie ist lichter, als die hellste Färbung eines Bewohners der ostindischen Inseln. Von dieser Farbe an finden wir alle Mittelschattirungen bis herab zu einem lebhaften Braun, das an Schwarz gränzt. Einige wenige haben gelbliches, braunes oder aschfarbenes Haar.«[1]) Kotzebue und andere spätere Seefahrer haben dieselbe Beobachtung gemacht; doch scheint es klar, daß die Jeris, oder der Adel der Sandwich- und anderer polynesischen Inseln wirklich ein von dem gemeinen Volke verschiedener Stamm sind.[2])

Sowohl Pallas als Klaproth haben die Ansicht geäußert, daß die mogolische Farbe von den Sitten dieser Race herrühre. Die Frauen und Kinder sind auffallend weiß; den Männern aber gibt das Rauchen und die Sonne, der sie viel ausgesetzt sind, ihre gelbe Färbung. Obwohl Vieles gegen diese Annahme eingewendet werden könnte, so mag sie doch dienen, dem Einflusse, den Sitten und Civilisation auf die Eigenthümlichkeiten verschiedener Racen haben können, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zu demselben Ende möchte ich die merkwürdige Aenderung, die in der germanischen Familie vorgegangen ist, anführen. Denn wir haben gesehen, daß ihre Züge einst so bestimmt waren, daß sie eine von den großen, am stärksten bezeichneten Abtheilungen des Menschengeschlechtes ausmachte, indem sie für das griechische Auge einen geraden Gegensatz zu der schwarzen Farbe der Aethiopier bildete. Jetzt sind diese unterscheidenden Merkmale, wenn auch nicht ganz ausgelöscht, doch so verwischt worden, daß sie nicht leicht herauszufinden sind: ohne Zweifel durch den Einfluß der Civilisation und die Verschmelzung der eigenen Volkssitten mit denen anderer Stämme, die zu derselben Familie gehören.

---

1) Observations made during a Voyage round the world. Lond. 1778. p. 229. Sieh auch seines Sohns „Voyage round the world. 1777. vol. I. p. 305. (Deutsch von dem Verfasser selbst: „Reise um die Welt.“ Brl. 1779.)

2) Kotzebue „New Voyage round the World,“ Lond. 1830. vol. II. p. 58.

§. 19.

b. Die Zahnbildung.

Der stärkste Beleg für den dauernden Einfluß der Sitten auf die verschiedenen Racen kann wohl von den Zähnen genommen werden. Blumenbach hat bemerkt, daß die Zähne des Menschen ihn offenbar als animal omnivorum bezeichnen, als ein Wesen, das seine Nahrung aus allen Reichen der Natur nimmt. Aber bei einigen Nationen werden, wahrscheinlich durch den Gebrauch von Speisen, die starkes Kauen erfordern, die Schneidezähne stumpf und abgerundet und die Eckzähne sind von den Backenzähnen nicht zu unterscheiden. Dieß ist der Fall bei vielen, vielleicht den meisten ägyptischen Mumien und bei den Grönländern und Eskimo's, die ihre Speise ungekocht genießen, mit großer Anstrengung der Zahnkiefer.[1])

Diese Beispiele mögen statt vieler genügen, um zu zeigen, welch ein wichtiges Element die Verschiedenheit der Sitten ist: denn die Natur, die überall, wo die allgemeine Harmonie nicht gefährdet wird, ihre Gesetze den besondern Umständen anzupassen strebt, scheint nach einiger Zeit die Abweichungen, die aus dieser zufälligen Ursache hervorgegangen sind, dauernd zu machen.

§. 20.

Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse.

Es gibt noch viele andere physiologische Beobachtungen und Einwürfe, die mit der Einheit des Ursprungs der Neger und der weißen Racen in Verbindung stehen: allein ich übergehe sie, da sie Ihnen ihrer Natur nach kaum interessant seyn können.[2]) Ich

---

1) „De generis humani variotate" pp. 27. 224.

2) Nur erwähnen will ich in einer Note einen Einwurf, theils als ein Beispiel der seltsamen Mittel, zu denen Schriftsteller dieses Faches ihre Zuflucht genommen haben, theils, weil sich meines Wissens niemand die Mühe genommen hat, ihn zu beantworten. Ich meine den Einwurf, den Virey gegen die Einheit des Menschengeschlechts aus den genauen Beobachtungen des Fabricius über den pediculus nigri-

fahre daher unverzüglich fort, die Resultate dieser Wissenschaft so kurz als möglich zusammen zu fassen. Ich habe gesucht, die Resultate, die sie, unvollkommen, wie sie noch ist, zuläßt, mit einander zu verbinden und Ihnen vorzulegen. Wir sehen es feststehen, erstens, daß unter Thieren, die anerkannt eine Gattung ausmachen, Abweichungen entstanden, die denen unter den Menschen ähnlich, und nicht minder von einander verschieden sind.

---

tarum zieht, welches der wissenschaftliche Name eines Schmarotzerinsektes ist, das spezifisch von allen andern verschieden sey, so zwar, daß, nach ihm, die schwarze Race, bei der es sich findet, auch vom Ursprung an verschieden gewesen seyn müßte. (Tom. I. p. 391.) Zur Erwiderung darauf bemerke ich nur, daß es andere Beispiele gleicher Natur gibt, wo wir über das Daseyn kleinerer Thiergattungen vor dem Daseyn ihrer gegenwärtigen Sitze und Nahrung keine Auskunft wissen. Die tinea, oder Motte z. B., welche die bearbeitete Wolle angreift, berührt sie niemals, wenn sie ungewaschen ist: wo war sie nun, ehe noch die Wolle gewaschen und gekämmt war? Müßen wir etwa gewaschene und ungewaschene Wolle als zwei verschiedene Gattungen betrachten, weil ein und dasselbe Thier nicht in beiden lebt? Die Larve der oinopota cellaris lebt nur in Wein und Bier; ein anderes Insekt, das Reaumur beschreibt, verschmäht jetzt alle Speise außer der Chokolade. (S. Kirby und Spence's „Introd. to Entomology" 4th edit. vol. I. pp. 384, 388.) Wie oder wo lebten nun diese kleinen Geschöpfe, bevor das, was jetzt ihre ausschließliche Nahrung ist, bereitet war? denn niemand wird glauben, daß diese Substanzen immer da waren, von der Hand der Natur selbst verfertigt. Diese Fälle sind dem eingewendeten ganz gleichartig; aber es gibt noch einen vollkommen gleichen Fall, von einem Insekte, welches eine Krankheit bei dem zahmen Schweine erzeugt, aber niemals bei dem wilden gefunden wurde, obwohl dieses anerkannt der Urstamm ist. „Der Finnenwurm im Schweinfleisch," sagt Blumenbach, „ist in seiner Art ein eben so vollkommnes Thier, als der Mensch. Nun aber findet sich, so viel bekannt, dieses Thier bloß beim zahmen Hausschwein, und niemalen hingegen bei der wilden Sau, von der doch jenes abstammt." (Beiträge zur Naturgeschichte, I. Th. S. 30.) Sieh auch einige auffallende Bemerkungen über diesen Gegenstand bei Tilesius, in den „Mémoires de l'Academie de St. Pétersbourg." tom. V. 1815. p. 402.

Zweitens, daß sich bei dem Menschengeschlechte ein Streben der Natur zeigt, in einer Race Abweichungen hervorzubringen, die sich den eigenthümlichen Merkmalen der andern nähern. Drittens, daß sporadische Abweichungen der außerordentlichsten Art sich durch Zeugung fortpflanzen können. Viertens, daß wir in der Vergleichung der Sprachen und Eigenthümlichkeiten größerer Gemeinheiten oder ganzer Nationen hinreichende Beweise für ihren Uebergang von einer Race zu einer andern finden. Fünftens, daß, obwohl der Ursprung der schwarzen Race noch in Dunkel gehüllt ist, hinreichende Thatsachen vorliegen, um die Möglichkeit ihrer Abkunft von einer andern zu beweisen, besonders wenn wir zugeben, daß außer der Einwirkung der Hitze, auch noch die moralischen Ursachen auf die physische Organisation Einfluß haben.

§. 21.

Das Aufhören früher thätiger Ursachen.

Hier muß ich auch bemerken, daß wir oft voreilig und ungerecht sind, wenn wir auf das Vergangene aus jetzt thätigen Ursachen schließen. Es ist allerdings wahr, daß die Natur in ihrem Wirken beständig und regelmäßig ist: allein wenn in dem kurzen Laufe unserer Erfahrung oder der Wahrnehmung früherer Beobachter keine Abweichung von der Gleichmäßigkeit ihres Wirkens aufgewiesen werden kann, so rührt es daher, daß das kleine Segment von dem Kreise ihrer Dauer, auf das unsere und jener Bahn sich beschränkt, nur darum eine gerade Linie scheint, weil es ein unendlich kleiner Theil ist, dessen Krümmung sich erst zeigt, wenn er mit einem größern Theile des Umfangs in Verbindung gebracht wird. Daß aber außer den besondern Gesetzen, die uns bekannt sind, einst noch andere sehr thätig gewesen seyn müßen, deren Wirksamkeit jetzt aufgehört hat, oder verhüllt ist, davon muß uns das Studium des Weltgebäudes bald überzeugen. Es gab Zeiten innerhalb des Gebietes der mythologischen Geschichte, da fast in jeder Bergkette Vulkane tobten, da Seee austrockneten, oder plötzlich in vielen Thälern erschienen, da Meere über ihre Gränzen brachen und neue Inseln schufen, oder ihr Bett zurückzogen und alte Continente erweiterten; da endlich eine Kraft der Erzeugung

und Anordnung in einem großen, mächtigen Maaßstabe thätig war, da die Natur nicht bloß mit der jährlichen Erneuung der Pflanzen und Insekten, sondern mit der Schöpfung der ungeheuren, massivern Elemente ihrer Sphäre für Jahrtausende beschäftigt schien: da ihre Thätigkeit nicht darauf beschränkt war, die Wiesen im Frühling zu schmücken oder durch das langsame Nagen der Fluth und der Ströme Ufer zu beschneiden, sondern da sie in den großen Werkstätten der Erde arbeitete, Berge aufhebend, Meere versetzend und so der Welt ihre großen, unzerstörbaren Umrisse gebend. Und wie sollen wir uns dieß erklären, als durch Annahme einer zweifachen Wirksamkeit in der Natur, der einen, regelmäßig vom Anfange, und gleichmäßig bis ans Ende; der andern, einer geheimnißvollen, leisewirkenden Kraft, die sich zwar auf demselben Felde bewegt, aber über ihr mit einer unbegreiflichen, den Bedürfnissen des ganzen Systemes angemessenen Wirkung arbeitet. Auch in andern Fällen und in kleinerm Maaßstabe muß sich dieses als Lauf der Natur zeigen. In dem Kinde sind der Kreislauf des Blutes, die Absorption und Digestion, alle Lebensverrichtungen, ganz wie in dem Manne; sie beginnen mit dem Leben und sind regelmäßig während seiner ganzen Dauer, nur durch größere oder geringere Thätigkeit verschieden. Aber in seinen frühern Stadien ist noch außerdem eine bildende Kraft in uns thätig, keinem Gesetze der Nothwendigkeit erreichbar, scheinbar unabhängig von dem allgemeinen Laufe der gewöhnlichen Lebenskräfte, welche Wachsthum und Festigkeit den Gliedern, eigenthümliche Bildung dem Gesichte, allmählige Entwickelung und Stärke den Muskeln gibt, dann allem Anscheine nach in Unthätigkeit zurücksinkt und zu wirken aufhört, bis das Alter noch einmal die außerordentlichen Gesetze in Thätigkeit zu rufen scheint, um den Eindruck auszulöschen und das Werk ihrer frühern Wirksamkeit zu zerstören. Und ebenso müssen wir zugeben, daß in dem Kindesalter der Welt außer den ordnungsmäßigen Regeln des beständigen, täglichen Laufes Ursachen, die nothwendig waren, große und dauernde Wirkungen hervorzubringen, eine Macht hatten, deren es jetzt nicht mehr bedarf, und die darum nicht mehr ausgeübt wird: daß ein Streben da war,

stärkere Züge auf die Erde und ihre Bewohner zu prägen, Länder sowohl als ihre Vegetation, Racen wie Individuen hervorzubringen.

Es lassen sich auch gewiß noch jetzt Fälle wahrnehmen, wo Eine Ursache auf eine zweifache Weise wirkt, im Kleinen und im Großen. Eine epidemische Krankheit z. B. geht, neben ihrer besondern Wirkung auf einzelne Individuen, noch einen ähnlichen Gang nur in Beziehung auf große Communitäten oder Vereinigungen von Menschen, oder sogar auf das ganze menschliche Geschlecht: zuerst bei ihrem öffentlichen Auftreten ist sie schwach, wächst dann, und in entgegengesetzter Abstufung weicht sie ebenso der Natur oder der Kunst und entfernt sich; und zwar in der Art, daß in der Krisis, der Periode der größten Gefahr, das Loos jedes Patienten mehr von irgend einem geheimnißvollen Gesetze, das ihn mit der infizierten Gemeinheit in Verbindung bringt, als von den besondern Umständen dieses einzelnen Falles abzuhängen scheint. Und in ähnlicher Weise können wir sagen, daß der tägliche und der jährliche Lauf der Natur, die durchaus so gleichmäßig zu seyn scheinen, doch nur Theile einer viel längern Periode sind, an deren Ende eine Wirkung, die jetzt zu klein ist, um sichtbar zu seyn, durch die Vereinigung ihrer Erfolge sich als groß und bedeutend zeigen und durch Gesetze hervorgebracht scheinen wird, die sich jetzt in der vielgliedrigen Maschinerie des Universums verbergen.

§. 22.

Wiedereintreten zurückgezogener Kräfte und Gesetze.

Um aber das angeführte Beispiel noch weiter anzuwenden, wenn irgend ein Theil des menschlichen Organismus so verdorben ist, daß die Kraft, die in seiner Kindheit wirkte, aufs Neue nothwendig wird, obwohl sie dem Anscheine nach aufgehört hatte, so sind verborgene Hilfsquellen da, die sie in Thätigkeit rufen, so daß, wenn irgend ein Theil des Knochengerüstes abgeht, zu seiner Wiedererzeugung jenes wunderbare Gewebe aufs Neue gewirkt wird, das wie eine Krystallisation seine Fäden von Punkt zu Punkt schließt, und darüber ein dichtes und festes Gewirk aus-

breitet, ebenso wie es vor vielen Jahren in der Kindheit geschah. Und ebenso sehen wir, daß, wenn die Natur durch zufällige Umstände in ihre erste Lage zurückversetzt werden kann, sie auch ihre ursprüngliche Thätigkeit wieder aufnimmt, und die Gesetze erneut, die sie zurückgenommen hatte. Die Schöpfung der Korallenriffe und der daraus gebildeten Inseln in der Südsee, die bald von verschiedenen Punkten aus bevölkert wurden, zeigt uns in diesem letzten Winkel, zu dem sie die schaffende Kraft zurückgezogen zu haben scheint, wie sie einst neue Wohnungen für den Menschen bereitete: das unglaubliche Maaß, in welchem bei solchen Anläßen die Einwohner sich vermehren, — welch mächtige Energie sie ausübte, wenn es zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes nothwendig war. Auf einer Insel, die zuerst i. J. 1589 von einigen wenigen schiffbrüchigen Engländern bewohnt, und i. J. 1667 von einem holländischen Schiffe entdeckt wurde, soll nach diesen achtzig Jahren eine Bevölkerung von 12,000 Seelen, Alles Nachkommen von vier Müttern, sich vorgefunden haben.[1]) Acosta, der die Naturgeschichte von Neuspanien hundert Jahre nach seiner Entdeckung beschreibt, berichtet uns, daß es, sogar schon früher, »Männer gab, die 70,000 bis 100,000 Schaafe hatten, und daß ebendamals Viele so viel besaßen, was in Europa als großer Reichthum betrachtet würde, hier aber nur als mäßiger Wohlstand gilt.« Und doch war in diesem Lande vor seiner Entdeckung nicht ein einziges dieser Thiere, und der ganze Schlag stammte von denen ab, welche die Spanier hingebracht hatten. Dasselbe gilt auch vom Hornvieh; damals war dessen Vermehrung so stark, daß es zu seiner Zeit in Heerden von Tausenden über die Ebenen und Gebirge von Hispaniola schweifte, und das Eigenthum eines jeden war, der sie mit Haumessern (desjarretoderas) jagen und fällen mochte: und so vortheilhaft war diese Jagd, daß i. J. 1585 die Flotte von dieser Insel 35,444 und von Neuspanien 64,350 Häute brachte, — Zeugnisse einer Vermehrung, die ganz über alle gewöhnliche Berechnung geht.[2])

1) Bullet, „Réponses critiques“ Besanç. 1819. vol. III. p. 45.

2) Acosta, „Historia natural y moral de las Indias.“ Barcelona 1591. fol. 180.

§. 23.

Einwirkung solcher Ursachen auf die Racenbildung.

Solche Beispiele, zu denen ich noch viele andere hinzufügen könnte, scheinen das Daseyn verborgener Hilfsquellen in der Natur zu beweisen, die niemals hervorgerufen wurden, als in ihrer Kindheit. Und gewiß kann es nicht unphilosophisch seyn, anzunehmen, daß Eindrücke, die charakteristisch und dauernd seyn sollten, damals leichter mitgetheilt und unvertilglicher eingedrückt wurden. Wir brauchen nicht mit Carové zu der Muthmaßung unsere Zuflucht zu nehmen, daß die schwarze Farbe des Negers das Zeichen sey, das dem Kain aufgedrückt wurde, und daß es sich nach der Sündfluth in der Familie Japhets fortpflanzte, der sich, nach seiner Vermuthung, mit diesem Stamme verschwägert hatte.[1]) Durch solch eine Annahme gewinnen wir nur wenig; denn es bleibt uns immer noch die Farbe der Amerikaner und Malajen zur Erklärung übrig. Viel einfacher ist es aber, zuzugeben, daß durch ein Individuum oder eine Familie unter günstigen Umständen Eigenthümlichkeiten entstanden seyen, welche in Folge von Verschwägerungen und der fortgesetzten Wirkung derselben Umstände dauernd geworden seyn können.

Doch wir überlassen uns hier auch der Muthmaßung! — Ich gebe es gerne zu; denn obschon genug gesagt worden ist, um zu beweisen, daß unsere Wissenschaft bereits alle ernsten Einwürfe gegen die Einheit des Ursprunges in dem Menschengeschlechte zurückweisen kann, — obwohl die zugestandenen Thatsachen, die ich Ihnen vorlegte, beweisen können, daß der Ursprung einer Race von einer andern keine Unmöglichkeit sey; so müssen wir doch gestehen, daß die Art und Weise, wie die Natur verfuhr, noch ein Geheimniß ist, so daß der Philosoph sich mit Muthmaßungen begnügen, und offen gestehen muß:

Οὐκ οἶδ' ἀκριβῶς, εἰκάσαι γε μὴν πάρα.[2])

---

1) Kosmorama, eine Reihe von Studien zur Orientirung in der Natur, ꝛc. Frkf. 1831. S. 65. Er nimmt in der That an, daß sie gemischter Abkunft seyen, von den Sethiten, repräsentirt durch Schem, und den Kainiten, die sich in Japhet fortsetzten.

2) Eurip. Rhes. Act. II. 280.

Auch kann eine solche Muthmaßung nicht als voreilig und unstatthaft abgewiesen werden, so lange die Thatsache, die sie erklären soll, sicher und unwidersprechlich feststeht.

§. 24.

Verbindungen der verschiedenen Racen.

Ich werde nun den Beweis über diesen Gegenstand schließen, indem ich noch einmal die Verbindungen der verschiedenen Racen und die unmerklichen Schattirungen, wodurch sie in einander überzugehen scheinen, wiederhole.

Die weiße Race, die ich somit als die centrale betrachte, verbindet sich mit den Mogolen durch die Finnen und Asjachen, die von ihnen Farbe, Haar und Iris haben: ebenso durch die Tartaren, welche durch die Kirgisen und Jakuts unmerklich in die mogolische Race übergehen: und drittens durch die Hindus, die mit uns durch die Sanskritsprache verbunden sind. Mit der Negerrace ist sie durch die Abyssinier verknüpft, die eine semitische Sprache und europäische Gesichtszüge haben, und durch die Araber von Suakin, welche den Nubiern gleichen: dann kommen die Eingebornen von Mahaß, dann die Fulah und Mandingo, und so weiter bis zu den Congoesen, den eigentlichen Negern und den Hottentotten. Diese letztern stehen wieder in enger Verbindung mit den Gebirgsbewohnern von Madagascar, diese zu denen von Cochin-China, den Molukken und den philippinischen Inseln, auf welchen allen ein Schlag schwarzer, wollhaariger Gebirgsbewohner ist, die sich in der Sprache von den andern Eingebornen unterscheiden. Diese schließen sich hinwiederum an die Neuholländer an und an die Eingebornen von Neucaledonien und den Neuhebriden, welche ferner durch Aehnlichkeit der Sitten, Religion und theilweise durch physische Züge mit den Neuseeländern und andern Eingebornen Polynesiens verbunden sind, und so erbleichen die Farben, bis wir fast wieder zu den asiatischen Familien zurückkommen.

§. 25.

a. Polyneſier.

Die Bevölkerung dieſer Inſeln verdient eine genauere Aufmerkſamkeit. Ich habe bemerkt, daß auf den unzähligen Inſeln Polyneſiens zwei verſchiedene Stämme oder Familien ſind. Forſter beweist dieſen Punkt wirklich unumſtößlich. Während die Einwohner von Tahiti und Neuſeeland, den Marqueſas-, Freundſchafts- und Geſellſchafts-Inſeln nur Dialekte einer und derſelben Sprache ſprechen, wie aus ſeinen vergleichenden Tabellen erhellt, ſprechen die von den Neuhebriden, beſonders von Mallicollo, Neucaledonien und Tanna barbariſche Dialekte, die von einander ganz verſchieden, und allem Anſcheine nach unzuſammenhängend ſind. Ihre phyſiſchen Eigenthümlichkeiten ſind gleicherweiſe ſehr verſchieden, und nähern ſich, wie ich bemerkt habe, den Negern der weſtlichern Inſeln. Worauf ich aber beſonders aufmerkſam zu machen wünſche, iſt, wie die Stämme der erſten Race, deren Einheit niemand in Abrede ſtellen wird, auf der einen Seite in Farbe und Geſtalt in ſo ungeheurer Ausdehnung abgewichen ſind, und wie die der andern Race ebenfalls von ihrem Urtypus ſich ſo weit entfernt haben, daß beide in einander übergegangen, und nur ſchwer zu unterſcheiden ſind, außer durch ihre Sprache. »Jede der beiden obigen Racen,« ſagt Dr. Forſter, »iſt wieder in mehrere Varietäten getheilt, die die Abſtufungen in die andere Race bilden, ſo daß wir in der erſten Race manche finden, die ebenſo ſchwarz und ſchmächtig ſind, als manche aus der zweiten: und in dieſer zweiten Race gibt es einige ſtarke, athletiſche Geſtalten, die ſich wohl mit der erſten meſſen können.« [1])

Während ſo in einer und derſelben Race einige ſich kaum von dem Negertypus unterſcheiden laſſen, und mit den Negern von Afrika durch unzertrennliche Glieder verbunden ſind, weichen

1) Observations etc. pp. 228. Sieh die vergleichende Tabelle S. 284. Es gibt jedoch mehrere bedeutende Uebereinſtimmungen zwiſchen den Dialekten der beiden Stämme, ſo wie beider mit dem malajiſchen.

andere so weit davon ab, daß sie sich sowohl durch Ebenmaß in Körper- und Schädelbau, als durch Farbe den Einwohnern Europas nähern. Und in diesen Abstufungen kommen wir auch auf eine entsprechende Stufenleiter der Civilisation. »Die Eingebornen einiger Inseln in der Südsee,« sagt Herr Lawrence, wo er von der Form des Schädels spricht, »sind in Gesicht- und Schädelbildung von den Europäern kaum zu unterscheiden.« Und wiederum: »Die Bewohner dieser Inseln, von Neuseeland im Westen bis zur Osterinsel, enthält einen Menschenschlag von viel besserer Organisation und Beschaffenheit. In Farbe und Gesichtsbildung nähern sich viele von ihnen der kaukasischen Varietät, während sie in Ebenmaaß der Glieder, Wuchs und Stärke unübertroffen sind.« [1]) Dr. Prichard baut auf diese Abstufung in der Race sehr stark. »Wenn wir,« sagt er, »diese Racen (die Papuas und Polynesier) zusammen betrachten, so scheinen sie einen hinreichenden Beweis darzubieten, daß die äußersten physischen Abweichungen, wie sie die menschliche Gestalt in verschiedenen Nationen zeigt, von einem einzigen Stamme entstehen konnten und wirklich entstanden. Sie setzen uns in den Stand, wirkliche Thatsachen als Beispiele dieser Abweichung aufzuweisen. Wir können allerdings nicht alle Stufen nach einander zurückgehen, aber wir können den ganzen Weg in Stufen gehen. Wenn einige wenige von den hellesten Neuholländern von der Gesammtheit getrennt und allein auf eine Insel gesetzt würden, so würden sie eine Race von lichterer Farbe, als die Neuseeländer bilden. Sollte nicht dieser Stamm unter günstigen Umständen in noch lichtere Schattirungen übergehen, wie die Race von Neuseeland, oder ihre Verwandten auf den Gesellschaftsinseln gethan haben?« [2])

Ich darf den sonderbaren Gebrauch nicht übergehen, der nicht nur auf diesen Inseln, sondern auch unter den Hottentotten in Afrika, den Guaranos auf Paraguai und den Kalifornien in Amerika herrscht, — daß sie nämlich den kleinen Finger

1) „Lectures on physiology“ pp. 382, 571.
2) Vol. I. p. 488.

an einer oder an beiden Händen abschneiden, zum Zeichen der Trauer über den Tod eines Verwandten, [1]) — ein Gebrauch, der zu seltsam ist, als daß wir glauben könnten, er sei von selbst in so weit entfernten Theilen der Erde entstanden.

§. 26.

b. Malajen.

Eine solche Abstufung fast von einem Extreme zum andern in einer und derselben Race, findet nicht ausschließlich bloß in diesen Stämmen statt. Die Malajen bieten eine ähnliche Ungleichheit dar. »Die Farbe,« sagt Crawfurd, »ist im Ganzen braun, wechselt jedoch ein wenig in verschiedenen Stämmen. Weder das Klima, noch die Sitten des Volkes scheinen damit im Zusammenhange zu stehen. Die hellsten Racen sind im Ganzen gegen Westen, doch einige von ihnen, wie die Battiks auf Sumatra, gerade unter dem Aequator. Die Javanesen, deren Lebensart die verfeinertste ist, gehören zu den dunkelsten Bewohnern des Archipels; die elenden Dajaks oder Kannibalen von Borneo unter die hellsten.« [2]) Die Schwierigkeit, solche Verschiedenheiten zu erklären, spricht eher für, als gegen die Folgerungen, die wir gezogen haben; denn, da einmal die Thatsache fest steht, daß in einer Race, deren Einheit anerkannt ist, solche Varietäten entstanden, so zeigt die Schwierigkeit, sie auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen, nichts weiter, als daß es Wirkungen gibt, die wir noch nicht entdeckt haben, oder eine Verbindung von Ursachen, deren Elemente wir mit den bereits verjährten Verhältnissen noch nicht in Verbindung gebracht haben, so daß wir ihre Wirksamkeit berechnen könnten. Je weiter wir aber die Macht der Natur über unser Fassungsvermögen ausdehnen, um so leichter rechtfertigen wir die Hervorbringung unerklärlicher Erscheinungen.

---

1) Forster (G.) „Voyage round the world," vol. I. p. 435.

2) „History of the Indian Archipelago" vol. I. p. 19.

§. 27.

e. Europäer.

In der Familie, zu der wir gehören, besteht dieselbe Ordnung von Modifikationen: wir haben darin Varietäten, die, wenn auch nicht so stark ausgedrückt, doch eben so unzerstörbar scheinen: allein niemand würde wohl behaupten, daß jede aus einem unabhängigen Stamme entsprang. Der Jude ist noch heut zu Tage von den Europäern, die ihn umgeben, vollkommen zu unterscheiden, obwohl West und andere ausgezeichnete Künstler es unmöglich fanden, ihn durch besonders bezeichnende Züge zu charakterisiren.[1]) Die Zigeuner kann ich hier gleichfalls anführen als Beispiel eines Stammes, der, obwohl ihm seine Sprache indischen Ursprung anweist, doch viel von seiner ursprünglichen Bildungsform, und namentlich die Olivenfarbe seiner Heimath, durch sein Leben in andern Klimaten verloren hat. Ferner, die germanischen Stämme können noch durch ihr Gesicht von den Griechen unterschieden werden, und diese hinwiederum von

»der Celtenrace,
Getrennt durch Antlitz, Sprach' und Bau;
Ein bunter Menschenschlag,«

wie ihr eigener nördlicher Barde sie irgendwo genannt hat. Es ist vergebens, diese Unterabtheilungen durch alle möglichen bürgerlichen und moralischen Bande mit einander zu verschmelzen: immer werden sie doch wie die vereinigten Gewässer der Rhone und Saone zwar mit einander in einem Bette fließen, aber mit kenntlich verschiedener Strömung.

So werden sogar die kleinsten Varietäten, einmal hervorgebracht, nicht mehr verwischt. Selbst Familien können sie fortpflanzen, und das kaiserliche Haus Habsburg hat seine eigenthümlichen Gesichtszüge. Woher kommt es nun, daß die Abweichungen, die durch natürliche Prozesse eingeführt sind, nicht auch wieder durch natürliche Prozesse zu tilgen sind? Dieß muß eines der Geheimnisse der Natur scheinen, daß wir sie zwingen können, auf

1) S. „Camper, Dissert. physique" p. 21.

irgend ein Ding ihr Siegel zu setzen: es aber nicht mehr zu erbrechen wissen. Wie der halbgelehrte Lehrling des Zauberers, den der deutsche Dichter so schön beschreibt, besitzt der Mensch oft das Zauberwort, sie zum Wirken zu zwingen, hat aber das noch nicht gelernt, das sie wieder aufzuhören nöthigt.

§. 28.

d. Italiener.

Das Land und die Stadt, wo wir eben sind, bietet uns eine Anwendung dieser Erörterung auf eine eben so zweckmäßige als angenehme Untersuchung dar. Dr. Edwards hat in einem französischen Werke über die physiologischen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Racen in ihrer Beziehung auf die Geschichte einen sehr bedeutsamen Wink über den Verfolg dieser Wissenschaft gegeben. Er war erstaunt, auf einem Markte im südlichen Frankreich zwei verschiedene Charaktere an den Köpfen des Landvolkes zu sehen, von denen jeder einem besondern Typus angehörte: auf seinem Wege durch Italien wendete er dem Vorkommen beider eine besondere Aufmerksamkeit zu, und überall beobachtete er, daß einer über den andern vorherrschte. Den einen betrachtet er als den gallischen Typus, den andern als den römischen. Als Muster des einen bezeichnet er das Gesicht Dantes, das allen meinen Zuhörern zu wohl bekannt ist, als daß ich es zu beschreiben brauchte. Ich bin überzeugt, jedermann, der der in verschiedenen Theilen Italiens vorherrschenden Gesichtsbildung Aufmerksamkeit schenkt, muß bemerken, wie oft diese Form in Toscana und in Oberitalien wiederkommt, während sie sich in Rom und den südlichen Provinzen sehr selten findet. Doch gibt er keinen Typus von der römischen Kopf- und Gesichtsbildung. Um diesen zu finden, dürfen wir uns nicht durch die gewöhnlichen Darstellungen irre leiten lassen. Es sind einige Stadtviertel in Rom, wo man glaubt, daß noch die Nachkommen der alten Einwohner übrig seyen: und oft haben Reisende geschrieben, daß die Bevölkerung jenseits der Tiber in ihrer Gesichtsbildung genau den römischen Soldaten auf der Trajansäule und andern alten Monumenten gleichen.

Auch angenommen, daß sie hinreichend bestimmt, oder richtig genug abgebildet sind, um eine solche Vergleichung zu gestatten, so müßte ich doch gestehen, daß es eines der schlechtesten Kriterien wäre, die man sich denken könnte. Denn eine auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit der römischen Kunst wird jeden überzeugen, daß auf allen historischen Denkmälern, wo nicht geradezu Porträte beabsichtigt wurden, alle Figuren nach der griechischen Form gebildet sind und zur Bestimmung der Physiognomie der alten Einwohner keinen Leitfaden geben können. Aber betrachten Sie die Sarkophage, auf welchen die Brustbilder der Verstorbenen in erhabener Arbeit eingegraben, oder in den auf dem Deckel ruhenden Statuen ausgehauen sind; oder untersuchen Sie die Reihe kaiserlicher Brustbilder im Kapitolium, und unfehlbar müssen Sie einen auffallenden Typus entdecken, der von dem bekränzten Bilde auf Scipio's Grab bis zu Trajan oder Vespasian sich gleich bleibt, nämlich einen breiten, flachen Kopf, eine niedrige, weite Stirne, ein in der Kindheit plumpes und rundes, später breites und viereckiges Gesicht: einen kurzen, dicken Nacken, und starken, breiten Körperbau: ein Typus, der mit dem, was man gewöhnlich als römische Gesichtsbildung betrachtet, gänzlich im Widerspruche steht. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um ihre Nachkommen zu finden: jeden Tag kann man ihnen auf den Straßen begegnen, besonders unter den Bürgern oder der Mittelklasse, dem unveränderlichsten Theile jeder Bevölkerung. Der Kontrast zwischen den wirklichen Gesichtern der Römer und ihrem idealen Typus in der Kunst ist vielleicht nirgends so leicht kenntlich, als in den Skulpturen des Titusbogens. Die verschiedenen Soldaten, die auf beiden Seiten dargestellt sind, gleichen einander so genau, daß man, wären sie nicht in Stein gehauen, vermuthen könnte, sie seyen alle in einem Model gegossen. Das ganze Profil, besonders der halb geöffnete Mund, zeigt, daß der Künstler eine Regel, eine bestimmte Form hatte, von der er nicht abweichen wollte. Mit dieser aber steht der Kaiser auf seinem Siegeswagen im schroffsten Gegensatze: seine ganze Bildung ist nach einem andern Typus geformt, und obwohl die Gesichtszüge ganz ausgelöscht

sind, so ist doch genug von dem Umrisse übrig, um das dicke, plumpe Gesicht und den massigen Kopf eines wahren Römers zu zeigen.

§. 29.

Der Nationaltypus in der Kunst.

Diese Bemerkungen mögen uns lehren, nur mit großer Behutsamkeit von Werken, die den höhern Gebieten der Kunst angehören, auf charakteristische Formen zu schließen. Keine Nation ist lange im Besitze der Kunst der Darstellung, ohne sich selbst einen idealen Typus zu bilden; und diese Behutsamkeit sollte nothwendig verdoppelt werden, wo die Künste und ihre Typen entlehnt sind. Sogar die Aegyptier hatten ihr Ideal der Schönheit so gut als die Griechen, und Champollion pflegte, zum Schrecken aller rein klassischen Künstler, in Entzücken zu gerathen über die Reinheit der Züge und Formen, an einigen ägyptischen Statuen. Und alle jene müßten ihm Recht geben, welche sie als die Vollendung derjenigen Principien betrachteten, die der Geist eines Volkes leitete, und, indem er nothwendiger Weise den Nationaltypus lebendiger Formen darin aufnahm, zu einer der frühesten Offenbarungen der Kunst führte. Eine zu geringe Aufmerksamkeit auf diese Beobachtungen verleitete Blumenbach zu der schon in der letzten Vorlesung erwähnten Einbildung, daß in Aegypten verschiedene Menschenracen gewesen seyn müssen, während die vereinzelten Proben verschiedener Physiognomien, die er vorbringt, nur den Unterschied zwischen einer rohern und idealischern Periode des Styls zu verrathen scheinen. Bei einer andern Gelegenheit fällt er in einen ähnlichen Irrthum. Die Köpfe auf den athenienſischen Tetradrachmen haben nach seiner Meinung mit den Werken aus dem Zeitalter des Perikles nichts gemein und nähern sich in ihren Zügen der ägyptischen Bildungsform.[1]) Wenn wir sie aber mit den äginetischen Marmoren[2]) vergleichen,

1) Specimen historiae naturalis antiquae artis oporibus illustratae. Götting. 1808. p. 11.

2) Die Statuensammlung, welche den Tempel des Jupiter Panhellenius auf der Insel Aegina schmückte: Thorwaldsen hat sie zu Rom meister-

werden wir eine auffallende Charakterähnlichkeit entdecken; sie haben alle denselben schielenden oder lachenden Ausdruck, der diesen frühern Werken so eigenthümlich ist. Doch wird sich niemand beikommen lassen, sie für etwas anders, als rein griechisch zu halten. Sie zeigen in der That, eben in ihrer Entfernung von den vollkommenen Werken einer spätern Periode, wie bald eine durchgängige Regel oder Norm in die Kunst eindringt und ihr nothwendiges Prinzip wird. Cockerell hat bemerkt, daß an den äginetischen Marmoren »durchaus ein Gesetz der Proportion und ein System anatomischen Ausdruckes sichtbar ist:«[1]) und Thiersch ist einverstanden mit Wagner's Bemerkung, daß, obwohl die Kunst sich in andern Beziehungen weiter ausbildete und alle Grazie der Form in der Schule eingeführt wurde, die Gesichtszüge doch unverändert blieben.[2]) Und so ist in der That nicht nur in der äginetischen, sondern auch in jeder andern griechischen Schule, von den flüchtig eingegrabenen Figuren auf den griechischen, oder sogenannten etruskischen Vasen, bis zu den Skulpturen auf dem Parthenon Eine Regel, Ein Ideal des Schönen, das nirgends verkannt werden kann: und kein Zweifel kann obwalten, daß man die abstrakte Form von den Nationalzügen hernahm, als deren gereinigte Darstellung man sie betrachten kann. Und so kann in manchem Betrachte die Kunst, wo sie einheimisch und national ist, von mittelbarem Nutzen seyn, um uns, selbst in ihren heroischen und mythologischen Figuren, den Charakter des Volkes darzustellen.

---

haft ergänzt, und sie machen jetzt die vorzüglichste Zierde der glänzenden Glyptothek in München aus.

1) Im „Journal of Science and the Arts," vol. VI. 1819. p. 338.

2) „Von der Minerva an, bis zum letzten der Krieger sehen sich alle ähnlich, und scheinen insgesammt leibliche Brüder und Schwestern zu seyn, ohne den geringsten Ausdruck von Leidenschaft. Zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Gottheit und Menschheit, ist nicht der geringste Unterschied zu bemerken." Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. 2te Abhandlung. München 1819. S. 59.

§. 30.

Einfluß der Nationalvorstellungen auf das Ideal moralischer Vollkommenheit.

Nachdem wir nun so von dem Gegenstande unserer Untersuchung Stufe für Stufe fortgeschritten sind, erlauben Sie mir, noch ein wenig weiter zu gehen, um eine moralische Anwendung zu verfolgen, die uns diese Bemerkungen darbieten und die uns vielleicht wieder auf unser Thema zurückführen können. Wenn keine Nation, kein Menschenstamm, zum Behufe ihres Typus idealischer Vollendung in der Schönheit der Form, von ihren eigenen physischen Eigenthümlichkeiten abgehen konnte: wenn der Aegypter niemals im Stande war, durch irgend eine Abstraktion einen Kunststyl zu erzeugen, worin die Farbe, der Bau und die Gesichtszüge seiner Gottheit rein europäisch wären, noch auch der Grieche seinem Helden die braungelbe Farbe, die enggeschlitzten Augen und vorstehenden Lippen des Aegypters geben konnte — denn jeder mußte das andere für Unförmlichkeit halten, — so konnten auch weder sie, noch die Menschen irgend einer Nation, sich ein Ideal, ein Gesetz moralischer Charaktervollkommenheit bilden, das nicht aus dem hervorging, was ihnen das Schönste und Vollkommenste schien. Ein Hindu kann sich seinen brahmanischen Heiligen nicht anders denken, als im vollkommenen Besitze der Enthaltsamkeit, des Schweigens, der Härte und der kleinlichen Genauigkeit in jeder unbedeutenden Pflicht, die er an seinen lebenden Mustern in verschiedenem Grade bewundert. Plato's Sokrates, die Vollendung des philosophischen Charakters, ist aus ganz griechischen Elementen zusammengesetzt und bildet einen Inbegriff aller jener Tugenden, welche die Lehren seiner Schule zur Zierde eines Mannes für nothwendig erachteten.

§. 31.

Anwendung auf die Authenticität des Evangeliums und die Vollkommenheit des Charakters Jesu.

Nun erschien mir dieß oft als der stärkste innere Beweis einer höhern Autorität, die der Geschichte des Evangeliums auf-

gedrückt ist, daß der heilige und vollkommene Charakter, den es schildert, von jedem Typus moralischer Vollkommenheit, den die Verfasser desselben sich vorstellen konnten, nicht nur verschieden, sondern ihm geradezu entgegengesetzt ist. Wir haben in den Schriften der Rabbinen reichlichen Stoff, um uns ein Muster eines vollkommenen jüdischen Lehrers zu bilden: wir haben die Reden und Thaten Hillels und Gamaliels und des Rabbi Samuel, alle vielleicht großentheils erfunden, alle aber mit dem Eindrucke der Nationalideen, alle gebildet nach einer Regel eingebildeter Vollkommenheit. Doch kann nichts weiter von einander abstehen, als ihre Gedanken, Grundsätze, Handlungen und Charaktere von denen unseres Erlösers. Liebhaber zänkischer Controversen und verfänglicher Paradoxen, eifersüchtige Streiter für ihre ausschließlichen Nationalprivilegien, feurige, rücksichtslose Kämpfer für das letzte Tüpflein im Gesetze und sophistische Umgeher seines Geistes, — so sind größtentheils diese großen Männer, — genau das Gegenstück und der Widerschein jener Schriftgelehrten und Pharisäer, die als der gerade Widerspruch gegen die Grundsätze des Evangeliums so hart getadelt werden.

Wie kamen nun, sogar ganz ungelehrte Männer darauf, einen Charakter zu schildern, der in jeder Rücksicht von ihrem Nationaltypus abweicht, mit allen jenen Zügen im Widerspruch steht, welche Sitte, Erziehung, Patriotismus, Religion und Natur als die schönsten von allen geheiligt zu haben schien? Und die Schwierigkeit, solch einen Charakter als eine Erfindung von Menschen zu betrachten, wie einige sich gottloser Weise einbildeten, vermehrt sich noch, wenn wir beachten, wie Schriftsteller, die verschiedene Thatsachen erzählen, wie z. B. Matthäus und Johannes, uns nichts desto weniger zu derselben Vorstellung und Auffassung führen. Doch hierin haben wir, meines Erachtens einen Schlüssel zur Lösung jeder Schwierigkeit. Denn, wenn man zwei Künstlern auftrüge, ein Bild zu schaffen, das ihre Ideen von vollkommener Schönheit verwirklichte; und beide lieferten Figuren, die gleicherweise nach Typen und Normen, im Widerspruche gegen Alles, was bisher in diesem Lande gesehen wurde, gebildet, und zugleich sich einander vollkommen ähnlich wären;

so würde sicherlich die Erzählung einer solchen Thatsache ganz unglaublich scheinen, man nähme denn an, daß beide ein und dasselbe Original copierten.

Dieß also muß auch hier der Fall seyn; auch die Evangelisten müssen das Bild, das sie entwerfen, nach dem Leben gezeichnet haben, und die Uebereinstimmung der moralischen Züge, die sie ihm geben, kann nur von der Genauigkeit herrühren, mit welcher jeder sie nachbildete. Doch dieses erhöht nur unser geheimnißvolles Wunder. Denn gewiß war er nicht wie die übrigen Menschen, der sich im Charakter so sehr trennen konnte von dem, was Alle, die ihn umgaben, Alle, die ihn lehrten, für das Schönste und Bewunderungswürdigste hielten; der, obwohl er sich über alle Nationalvorstellungen von moralischer Vollkommenheit hinwegsetzte, doch nichts von den Griechen, Indiern, Aegyptern oder Römern entlehnte; der, während er so nichts gemein hatte mit irgend einem bekannten Charaktertypus, mit irgend einem eingeführten Gesetze der Vollkommenheit, dennoch einem jeden als der Typus seiner besonders verehrten Vortrefflichkeit erschien.[1]) Und fürwahr, wenn wir sehen, wie er dem Griechen, obwohl keiner von den Gründern seiner Sekten, Gegenstand der Nachahmung, — dem Brahmanen, obwohl ihm von Männern aus der Fischerkaste gepredigt, Gegenstand der Verehrung, — dem rothen Canadier, obwohl der verhaßten, weißen Race angehörig, Gegenstand der Anbetung seyn kann, — so können wir unmöglich seine Bestimmung verkennen, alle Verschiedenheit der Farbe, Gestalt, Gesichtsbildung und der Sitten aufzuheben, und in sich selbst den Typus der Einheit auszubilden, zu dem alle Adamskinder gehören, und uns in der Möglichkeit dieser moralischen Vereinigung den stärksten Beweis zu geben, daß das menschliche Geschlecht in all seiner Mannigfaltigkeit, doch wesentlich Eines ist.

---

1) *Διάφοροι δὲ φύσεις βροτῶν,*
διάτροποι δὲ τρόποις· ὁ δ'ὀρθὸς
ἐσθλὸν σαφὲς αἰεί. Euripid. Iphig. Aul. 559.

III. Naturwissenschaften.

(Erste Abtheilung. Fünfte Vorlesung.)

§. 1.

Uebergang zu den Naturwissenschaften.

»In allen wissenschaftlichen Bestrebungen,« sagt der liebenswürdige Philosoph Fronto, »ziehe ich es vor, ganz unwissend und ungelehrt zu seyn, als halbwissend und halbgelehrt. Auch in Beziehung auf die Philosophie ist es, wie man sagt, besser, sie ganz unberührt zu lassen, als nur mit den äußersten Lippen zu verkosten: und diejenigen werden die schlimmsten, welche, nachdem sie nur in der Vorhalle der Wissenschaft gewesen, fortgingen, ehe sie eingetreten sind.«[1]) Nichts hat die Richtigkeit dieser Bemerkungen so sehr bestätigt, als der Zusammenhang zwischen den Naturwissenschaften und der geoffenbarten Religion. Die Bosheit oberflächlicher Männer, die entweder nicht den Muth oder die Geduld hatten, in das Heiligthum der Natur einzudringen, war es, die aus ihren Gesetzen Einwürfe gegen geoffenbarte Wahrheiten hernahm. Wären sie kühn vorgeschritten, so würden sie, wie in den Grottentempeln Indiens und Idumeas, entdeckt haben, daß die Tiefen, welche zur Verhüllung der dunkelsten Geheimnisse dienen, sich gar bald in Orte der tiefsten Anbethung wandeln können.

1) „Omnium artium, ut ego arbitror, imperitum et indoctum esse praestat, quam semiperitum et semidoctum. Philosophiae quoque disciplinas ajunt satius esse nunquam attigisse, quam leviter et primoribus ut dicitur labiis delibasse; eosque provenire malitiosissimos, qui in vestibulo artis obversati, prius inde averterint quam intraverint. Ad M. Caes. lib. IV. ep. 3, Romae, 1823, p. 94.

Die Naturwissenschaften, die wir jetzt zu behandeln haben, kommen gewöhnlich dadurch in Verbindung mit der Religion, daß sie die Grundlage der sogenannten natürlichen Theologie bilden, indem sie nämlich die Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Schöpfung deutlich zeigen, und das Daseyn einer ordnenden Vorsehung in Bau und Lenkung des Weltalls nachweisen. Die eigentliche Bestimmung der Vorträge, die ich Ihnen geben will, verbietet mir, in die Betrachtung dieses Zusammenhanges mich einzulassen, und wenn auch Mangel an hinreichendem Stoffe für mein vorgesetztes Unternehmen mich bestimmen könnte, diesen Boden zu betreten, so würde doch die ebenso genaue und interessante, als gelehrte und treffende Weise, in welcher neuerdings die Bridgewater-Bücher diesen Zweig der Religionswissenschaft behandelt haben, mich davon abschrecken. Wenn wir uns daher nach unsrem Vornehmen auf den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und geoffenbarter Religion beschränken, so werden wir finden, daß der letztbesprochene Gegenstand uns ganz natürlich auf die Betrachtung der Verbindung — wenn eine solche wirklich stattfindet — zwischen philosophischen Untersuchungen und den in der heiligen Schrift erzählten Thatsachen leitet. Denn wir können in Wahrheit sagen, daß wir bei dem Versuche, die Einheit des Menschengeschlechtes festzustellen, uns in mannigfache physiologische Spekulationen verwickelt fanden, und die Wirkung natürlicher Ursachen auf die physische Natur des Menschen zu beleuchten hatten. Dieß möchte uns in das Gebiet der Medicin zu leiten scheinen, und so sonderbar es Ihnen auch vorkommen mag, so gedenke ich doch, Sie durch dieselbe in die Naturwissenschaften überzuführen.

§. 2.

1. Die Medicin.

Sie werden wahrscheinlich fragen, welches Licht der Fortschritt der Medizin auf die Wahrheiten der Religion werfen könne. Vielleicht nicht viel, wenn wir sie als ein Aggregat von Grundsätzen betrachten, die in jeder Schule anders sind, als eine Reihenfolge von Theorien, die miteinander im größten Widerspruche

stehen und nicht oft zu einer Beleuchtung heiliger Lehren angewendet wurden. Aber in einzelnen Fällen, bei der Prüfung bestimmter Thatsachen, wo die Wissenschaft zuerst von den Gegnern unserer Religion in Anspruch genommen wurde, ist durch eine tiefere und gelehrtere Erörterung, ausschließlich auf wissenschaftliche Grundlage gebaut, das Werk der Widerlegung erfolgreicher und erschöpfender vollendet worden, als die bloße Theologie es hätte zu Stande bringen können. Ich will ein einziges Beispiel auswählen, wo oberflächliche ärztliche Beobachtung zur Läugnung — und später, eine gründlichere Gelehrsamkeit zur vollständigen Vertheidigung eines wichtigen Theiles der christlichen Wahrheit gebraucht wurde.

§. 3.

Allgemeine Bemerkungen über die Zulässigkeit der Erörterung solcher Einwürfe.

Ich muß jedoch einige Bemerkungen vorausschicken, die eben sowohl bei andern Fällen in künftigen Vorträgen, als bei dem gegenwärtigen Anwendung finden können. Ist es nützlich, möchte man fragen, oder ist es räthlich, Ihnen Einwürfe gegen heilige, göttliche Wahrheiten vorzubringen, die gegen Sie noch niemals geäußert worden, und Ihnen vielleicht noch unbekannt sind? Würde es nicht besser seyn, solche Beleuchtungen meines Gegenstandes zu vermeiden, welche Sie mit irreligiösen Erörterungen und freidenkerischen Behauptungen, die in fremden Ländern auftraten, von dem Ihrigen aber immer ausgeschlossen blieben, bekannt machen müssen? Spräche ich nicht zu einer wissenschaftlich gebildeten Versammlung, oder wären diese Vorträge zur Belehrung solcher abgesehen, welche, ich will nicht sagen, niemals über ihr heimathliches Land, sondern niemals über ihre heimathliche Literatur hinausgekommen wären, so wäre ich vielleicht geneigt, die Anregung solcher gefährlichen Fragen zu vermeiden. Oder wäre die rationalistische Philosophie des Continents von solch verführerischer Art, daß sie die spielende Einbildungskraft bezauberte und den unbehutsamen Forscher, gefangen nähme, so würde ich es für meine Pflicht halten, den Eingang zu diesen

Zaubergärten eher zu schließen, als zu öffnen. Aber die Sache verhält sich in beiden Beziehungen anders. Denn fürs Erste wissen Alle im Allgemeinen, daß viele solche sonderbare Meinungen und unverständige Einwürfe in Frankreich und Deutschland von solchen, die sich den Namen Philosophen anmaßten, gemacht wurden: und jeder, der auch nur oberflächlich mit der Literargeschichte in diesen beiden Ländern während der letzten fünf Jahre bekannt ist, kennt die Namen derjenigen, die an dem unheiligen Werke arbeiteten. Nun besorge ich, der allgemeine Eindruck, wenn man hört, daß gelehrte und tüchtige Männer das Christenthum verworfen haben, als unverträglich mit ihren wissenschaftlichen Entdeckungen und Forschungen, möchte viel gefährlicher seyn, als die eigentliche Prüfung der Gründe, auf welche sie im Besondern ihre Verwerfung bauten. Ein scharfsinniger Kritiker hat bemerkt, es sey zu bedauern, daß die Schriften Julians des Abtrünnigen verloren gegangen seyen, indem es interessant gewesen seyn müßte, zu sehen, was ein so gelehrter und geistreicher Mann dem Christenthume vorwerfen konnte. Diese Art von Muthmassung und Bedauern ist tausendmal mißlicher, als die Werke selbst nur immer seyn könnten; denn aus den Proben von Julians Raisonnement, das uns bei Cyrillus aufbehalten ist, erhellt klar, daß seine Einwürfe von der geringfügigsten Art waren. Wenn ich Ihnen daher Einwürfe von Freidenkern vorlege, mit denen Sie zuvor unbekannt waren, aber zugleich auch die befriedigenden Erwiderungen, mit denen man ihnen begegnete und sie zurückschlug, so hoffe ich, die Verwirrung, die oft aus einer unbestimmten und dunklen Ahnung der Gefahr hervorgeht, eher zu verringern als zu vergrößern. Auch darf ich nicht fürchten, daß sich jemand leicht durch das, was ich sagen werde, zu einem gefährlichen Grübeln in verbotenen Untersuchungen werde verlocken lassen: denn die Schriftsteller, mit denen ich hauptsächlich zu thun haben werde, sind der Art, daß es einen entschiedenen Gelehrten fordert, um sich mit ihnen herumzuschlagen, und einen ernsthaftern Beweggrund — gut oder schlecht — als Neugierde, um bei ihrer Lesung die Ausdauer zu erhalten.

§. 4.

Läugnung des Todes und der Auferstehung Christi aus medicinischen Gründen.

Dieß vorausgeschickt, kehre ich zurück mit der Bemerkung, daß der Punkt, von dem ich sagte, daß er von oberflächlichen Forschern aus medicinischen Gründen angegriffen worden sey, kein anderer ist, als der Tod und die Auferstehung unseres Heilands. Sie wissen, daß, da Paulus diese für eine der Hauptstützen unseres Glaubens hält, ohne die seine Predigt eitel seyn würde, die Feinde des Christenthums in alter und neuer Zeit keine Kunst unversucht ließen, um diesen Grundstein unseres Glaubens zu erschüttern. Jeder anscheinende Widerspruch in der Erzählung der Apostel wurde eifrig aufgegriffen, um sie zu widerlegen: aber der geradeste Weg, auf dem sie in alter und neuer Zeit angegriffen wurde, ist der Versuch, die Wirklichkeit des Todes unsers Erlösers in Zweifel zu setzen. Aus dem Ernste, mit dem Johannes bei den letzten Ereignissen seines Lebens zu verweilen scheint, und aus den starken Betheuerungen, mit denen er versichert, daß er selbst Augenzeuge von dem Durchstechen seiner Seite gewesen sei,[1]) erhellet deutlich, daß bereits zu seiner Zeit dieses erhabene, wichtige Ereigniß in Frage gestellt worden ist. Nicht einen Augenblick will ich bei den rohen, empörenden Blasphemieen einiger Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts verweilen, die gefühllos und gottlos unserm Herrn und Heiland Schuld gaben, sich am Kreuze todt gestellt zu haben;[2]) solch ungeheure Gottlosigkeit findet ihre Widerlegung in ihrer eigenen Abgeschmacktheit. Aber neuere Ungläubige, die es nicht wagen, die Tugend und Heiligkeit Christi zu läugnen, während sie seine Wunder zu rein natürlichen Ereignissen machen wollen, haben einen künstlichern Weg zur Erklärung seiner Auferstehung gewählt, in der Erfindung, daß er, aus medicinischen Gründen, am Kreuze nicht gestorben seyn konnte,

---

1) Joh. XIX. 34. 35. vgl. I. Joh. v. 8. Sieh des Bischofs von Salisbury: Letter to the Rev. T. Benyon. 1829. p. 26.

2) Eine Widerlegung dieser Gottlosigkeit s. in Süßkind's „Magazin für christliche Dogmatik," 9. H. S. 158.

sondern in einem Zustande von Ohnmacht oder Asphyxie abgenommen worden seyn mußte. Paulus, Damm und Andere bekennen sich zu dieser Meinung und unterstützen sie durch sehr scheinbare Gründe. Es ist gewiß, sagen sie, daß nach dem Zeugnisse des Josephus und anderer alten Schriftsteller gekreuzigte Personen drei, ja sogar neun Tage am Kreuze lebten; darum finden wir auch, daß die beiden, welche das Urtheil des Erlösers theilten, am Abende noch nicht todt waren, und daß Pilatus ohne das ausdrückliche Zeugniß des Hauptmannes nicht glauben wollte, daß er so schnell gestorben seyn konnte.[1]) Auf der andern Seite aber ist nichts wahrscheinlicher, als daß Anstrengung, Seelenangst und Blutverlust, Erschöpfung und Ohnmacht hervorbrachten, in welchem Zustande dann der Erlöser zur Verfügung seiner gläubigen Freunde gestellt wurde, die seine Wunden mit Spezereien zu heilen suchten und ihn in einem stillen und wohl bewachten Grabgewölbe der Ruhe überließen. Hier erhält er bald wieder das erloschene Bewußtseyn und kehrt zu seinen Freunden zurück. In Beziehung auf die Wachsamkeit seiner eifrigen Feinde werden andere Beispiele angeführt, wo dieselbe getäuscht wurde, wie z. B. beim heiligen Paulus, der für todt liegen blieb, nachdem er in Lystra war gesteinigt worden: oder der heilige Sebastian, der, nachdem mit Pfeilen auf ihn geschossen worden war, von den Christen geheilt wurde. Den Lanzenstich in die Seite des Heiland umgeht man, indem man sagt, daß das im Griechischen gebrauchte Zeitwort, (νύττειν) eher schürfen, oberflächlich verwunden bedeute, als den Leib durchbohren. Und so kommt nun nach ihrer Ansicht in der Geschichte seines Leidens kein Grund vor, einen wirklich erfolgten Tod anzunehmen.

§. 5.

Beweis für die Wirklichkeit des Todes Christi aus medicinischen Gründen.

Wären die Theologen zur Begegnung dieser scheinbaren, oberflächlichen Beweisführung sich selbst überlassen worden, ohne

1) S. Justus Lipsius, „De Cruce," lib. II. c. 12. Josephus, „Cont. Apion." p. 1031.

Zweifel wäre ihre eigne Wissenschaft dem Geschäfte vollkommen gewachsen gewesen. Sie hätten genug Irrthümer in den Behauptungen und eine übermäßige Freiheit in den Annahmen dieser Schriftsteller finden können, um sie vollständig zu widerlegen. Aber es war viel geeigneter, daß eben dieselbe Wissenschaft, welche in Widerspruch mit der Religion gesetzt worden war, dahingebracht wurde, die gehässige Zumuthung von sich abzuweisen und es über sich zu nehmen, die Einwürfe, die man aus ihren eigenen Grundsätzen herzunehmen behauptete, entscheidend zu widerlegen.

Mehrere ausgezeichnete Schriftsteller hatten sich mit der Physiologie des Leidens unsres Heilandes, um mich so auszudrücken, beschäftigt, bevor man noch diese Weise des Angriffes versucht hatte: so Scheuchzer, Mead, Bartholinus, Vogler, Triller, Richter und Eschenbach. Aber eine viel gründlichere und wissenschaftlichere Untersuchung wurde von den beiden Gruner, Vater und Sohn, angestellt; der letztere von ihnen schrieb zuerst darüber nach dem Rathe und unter der Leitung seines Vaters. Diese verschiedenen Schriftsteller haben Alles gesammelt, was medicinische Analogieen betreffs der Feststellung der Art und Weise des Leidens unseres Heilands und der Wirklichkeit seines Todes darbieten konnten.

Sie haben gezeigt, daß die Qualen der Kreuzigung an sich fürchterlich waren, nicht bloß wegen der äußerlichen Wunden und der peinlichen Lage des Körpers, oder auch wegen der Entzündung, welche die unmittelbare Einwirkung der Sonnenhitze nothwendig zur Folge haben mußte: sondern auch wegen der Wirkung dieser Lage auf den Kreislauf und andere regelmäßige Lebensfunktionen. Der Druck auf die Hauptarterie oder Aorta mußte, nach Richter, den freien Lauf des Blutes gehindert haben: und indem er sie außer Stand setzte, alles Blut, das ihr aus der linken Herzkammer zuströmte, aufzunehmen, muß er das Blut, das aus den Lungen zurückkam, abgehalten haben. Durch diese Umstände mußte in der rechten Herzkammer eine Congestion und Spannung entstehen, »unerträglicher, als alle Pein, und als der Tod selbst.« »Die Venen und Arterien der Lunge, so wie die übrigen um das Herz und die Brust,«

fügt er hinzu, mußten durch die Ueberfülle des Blutes, das hier zusammenströmte und sich anhäufte, entsetzliches körperliches Leiden zu der Seelenangst hinzufügen, die aus der übermächtigen Last unserer Sünden hervorging.« [1]) Allein dieses allgemeine Leiden mußte auf verschiedene Individuen einen verschiedenen Eindruck machen, und wie Karl Gruner richtig bemerkt, mußte der Erfolg, den es an zwei abgehärteten, wilden Räubern hatte, die eben frisch aus dem Gefängnisse kamen, natürlich ein ganz anderer seyn, als der, welcher sich an unserm Heiland zeigte, dessen Bau und Gemüthsart von gerade entgegengesetzter Beschaffenheit war, der schon zuvor eine Nacht der Qualen und unausgesetzter Plagen ausgestanden, der in geistigem Kampfe gerungen, bis eine der seltensten Erscheinungen, blutiger Schweiß hervortrat, der im höchsten Grade alle geistige Schärfung seiner Strafe, ihre Schande und Schmach, und die Betrübniß seiner heiligen Mutter und einiger gläubigen Freunde fühlen mußte. [2]) Dazu hätte er noch andere Erwägungen hinzufügen können, z. B. daß der Erlöser offenbar mehr geschwächt war, als Andere in ähnlichen Umständen, indem er ja nicht stark genug war, sein Kreuz zu tragen, wozu sonst Missethäter, die zur Hinrichtung geführt wurden, immer Kraft hatten: und wenn unsere Gegner annehmen, daß unser Herr nur aus Erschöpfung in eine Ohnmacht gefallen sey, so dürfen sie sich dabei offenbar nicht auf andere Fälle berufen, denn dieß kommt dabei niemals vor. Der jüngere Gruner geht genau in alle, auch die geringfügigsten Umstände des Leidens ein, und untersucht sie als Gegenstände der gerichtlichen Medicin; besonders zieht er den Stoß der Lanze des Soldaten in Untersuchung. Er zeigt die große Wahrscheinlichkeit, daß die Wunde in der linken Seite von unten schief aufwärts ging: er beweist, daß man doch gewiß annehmen dürfe, ein solcher Stoß, geführt von dem starken Arm eines römischen Soldaten,

1) Georgii G. Richteri „Dissertationes quatuor medicae.“ Götting. 1775. p. 57.

2) Caroli Frid. Gruneri „Commentatio antiquaria medica de Jesu Christi morte vera non simulata,“ Halae, 1805. pp. 30—36.

mit einer kurzen Lanze — denn das Kreuz war nicht hoch über den Boden erhaben, — müßte eine tödtliche Wunde verursacht haben.[1]) Bis zu diesem Augenblicke, meint er, könne der Erlöser noch schwach am Leben gewesen seyn, da sonst das Blut nicht mehr geflossen wäre, und der laute Schrei, den er ausstieß, auf eine Ohnmacht hinweist, die aus einem zu großen Blutandrang nach dem Herzen entstand. Aber diese Wunde, die, wie er aus dem Fließen des Blutes und Wassers schließt, in die Brusthöhle ging, mußte nach seiner Meinung nothwendig tödtlich seyn.[2]) Sein Vater, Christian Gruner, begibt sich auf denselben Boden, und beantwortet Schritt für Schritt die neuen Einwürfe eines anonymen Gegners. Er zeigt, daß die Worte, welche Johannes gebraucht, um die mit der Lanze versetzte Wunde auszudrücken, oft gebraucht werden, um eine tödtliche zu bezeichnen,[3]) er be-

---

1) S. 40—45.

2) S. 37. Tirinus und andere Commentatoren, so wie auch viele Aerzte, als die Gruner, Bartholinus, Triller und Eschenbach nahmen an, daß dieß Wasser Lymphe aus dem Herzbeutel war. Vogler in seiner „Physiologia historiae passionis," Helmst. 1693. p. 44. nimmte es für Blutwasser, das sich vom Blute ausschied. Aber aus der Weise, wie Johannes diesen geheimnißvollen Strom beschreibt und aus der Uebereinstimmung des ganzen Alterthums, müßen wir etwas höheres, als ein bloß natürliches Ereigniß annehmen. Richter bemerkt, daß der starke Strom von Wasser und Blut, „non ut in mortuis fieri solet, lentum et grumosum, sed calentem adhuc et flexibilem, tamquam ex calentissimo misericordiae fonte," als übernatürlich und tief symbolisch betrachtet werden müße. (p. 52.)

3) „Vindiciae mortis Jesu Christi verae," Ibid. p. 77 sqq. Ein Umstand, den keiner dieser Schriftsteller bemerkt hat, scheint mir den Punkt von der Tiefe der Wunde zu entscheiden, und außer allen Zweifel zu setzen, daß die Wunde nicht oberflächlich seyn konnte, sondern in die Brusthöhle eingedrungen seyn mußte. Unser Heiland macht einen Unterschied zwischen den Wunden seiner Hände und der seiner Seite, indem er will, daß Thomas die erstern mit dem Finger, die letztere durch Hineinlegung seiner Hand messe. (Joh. 20, 27.) Diese muß also äußerlich eine Breite von zwei oder drei Fingern gehabt haben. Nun aber mußte eine Lanze, die nur langsam gegen

weist, daß, wenn man auch annehme, Christus sey anfangs nur scheintodt gewesen, doch schon eine leichte Wunde tödtlich gewesen wäre, weil in einer Ohnmacht, die aus Blutverlust entstünde, schon eine Aderläß dafür angesehen würde:[1]) und daß endlich die Spezereien und Salben, mit denen er einbalsamirt wurde, und das verschlossene Grabgewölbe, weit entfernt, einen Ohnmächtigen zu sich selbst zu bringen, das sicherste Mittel seyn würden, den Scheintod in wirklichen Tod durch Erstickung zu verwandeln.[2]) Wir können auch noch Eschenbachs Bemerkung hinzufügen, daß kein sicher verbürgtes Beispiel von einer Ohnmacht vorhanden sey, die mehr als einen Tag dauerte, während sie hier drei Tage gewährt haben müßte:[3]) ferners würde auch diese Zeit nicht hingereicht haben, einen Körper, der die zerschmetternden Qualen der Kreuzigung, und die Schwächung einer durch Blutverlust entstandenen Ohnmacht ausgestanden hatte, zu Kraft und Gesundheit wieder herzustellen.

§. 6.

Erzählung einer Kreuzigung, nach dem Arabischen.

Ich kann bei dieser Gelegenheit einen Fall, der einige der vorhergehenden Bemerkungen bestätigen wird, nicht umgehen, um so mehr, da er noch in keine europäische Sprache übersetzt, und darum vielen Lesern, die an diesen Forschungen Antheil nehmen, wohl nicht leicht zugänglich ist. Ich meine die Erzählung von einem gekreuzigten Mameluken, oder türkischen Sklaven, die Kose-

---

die Spitze hin zulief, um in dem Fleische eine Narbe oder einen Einschnitt von solcher Breite zurückzulassen, wenigstens vier oder fünf Zoll in den Leib eingedrungen seyn, eine Annahme, die sich mit einer oberflächlichen Fleischwunde durchaus nicht verträgt. Natürlich ist dieser Beweis nur gegen jene gültig, welche zwar die ganze Leidensgeschichte, und die darauffolgenden Erscheinungen des Erlösers zugeben, aber die Wirklichkeit seines Todes läugnen, und zu diesen gehörten die Gegner Gruners.

1) Pag. 67.

2) Pag. 70. Car. Gruner, p. 38.

3) „Scipta medico-biblica“ Rostock. 1779. p. 128.

garten aus einem arabischen Manuscript, betitelt »die blumige Wiese und der duftende Wohlgeruch,« herausgegeben hat. Die Erzählung fährt nach Anführung der Gewährsmänner, wie es im Arabischen gewöhnlich ist, folgendermassen fort: »Man sagt, daß er seinen Herrn aus irgend einem Grunde erschlagen habe; und er wurde gekreuziget an den Ufern des Flusses Barada unter der Burg von Damaskus, mit dem Angesichte gegen Osten gekehrt. Seine Hände, Arme und Füße waren angenagelt, und er blieb so von Freitag Mittags bis zu derselben Stunde am Sonntag, wo er starb. Er war merkwürdig durch Stärke und Tapferkeit; er war mit seinem Herrn im heiligen Kriege bei Askalon gewesen, wo er eine große Anzahl Franken erschlug: und da er noch sehr jung war, hatte er einen Löwen getödtet. Mehrere außerordentliche Dinge begegneten bei seiner Annagelung, wie daß er sich ohne Widerstand der Kreuzigung hingab, und ohne Klagen seine Hände ausstreckte, die angenagelt wurden, und nach ihnen die Füße: er sah unterdessen zu und that nicht einen Seufzer, und änderte nicht die Farbe, und bewegte nicht seine Glieder.« So sehen wir einen Mann, in der Blüthe seines Alters, ausgezeichnet durch Festigkeit und Stärke, gewöhnt an kriegerische Beschwerden, ja so stark, daß es in einem andern Theile der Erzählung heißt: »er rieß seine Füße umher, bis er die Befestigung der Nägel locker machte, so daß er sie, wenn sie in dem Holze nicht wohl gesichert gewesen wären, herausgerissen hätte;« und doch konnte er das Leiden nicht länger als acht und vierzig Stunden aushalten. Aber der bedeutendste Umstand in dieser Erzählung, die Beleuchtung der biblischen Erzählung, die ich am meisten im Auge hatte, ist die Thatsache, die meines Wissens keiner von den Alten, die diese Strafe beschreiben, erwähnt hat, — daß die vorzüglichste Qual, die dieser Sklave ausstand, die des Durstes war, genau so, wie es in der Geschichte des Evangeliums erzählt wird.[1]) Denn der arabische Erzähler fährt fort: »Ich habe dieß von einem gehört, der Augenzeuge

1) Joh. 19, 28. Schon der Umstand, daß ein Getränk bereitet war, beweist dieß.

davon war; — und er blieb so bis er starb, geduldig und schweigend, ohne Klagen, sondern rings um sich sehend auf das Volk zur Rechten und zur Linken. Aber er bat um Wasser und keines wurde ihm gegeben; und die Herzen des Volkes erweichten sich in Mitleid gegen ihn und mit Erbarmen über ein Geschöpf Gottes, das, noch Jüngling, unter einer so schweren Heimsuchung litt. Unterdessen floß Wasser rings um ihn und er sah darauf hin und sehnte sich nach einem Tropfen davon..... und er klagte über Durst den ganzen ersten Tag, hierauf wurde er still, denn Gott gab ihm Stärke.«[1])

§. 7.

Anwendung derselben Beweisart auf andere Punkte.

Das Gesagte mag hinreichen, zu zeigen, daß unsere Nachbarn auf dem Continente ihre medicinischen Forschungen auch auf die Vertheidigung und Beleuchtung des Wortes Gottes gerichtet haben. Es gibt noch manchen andern Punkt, der nicht geringere Beachtung verdiente, manchen, der die Bemühung eines gelehrten Arztes wohl lohnen würde, wenn er sich geneigt fühlte, einen Theil seiner Geschicklichkeit und Erfahrung der Vertheidigung und Zierde der Religion zu widmen. Ich bemerke nur Einen Punkt, der mir zu einem solchen Studium einzuladen scheint, da ich weiß, daß ich die Ehre habe, mehr als Einen, der diesem Geschäfte gewachsen wäre, unter meine Zuhörer zu zählen. Der Gegenstand, den ich meine, ist der Versuch Eichhorns, die plötzliche Erblindung des heiligen Paulus auf seinem Wege nach Damascus und seine Heilung durch Ananias, durch natürliche, medicinische Beobachtungen zu erklären. Er hat eine Anzahl

1) Kosegarten, „Chrestomathia Arabica," Lips. 1828. pp. 63—65. Im Verlaufe dieser Erzählung wird ein kleiner Umstand erwähnt, der einiges Licht auf das werfen könnte, was 2. Sam. 14, 26 von Absaloms Haar gesagt wird, indem sich daraus die Meinung bestätigt, daß das Gewicht ein anderer Ausdruck für den Werth ist. „Er war der schönste der Jünglinge, und sehr schön von Gesicht und hatte das längste Haar, dessen Werth einige tausend Dirhems war." (p. 65.)

medicinischer Fälle gesammelt, um zu beweisen, daß es nur eine Amaurose war, durch den Blitz verursacht und heilbar durch Mittel der einfachsten Art, wie etwa die Auflegung der Hände auf das Haupt. [1]) Natürlich ist diese eben so abgeschmackte als gottlose Annahme mit leichten Gründen zu widerlegen: denn schon die Erwähnung des Umstandes, daß Ananias dem Saul sagte, er sey gekommen, sein Gesicht wieder herzustellen, beweist, daß er sich nicht auf natürliche Mittel verließ; denn, zugegeben, daß die Amaurose zufällig durch solche einfache Mittel geheilt werden kann, so würde doch gewiß auch der geschickteste Augenarzt nicht wagen, ihren Erfolg vorher zu sagen und sich auf ihre Gewißheit zu verlassen. Zugleich aber möchte es noch befriedigender seyn, diese Geschichte, so unbezweifelt sie auch an sich selbst seyn mag, von eben derselben Wissenschaft vertheidigt zu sehen, von welcher sie bestritten worden ist, und zur Widerlegung von Eichhorns Läugnung dieses Wunders etwas von derselben Art zu schreiben, wie wir in Entgegnung auf die Blasphemieen Schusters und Paulus gesehen haben.

Es würde nicht schwer seyn, zwischen der eben besprochenen Wissenschaft, und derjenigen, zu welcher wir zunächst kommen, nämlich der Geologie, Bindeglieder festzusetzen. Die Chemie z. B., die mit beiden in enger Verwandtschaft steht, möchte uns eine mehrfache, wichtige Anwendung gestatten. Aber ich übergehe sie, sowohl weil sie besser bekannt sind, als auch, weil die Fülle des Stoffes, der uns vorliegt, für weniger wichtige Punkte nicht Zeit läßt. Ich eile daher fort zu einem möglichst flüchtigen Ueberblick über den Zusammenhang zwischen der Geologie und der heiligen Geschichte.

§. 8.

II. Die Geologie.

Man kann die Geologie in Wahrheit die Alterthumskunde der Natur nennen. So frisch und jung auch diese Macht uns entgegentritt, und so gewaltig in all ihren Wirkungen, — so frei

1) In seiner „Allgemeinen Bibliothek" 8. Band S. 13. ff.

von allen Anzeichen eines Verfalles ihre Schönheit und Kraft scheinen mag, — doch hat sie auch ihre alten Zeiten, ihre frühern Tage wilden Kampfes und gewaltthätiger Bestrebungen, und dann ihre Epochen stiller Ruhe und sanfter Ordnung. Die Sagen von all diesem nun hat sie auf unzählige Denkmäler, die über das unbegränzte Gebiet ihrer Herrschaft zerstreut sind, eingeschrieben, in Schriftzügen, die die Wissenschaft des Menschen entziffern gelernt hat. Sie hat ihre Pyramiden in jenen Bergkegeln von bestrittener Bildung, die in allen Continenten sich erheben; ihre mächtigen Wasserleitungen in den majestätischen Flüssen, die weite Gebiete gleichsam bestreiten, bald in die Tiefen der Erde hinabsinkend, bald in friedlichem Strome in die Kammern des ungeheuren Meeres fließend; ihre Gränzmarken und örtlichen Denkmäler, um Zeiten und Räume ihrer Siege über die Kunst oder ihrer Niederlagen von einer mächtigern Gewalt als die ihrige zu bezeichnen; ihre Kamöen und geschnittenen Steine in den Abdrücken von Insekten oder Pflanzen auf Steinplatten; und wir haben erst vor Kurzem auch noch ihre Grabstätten oder columbaria entdeckt, in jenen sonderbaren Höhlen, worin die Knochen früherer Geschlechter eingesargt, ja sogar von ihrer erhaltenden Hand einbalsamirt liegen, mit Zeugnissen und Beweisen, wann sie lebten und wie sie starben. Und sogar über jene Zeiten hinaus können wir zurückgehen zu ihren Cyklopenmonumenten, ihren fabelhaften Zeiten

»der Hydern, der Gorgonen und Chimären,«

wo die Riesenmassen der ungeheuren Saurier und Megatherien über See und Land schwärmten, und finden mit Erstaunen Alles, was eine gespensterhafte Phantasie von ihren Gestalten hätte träumen können, in sichern Darstellungen auf zuverläßigen Monumenten geschildert.

§. 9.

Geschichte dieser Wissenschaft. a. Systeme zur Vertheidigung der mosaischen Erzählung.

Von allen Wissenschaften war keine der Erfindungen des Geistes und der Einbildungskraft mehr preisgegeben, als die Geologie: keine hat einen weiteren Spielraum für ideale Theo-

rieen und luftige, wenn gleich glänzende Systeme auf die widerstrebensten Grundsätze gebaut, ausgesteckt. In Aufzählung der verschiedenen sogenannten Theorieen der Erde, die sich während der zwei letzten Jahrhunderte bildeten, können wir sie füglich in drei Klassen eintheilen.

Die erste umfaßt diejenigen, welche die mosaische Kosmogonie und die Sündfluth als erwiesene Punkte annahmen und ihre Studien von dem Gesichtspunkte aus leiteten, wirkliche Erscheinungen mit diesen Ereignissen in Uebereinstimmung zu bringen. In den frühern Werken dieser, so wie jeder andern Classe, findet sich natürlich mehr Geist und Einbildungskraft, als Gründlichkeit der Untersuchung. Die ältern Theorien verdienen kaum, daß wir uns bei ihnen aufhalten; Burnet, Woodwart, Whiston und Hooke und viele Andere verdienen für ihren Eifer für die Sache der Religion viel Lob, allein nur auf geringen Ruhm können sie für wirkliche Dienste zu ihrer Unterstützung Anspruch machen. Nichts war leichter, als zu zeigen, wie die Welt zuerst geschaffen und wie sie von einer Wasserfluth zerstört wurde, wenn alle erforderlichen Ursachen reine Annahmen und Erdichtungen aus dem Kopfe des Autors waren. Burnet nahm an, eine schwache Kruste habe die Erdoberfläche gebildet, und um die Zeit der Sündfluth habe eine Aenderung in der Richtung der Erdaxe stattgefunden. Diese angenommene Aenderung — die von neuern Astronomen hinreichend widerlegt worden ist, — befreite das eingekerkerte Wasser von seinen schwachen Banden und verursachte, daß es die Erde überströmte. Whiston war noch poetischer. Er nahm an, unsere Erde habe vor Jahrtausenden durch den Raum geirrt,

»Eine irrende Masse gestaltloser Gluth,
Ein Komet ohne Pfad;« — Byron.

bis, um die Zeit der mosaischen Schöpfung, ihr Lauf eingehemmt und sie aus dem Zustande ihres Umherschweifens zurückgerufen wurde, um die friedlichen Umwälzungen eines Planeten zu durchlaufen. Aber was geschah nun, um sie so bald, bei der Sündfluth, in ihrer ordentlichen Bahn zu stören. Ein anderer Komet ist zur Hand, den die Rache des Allmächtigen auf die gottlose Welt losläßt:

»Die ausgeworfene Welt
Rollt donnernd rasch hinunter in den Raum,
Und ihre Meere wallen auf in Schaum,
Und ziſchend ſpritzen ſie wie Thau umher.« Hogg.

In dieſem Zuſtande ſchoß er auf unſere kleine Erdkugel herab, nahm ſie in ſeine wäſſerige Athmosphäre auf, und ertränkte und zerſtörte ſie mit einem Male.

§. 10.

Mangelhaftigkeit ſolcher Theorieen.

Fürwahr, derartige Theorieen, die Voltaire veranlaßten, in ſeiner ſpöttiſchen Weiſe zu ſagen, daß »die Philoſophen ſich ohne Umſtände an Gottes Stelle ſetzen und die Welt nach ihrem Gefallen zerſtören und erneuern,« fügen der Sache der Religion weſentlichen Schaden zu, anſtatt ſie zu unterſtützen. Denn de la Beche hat bemerkt, daß, wenn ein Fluß in ſeinem Bette gewaltſam anſchwillt und eine Ueberſchwemmung droht, gerade die Brücken, die der Menſch ſchlug, um ſicher über ihn hinzuſchreiten, oder die Schleußen, die ſie gebaut, um ihn zu nützlichen Zwecken zu verwenden, ſeinen Gewäſſern eine gefährliche Anhäufung geben, und wenn der ſchwache Damm, den ſie ihnen entgegenſetzen, durchbrochen iſt, ſein Ungeſtüm fürchterlicher machen;[1]) und ebenſo können wir hier ſagen, daß die künſtlichen Mittel, zu denen man griff, um unbeſchädigt über die geglaubten Gefahren dieſer Wiſſenſchaft wegzuſetzen, und um ſie vortheilhaft anzuwenden, dieſen Gefahren vielmehr eine größere Gewalt gaben: und, wie Dr. Knight bemerkt, als der Fortſchritt der Wiſſenſchaft ſie umgeworfen hatte, ſchien ſich von ihnen auf die Gegenſtände, die ſie beleuchten ſollten, einige Mißgunſt zu vererben.[2])

---

1) „A Geological Manual,“ 3r edit. 1833. p. 65.

2) „Facts and Observations towards forming a New Theory of the Earth.“ Edinb. 1819. p. 262. Siehe auch: Conybeare and Phillips's „Outline of the Geology of England.“ Lond. 1822. p. XLIX. und „Correspondance particulière entre M. le Dr. Teller et J. A. De Luc.“ Hanov. p. 161.

§. 11.

Penn, Fairholme und Croly.

Ungern sage ich etwas von lebenden Schriftstellern, da es fast unvermeidlich ist, Tadel auf Arbeiten zu werfen, die von einer feurigen Liebe zur Religion geleitet, und auf die uneigennützigsten Zwecke gerichtet sind. Aber ich bin überzeugt, daß der Sache der Religion keineswegs mit rohen Theorieen gedient ist, oder mit Verwerfung von Thatsachen, die schon zu wiederholten Malen erwiesen wurden. Nur in aller Kürze muß ich die heftigen Angriffe berühren, welche H. Granville Penn auf Dr. Bucklands Entdeckungen und Beobachtungen betreffs der vorfluthlichen Ueberreste der Knochenhöhlen machte: jedermann muß sich betroffen fühlen von der Art und Weise, in der er unbeträchtliche Umstände, und Beweise von geringerer Bedeutung aufgreift und vermittels derselben die hauptsächlichern und bedeutendern Ergebnisse läugnet. H. Fairholme befolgt so ziemlich denselben Gang: z. B. vor einer hinreichenden Vergleichung von Beobachtungen haben einige Geologen das Mastodon ausschließlich als Einwohner von Amerika betrachtet; die Entdeckung der Knochen desselben in Europa reicht nun nach seiner Meinung hin, das ganze System der fossilen Thiere umzustoßen.[1] »Wenn wir aus dem Umstande, daß die ungeheuren Knochen der Saurier, oder die seltsamen Skelette der Pterodaktylen nichts Entsprechendes in der neuen Welt haben, den Schluß ziehen, daß dieses erloschene Thiergattungen seyen, so ist dieß keineswegs überzeugend; denn wir haben noch nicht alle Flüsse im Innern Afrikas untersucht, und können folglich nicht wissen, ob nicht diese Thiere in ihrer Nähe noch bestehen!«[2]

Doch, weil ich eben auf diesem Punkte bin, und Schrift-

---

1) „Wir wissen, daß in Amerika die Ueberreste des Mastodon sowohl, als des Mammuth beständig auf demselben Grunde entdeckt wurden. Dieser Umstand allein wäre schon hinreichend, die ganze Theorie der Geologen umzustoßen, welche das Mastodon auf Amerika beschränken." A general View of the Geology of Scripture. Lond. 1833. p. 368.

2) p. 366.

steller erwähne, die alle geologischen Thatsachen und Grundsätze zurückweisen, und auf diesem Wege die Geologie mit der mosaischen Erzählung vereinigen zu können glauben, die mit hartem Tadel gegen die Geologen verfahren, weil sie sich in ihrer Wissenschaft irgend eine Theorie bauen, und die deßungeachtet sich selbst zwei bilden, eine für die Geologie und eine andere für die inspirirte Erzählung: so kann ich Einen Schriftsteller nicht übergehen, welcher, wohl phantastischer als alle Anderen, theils durch Declamation, theils durch Verdrehung, hauptsächlich aber durch Verkehrtheit der Beweisführung diese Wissenschaft als von Grund aus widerchristlich angreift, und wenigstens alle ausländischen Geologen dem Anatheme der wahren Gläubigen übergibt. Ich meine Dr. Crolys »göttliche Vorsehung,« ein Buch, welches anzunehmen scheint, daß das Christenthum noch unerwiesen war, bis der Verfasser den wunderbaren Parallelismus entdeckte, welcher zwischen Abel und den Waldensern, Enoch und der Bibel (»den zwei Propheten im Sackkleide«) Constantinus und Moses, den Reliquien der Apostel und den zwei goldenen Kälbern, Ezra und Luther, Nehemias und dem Churfürsten von Sachsen stattfindet.[1]) Gewiß, ein solcher Phantast, der überdieß Muth genug hatte, auf den Trümmern der frühern Auslegungen der Apokalypse eine neue grundlose Theorie zu erbauen, hätte sich zuvor bedenken sollen, ehe er eine Wissenschaft bespöttelte wegen der vielen Systeme, die ihre Pfleger ersannen. Die verschiedenen philologischen und physikalischen Ungenauigkeiten in den Declamationen dieses Schriftstellers nachzuweisen,[2]) — die falschen Ansichten, die er von den

1) „Divine providence; or, the Three Cycles of Revelation.“ Lond. 1834. Vergl. die Vorrede mit diesen sonderbaren Vergleichungen pp. 549. 571. 581. etc.

2) S. 95. z. B. läugnet Dr. Croly nach Granville Penn, daß die Tage der Schöpfung etwas anderes bedeuten können, als den Zeitraum von vierundzwanzig Stunden, unter andern aus dem Grunde, weil das hebräische Wort יום jom von dem Verbum jama (verbuit) herkomme. Ein solches Wort gibt es aber nicht im Hebräischen, (m. v. Winers Lexicon S. 406.) noch auch könnte es, wenn

Bestrebungen der Geologie auf dem Continente hegt, zu beleuchten,[1]) den eben so wenig gerechten, als zu rechtfertigenden Tadel, den er über die Ansichten und Urtheile des gelehrten Dr. Buckland ausspricht, zu widerlegen, würde nicht viele Zeit erfordern, aber doch mehr als das Werk verdient. Die Anklage des Unglaubens sowohl gegen eine ganze große Klasse von Männern, als gegen einzelne Schriftsteller ist schnell erhoben; sie gleicht in unsern Tagen dem unbestimmten Geschrei von Verrath und Verdächtigkeit, das in Zeiten der Aufregung die Entrüstung und das Rachegefühl der Menge ohne Untersuchung auch auf die Unschuldigsten herabzurufen pflegt, und ich weiß nicht, ob die, welche sich damit befassen, eine schlimmere Art von Verläumdern sind, als diejenigen, welche jedem, der über gleichgültige Gegenstände

---

es wirklich eines gäbe, die Wurzel des andern seyn. Im Arabischen ist ein verwandtes Wort wama (ferbuit dies), „der Tag war heiß;“ aber sicherlich konnte das einfache Wort Tag in keiner Sprache sich von dem Begriffe eines heißen Tages ableiten. Der Schluß, daß das Wort Tag bildlich keine längere Zeit bezeichnen könne, weil es wörtlich die Periode des Lichtes, „die Zeit zwischen zwei Sonnenuntergängen,“ bedeute, ist sicher ein logischer Irrthum: eben so gut könnte man sagen, daß die Nacht kein Bild des Todes seyn könne, weil sie die Zeit zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang bedeute. Ich will keineswegs die Verlängerung der Tage zu Perioden vertheidigen; aber ich muß es sehr mißbilligen, wenn man jemanden, der es thut, für ungläubig erklärt, ohne andere Gründe, als solche für das Gegentheil vorzubringen. Die Worte, welche gebraucht wurden, um den Stillstand der Sonne zu bezeichnen, sind ebenso deutlich und ausdrücklich, als die, welche in der Schöpfungsgeschichte gebraucht werden, und doch nimmt Niemand Anstand, sie bildlich zu verstehen, weil erwiesene Gesetze der Physik uns dazu nöthigen.

1) Dr. Croly spricht sich überall mit großer Vorliebe gegen die auswärtige Geologie aus, und setzt sogar in einer Note das Benehmen der englischen Geological Society mit ihr in Gegensatz, S. 108. Und doch kann ihm nicht unbekannt gewesen seyn, daß alle ausgezeichneten englischen Geologen in den Ansichten übereinstimmen, die er mit solcher Heftigkeit zu verdächtigen sucht, daß nämlich schon vor der Sündfluth große Erdrevolutionen statt gefunden hatten.

anders, als sie, zu denken wagt, das gehässigste der Brandmale aufzudrücken streben.

§. 12.

b. Systeme, die der heiligen Schrift widersprechen: Buffon und andere französische Schriftsteller.

Doch wenn wir uns genöthigt fühlen, uns mit Strenge gegen diejenigen auszusprechen, welche zwar unbegründete Systeme, aber doch wenigstens mit gutem Willen aufbauten, so dürfen wir nicht vergessen, daß eine andere Klasse sich keiner geringern, ja vielmehr größerer Ausschweifung schuldig gemacht hat, selbst ohne Grund für solche Erleichterung des Tadels. Ich meine diejenigen, deren Theorieen in geradem Widerspruche mit den heiligen Urkunden gebildet wurden. Das letzte Jahrhundert hat eine Menge solcher in Frankreich hervorgebracht, und besonders Eine wurde, wenn es auch nicht in der Absicht ihres Gründers lag, von zu vielen Bewunderern wenigstens so aufgefaßt, als ob sie mit der mosaischen Erzählung im Widerspruche stehe. Ich meine Buffons, der in seinen berühmten Epochen der Natur, erschienen i. J. 1774, die Theorie der Erde, die er sechs und zwanzig Jahre zuvor bekannt gemacht hatte, wiederholte und weiter ausführte.[1]) Alles was eine glänzende Einbildungskraft, ein reizender Styl, und ein entschiedener Ton zu Gunsten irgend einer Theorie thun können, kam dieser gewiß zu Statten. „Er trat hervor," sagt Howard, „nicht mehr eine kühne Muthmaßung über die Bildung und Theorie des Weltalls zu geben, sondern mit angeblichen Beweisen in der Hand, um nicht nur die Möglichkeit, sondern in den meisten Punkten die nothwendige Wahrheit seiner frühern Behauptungen darzuthun. Er sprach nicht mehr in der Weise eines Mannes, der seine Muthmaßungen der Welt darbietet, sondern in dem gebieterischen, diktatorischen Tone dessen, der aller seiner

1) Rousseau gehörte unter diejenigen, welche Buffon's System in Widerspruch setzten mit der Erzählung der heil. Schrift, und es dieser vorzogen. — S. De Luc. „Discours Préliminaire," in seinen „Lettres sur l'Histoire Physique de la Terre," Paris, 1798. p. 110.

Behauptungen vollkommen sicher ist". [1]) Die Grundlage seiner Theorie war, daß die Erde ursprünglich eine Feuermasse gewesen sey, die zu einem fast unglaublichen Grade erhitzt, sich allmählig bis auf unsere Zeit abkühlte, so daß sie immer bei der entsprechenden Stufe dieses Verlaufes die dem jedesmaligen Grade der Wärme angemessenen Pflanzen und Thiere hervorbrachte. Es kann nicht nothwendig seyn, in eine genauere Erörterung der Meinungsverschiedenheit einzugehen, die jetzt über die Grundlagen dieser Theorie herrscht, ob nämlich wirklich eine allmählige Abkühlung der Erde stattfinde. Arago behauptet nach genauer Beobachtung, daß die strenge Gleichmäßigkeit des Klimas in den alten wie in den neuen Zeiten, so weit wir es beurtheilen können, die Zulässigkeit einer solchen Annahme abweist. Er stützt sich auf Beweisgründe, die ein französischer Philosoph zur Zeit Buffon's meines Erachtens kaum zu brauchen gewagt hätte, hätte er sich nicht aus freien Stücken der Gefahr aussetzen wollen, wegen zu großer Leichtgläubigkeit verlacht zu werden. Denn die Bücher Moses in der Hand, zeigt er, daß die Jahreszeiten in Palästina zur gegenwärtigen Zeit in Aufeinanderfolge und Produktionskraft genau so sind, wie sie zu jener Zeit waren, und daraus schließt er, daß unmöglich eine Aenderung des Klimas eingetreten seyn könne. [2]) Dagegen könnte man vielleicht einwenden, daß eine so allmählige und stufenweise Aenderung des Klimas, die erst in langen Zeiträumen merklich wird, eine entsprechende Modification in dem Charakter — um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, — der Pflanzen hervorbringen konnte. Mit diesem Gegenstande verbunden, und in interessanter Weise auf geologische Thatsachen begründet ist die Frage von der centralen Hitze, wie sie mit großer mathematischer Genauigkeit und Gelehrsamkeit von Fourrier und Poisson behandelt wurde, von denen der erstere das Vorhandenseyn einer strahlenden Hitze in dem Innern der Erde behauptet, während der andere die erprobten

1) Howards „Thoughts on the Structure of the Glob," London, 1797, p. 286.

2) „Annuaire du Bureau des Longitudes" für 1834.

Thatsachen zwar zugibt, aber die Folgerungen läugnet. Doch eine Erörterung dieser Frage würde uns auf jeden Fall zu weit von dem vorliegenden Gegenstande abführen.

Seit der Zeit Buffons erhob sich System auf System wie die beweglichen Säulen der Wüste, die in drohender Schlachtordnung anziehen; aber wie sie, waren sie nur Gebilde von Sand, und obwohl i. J. 1806 das französische Institut mehr als achzig solche, der biblischen Erzählung feindliche Theorieen aufzählte, so ist doch keine unter ihnen, die sich bis jetzt erhalten hätte oder Erwähnung verdiente.

§. 13.

c. Rein wissenschaftliche Untersuchungen.

Die dritte und wichtigste Klasse von Geologen umfaßt diejenigen, welche, ohne gerade Theorieen zu bilden, sich damit begnügten, Erscheinungen zu sammeln, sie zu ordnen und zu vergleichen. Geologie in diesem ihrem wahren Sinne, verdankt ihren Ursprung und ihre Hauptentwicklung Italien. Brocchi hat in einer Einleitung zu seiner Conchiologia fossile subapennina seinem Lande volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er eine Reihe von Schriftstellern über Geologie aufzählt, die hauptsächlich die Fossile behandelten, und zwar solche, wie kein anderes Land aufweisen kann. Es wäre ermüdend, sie aufzuzählen, doch werde ich später Gelegenheit haben, ihre erfreulichen Forschungen zu erwähnen. Für jetzt möge es genügen, zu sagen, daß durch alle ihre Werke eine gewisse Scheu sichtbar ist, ihre Folgerungen zu weit zu treiben; eine Art von lauernder Furcht, es möchten kühne Consequenzen, die man etwa aus ihren Meinungen ziehen könnte, sich im Widerspruche mit wichtigeren Wahrheiten finden. Zu dieser Aenglichkeit dürften die Schriften des Moro, Vallisnieri und Generelli schlagende Belege geben.

Man darf dieß jedoch nicht in der Art verstehen, als ob in diese Klasse Schriftsteller gehörten, die über das Verhältniß ihrer Wissenschaft zur Religion gleichgültig sind, im Gegentheil müssen zu derselben ihre eifrigsten Vertheidiger gerechnet werden und gerade diejenigen, welche ihr wesentliche und wirk-

same Dienste geleistet haben, obwohl sie sich sorgfältig enthielten, eigentliche Theorieen der Erde zu konstruiren. So war De Luc, der durch seinen ganzen, sehr langen Lebenslauf die Erzählung der heiligen Schrift niemals außer Augen ließ, ein höchst schätzenswerther Sammler und Vergleicher von Thatsachen. Die Untersuchungen von Dolomieu, Cuvier, Buckland und unzähligen Anderen, deren Urtheil Sie an seiner Stelle hören sollen, haben sich durchaus nicht von dem Geiste irgend eines Systems führen lassen, und haben doch ihre Gunst gegen die Sache der Religion bewähret.

Wenn nun die Wissenschaft in den Händen solcher Männer ist, die, überzeugt von der Gewißheit jener großen leitenden Thatsachen, die in dem heiligen Berichte von der frühesten Geschichte der Welt enthalten sind, so haben gewiß jene Schriftsteller, die ich als Feinde der Geologie bezeichnete, keinen Grund zur Furcht. In der That, so lange nur einfach Erscheinungen aufgezählt, und nur die natürlichen klaren Folgerungen daraus abgezogen werden, ist alle Furcht, daß die Ergebnisse der Wissenschaft sich der Religion feindlich erweisen möchten, grundlos. Um wie viel weiser war der Rath Gamaliels, und wie anwendbar auf diejenigen, welche diese Bestrebungen bekämpfen: »Haltet euch zurück von diesen Männern und lasset sie gehen; denn wenn ihr Werk von Menschen ist, so wird es zerfallen; wenn es aber von Gott ist, so könnet ihr es nicht zerstören.« [1]) Wenn ihre Darstellungen der Natur Menschenerdichtungen sind, so können sie sich gegen den Fortschritt der Wissenschaft nicht halten; sind sie treue Gemälde der Werke Gottes, so müssen sie sich mit seinen geoffenbarten Verkündigungen leicht vereinigen lassen.

§. 14.

Brydone über die Laven von Jaci Reale als Beispiel oberflächlicher Einwürfe.

Bevor wir uns geradezu in die Hauptschlüsse dieser Wissenschaft einlassen, will ich noch ein wenig verziehen, um ein Beispiel anzuführen von jenen gewöhnlichen Einwürfen, die, aus

1) Acta V. 38. 39.

schlecht beobachteten Thatsachen durch scheinbare Schlüsse erhoben, eine geraume Zeit einmal über das andere wiederholt wurden und keinen unbeträchtlichen Eindruck hervorbrachten. Brydone schreibt in seiner Reise durch Sicilien folgendermassen: »Was sollen wir zu der tiefen Grube bei Jaci sagen? Man grub durch sieben auf einander liegende Schichten Lava, deren Oberflächen parallel liefen, und wovon die meisten mit einem dichten Bette guter Dammerde bedeckt waren. Nun sagt er, (der Canonicus Recupero) muß, wenn wir nach der Analogie schließen dürfen, (wenn nämlich zweitausend Jahre nöthig sind, um eine Lavaschichte mit Pflanzenerde zu bedecken,) der Ausbruch, wodurch die unterste Lava entstanden ist, wenigstens vor 14000 Jahren aus dem Berge geflossen seyn. Recupero sagt mir, daß ihn diese Entdeckung in Absicht auf die Geschichte des Berges in die äußerste Verlegenheit setze. Moses hänge gleich einem todten Gewichte auf ihm und ersticke seinen ganzen Eifer für die Untersuchung, indem er es nicht über sein Gewissen bringen könne, diesen Berg so jung zu machen, als der jüdische Prophet die Welt mache. Was denken Sie von diesen Gesinnungen eines römisch-katholischen Gottesgelehrten. Der Bischof, der streng orthodox ist — denn er besitzt eine vortreffliche Pfründe, — hat ihn bereits gewarnt, sich in Acht zu nehmen, und ja nicht zu verlangen, ein besserer Naturgeschichtschreiber zu seyn, als Moses, noch sich zu unterstehen, irgend etwas zu behaupten, was seinem heiligen Ansehen im geringsten zuwider seyn könnte.« [1])

Es ist schwer zu sagen, wo man bei der Erwiderung auf diese abgeschmackten Behauptungen anfangen soll, ob mit den scientifischen, oder mit den moralischen Sünden, die er aufeinander häuft. Einige Schriftsteller glaubten diese Geschichte, schenkten dem Canonikus großes Zutrauen wegen seiner tiefen Erfahrung und Gelehrsamkeit in diesem Gegenstande, und wurden so durch die Irrthümer der ersten Klasse verführt; andere, wie Dr. Watson verwarfen zwar die gezogenen Schlüsse, schonten aber weder den armen Priester noch seinen Bischof wegen ihres

1) „A Tour through Sicily and Malta.“ Lond. 1773. vol. I. p. 131.

Benehmens. [1]) Beide Klassen haben gleich Unrecht; denn, fürs erste, braucht es nicht zweitausend Jahre, nicht einmal zweihundert, um die Lava mit dem zu bedecken, was ungeschickte Beobachter für Erde halten könnten; zweitens sind die Schichten von Jaci Reale nicht mit Pflanzenerde bedeckt; drittens hat der Kanonikus Recupero niemals behauptet, was Brydone ihm in den Mund legt, noch irgend eine solche Folgerung gezogen.

§. 15.

Widerlegung durch Smyth, Dolomieu und Hamilton.

Der erste Punkt ist außer Zweifel gesetzt durch einen wissenschaftlichen Beobachter, der auf Auftrag der britischen Regierung die Küste Siciliens besichtigte. Kapitän Smyth sagt: „Der Gebrauch, die Alter der Laven nach dem Fortschritt der Vegetation auf denselben zu bemessen, ist auf eine trügerische Theorie gebaut, indem dieser Fortschritt von ihrer örtlichen Lage, von ihrer Porosität und von den Theilen ihrer Zusammensetzung abhängig seyn muß. Eben so wenig kann man sich auf die abwechselnden Lagen von Lava und Erde verlassen, indem ein Aschenregen mit Hülfe des darauf fallenden Regenwassers gar bald eine Erdschichte bilden kann, die dem Töpferthon ähnlich sieht. Einige der vulkanischen Massen der äolischen Inseln, die, so weit die Geschichte reicht, da waren, sind noch ohne ein grünes Blatt, während andere in verschiedenen Gegenden, die sich wenig über hundert Jahre hinaufschreiben, eine freie Vegetation tragen; dasselbe wurde bei zwei Laven des Aetna's nahe an einander gesehen: denn die eine von 1536 ist noch schwarz und trocken, während die von 1636 mit Eichen, Fruchtbäumen und Weinbergen überwachsen

1) „Ich will über diesen Gegenstand nichts mehr hinzufügen, als daß der Bischof der Diözese nicht so übel that, den Kanonikus Recupero zu warnen, er möge sich in Acht nehmen, seinen Berg älter zu machen als Moses; obwohl es wenigstens ebenso gut gewesen wäre, seinen Mund mit Gründen zu schließen, als ihn mit der Androhung kirchlicher Strafe zu verstopfen." Two Apologies, 1816. p. 156.

ist.«[1]) Sir W. Hamilton machte dieselbe Bemerkung über die Lavaströme, die über Herculanum hinweggingen und es zerstörten, zu einer Zeit, die in der Geschichte so wohl bekannt ist. »Die Masse, welche die alte Stadt Herculanum bedeckt,« sagt er, »ist nicht der Erfolg eines einzigen Ausbruches, sondern es sind deutliche Anzeichen da, daß die Masse von sechs Ausbrüchen ihren Lauf über diejenige hinnahm, welche unmittelbar auf der Stadt liegt, und die Ursache ihrer Zerstörung war. Diese Lager bestehen entweder aus Lava oder gebrannter Masse, mit Adern guten Bodens zwischen ihnen.[2])

Der zweite und dritte Punkt wurde hinreichend dargethan von Dolomieu, welcher den Charakter des Kanonikus rechtfertigte, während er zugleich durch eigene Beobachtung erwies, daß gar keine Pflanzenerde zwischen den Lavaschichten von Jaci Reale vorhanden ist. Dieß sind seine Worte: »Der Kanonikus Recupero verdient weder das Lob, das ihm wegen seiner Wissenschaft gespendet wurde, noch die Zweifel, die gegen seine Orthodoxie erhoben wurden. Er starb ohne irgend eine andere Verdrießlichkeit, als die ihm Brydones Werk machte. Er konnte nicht begreifen, zu welchem Ende dieser Fremde, dem er alle Höflichkeit bewiesen hatte, suchen konnte, Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit zu erregen. Dieser schlichte Mann, der wahrhaft religiös war und aufrichtig an dem Glauben seiner Väter hing, war weit davon entfernt, angebliche Fakten, die sich als unrichtig erwiesen haben, aber auch, wenn sie wahr wären, zu keinem Schlusse berechtigten, als Zeugnisse gegen das Buch Genesis zu gebrauchen. Pflanzenerde zwischen den verschiedenen Lavaschichten ist nicht vorhanden, und die lehmige Erde, die sich bisweilen findet, kann auf eine Weise hergekommen seyn, die durchaus keinen Bezug auf das Alter des Berges hat.«[3]) Ich will zu dieser erschöpfenden Widerlegung nur noch aus meiner persönlichen Erfahrung hinzufügen, daß die Angabe Swinburne's, als sey Recupero in

1) „Memoir on Sicily and its Island's" London. 1821. p. 164. S. auch Knight „Facts and Observations" p. 264.

2) „Philosophical Transactions" vol. LXI. p. 7.

3) „Mémoire sur les isles Ponces," Paris, 1788. p. 471.

Folge von Brydone's Behauptung seiner Pfründe entsetzt und auch sonst verfolgt worden, unrichtig ist. Sein Charakter war zu Hause allzu wohl bekannt, als daß ihm eine solche Verläumdung hätte schaden können; und im Gegentheil erhielt er, nachdem dieselbe schon zu Oeffentlichkeit gelangt war, von der Regierung eine Pension, die er bis zu seinem Tode genoß.[1]) Sie werden später an seiner Stelle sehen, daß, wenn auch zwischen vielen auf einander liegenden Lavalagern Dammerde läge, daraus kein Schluß gezogen werden könnte in Bezug auf die Periode der gegenwärtigen Ordnung der Dinge.

Doch wir können nie mit zu hartem Tadel den grausamen Verläumder treffen, der so freundschaftliche Dienste durch grundlose Befleckung vergelten konnte, die den Mann, den er seinen Freund nannte, auf jeden Fall in Verdacht, wo nicht in's Verderben bringen mußte. Zu gleicher Zeit mag dieß als ein Beispiel von den rohen, mißleiteten Spekulationen dienen, zu denen ein oberflächlicher, unwissenschaftlicher Beobachter sich und andere verführen kann.

§. 16.

Berührungspunkte der Geologie und der heiligen Urkunden.

I. Die Schöpfung.

Nach einer so langen Einleitung wollen wir nun sehen, in welcher Weise die Lehren der Geologie mit den inspirirten Urkunden in Zusammenhang stehen, und in wie fern die Erscheinungen, welche von Männern, auf deren Genauigkeit wir uns verlassen können, beobachtet wurden, mit ihrer kunstlosen Erzählung übereinstimmen.

Der erste Berührungspunkt zwischen dieser Wissenschaft und der mosaischen Geschichte ist die Schöpfung der Welt. Dr. Sumner zählt in folgender Weise die Punkte kurz auf, auf welche die Berührungen beider zurückgeführt werden können. »Die Erzählung der Genesis kann in Kürze in folgenden drei Artikeln zusammengefaßt werden: erstens, daß Gott der Urschöpfer aller

1) „Journal des Savans", 1788 p. 457.

Dinge war. Zweitens, daß bei der Bildung des Erdballs, den wir bewohnen, das Ganze seines Stoffes in einem Zustande des Chaos und der Verwirrung war: und drittens, daß vor einer Zeit, die 5,000 Jahre (5,400) nicht überschreitet — ob wir die Zeitrechnung des Hebräischen oder der Septuaginta annehmen, thut nichts zur Sache, — die ganze Erde einer mächtigen Katastrophe unterlag, indem sie, durch unmittelbare Einwirkung der Gottheit, gänzlich überschwemmt wurde.«[1])

Einige Schriftsteller haben versucht, die Tage der Schöpfung Stufe für Stufe aus den gegenwärtigen Erscheinungen der Welt herauszulesen, und eine Geschichte jeder der aufeinanderfolgenden Erzeugungen, vom Lichte bis zum Menschen, zu geben, wie dieselbe auf der Oberfläche der Erde beurkundet werde. All dieses ist jedoch, obgleich lobenswerth in seinem Ziele, nicht ganz befriedigend in seinen Ergebnissen. Der erste Theil meines Unternehmens soll daher mehr negativ als positiv seyn, — ein Versuch, Ihnen zu zeigen, daß die überraschenden Entdeckungen der neuern Wissenschaft keineswegs mit der mosaischen Erzählung in Kampf und Widerspruch steht.

§. 17.

Zustand chaotischer Verwirrung unmittelbar nach der Schöpfung.

Erstens also müssen und werden die neuern Geologen gern die Genauigkeit des Satzes anerkennen, daß die Erde, nachdem alle Dinge gemacht waren, in einem Zustande chaotischer Verwirrung gewesen seyn müsse: mit andern Worten, daß die Elemente, welche später sich zu der gegenwärtigen Anordnung des Erdballs vereinigen sollten, gänzlich verworren, und wahrscheinlich in gegenseitiger Bekämpfung thätig gewesen seyn mußten. Welches die Dauer dieser Anarchie war, welche besondere Erscheinungen sie darbot, ob sie in unveränderter Unordnung verlief, oder ob sie von Zwischenräumen der Ruhe und des Friedens, wo Thiere und Pflanzen da waren, unterbrochen wurde, — hat die

1) „Records of Creation“ vol. II. p. 344.

Schrift vor unsern Augen verhüllt: doch hat sie auch nichts gesagt, zur Entmuthigung einer Untersuchung, die uns zu irgend einer Hypothese in Betreff derselben führen kann. Ja es könnte scheinen, als ob diese unbestimmte Periode absichtlich erwähnt worden sey, um dem Nachdenken und der Erfindungskraft des Menschen Raum zu lassen. Die Worte des Textes drücken nicht geradezu eine momentane Pause aus zwischen dem ersten »Es werde« der Schöpfung und der Hervorbringung des Lichtes, denn die Participform des Zeitwortes, das den Geist Gottes, die schaffende Gewalt, über dem Abgrunde brütend und ihm seine erzeugende Kraft mittheilend schildert, bedeutet eigentlich eine dauernde, nicht eine vorübergehende Handlung. Schon die in der sechstägigen Schöpfung beobachtete Ordnung, die sich auf die gegenwärtige Ordnung der Dinge bezieht, scheint zu zeigen, daß sich Gott in stufenweiser Enthüllung offenbaren wollte, indem er gleichsam auf abgemessener Stufenleiter von dem Leblosen zum Organischen, von dem Empfindungslosen zu dem mit Instikt Begabten, von dem Unvernünftigen zum Menschen hinaufstieg. Und welcher Widerspruch liegt nun in der Annahme, daß er auch von der ersten Schöpfung des rohen Embryo dieser schönen Welt, bis zu ihrer Ausschmückung mit ihrer Zierde und Einrichtung, angemessen den Bedürfnissen und Sitten des Menschen, lieber ein ähnliches Verhältniß des Stufenganges wählte, durch welchen das Leben in stetem Fortschritte zu seiner Vollendung, sowohl in seiner inneren Kraft, als in seinen äußeren Werkzeugen, sich erheben sollte? Wenn nun die von der Geologie entdeckten Erscheinungen das Walten irgend eines solchen Planes enthüllen, wer wird es dann wagen, zu behaupten, daß es nicht in engster Analogie mit den Wegen Gottes in der physischen und moralischen Leitung dieser Welt übereinstimme? Oder wer will sagen, daß es seinem heiligen Worte widerstreite, da wir doch über diese unbegränzte Periode, worin das Werk der allmäligen Entwickelung versetzt wird, ganz im Dunkeln gelassen sind? Wir müßten denn nur mit einem Manne, der jetzt in hohem kirchlichen Ansehen steht, annehmen, daß in dem ersten Hauptstücke des Ekklesiastes auf solche urweltliche Revolutionen, nämlich Zerstörungen und Wieder-

erzeugungen, hingedeutet sey:[1]) oder mit andern die Stellen, wo es heißt, daß Welten geschaffen wurden, in ihrem buchstäblichsten Sinne nehmen.[2])

§. 18.

Zeugnisse dafür in alten Kosmogonieen und bei den Vätern.

Es ist in der That wunderbar, wie alle alten Kosmogonieen in derselben Vorstellung übereinstimmen und die Tradition einer frühern Reihe aufeinander folgender Umwälzungen erhalten, wodurch die Welt zerstört und erneuert wurde. Die Gesetze des Menu, ein indisches Werk, das mit der biblischen Schöpfungsgeschichte am engsten übereinkommt, sagen: »Es gibt auch unzählige Weltenschöpfungen und Weltenzerstörungen; das höchst erhabene Wesen vollführt alles dieses, so leicht wie zum Spiel, einmal um das andere, um Glückseligkeit zu verbreiten.«[3]) Die Burmesen haben ähnliche Traditionen, und einen Abriß ihrer verschiedenen Zerstörungen der Welt durch Feuer und Wasser, kann man in dem interessanten Werke von Sangermano, übersetzt von meinem Freunde Dr. Tandy, sehen.[4]) Auch die Aegypter haben in ihrem großen Cyklus, oder der sothischen Periode, einen Beleg einer ähnlichen Meinung.

Doch ich halte es für wichtiger und interessanter, zu erwähnen, wie die frühern Väter der christlichen Kirche genau derselben Ansicht gewesen zu seyn scheinen; denn der heil. Gregorius von Nazianz nimmt nach Justinus dem Martyrer eine unbestimmte Periode zwischen der Schöpfung und der ersten Ordnung aller Dinge an.[5]) Basilius, Cäsarius und Origines spre-

---

1) „Ricerche sulla Geologia" Rovereto, 1824. p. 63.

2) Heb. 1, 2. In gleicher Weise ist einer von den Namen Gottes im Koran רב־אלעאלמין — der Herr der Welten — Sur. I.

3) „Institutes of Hindu Law." Lond. 1825. chap. I. Nro. 80. p. 13. vgl. Nr. 57. 74. etc.

4) „A Description of the Burmese Empire," printed for the Oriental Translation Fund, Rome 1833. p. 29.

5) Orat. II. tom. 1. p. 51. ed. Bened.

chen sich deutlicher darüber aus; denn, um die Schöpfung des Lichtes vor der Sonne sich zu erklären, nehmen sie an, daß dieser Lichtkörper allerdings schon zuvor da war, doch so, daß seine Strahlen durch die dichte chaotische Atmosphäre gehindert waren, zur Erde zu dringen; diese wurde nun am ersten Tage so sehr verdünnt, daß sie die Strahlen der Sonne durchließ, ohne daß jedoch schon ihre ganze Scheibe sich unterscheiden ließ, welche erst am dritten Tage völlig enthüllt wurde.[1]) Diese Hypothese nimmt Boubée an als ganz vereinbar mit der Theorie von der centralen Hitze und der damit verbundenen Auflösung von Substanzen in der Atmosphäre, die sich dann allmählig niederschlagen mußten, so wie das auflösende Medium sich abkühlte.[2]) Wenn Dr. Croly über einige Geologen so entrüstet ist, daß sie die Tage der Schöpfung als unbestimmte Perioden betrachten, weil nach seiner Etymologie das gebrauchte Wort »die Zeit zwischen zwei Sonnenuntergängen« bedeutet, was wird er erst zu Origines sagen, der in der Stelle, die ich anzog, ausruft: »Welcher vernünftige Mensch kann denken, daß der erste, zweite und dritte Tag ohne Sonne, Mond oder Sterne waren?« Gewiß würde die Zeit zwischen zwei Sonnenuntergängen ohne Sonne etwas ganz Unerklärliches seyn.

Indem ich diese Bemerkungen mache, werde ich nicht durch eine persönliche Vorliebe für irgend ein System geleitet. Ich kann auf den Namen eines Geologen keinen Anspruch machen; ich habe die Wissenschaft mehr in ihrer Geschichte als in ihren praktischen Grundsätzen studiert; mehr um ihr Verhältniß zu heiligern Untersuchungen zu erkunden, als etwa in der Hoffnung, sie selbst anzuwenden. Eben jetzt will ich Ihnen einen andern Weg zeigen, auf dem einige treffliche Geologen die schöne Uebereinstimmung dieser Wissenschaft mit der Schrift zu erweisen suchen. Ich erlaube mir nicht — es wäre Anmassung von mir,

1) „St. Basil Hexaemer," tom. II. Paris 1618. p. 23. „St. Caesarius, Dial. I. Biblioth. Patr. Gallandi." Ven. 1770. tom. VI. p. 37. „Orig. Periarch." lib. IV. c. 16. tom. I. p. 174. ed. Bened.

2) Géologie Elémentaire à la portée de tout le Monde," Paris 1838. p. 37.

mir etwas solches zu erlauben — zwischen beiden zu entscheiden, oder über die Gründe, welche jede von ihnen vorbringen kann, abzusprechen; sondern ich will nur zeigen, daß, auch ohne den heiligen Boden in Anspruch zu nehmen, Raum genug da ist für Alles, was die neuere Geologie verlangen zu dürfen meint; ich will nur zeigen, — und ich glaube die Autoritäten, die ich eben anführte, werden diesen Punkt sichern, — daß, was von ihr in Anspruch genommen worden ist, schon vor Alters von Zierden und Lichtern der frühesten Kirche zugestanden wurde, die von der biblischen Wahrheit gewiß nicht ein Pünktlein aufgeopfert hätten.

§. 19.

Die Versteinerungen.

Doch was, werden Sie fragen, macht es nothwendig oder vortheilhaft, irgend einen solchen Zwischenraum zwischen dem Akte der Schöpfung und der folgenden Ordnung der Dinge, wie sie jetzt bestehen, anzunehmen. Nach meinem Plane bin ich schuldig, dieß zu erklären, und ich will versuchen, es mit aller möglichen Kürze und Einfachheit zu thun. Seit verhältnißmäßig wenigen Jahren ist in den Kreis der geologischen Beobachtung ein neues Element eingeführt worden — die Entdeckung und Vergleichung fossiller Ueberreste. Jeder meiner Zuhörer weiß ohne Zweifel, daß in vielen Theilen der Welt ungeheure Knochen gefunden worden sind, die man als die des Elephanten — des Mammuth, wie man ihn von einem sibirischen Worte hieß, das ein fabelhaftes unterirdisches Thier bedeutet, zu betrachten pflegte. Seitdem sind diese und ähnliche Ueberreste, ungeheure Anhäufungen von Muscheln und Fischabdrücke in Steinen, wie am Monte Bolca, zu allen Zeiten und in jeder Gegend entdeckt worden.

§. 20.

Frage über ihre Entstehung.

Alle diese pflegte man ehedem auf die Sündfluth zu beziehen und brachte sie als einen Beweis vor, daß die Gewässer den ganzen Erdkreis bedeckt und sowohl das Leben auf dem Fest-

lande ausgelöscht, als Seeerzeugnisse auf trockenes Land gesetzt hätte. Doch vielleicht werden Sie mir kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß schon vor vielen Jahren in Italien der heftigste Kampf geführt wurde über die Frage, ob diese Muscheln wirkliche Muscheln seien und einst Fische enthalten hätten, oder ob sie nur Naturerzeugnisse seyen, entstanden durch die sogenannte »bildende Kraft der Natur,« indem sie bestehende Formen nachahmte. Agricola, gefolgt von dem scharfsinnigen Andrea Mattioli, behauptete, daß ein gewisser fetter Stoff, von der Hitze in Gährung gesetzt, diese fossilen Gestalten erzeugte.[1]) Mercati behauptete i. J. 1574 fest, daß die von Sixtus V. im Vatican gesammelten fossilen Muscheln nichts anderes seyen, als bloße Steine, die ihre Gestaltung von dem Einflusse der Himmelskörper erhielten,[2]) und der berühmte Arzt Fallopio war der Ansicht, daß sie, wo immer gefunden, von »den ungestümen Bewegungen der Erdausdünstungen« herrührten. Ja dieser gelehrte Mann war jeder Vorstellung von einer Ablagerung so zuwider, daß er kühn behauptete, daß die Töpferscherben, die den sonderbaren Wall, der Ihnen allen unter dem Namen Monte Testaceo bekannt ist, Naturerzeugnisse seyen, Spiele der Natur, um die Werke der Menschen nachzuäffen.[3]) Dieses waren die Engen, in welche so eifrige und geschickte Männer sich getrieben sahen, um sich die Erscheinungen, die sie beobachteten, zu erklären.

---

1) „Agricola sognova in Germania, che alla formazione di questi corpi fosse concorsa non so qual materia pingue, messa in fermento dal calore. Andrea Mattioli addottò in Italia i medesimi pregiudizj.“ Brocchi, Conchiologia fossile subapennina, tom. I. Milan. 1814. p. V.

2) Egli niega che le conchiglie lapidefatte sieno vere conchiglie; e dopo un lunghissimo discorso, sulla materia e sulla forma sostanziale, conchiude che sono pietre in cotal guisa configurate dall influenza dei corpi celesti. Ib. p. VIII.

3) „Concepisce più facilmente che le chiocciole impietrite siano state generate sul luogo, dalla fermentazione, o pure, che abbiano acquistato quella forma, mediante il movimento vorticoso delle esalazioni terrestri.“ p. VI.

Als eine genauere Aufmerksamkeit der Ordnung und den Lagern, in welchen die Ueberreste von Thieren sich vorfanden, zugewendet wurde, beobachtete man, daß zwischen beiden ein bestimmtes Verhältniß stattfand. Es wurde überdieß bemerkt, daß viele von diesen Ueberresten in solchen Lagen eingegraben liegen, welche die Wirksamkeit der Sündfluth, so gewaltsam und ausgedehnt sie auch seyn mochte, nicht berührt haben konnte. Denn wir müssen annehmen, daß diese Wirksamkeit sich auf die Oberfläche der Erde erstreckte, und Spuren einer verwirrenden und zerstörenden Thätigkeit zurückließ: während diese Ueberreste unter den Lagern gefunden wurden, die die äußerste Erdrinde bilden, und diese auf ihnen lagen mit allen Anzeichen eines allmähligen und ruhigen Niederschlages. Ferners, wenn wir diese beiden Beobachtungen zusammen fassen, so müßten wir, in der Voraussetzung, daß Alles durch die Sündfluth abgelagert wurde, erwarten, sie in vollkommener Verwirrung durcheinander gemischt zu finden, während wir doch finden, daß die tiefern Lager z. B. besondere Klassen von Fossilen darbieten; diejenigen dann, welche darüber liegen, sind wieder in ihren Einschlüssen ganz gleichförmig, obwohl sie in vielen Fällen von den tiefern Ablagerungen verschieden sind, und so weiter bis zur Oberfläche. Diese Symmetrie der Ablagerung, die in jeder Reihe sich kund gibt, während sie von der vorausgehenden sich unterscheidet, setzt eine Aufeinanderfolge verschiedener Wirkungen auf verschiedene Stoffe voraus, und nicht eine einzige convulsive gewaltsame Katastrophe. Allein diese Folgerung scheint völlig außer Zweifel gesetzt durch die noch unerwartetere Entdeckung, daß, während wir in aufgeregten Lagern, oder wo immer Spuren der Fluth angenommen werden können, Knochen von Thieren, die zu noch bestehenden Arten gehören, antreffen, unter den tiefer gelegenen Fossilen solche niemals entdeckt werden. Im Gegentheil, ihre Skelete geben uns eine Vorstellung von Ungeheuern, sowohl in Beziehung auf Größe als auf Gestalt, die gar keine analoge Gattung in der Gegenwart haben, und deren Daseyn neben dem Menschen kaum als möglich gedacht werden kann.

§. 21.

Cuviers Entdeckungen.

Diese letztere Erwägung verdient eine genauere Beleuchtung, indem sie diejenigen, welche dieser Wissenschaft bisher ihre Aufmerksamkeit noch nicht geschenkt hatten, zu einiger Kenntniß ihrer neuen Entdeckungen bringen wird. Sie werden sich vielleicht verwundern, wie aus einigen zerbrochenen Knochen ein Schluß auf die Thiere gemacht werden könne, denen sie angehören. Vor einigen Jahren noch würde die Aufgabe, ein Thier aus einem einzigen seiner Knochen zu construiren, ein Absurdum geschienen haben, — und doch können wir in Wahrheit sagen, daß sie ganz vollständig gelöst worden ist. Es ist vielleicht unnöthig zu bemerken, daß die Individualität jeder Thiergattung so vollkommen ist, daß jedes Bein, fast schon jeder Zahn ein hinreichendes Merkmal ist, um ihre Gestalt zu bestimmen. Das sorgfältige Studium dieser Verschiedenheiten und die gleichförmigen Ergebnisse, zu denen es jedesmal führt, waren die Grundlage, worauf der verewigte Cuvier seine außerordentliche Construktion dieser neuen Wissenschaft erbaute. Die Sitten oder Charaktere der Thiere, wie ich schon einmal Gelegenheit hatte zu bemerken, drücken ihre Eigenthümlichkeiten in jedem Theile ihrer Gestalt aus; das fleischfressende Thier ist dieß nicht nur in seinen Zähnen und Krallen; jeder Muskel muß mit der für seine Lebensweise erforderlichen Stärke und Behendigkeit in Verhältniß stehen, und jeder Muskel höhlt den Knochen, den er faßt, oder unter dem er weggeht, mit einer entsprechenden Grube aus. Nichts kann auffallender seyn, als die schlagenden, obschon unerwarteten Analogieen, mit denen Cuvier sein System bestätigt; denn er zeigt eine ständige und immer verhältnißmäßige Beziehung zwischen anscheinend ganz unabhängigen Gliedern, wie zwischen den Füßen und den Zähnen.

Da er jedoch zuerst seine Grundsätze der vergleichenden Anatomie auf die zerbrochenen Ueberreste von Knochen, die in den Gypsbrüchen von Montmartre ausgegraben wurden, anzuwenden begann, entdeckte er bald, daß diese keiner von den Gattungen, die

jetzt den Erdkreis bewohnen, angehörten. Allein so sicher waren die wissenschaftlichen Grundsätze, die ihn leiteten, daß er die Knochen nach ihrer verschiedenen Gestalt und Größe leicht an verschiedene Thiere vertheilte, und er erklärte, daß sie Thiere von der Klasse der Pachydermen oder Dickhäuter vorstellten, und sich am nächsten an den Tapir anschlossen. Die beiden Arten nannte er Palaeotherium, altes Thier, und Anoplotherium, unbewaffnetes Thier, von dem Umstande, daß das eine sich von dem andern durch den Mangel der Fangzähne unterscheidet. Seine Ergebnisse dürfen jedoch nicht als bloße Muthmaßungen betrachtet werden; denn wenn es sich ereignete, daß, nachdem er durch solche Analogie das Skelet irgend eines Thieres construirt hatte, ein ganzes Skelet, oder irgend ein Theil, den man zuvor noch nicht besaß, entdeckt wurde, so fand es sich, daß seine Annahmen durchaus richtig waren, und meines Wissens war es in keinem Falle nothwendig, seine auf Conjekturen begründete Ergänzung zu ändern.[1])

§. 22.

Beschreibung einiger vorweltlichen Thiere.

In einigen Fällen waren Naturforscher wirklich so glücklich, die Reste dieser erloschenen Ungeheuer in solcher Vollständigkeit aufzufinden, daß sie sich das mühsame Verfahren, das ich eben beschrieb, ersparen konnten. Spanien, z. B., war früh im Besitz eines fast vollständigen Skeletes des Megatherium, wie es jetzt genannt ist, welches i. J. 1789 von dem Marquis de Loreto aus Buenos Ayres herübergesandt wurde: es wurde in dem Kabinet zu Madrid zusammengestellt und von Juan Bautista Bru in Abbildungen veröffentlicht. Andere Bruchstücke, ein wirklich beträchtlicher Theil des Gebeines von demselben Thiere, wurden seitdem

1) S. seine Grundsätze in „Extrait d'un ouvrage sur les espèces de quadrupèdes dont on a trouvé les ossemens dans l'interieur de la Terre" p. 4.; in seinen „Discours préliminaire, Recherches sur les ossemens fossiles," vol. I. p. 58. Ebenso besonders abgedruckt s. auch vol. III. p. 9. ff. über das Verfahren, das in der Schöpfung neuer Gattungen befolgt wurde.

von Hrn. Parish nach England gebracht und dem königlichen Collegium der Wundärzte verehrt, und glücklicher Weise dienen sie großentheils, die fehlenden Stücke des Madrider-Exemplars zu ergänzen. [1]) Wir haben so ein Thier mit dem Kopf und den Schultern des Faulthieres, doch mit Gliedern und Füßen zwischen denen des Armadills und des Ameisenfressers. Allein zugleich muß es an Größe dem größten Elephanten gleich gekommen seyn, indem es vierzehn Fuß lang und neun hoch ist.

Noch sonderbarer sind die Thierklassen, die zur Ordnung der Saurier, oder Eidechsen gehören, unter denen es einige von so enormen Größenverhältnissen und fast chimerischen Gestalten gibt, wie kaum die Einbildungskraft ersinnen könnte. Der Megalosaurus, wie Dr. Buckland ihn mit Recht benannte, war wenigstens dreißig Fuß lang; ja, wenn wir nach einem Exemplare, das in Tilgate Forest in Sussex entdeckt wurde, urtheilen wollen, so scheint es, auch nach der geringsten Berechnung, die entsetzliche Länge von sechzig bis siebenzig Fuß erreicht zu haben.[2]) Der Ichthyosaurus, oder die Fischeidechse, die zuerst nur stückweise entdeckt wurde, bot so auffallende Mißverhältnisse dar, daß man kaum glauben konnte, daß dessen Glieder ein und demselben Thiere angehörten. Erst nach mehreren neuen Entdeckungen brachten Conybeare und De la Beche ein Thier zusammen mit dem Kopfe einer Eidechse, dem Leibe eines Fisches und vier Flossen anstatt der Gliedmassen. Die Größe einiger dieser Ungeheuer muß unglaublich gewesen seyn, wie jeder Beobachter sich aus den Exemplaren im britischen Museum überzeugen kann. Noch phantastischer ist die Bildung des Plesiosaurus, oder wie er jetzt treffender genannt wird, Enaliosaurus oder Seeeidechse, welcher nebst ähnlichen Eigenthümlichkeiten, wie der vorige, einen Hals hat, länger als jeder Schwan, und am Ende desselben einen sehr kleinen Kopf. [3]) Endlich, um Sie nicht bei

1) Sieh eine Tafel, welche die von jedem ergänzten Theile enthält, in den „Geological Transactions," Neue Folge vol. III. 1835. Tfl. 44. mit einer genauen Beschreibung von Clift. S. 437.

2) Ibid. vol. I. 1825. p. 391.

3) S. „Geological Transactions" vol. I. pp. 43. 103.

solchen bloßen Erläuterungen aufzuhalten, wurde ein noch weit außerordentlicheres und ich möchte fast sagen fabelhaftes Thier entdeckt, dem der Name Pterodaktylus von Cuvier gegeben wurde, der seinen Charakter zuerst nach einer Zeichnung von Collini bestimmte, und so glücklich war, später seine Entscheidung an mehreren Exemplaren bestätigt zu sehen. Er erklärt dasselbe für das seltsamste Thier der Vorwelt: denn es hatte den Leib einer Schlange oder Eidechse, mit übermäßig langen Gliedmassen, offenbar wie die der Fledermaus, zur Ausspannung einer Haut gebildet, welche es zum Fliegen befähigte, einen langen Schnabel, mit scharfen Zähnen bewaffnet; es muß weder mit Haaren noch mit Federn, sondern mit Schuppen bedeckt gewesen seyn.[1])

Diese Beispiele aus vielen mögen genügen, um Ihnen zu zeigen, daß die Thiergattungen, die sich in Kalkstein oder in andern Felsarten eingeschlossen finden, keine entsprechenden Formen in der Jetztwelt haben: und daß, wenn wir sie im Gegensatz mit den noch bestehenden Arten, die in oberflächlichern Lagern gefunden werden, betrachten, wir zu dem Schlusse gelangen, daß ihre Zerstörung nicht von derselben Umwälzung herrührte, welche die letztern hinwegnahm von der Oberfläche der Erde, um sie durch die Paare, die auf Gottes Befehl erhalten wurden, zu erneuen.

§. 23.

Zusammenhang dieser Entdeckungen mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte.

Einige Naturforscher sind, trotz der nutzreichen Anwendung, die unsere Geologen von den fossilen Ueberresten, selbst zur Vergleichung mineralogischer Schichten, gemacht haben, darauf beharrt, sie von der Geologie, als dieser Wissenschaft fremd auszuschließen.[2]) Doch es ist unmöglich, unsere Augen dem neuen Lichte zu verschließen, das diese Entdeckungen über dieselbe aus-

1) „Ossemens fossiles," vol. IV. p. 36. vol. V. part. II. p. 379. De la Beche in „Geological Transactions" vol. III. p. 217.

2) So Dr. Mac Culloch, in seinem „System of Geology, with a Theory of the Earth," Lond. 1831. vol. I. p. 430.

gegossen haben, und folglich die Beziehung, in welcher die so bereicherte Wissenschaft zu der biblischen Erzählung steht, zu übersehen. So weit, glaube ich, ist unsere Schlußfolgerung, obwohl sie nur als negativ erscheint, von hoher Bedeutung; denn die erste Stufe in der Berührung irgend einer Wissenschaft mit der Offenbarung, nachdem sie die stürmische Periode roher, widerstreitender Theorie durchlaufen hat, ist, daß sie kein ihr entgegengesetztes Resultat gibt. Und dieß ist in der That eine positive Bestätigung. Denn wie ich in meinem Schlußvortrage umfassender darthun werde, die schöne Art, wie die Erzählung der heiligen Schrift, der Prüfung der verschiedensten wissenschaftlichen Bestrebungen unterworfen, ihre Macht herausfordert, um in ihr irgend einen Irrthum zu entdecken, bildet in der Menge mannigfaltiger Beispiele einen starken positiven Beweis ihrer unbestreitbaren Wahrhaftigkeit. So würden wir vielleicht hier, hätte die heilige Schrift keinen Zwischenraum zwischen der Schöpfung und Organisation gestattet, sondern sie für gleichzeitige, oder doch sich unmittelbar folgende Akte erklärt, rathlos gestanden seyn, wie wir ihre Behauptungen mit neuern Entdeckungen vereinigen sollten. Da sie aber anstatt dessen einen unbestimmten Zwischenraum zwischen beiden zuläßt, ja sogar berichtet, daß da ein Zustand der Verwirrung und des Streites, der Wüste und Leere stattfand, wo die See noch nicht in ein eigenes Becken eingeschlossen war, sondern bald den einen, bald den andern Theil der Erde bedeckte: so können wir wirklich sagen, daß der Geologe in diesen wenigen Zeilen die Geschichte der Erde liest, so wie seine Denkmäler sie ihm beurkunden, — eine Reihe von Zertrümmerungen, Erhebungen und Versetzungen; plötzliche Einbrüche des ungebundenen Elementes, die ganze Generationen von Amphibien nacheinander begruben; ruhige, jedoch unerwartete Niederschläge der Gewässer, die in ihren verschiedenen Schichten ihre Myriaden von Wasserbewohnern einbalsamirte;[1]) Abwechselungen von Meer und Land und Süßwasserseen; die Atmosphäre ver-

1) Sieh diesen Punkt schön behandelt bei De la Beche: „Researches into Theoretical Geology.“ Lond. 1834. cap. XII. p. 242.

dunkelt von dichten Kohlendünsten, die durch allmählige Absorption in den Gewässern verschwanden und die durchgehende Masse von Kalkformationen bildeten; bis endlich die letzte Umwälzung zur Vorbereitung auf unsere Schöpfung kam, wo das Werk der Zerstörung, bis auf Eine größere Fluth, geendet wurde, indem die Erde genug gebrochen war für die schöne Mannigfaltigkeit, die Gott auf ihr hervorrufen wollte, und zur Herstellung jener Gränzmarken, die seine berathende Vorsehung beschlossen hatte; — und die Schöpfung blieb in diesem Zustande trüber, düsterer Versunkenheit, aus der sie durch die Wiedererzeugung des Lichtes und das folgende Werk der sechstägigen Schöpfung aufgeregt wurde.

§. 24.

Beständigkeit und Regelmäßigkeit der bei solchen Revolutionen thätigen Ursachen.

Allein ich glaube, wir können wohl sagen, daß sogar über diesen ersten Punkt unserer geologischen Untersuchung die Wissenschaft weiter gegangen ist, als ich angedeutet habe; denn ich glaube, wir sind auf gutem Wege zur Entdeckung einer so schönen Einfachheit der Wirkung in den Ursachen, die die gegenwärtige Form der Erde hervorbrachten, und zugleich einer solchen offenbaren Annäherung an den fortschreitenden Gang, der in der bekannten Ordnung der Werke Gottes sich äußert, daß dadurch Alles, was er in seinem eigenen, heiligen Worte geoffenbart hat, bekräftiget wird, wenn ein solches Wort gebraucht werden darf.

Denn als ich einer Folge von Umwälzungen, Zerstörungen und Erneuerungen erwähnte, meinte ich nicht eine Reihe unzusammenhängender Veränderungen, sondern die anhaltende Wirkung einer einzelnen Ursache, die nach feststehenden Gesetzen vollständige Umgestaltungen hervorrief. Und dieses festzustellen, darf ich sagen, ist gewiß das Ziel der neuern Geologie. Nur obenhin berührte ich vorhin die Frage von der centralen Hitze, oder dem Daseyn eines Prinzipes von jener Kraft in dem Innern der Erde: ob sie von dem frühern Zustande der Erdkugel herrührt, oder aus einer sonstigen Quelle, thut nichts zur Sache. Daß ihre Wirksamkeit auch jetzt noch hinreichende Gewalt hat, auf un-

frer Erde Revolutionen zu erregen — groß, in Beziehung auf die besondern Landstriche, — geringfügig in Vergleichung mit ihren ursprünglichen Kraftäußerungen, muß den Meisten von Ihnen, die auf dem Schauplatze vulkanischer Thätigkeit zugegen waren, aus eigener Anschauung bekannt seyn. Da wurden Inseln gebildet und wieder verschlungen, Hügel wurden erhoben, Bergkegel niedergerissen, die See hat ihre Gränzen geändert, und fruchtbare Felder wurden in schwarze Züge der Verheerung verwandelt. Denken Sie sich diese Kraft in einem riesenhaften Maße wirksam, nicht in Einer Gegend, sondern über die ganze Welt, bald auf dieser, bald auf jener Seite ausbrechend: — die Erfolge müssen in fürchterlichem Grade convulsiv gewesen seyn, die Zerstörungen weit schreckbarer, und Berge müssen erhoben worden seyn, anstatt Hügel, wie der Monte Rosso, den der Aetna i. J. 1669 erhob, und die See muß weite Erdtheile überschwemmt haben, anstatt schmale Küstenstriche.

§. 25.

Beaumonts Theorie von der Erhebung der Berge.

Die Beobachtungen der Geologen scheinen die Wirkung irgend einer solchen Kraft in der beschriebenen Weise darzuthun: Leopold von Buch bewies zuerst, daß Gebirge, anstatt die unbeweglichsten und festesten Theile des Erdgebäudes und älter als die ihren Seiten anliegenden, weichern Stoffe zu seyn, vielmehr vermittels einer von unten emporhebenden Kraft durch dieselben hinaufgestoßen wurden. Elie de Beaumont hat diese Beobachtung noch viel weiter verfolgt, so daß er fast als Erfinder der Theorie betrachtet werden kann. Einen einfachen Beweis derselben werden Sie leicht fassen. Wenn die verschiedenen Schichten an der Seite eines Gebirges, obwohl nothwendiger Weise Niederschläge einer Auflösung im Wasser, anstatt horizontal zu liegen, welches die natürliche Lage solcher Niederschläge ist, und folglich mit den Seiten des Berges Winkel zu bilden, vielmehr mit denselben parallel laufen, so ist es offenbar, daß der Berg durch die bereits abgelagerten Schichten aufgestoßen worden seyn muß. M. de Beaumont vergleicht die verschiedenen Schichten, die auf

solche Weise von jedem Gebirge gleichsam durchbohrt sind, mit denjenigen, welche in horizontaler Ordnung liegen, als wie nach seiner Erhebung abgelagert, und versucht so die Periode in der Reihe der Urrevolutionen zu bestimmen, in welcher jedes emporgehoben wurde. Jedes dieser Gebirgssysteme, wie er sie nennt, erzeugte oder begleitete irgend eine große Katastrophe, die in einem gewissen Umfange zerstörend auf die bestehende Ordnung der Dinge einwirkte.[1]) Dieses System der französischen Geologen wurde von den englischen Gelehrten bestätigt und angenommen. Professor Sedgwick und Hr. Murchison bemerken über die auf der Insel Arran beobachteten Erscheinungen, sie schienen zu beweisen, daß die großen Verschiebungen der secundären Lager durch »die Emporhebungen des Granites entstanden,« in welchem Falle, »die aufhebenden Kräfte einige Zeit nach der Ablagerung und Erhärtung des neuen rothen Sandsteins thätig gewesen seyn mußten.[2]) Aber De la Beche ist offenbar der Meinung, daß diese allmähligen Erhebungen, die auf die Convulsionen hinweisen, welche den ruhigen Verlauf der Niederschläge störten, noch weiter vereinfacht werden können, indem man sie auf Eine Ursache bezieht, nämlich auf die Kraft der centralen Hitze, die auf verschiedene Weise die Erdrinde zerbrechen konnte, entweder auf dem Wege der Abkühlung, wie er annimmt,[3]) oder wie der Urheber der Theorie meint, durch vulkanische Thätigkeit.

§. 26.

Uebereinstimmung dieser Theorie mit der heiligen Schrift.

Nun scheint mir, daß diese Theorie durch ihre schöne Einheit in Ursache und Wirkung in vollkommener Uebereinstimmung

1) „Revue Française“ Mai 1830. S. 55. S. auch seine schriftlichen Mittheilungen an De la Beche in seinem Handbuch SS. 481 ff. Carlo Gemmellaro berichtet uns, daß er bei der wissenschaftlichen Zusammenkunft in Stuttgart i. J. 1834 einen Aufsatz vorlas, in welchem er eine Modifikation dieses Systems und eine Beschränkung der Erhebung der Gebirge auf kleine Räume vorschlug. „Dilazione sul di lui viaggio a Stuttgard.“ Catania, 1835. p. 12.

2) Geolog. Trans. vol. III. p. 34.

3) Researches p. 39.

steht mit Allem, was wir von der Wirkungsweise der göttlichen Vorsehung wissen, welche ein Gesetz aufstellt, und es dann seinem Gange überläßt; so daß das Hervorschlagen der Gebirge die rechtzeitige Wirkung von Ursachen wäre, die beständig in ihrem Gesetze, obwohl unregelmäßig in ihrer Wirksamkeit sind, so wie das Ausschlagen des neuen Keimes die jährliche Folge derselben Kraft der Hitze bei der Pflanze ist. Doch diese Theorie scheint noch überdieß in der treffendsten Harmonie zu stehen mit den ausdrücklichen Erklärungen und Aussprüchen über die Ereignisse der Schöpfung, wie die heilige Schrift sie beurkundet. Aus diesen lernen wir, daß zur Einschränkung des Meeres in seinem Bette, »die Berge emporstiegen, und die Thäler hinabsanken zu dem Orte, den Gott ihnen gründete: Er setzte sie als eine Gränze, welche sie (die Wasser) nicht überschreiten: und sie bedecken nicht wiederum die Erde.[1]) An einem andern Orte wird die Bildung der Gebirge geschieden von der der Erde erwähnt. »Ehedenn die Berge wurden und gebildet ward die Erde.«[2]) Eine andere merkwürdige Stelle scheint malerisch die Wirkungen dieses verzehrenden Prinzipes zu beschreiben: »Feuer wird entflammen in meinem Zorne, und es wird brennen bis in den untersten Abgrund (das Grab oder die Hölle), und wird fressen die Erde mit ihrem Gewächs und verbrennen die Grundfesten der Berge.[3])« In dieser Beschreibung, so wie in den meisten, die entweder die Herrlichkeit oder Macht, die Freundlichkeit oder Strenge des höchsten Wesens erheben, sind die Bilder höchst wahrscheinlich von seinen wirklichen Werken hergenommen, wie Bischof Lowth genug dargethan hat.

Aber die Entdeckungen neuerer Geologen haben auch, wie ich vorhin andeutete, eine fortschreitende Reihe in der Erzeugung verschiedener Thiergeschlechter aufgestellt, in offenbarer Uebereinstimmung mit dem Plane, der uns in der sechstägigen Schöpfung geoffenbart ist. In der That, diese gegenseitige Annäherung erschien einigen so auffallend, daß sie sich veranlaßt fanden, die

1) Ps. 104. 8—9.
2) Ps. 90. 2.
3) Deut. 32. 22.

erwähnte Weise, die heiligen Urkunden mit der neuern Wissenschaft in Einklang zu bringen, zu verlassen und zu behaupten, daß beide in einer viel vollkommenern Uebereinstimmung seyen, als ich bisher aufstellte. Wenn Sie auch ihrer Hypothese nicht beistimmen werden, so werden Sie doch Gelegenheit haben, zu sehen, daß die »ausländische Geologie« kein Verlangen trägt, die mosaische Erzählung zu zerstören oder zu bestreiten.

§. 27.

Die Tage der Schöpfung als längere Perioden betrachtet.

Dr. Buckland bemerkt richtig, daß gelehrte Männer aus ganz andern als geologischen Gründen, behauptet haben, die Tage der Schöpfung bedeuten lange, unbestimmte Perioden.[1]) Mit der Annehmbarkeit dieser Voraussetzung habe ich nichts zu schaffen: philologisch oder kritisch weiß ich nichts dagegen einzuwenden: aber ich halte sie nicht für schlechthin gefordert. Doch, wenn wir auch die vorhin aufgestellte Hypothese zugeben, daß Alles, was die neuere Wissenschaft verlangt, durch den Zwischenraum zwischen der Schöpfung und der gegenwärtigen Anordnung der Dinge zugestanden ist, so könnte doch noch eine längere Zeit als ein Tag gefordert scheinen, vorausgesetzt, daß die Gesetze der Natur ihrem gewöhnlichen Gange überlassen waren; denn dann wäre ein längerer Zeitraum erforderlich gewesen, damit die schon erzeugten Pflanzen, wie wir annehmen müssen, mit Blüthen und Früchten geschmückt, und zu ihrer vollständigen Größe herangewachsen gewesen wären, wenn der Mensch unter sie versetzt wurde. Doch konnte es Gott auch gefallen, sie auf einmal hervorzubringen mit ihrer ganzen Größe und Schönheit von dem ersten Augenblicke ihrer Erzeugung an.

Cuvier bemerkte zuerst, daß bei den fossilen Thieren der Urwelt eine stufenweise Entwickelung der Organisation stattfinde, indem die tiefsten Schichten die unvollkommensten Thiere enthalten, nämlich Mollusken und Schaalthiere; nach diesen kom-

1) „Vindiciae Geologicae.“ Orford 1820. p. 32.

men Krokodile, Eidechsen und Fische; endlich zuletzt erst Säugethiere, welche mit den erloschenen Gattungen, von denen ich gesprochen, beginnen. Hr. Lyell läugnet, vielleicht mit Recht, die Gültigkeit der Folgerung, die man daraus oft gezogen hat, daß nämlich »hier eine fortschreitende Entwickelung organischen Lebens von den einfachsten zu den zusammengesetztesten Formen stattfinde;« indem die Entdeckung eines einzigen Fisches oder der Knochen eines Sauriers unter den Muscheln hinreicht, diese Stufenleiter zu zerstören. Allein diese Bemerkung steht mit der Ansicht, die ich eben aufstellen will, keineswegs im Widerspruche, da, so viel ich weiß, jede neue Prüfung, diese Aufeinanderfolge der Thiere bestätigt hat. In der sehr genauen tabellarischen Zusammenstellung der organischen Ueberreste in Sussex von Mantell, z. B., finden wir in den aufgeschwemmten Lagern den Hirsch und andere solche Thiere; in dem Fluthland das Pferd, den Ochsen und den Elephanten; nach diesen weiter unten haben wir Fische und Schaalthiere und in einigen Formationen Schildkröten und die verschiedenen Saurier, die ich vorhin beschrieben habe. Es wurden wohl auch Knochen eines Thieres entdeckt, das er zuerst für einen Vogel hielt; allein Professor Buckland betrachtet es für sehr wahrscheinlich, daß sie einem Pterodaktylus, einer fliegenden Eidechse gehörten.[1])

Dieß vorausgesetzt, nehmen die bezeichneten Schriftsteller an, daß die Schöpfungstage längere und also unbestimmte Perioden bedeuten, während welcher eine gewisse Ordnung lebender Wesen bestand; und sie bemerken, daß die Beschaffenheit der organischen Ueberreste in den Schichten genau der Ordnung entspreche, in welcher nach der Erzählung der heiligen Schrift die Klassen, denen sie angehören, hervorgebracht wurden. Ein ungenannter Schriftsteller gab im vergangenen Jahre eine vergleichende Uebersicht dieser Uebereinstimmung heraus, indem er auf der einen Seite dem schätzbaren Werke Humboldts von der Ueberlagerung der Felsen und auf der andern der anerkannten Aufeinanderfolge der organischen Fossile folgte. In den untersten, primitiven,

1) „Geolog. Trans.“ vol. III. pp. 200—216. Vgl. Dr. Buckland, p. 220.

oder wie sie besser heißen, ungeschichteten Felsen so wie in der tiefsten Reihe der geschichteten haben wir durchaus gar keine Spuren vegetabilen oder thierischen Lebens; dann finden wir Pflanzen, untermengt mit Fischen, besonders aber mit Krustenthieren und Mollusken, wie in der Grauwackengruppe: woraus erhellt, daß das Meer zuerst Leben erzeugte und seine Bewohner hervorbrachte; so wie die größere Menge der niedern Klassen, wie die der Krustenthiere, Mollusken u. s. w., anzuzeigen scheint, daß sie früher da waren, als die vollkommenern Einwohner dieses Elementes. Reptile oder die vorhin beschriebenen kriechenden Ungeheuer, durch die fliegende Eidechse mit den Bewohnern der Luft verbunden, sind das Nächste, was sich uns zeigt, und werden von dem inspirirten Schriftsteller ebenso richtig eingereiht, wie die Meererzeugnisse. Nun endlich bringt die Erde Leben hervor und dem gemäß finden wir zunächst die Ueberreste der Vierfüßer, doch von Gattungen, die größtentheils nicht mehr bestehen. Sie finden sich nur in den letzten Schichten, über denjenigen, worin die größeren Meerreptilien liegen, wie in der Süßwasserformation um Paris. Dann zuletzt kommt das Fluthland, worin, wie in unserer nächsten Versammlung weitläufiger gezeigt werden soll, die Ueberreste von Gattungen, die jetzt noch die Erde bewohnen, sich vorfinden. Bei den Ueberresten jeder Klasse werden hinreichende Merkmale gefunden, daß irgend eine große Katastrophe sie aus dem Daseyn gerissen hat.

Diese Hypothese, als Versuch, den jüdischen Geschichtschreiber mit dem neuen Philosophen in Uebereinstimmung zu setzen, mag Vielen in Beziehung auf die Genauigkeit, die zu einem so engen Parallelismus erforderlich ist, mangelhaft erscheinen. Auf jeden Fall wird sie dazu dienen, die Pfleger dieser Wissenschaft gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß sie unbekümmert seien um die Berührung, in welche ihre Ergebnisse mit heiligern Authoritäten treten könnten. Ueberdieß will ich hinzufügen, daß viele derselben auf dem Festlande, weit entfernt die Wahrheit dieser Urkunden zu verachten, vielmehr eine tiefe Verehrung gegen sie und eine Bewunderung ihrer Weisheit ausdrücken, indem sie sehen, wie ihre wissenschaftlichen Bestrebungen in der erwähnten Weise sie bestätigen.

§. 28.

Aeußerungen neuerer Geologen über die Uebereinstimmung zwischen der mosaischen Erzählung und der Geologie.

»Wir können,« sagt Demerson »nicht genug aufmerksam machen auf diese bewunderungswürdige Ordnung, die die Grundlage der positiven Geologie bildet. Welche Huldigung sind wir nicht dem von Gott inspirirten Geschichtschreiber schuldig!«[1]) »Hier,« ruft Boubée aus, »sind wir bei einer Betrachtung angekommen, die uns nothwendig auffallen muß. Wenn ein Buch, das zu einer Zeit geschrieben wurde, wo die Naturwissenschaften noch so wenig Fortschritte gemacht hatten, deßungeachtet in wenigen Zeilen den Inbegriff der merkwürdigsten Folgesätze enthält, zu denen man unmöglich anders, als durch den unendlichen Fortschritt, den man im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert machte, gelangen konnte; wenn diese Folgesätze mit Thatsachen in Verbindung stehen, die man damals, ja bis auf unsere Tage, weder wußte noch selbst ahnete und welche die Philosophen immer auf widersprechende Weise, und unter irrigen Gesichtspunkten betrachtet hatten; wenn endlich dieses Buch, über sein Zeitalter so erhaben in wissenschaftlicher Kenntniß, über dasselbe ebenso erhaben ist in Sittenlehre und Naturphilosophie, so sind wir genöthigt zuzugeben, daß in diesem Buche etwas ist, was über den Menschen erhaben ist, etwas, was er nicht sieht, was er nicht begreift, was aber unwiderstehlich auf ihn eindringt.«[2])

Die beiden angezogenen Werke tragen einen populären und elementaren Charakter und sind ausdrücklich zur Unterrichtung der Jugend und der Personen von niederer Erziehung in den Grundzügen der Wissenschaft geschrieben. Eben deßwegen zog ich sie um so lieber an; denn sie können zeigen, wie das Bestreben dieser Wissenschaft auf dem Festlande, weit entfernt, auf den Un-

1) „La Géologie enseignée en 22 leçons, ou histoire naturelle du globe terrestre.“ Paris. 1829. p. 408. Vgl. p. 461.

2) „Géologie élémentaire à la portée de tout le monde,“ Paris, 1833. p. 66.

glauben ausgehen, vielmehr auf die Bestätigung und selbst auf die Erweisung des Christenthums abzielt: und wie die auswärtigen Geologen, anstatt ihre Zöglinge zur Verachtung der heiligen Schriften anzuleiten, als ob sie mit ihren neuern wissenschaftlichen Ergebnissen unverträglich seyen, sich vielmehr bestreben, aus den Ergebnissen ihrer Untersuchungen neue Anregung der Hochachtung und Bewunderung gegen sie zu gewinnen. Zu den bereits erwähnten Namen könnte ich noch andere hinzufügen, wie D'Aubuisson, Chaubard, Bertrand, dessen Werk in Frankreich sechs oder sieben Auflagen erlebt hat, und erst kürzlich ins Englische übersetzt wurde, und Margerin, welcher in dem Programme der Université Catholique einen Umriß seines Lehrgebäudes gegeben hat, der ausgezeichnet christlich ist.[1])

Diese Aeußerungen müssen ferners um so erfreulicher seyn, wenn wir das Land in Erwägung ziehen, wo sie ausgesprochen werden; jenes Land, welches vor Jahren die gedankenlosen Köpfe Europa's mit rohen, unverdauten Materialien zu Einwürfen gegen die Religion versorgte. Jenen aber, welche den bessern Geist kennen, der jetzt in dem warmen Blute Vieler aus seiner Jugend gährt, und welchen die geistvolle Gluth wahrer Vaterlandsliebe bekannt ist, die sie zu dem heiligen Verlangen aufmuntert, jenen Flecken aus dem Schilde ihres Landes zu tilgen, und es durch den neuen Glanz, den es um die Sache der Religion verbreiten soll, ebenso hoch zu erheben, als es durch seine frühere Feindschaft dagegen tief erniedrigt wurde; jenen, die bekannt sind mit dem heiligen Bunde, der stillschweigend zwischen Vielen besteht, ihre verschiedenen höhern Fähigkeiten und Kenntnisse der Vertheidigung, Beleuchtung und Verherrlichung der Religion unter der sichern Leitung der Kirche, der sie untergeben sind, zu weihen; solchen, welche dieß Alles wissen, sind die angezogenen Zeugnisse nur geringe Aeußerungen einer weit verbreiteten Gesinnung, bloß Blätter, die sich bis zur Oberfläche des Gewässers erheben, um von dem reichen üppigen Pflanzenwuchse, den seine Tiefen umschließen, zu zeugen.

---

1) Paris, 1815. p. 57.

Und gewiß muß es erfreulich seyn, eine Wissenschaft, die sonst, und vielleicht nicht mit Unrecht, unter die verderblichsten Gegner des Glaubens gerechnet wurde, so wieder in seinem Dienste zu sehen; zu sehen, wie sie jetzt, nachdem sie viele Jahre von Theorie zu Theorie, oder vielmehr von Hirngespinnst zu Hirngespinnst geirrt war, wieder nach Hause zurückkehrt, wo sie geboren ist, und zu dem Altar, auf dem sie ihre ersten, einfachen Opfer darbrachte; nicht mehr, wie sie ausging, ein eigensinniges, träumerisches Kind mit leeren Händen; sondern mit der Würde gereifter Jahre, mit priesterlichem Schritte, den Busen voller wohl erworbenen Gaben, sie auf seinem heiligen Heerde aufzuhäufen. Denn die Religion war es, wie wir am Anfange dieses Vortrages sahen, die der Geologie ihren Ursprung gab, und zum Heiligthume ist sie wieder zurückgekehrt. Auf welche Weise, soll unsere nächste Besprechung noch ferner auseinandersetzen.

III. Naturwissenschaften.

(Zweite Abtheilung. Sechste Vorlesung.)

---

§. 1.

II. Die Sündfluth, als zweiter Berührungspunkt mit der Geologie.

Wenn wir über einen ebenen, angenehmen Weg hinwandern, so scheinen uns diejenigen Gegenstände, die uns zunächst umgeben, unserm Laufe zu begegnen, und sich in entgegengesetzter Richtung zu bewegen. Und meistens sind dieß Werke der Menschenhände, die Hecken, die sie gepflanzt, oder die Hütten und Häuser, die sie gebaut haben. Werfen wir aber unsere Blicke über diese hinaus und betrachten die Schöpfungen der Natur, die gewaltigen Berge, die den Horizont umgürten, oder die majestätischen Wolken, die in dem Ozean des Himmels schwimmen, so sehen wir, daß sie mit uns auf unserm Wege ziehen, und daß ihr Lauf vorwärts geht, wie der unsrige. Und so glaube ich, ist es mit uns auf unserer Pilgerschaft nach der Wahrheit. Menschen haben uns rings umhegt, mit den Pflanzungen ihrer eigenen Hand oder den Erfindungen ihres eigenen Sinnes: und wenn wir bei unserm Fortschreiten auf diese schauen, so glauben wir mit der Wirklichkeit der Dinge gleichsam in Gegensatz und Widerspruch zu seyn. Doch erheben wir unser Auge hinauf, über diese neuen, sterblichen Schöpfungen hinaus, und beschauen und befragen wir die Natur selbst in ihren ursprünglichen, dauernden Werken, so finden wir dadurch, daß sie auf Einem Wege mit uns wandert, und auf den Gegenstand unseres Verlangens hinzielt.

Gewiß hat die Wissenschaft der Geologie Ihnen bereits gezeigt, daß, so lang als Menschen Systeme aufthürmten, sie diejenigen hinderten, welche freudig zur Entdeckung heiliger Wahr-

heiten vorgeschritten wären; daß aber, wenn die Erscheinungen der Natur nüchtern zu Rathe gezogen und einfach dargeboten wurden, dieselben offenbar zu den erwünschten Folgerungen führten. Doch indem wir nun auf den zweiten Punkt kommen, den ich zuvor erwähnte, als eine neue Berührung zwischen den heiligen und profanen Untersuchungen, nämlich auf die Sündfluth, so werden sie wahrscheinlich die Ersprießlichkeit dieser Wissenschaft noch viel deutlicher vor Augen liegen sehen. Es ist klar, daß, wenn je Spuren früherer Ereignisse auf der Erde gefunden werden können, nothwendig die letzte Katastrophe, die über ihre Oberfläche hinging, die deutlichsten Fußstapfen von ihrem Laufe zurückgelassen haben muß. Die kurze Dauer der Sündfluth und die convulsive Natur ihrer zerstörenden Wirkung, konnte für langsame, allmählige Niederschläge keine Zeit lassen, sondern mußte mehr Spuren einer zerstörenden als einer bildenden Kraft, mehr Spuren von Losreißung, Verschiebung, Wegschwemmung, von einem ausgrabenden und aufwerfenden Bestreben, als von einer gestaltenden und assimilierenden Thätigkeit zurückgelassen haben. Wir dürfen daher nicht glauben, sie so verfolgen zu können, wie wir das Bett eines ausgetrockneten See's finden, sondern wie wir im Sommer den Lauf eines Winterbaches erkennen, aus den Trümmern, die er von seinen Ufern rieß, aus der Abspülung, die er an der Seite des Berges ausübte, aus der Anhäufung loser Stoffe, wo seine Wirbel am gewaltigsten waren, vielleicht auch aus den Trümmern bedeutenderer Beute, aus den Ueberresten jener Pflanzen und Thiere, die er, als er über seine gewöhnlichen Gränzen brach, von ihrem natürlichen Orte in seinen Wirbel rieß. Die Allgemeinheit seiner Wirkung würde eine solche Gleichmäßigkeit in seinen Erfolgen hervorbringen, daß sie in beträchtlich von einander getrennten Landstrichen sich als dieselben erweisen müßten, und so würde der Meerstrom, der aus den geöffneten Schleußen des Abgrundes hervorströmte, seine Verwüstungen in Amerika in gleicher Richtung bezeichnen, wie in Europa. Ohne Zweifel muß es schwierig seyn, die Zeit einer solchen Fluth zu bestimmen, die über Landstriche hinging, welche viele Jahrhunderte der Vegetation mit ihrem jährlichen Tribute der Verwesung bedeckt, welche die

thätige Hand des Menschen aufgebrochen oder sonst geändert, welche der entstellende und zerrüttende Zahn der Zeit verwischt und umgestaltet, und welche eine Reihe geringerer örtlicher Katastrophen von Zeit zu Zeit wesentlich umgewälzt hat. Doch ungeachtet aller dieser Veränderungen kann es entweder in dem Zustande der Ruinen, welche die letzte Verwüstung zurückließ, oder in den Erfolgen langsam fortschreitender Wirkungen, die nur davon herrühren können, Zeitzeichen geben, welche hinreichende Daten wenigstens zu einer ungenauen und annähernden Berechnung der Zeit, zu welcher sie sich ereignete, geben.

In der Auseinandersetzung des Lichtes, das die neuere Geologie auf diese drei Punkte geworfen hat — auf die Wirklichkeit, die Einheit und Zeit einer Sündfluth, oder einer Zerstörung der Welt durch Wasser — werde ich den Abriß, den Dr. Buckland in wenigen Zeilen am Schlusse seiner Vindiciae Geologicae gegeben, und später in den Reliquiae Diluvianae wiederholt hat, zu Grunde legen.[1]) Dieses Werk werde ich ganz besonders im Auge behalten in der gedrängten Uebersicht, die ich Ihnen von den Bestimmungen der neuern Geologie über die physicalischen Zeugnisse dieser Katastrophe zu geben suchen werde.

§. 2.

A. Beweise für die Wirklichkeit der Sündfluth.

a. Entblößungsthäler.

Die erste Erscheinung, welche genau beobachtet und als Beweis für eine plötzliche, allgemeine Ueberschwemmung, wie sie die Sündfluth festsetzt, vorgebracht wurde, ist das, was in neueren Werken unter dem Namen Entblößungsthäler bekannt ist. Catcott, in seinem Werke über die Sündfluth, war der erste, der sie bemerkte: doch sie hat seit seiner Zeit viel genauere Beachtung erlangt. Man versteht unter diesem Worte Thäler zwischen Hügeln, deren Schichten sich genau entsprechen, so daß das Thal offenbar aus ihrer Substanz ausgegraben ist. Um dieß durch ein bekanntes, entsprechendes Beispiel zu erläutern: wenn sie unter

1) „Vindiciae" p. 36. „Reliquiae" Lond. 1823. p. 226.

den Ruinen dieser Stadt Trümmer eines Walles entdeckten, der in Zwischenräumen wieder erschiene und in derselben Linie stünde, und wenn Sie sich nach genauerer Untersuchung versicherten, daß die verschiedenen Theile aus denselben Materialen gebaut wären, genau in derselben Ordnung, so daß z. B. Reihen von Ziegel, Kalk und Tuffstein durchaus in gleichen Zwischenräumen und in entsprechenden Verhältnissen aufeinander folgten, so würden Sie gewiß schließen, daß die verschiedenen Trümmer ursprünglich Einen fortlaufenden Wall bildeten, und daß die ihn unterbrechenden Lücken von der Zeit oder Gewalt herrührten. Genau dieselbe Gedankenverbindung muß uns zu dem Schluße führen, daß die Thäler, welche offenbar die Hügel entzwei geschnitten haben, durch irgend eine diesen Erfolgen entsprechende Gewalt ausgehölt worden sind. Dr. Buckland hat mit besonders glücklichem Erfolge diese Erscheinung an der Küste von Devon und Dorset untersucht und erläuternde Abbildungen davon gegeben. Aus diesen, so wie aus seiner Beschreibung erhellt, daß die ganze Küste durchschnitten ist von Thälern, die nach der See hinlaufen und die Schichten der Hügel so trennen, daß dieselben einander vollkommen entsprechen. An den Wänden dieser Thäler sind Kiesanhäufungen, die offenbar von der aushöhlenden Kraft an den Abhängen der Hügel und am Boden der Vertiefung abgesetzt wurden. Dieses kann von keiner gegenwärtig wirkenden Ursache herrühren, denn durch viele von ihnen lauft kein Bach, und in dem so abgelagerten Geschiebe finden sich Ueberreste von Thieren, so wie sie in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge durch eine plötzliche Fluth zerstört würden. [1]) Aehnliche Beispiele könnte man aus den Arbeiten anderer Geologen anführen.

Zu dieser Klasse von Beweisen möchte ich eine andere sonderbare Erscheinung rechnen, die dem Abspülen des Wassers von den Seiten der Berge zuzuschreiben scheint. Ich meine jene ungeheuren Zinnen von Granit oder andern festen Felsmassen, die von den benachbarten Bergen wie Inseln getrennt zu stehen scheinen. Der Mont Cervin, in Vivarais, bildet eine Pyramide, 3000

1) „Reliquiae“ p. 247. „Geolog. Trans.“ vol. I. p. 96.

Fuß über die höchsten Alpen, und wird von Saussure so beschrieben: — »Obwohl ein kühner Vertheidiger der Crystallisation, so kann ich doch nicht glauben, daß ein solcher Obelisk in dieser Gestalt unmittelbar aus der Hand der Natur hervorging. Die umgebende Masse ist losgerissen und weggeführt worden; denn nichts ist um ihn zu sehen, als andere Spitzen, die gleich ihm schroff aus dem Boden aufspringen und deren Seiten gleicherweise gewaltsam entblößt sind.« Zu Greifenstein in Sachsen ist eine Anzahl von Granitprismen, die auf einer Ebene stehen, und sich zu einer Höhe von hundert Fuß und darüber erheben. Jedes derselben ist wieder durch horizontale Spalten in eben so viele Blöcke getheilt, und so haben sie das Ansehen einer großen Granitmasse, deren verbindende Theile gewaltsam fortgerissen worden sind.[1])

§. 3.

b. Findlinge oder Irrfelsen, und andere Diluvialablagerungen.

Eine andere Klasse von Erscheinungen, welche zu denselben Ergebnissen führt, kann man füglich unter dem Namen der Irrfelsen, (erratic blocks) welchen de la Beche vorschlug, zusammenfassen.[2])

Dr. Buckland hat zuvor die Unterscheidung zwischen Alluvial- und Diluvial-Bildungen in Vorschlag gebracht; unter erstern versteht er jene Ablagerungen, welche die Fluth, oder Flüsse, oder andere noch bestehende Ursachen gewöhnlich hervorbringen, und unter den letztern diejenigen, welche von der Wirkung einer viel mächtigern Ursache, als jetzt irgendwo thätig ist, z. B. einer großen, überschwemmenden Fluth herzurühren scheinen. Die Bestandtheile dieser Klasse kann man auf zwei zurückführen: erstens Ablagerungen von Sand und Kies, wo gegenwärtig kein Wasser wirkt, noch in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge

1) Saussure, „Voyage dans les Alpes," tom. IV. p. 414. Ure, „New System of Geology," Lond. 1829. p. 370.

2) Pag. 181.

gewirkt haben konnte; und zweitens jene größern Massen, von einigen Zollen im Durchmesser bis zu einem Gewichte von vielen Zentnern, welche man Rollfelsen nennt. Dieselben sind, wenn sie kleiner sind, dem Kiese beigemischt; doch oft setzen sie uns in Erstaunen durch ihre ungeheuren Massen, welche an der Seite eines Berges einsam und abgesondert dastehen und die schöne Beschreibung des Dichters bewähren:

»So ruht oft auf des Berges kahler Spitze
Dahingestreckt ein ungeheurer Stein:
Und die ihn schaun, sind der Bewundrung voll:
Von welchem Ort und wie kam er hieher?
Er scheint von ferne ein verständig Wesen,
So wie ein Seethier, das dem Meer entronnen,
Auf Felsen oder Sand ruht, sich zu sonnen.« —

Wordsworth.

De la Beche hat den Umständen, unter welchen Geschiebablagerungen vorkommen, besondere Aufmerksamkeit geschenkt und zeigt, wie unverträglich sie seyen mit der Theorie, daß gegenwärtig bestehende Ursachen sie hervorgebracht haben. So finden wir oft, daß die Schichten auf jene Weise gebrochen sind, die wir Verwerfungen (faults, failles) nennen, über welchen dann das Geschiebe ruhig und unaufgeregt liegt, und dadurch zeigt, daß eine andere Ursache es hier ablagerte, als jene, welche die Brechung der Schichten hervorgebracht hat. Auf gleiche Weise finden wir überall, wo es möglich ist, den Grund unter diesem Geschiebe zu untersuchen, die Felsen, so hart sie auch seyn mögen, furchenartig eingekerbt, als wenn ein großer Strom, welcher schwere Massen mit sich fortführte, über sie hingegangen wäre. Aus diesen Thatsachen zieht er folgende Schlüsse: »Unsere Gränzen gestatten uns nicht, mehr ins Einzelne einzugehen, wozu die nothwendigen Karten erforderlich wären; aber es würde eine starke Stütze für die Muthmassung abgeben, daß Wassermassen über das Land hingingen. Beschränken wir unsere Aufmerksamkeit auf eine einzige Gegend, so müssen wir bemerken, daß die Verschiebungen viel größer, und die Zerklüftungen, welche sicher durch

eine einzige Brechung entstanden, viel beträchtlicher sind, als wir es uns aus neuern Erdbeben möglicher Weise erklären könnten. Es ist daher nicht unphilosophisch, daraus den Schluß zu ziehen, daß eine größere, Schwingungen und Brechung der Felsen verursachende Kraft auch eine größere Wassermasse in gewaltigere Bewegung setzen würde, und daß die Fluthen, die über das Land hereinbrächen, oder in verhältnißmäßig geringen Tiefen auf dem Boden wirkten, eine Erhebung, und eine zerstörende und zerreißende Kraft haben würden, welche mit der dazu angewandten aufregenden Gewalt im Verhältniß stünde.«

»Die nächste Frage, die sich erhebt, ist diese: gibt es noch andere Anzeichen, daß Wassermassen über das Land hingingen? Darauf kann man erwiedern, daß die Gestalt der Thäler sanft abgerundet ist, so daß keine Verbindung meteorischer Ursachen, die auch der scharfsinnigste Kopf ersinnen könnte, sie hervorzubringen fähig scheint: daß zahlreiche Thäler auf der Linie der Verwerfungen vorkommen, und daß das Geschiebe in einer solchen Weise zerstreut ist, für die wir aus der gegenwärtigen Wirkung rein atmosphärischer Gewässer keine Erklärung finden können.[1])

Dr. Buckland hat den Zug der Quarzkiesel von Warwickshire bis Oxfordshire und London genau verfolgt, so daß kein Zweifel mehr übrig bleibt, daß sie von einem gewaltigen Wasserstrome von Norden nach Süden herabgeführt worden sind: denn wenn wir ihnen in der Gegend von Birmingham und Lichfield zuerst begegnen, bilden sie ungeheure Lager unter dem rothen Sandsteine. Von da an sind sie abwärts gerissen worden, besonders längs der Thäler der Evenlode und Themse, gemischt mit Trümmern von Felsen, welche in Yorkshire und Linkolnshire vorkommen, aber in der Gegend, wo diese Kiesel jetzt gefunden werden, nirgends feste Lager bilden. Die Anzahl derselben nimmt ab, je mehr wir uns von ihrem ursprünglichen Lager entfernen, so daß sie in Hyde Park und in den Kiesgruben von Kensington minder

1) S. 184. In der ersten Ausgabe ist der gelehrte Schriftsteller noch deutlicher, indem er am Anfange des zweiten Paragraphs das Wort „Fluth" gebraucht, während er jetzt nur „Wassermassen" sagt.

häufig sind, als bei Oxford. Da aber diese Geschiebe auf den Höhen gefunden werden, welche diese Thäler einschließen, so möchte es ein natürlicher Schluß scheinen, daß dieselbe Ursache, welche sie hieher brachte, auch die Thäler aushöhlte; obwohl nach der Annahme des gelehrten Professors, eher bei ihrem Zurückzuge, als bei ihrem ersten Anrücken. Die Zulänglichkeit dieser einzigen Wirkung, alle jene Erfolge hervorzubringen, bietet gewiß einen starken Grund für die Zulässigkeit dieser Hypothese dar.[1])

De la Beche fand auf der Spitze des großen Haldon Hügels, gegen 800 Fuß über der Meeresfläche, Felsstücke, welche aus niederern Thälern hergeschwemmt seyn mußten. »Ich fand dort,« fügte er hinzu, »Stücke rothen, quarzhaltigen Porphyrs, kernigen, rothen Sandsteins und kernigen Kieselsteins, der in der Grauwacke der Umgegend nicht ungewöhnlich ist, wo alle diese Felsarten in niederern Thälern, als der Gipfel des Haldon, vorkommen, und wo sie gewiß nicht durch Regengüsse oder Bäche hinaufgeführt worden seyn konnten, man müßte denn nur annehmen, letztere hätten einmal beliebt, bergauf zu laufen.« Dr. Buckland sammelte in der Grafschaft Durham, wenige Meilen von Darlington, Gerölle von mehr als zwanzig Varietäten des Grünsteins und Porphyrschiefers, der nirgends näher vorkommt, als in dem Seegebiet von Cumberland, und ein Granitblock in jener Stadt kann von keinem nähern Orte hergekommen seyn, als von Shap bei Penrith. Aehnliche Blöcke werden auch auf der Hochebene von Sedgfield südöstlich von Durham gefunden. Der nächste Punkt, von welchem diese Blöcke und Gerölle hergeleitet werden können, ist das Seegebiet von Cumberland, von welchem sie durch die Höhen von Stainmoor getrennt sind; und wenn man die Annahme, daß sie von dort her kommen, für zu schwierig hält, so bleibt keine andere Wahl, als ihnen norwegischen Ursprung zu geben, und anzunehmen, daß sie von dort über das gegenwärtige Meer herübergeführt wurden. Hr. Conybeare hat bemerkt, daß es nicht schwer wäre, eine fast vollständige Sammlung englischer Felsarten in der Gegend von Market

1) Reliquiae p. 249.

Harborough, oder in dem Thale von Shipston-on-Stour aus den Trümmern des Gerölles, welches hier vorkommt, zusammen zu finden. Professor Sedgwick hat bemerkt, daß die Rollfelsen, welche das Geschiebe in Cumberland begleiten, von Dumfriesshire hergekommen und folglich über den Solway Frith gesetzt haben mußten. Noch auffallender ist die Entdeckung des Herrn Phillips, daß das Fluthland von Holdermeß Steintrümmer enthält nicht nur von Durham und Cumberland und dem Norden von Thorkshire, sondern sogar von Norwegen; und ähnliche Trümmer norwegischer Felsen sollen auf den Schetlands-Inseln vorkommen. Der nämliche Schriftsteller gibt ein seltsames Beispiel dieser Art. In dem Thale des Wharf ist der Schiefer von einer Schichte Kalkstein überlagert, auf deren Rand, 50 bis 100 Fuß hoch, wir ungeheure hingeführte Schieferblöcke in großer Menge finden, weiter hinauf, bis zu einer Erhebung von 150 Fuß, sind die Blöcke noch zahlreicher. Sie scheinen von einem Strome gegen Norden an einen besondern Platz getrieben worden, und nachher auf der Oberfläche des Kalksteins hingeführt worden zu seyn.«[1]) Wir haben also hier eine offenbare Ablagerung von Kalksteinen auf dem Schiefer und dann eine gewaltsame Versetzung von Blöcken dieser Felsart auf die Oberfläche der Ablagerung.

Auf dem Festlande wurden genau dieselben Erscheinungen beobachtet. In Schweden und Rußland kommen große Blöcke vor, die allem Anscheine nach von Norden nach Süden getragen worden sind; der Graf Rasoumousky bemerkt, daß die zwischen St. Petersburg und Moskau aus Skandinavien kommen, und in der Richtung von N.O. nach S.W. liegen. Die Irrfelsen von der Düna zum Niemen leitet Professor Pusch von Finnland, dem Onega-See und Esthland her; die von Ostpreußen und einem Theile Polens, gehören drei verschiedenen Arten an, welche alle in der Gegend von Abo in Finnland gefunden werden.[2]) In Amerika sind die Erscheinungen ganz dieselben, und Dr. Bigsby, der die geologischen Erscheinungen des huronischen Sees beschreibt,

1) „Geol. Trans.“ vol. III. p. 13.

2) De la Beche, a. o. O. Buckland, „Reliquiae,“ p. 192. ff.

bemerkt: »Küsten und Bett des Huron-Sees scheinen der Wirkung eines gewaltigen Wasserstromes und darin schwimmender Gegenstände, die vom Norden herstürzten, ausgesetzt gewesen zu seyn. Daß eine solche Fluth sich ereignete, beweist nicht nur die Abspülung der Oberfläche des nördlichen Hauptlandes und der zerstreuten Inseln, sondern auch die ungeheuren Ablagerungen von Sand- und Rollfelsen, welche sich zu Haufen in jedem Thale sowohl auf dem Festlande, als in den Inseln finden; denn die Trümmer sind fast ausschließlich primitiver Bildungsart, und in einigen Fällen kann ihre Identität mit den primitiven Felsarten, die auf der Nordküste einheimisch sind, nachgewiesen werden, und da überdieß das Land gegen Süden und Westen weit hin der sekundären Bildungsform angehört, so scheint die Richtung dieser Fluth von Norden her, wohl verbürgt zu seyn.« [1])

§. 4.

Unmöglichkeit, diese Erscheinungen aus noch thätigen Ursachen zu erklären.

Wir dürfen jedoch die Hypothese, welche von einigen trefflichen neuern Geologen mit so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit behauptet worden ist, daß nämlich alle diese Erscheinungen aus Ursachen, die jetzt noch im Gange sind, erklärt werden können, nicht mit Stillschweigen übergehen. Fuchsel war der Erste, der diese Behauptung aussprach, welche, wie man wohl sagen darf, später die Grundlage der huttonischen Theorie bildete. Diese, wie so viele andere philosophische Partheien, verdankt ihre Berühmtheit mehr ihren Schülern, als ihrem Gründer, und Playfair und Lyell haben zu ihrer Aufrechthaltung gewiß alles gethan, was eine ungeheure Anhäufung von interessanten Thatsachen und eine sehr geistreiche Kette von Folgerungen zu bewirken im Stande ist. Dem letzten besonders kann man die Anerkennung nicht versagen, daß er ungemein viel zu der Sammlung geologischer Beobachtungen hinzugefügt hat. Nach dieser Theorie sind alle Thäler von Flüssen oder Bächen, die durch dieselben laufen, ausgehöhlt

1) Geolog. Trans. vol. I. p. 205.

worden; alles was eine convulsive Wirkung erfordert, wird Erdbeben, die an Beschaffenheit und Umfang den unsrigen gleichen, zugeschrieben; alle Versetzung von Felsen oder Kies könne durch die Fluth, oder Flüsse oder Gießbäche, oder schwimmende Eisberge bewirkt worden seyn. Dieser Theorie entgegengesetzt sind folglich die Schriftsteller, die ich angezogen, und viele andere, deren Ansehen in der Geologie von Bedeutung ist. Brogniart z. B. widerlegt jenen Theil davon, welcher dem Wasser eine so große einschneidende Kraft beilegt, daß man sogar annehmen zu dürfen glaubt, daß tiefe Thäler und Gräben von einem Strome durch Felsen gefressen worden seyen. Der reiche Mooswuchs auf der Oberfläche der Felsen an und unter der Wasserfläche beweist, daß von dem Felsen, auf welchem es wächst, nicht immerwährend weggespült wird; denn wenn dieß wäre, so müßte es eben so beständig sammt seinem harten Bette weggerissen werden. Der Nil und Orinoko überziehen ungeachtet der ungeheuren Gewalt, welche ihr Umfang ihnen gibt, wo sie zu einem Felsendamme kommen, der sich ihrem Laufe entgegensetzt, weit entfernt, ihn auszuspülen, ihn nur mit einem dicken braunen Pelze von ganz eigener Natur.[1]) Greenough hat beobachtet, daß die Kraft der Flüsse eher eine Auffüllung, als die Aushöhlung von Thälern bewirkt, indem sie eher ihr Bett erhöhen, als tiefer graben. Denn es ist durch Beobachtung erwiesen, indem man an ihren Seiten Gruben öffnete, daß die Ablagerung tiefer geht, als ihre Bette. »Die Wirkung der Flüsse,« fährt er fort, »muß entweder im Auffüllen oder im Ausgraben bestehen; in beiden zugleich kann sie nicht bestehen; besteht sie im Ausgraben, so haben sie nicht jene Kieslager gebildet; besteht sie im Auffüllen, so haben sie das Thal nicht ausgehöhlt.«[2]) Die Versetzung von Kies- und Rollfelsen in so ungeheure Entfernungen und zu so großen Höhen kann ebenso wenig aus noch bestehenden Ursachen erklärt werden. Denn es ist beobachtet worden, daß selbst Flüsse,

1) „Dictionaire des Sciences Naturelles," vol. XIV. p. 55.

2) „Critical Examination of the First Principles of Geology" Lond. 1819. p. 139.

wenn sie nicht außerordentlich stark sind, ihr Geschiebe nicht sehr weit mit fortführen, indem verschiedene Theile ihres Laufes von verschiedenen Geschiebarten belegt gefunden werden. Man hat so berechnet, daß wir einem Gießbach der Alpen, wenn er einige von den Blöcken, die am Fuße dieses Gebirges zerstreut sind, mit sich führen sollte, ein solches Gefäll geben müßten, welches seine Quelle über die Schneelinie versetzen würde. Der Rollfelsen den man Pierre-à-Martin nennt, enthält 10,296 Kubikfuß Granit; ein anderer in Neuchatel, wiegt 38,000 Zentner. Zu Lage ist ein Granitblock, welcher der Johannisstein heißt, der 24 Fuß im Durchmesser hat. Ein ungeheurer Rollfelsen an der Küste von Appin in Argyleshire ist nach einer Beschreibung Marwell's eine Zusammensetzung aus Granit von unregelmäßiger Form mit abgerundeten Ecken, und hat einen vertikalen Umfang von 42 Fuß, und einen horizontalen von 38. Zahlreiche andere Granitblöcke kommen in demselben Theile Schottlands vor, doch nirgends ist hier ein festes Granitlager, von dem sie hergeleitet werden könnten.[1])

§. 5.

Die Alpenblöcke.

Bevor wir diesen Gegenstand von den Rollfelsen verlassen, kann ich die besondere Erscheinung, die sie in den Alpen darbieten, nicht übergeben. Sie wurden besonders von Elie de Beaumont, und später von De la Beche untersucht. Es zeigen sich genau jene Erscheinungen, die wir als Erfolg der Strömung eines Wassersturzes durch die Thäler annehmen müßten, welcher Bruchstücke von den Bergen, an denen er vorbeiging, mit sich führte, und ganze Vertiefungen mit den Trümmern, die er herabtrug, anfüllte. Wo eine Höhe, oder eine vorspringende Wand sich ihm entgegensetzte, lagerte er eine größere Anhäufung von Materialien ab; näher dem Orte, wo die Blöcke abgerissen wurden, sind sie größer, verkleinern sich aber, jemehr sie sich davon

1) „Geolog. Trans." vol. III. p. 488.

entfernen an Umfang und werden durch die Reibung mehr abgerundet.

Der Geologe, dem ich bisher genau gefolgt bin, wirft die Frage auf, in wie fern die Vertheilung der Alpenblöcke gleichzeitig gewesen seyn könne mit der angenommenen Versetzung von Irrfelsen aus Skandinavien? Hierauf erwiederte er, nachdem er sich zum Voraus im Allgemeinen verwahrt hat, »daß die Blöcke in beiden Fällen in einem gewissen Umfange oberflächlich erscheinen, und nicht von Ablagerungen bedeckt sind, die uns über die Verschiedenheit ihres Alters Aufschluß geben könnten; und daß es wohl möglich sey, daß eine große Erhebung der Alpen und eine Zerstreuung von Blöcken an beiden Seiten des Gebirges ganz oder doch so ziemlich gleichzeitig mit einer Konvulsion im Norden stattgefunden habe.«[1]) In einem andern Werke läßt er sich in den Unterschied dieser beiden Blockzerstreuungen, der von den Alpen und der nördlichen, etwas tiefer ein und schreibt beide einer verhältnißmäßig späten Periode zu. »In wie fern,« schreibt er, »die Ereignisse, welche die beiden Aufhäufungen dieser Blöcke hervorriefen, der Zeit nach von einander getrennt werden können, wissen wir nicht; doch sind wir gewiß, daß die geologischen Epochen beider sehr neu gewesen seyn müssen, indem beide auf Felsarten von verhältnißmäßig geringem Alter ruhen.« Später zieht er aus den Erscheinungen, welche in Europa und Amerika beobachtet wurden, den Schluß, daß irgend eine von den Polargegenden ausgehende Ursache in solcher Weise gewirkt habe, daß sie diese Zerstreuung fester Stoffe über einen gewissen Theil der Oberfläche der Erde hervorbrachte. Wir kennen keine Kraft, welche eine solche Wirkung hervorbringen könnte, als die Bewegung des Wassers.[2]) Dieser Schriftsteller glaubt, daß dieselbe einfache Ursache, die v. Beaumont in Vorschlag brachte, um alle vorhergehenden Umwälzungen auf der Oberfläche der Erde zu erklären, ebenso auch über diese letzte Auskunft geben könne. Eine Erhebung des Landes unter den Polarmeeren müßte den

1) De la Beche, S. 194.

2) Researches in Theoretical Geology. p. 390.

Ocean mit einer der Stärke dieser Bewegung entsprechenden Gewalt südlich über die Continente treiben.

§. 6.

De la Beche's Anwendung dieser Thatsachen auf die Sündfluth.

Ich muß hier noch einmal bemerken, daß wir noch einen andern Beweis dafür haben, daß viele Geologen des europäischen Continents, weit entfernt von ungläubigen Bestrebungen vielmehr eine ängstliche Sorgfalt an den Tag legen, ihre Hypothesen in der Art zu bilden, daß die Erzählung der heiligen Schrift davon nicht ausgeschlossen sey, und daß ihre Lösung des großen geologischen Problems zum Theil dadurch bewährt werde, daß sie ein so großes historisches Faktum, wie dort erzählt wird, einschließe. Denn Elie de Beaumont bemerkt am Schluße seiner Researches, daß die Erhebung einer Bergkette, während sie in den Gegenden ihrer unmittelbaren Nachbarschaft die beschriebenen gewaltthätigen Folgen hervorbrächte, in entferntern eine gewaltige Bewegung des Meeres und eine Störung seines Niveaus verursachen würde; »Ereignisse, welche sich mit der plötzlichen und vorübergehenden Ueberschwemmung vergleichen lassen, von der wir eine Andeutung mit fast gleichförmigen Thaten in den Archiven aller Nationen finden.« Er fügt dann in einer Note hinzu, daß er, dieses historische Ereigniß bloß als die letzte Umwälzung der Erdoberfläche betrachtend, sehr geneigt wäre, anzunehmen, daß die Andes zu jener Zeit emporgehoben wurden; und daß sich aus ihrer Erhebung alle Erfolge, die zur Hervorbringung einer Fluth sich vereinigen müssen, erklären lassen.[1])

§. 7.

c. Thierische Ueberreste.

Ich komme nun auf einen andern großen und weit interessantern Fragepunkt, auf den ich mich jedoch mit bedeutender Un-

1) A. a. O. und „Annales des Sciences Naturelles," tom. XIX. p. 232.

schlüßigkeit einlasse, in Folge der verschiedenen Hypotheſen und widerſprechenden Meinungen, die ſich an ihn anſchließen — auf die Ueberreſte der Thiere, die man in verſchiedenen Theilen der Erde unter gänzlich verſchiedenen Umſtänden entdeckt hat. Ich bemerkte zuvor, daß in den obern beweglicheren Schichten, von denen wir annehmen können, daß ſie, während die Erde durch einen mächtigen und ſtürmiſchen Strom unter Waſſer geſetzt wurde, ſich ablagerten, die Knochen und Skelette von Thieren gefunden werden, die in den meiſten Fällen noch jetzt lebenden Gattungen angehören, obwohl ſie bisweilen in der Art von ihnen unterſchieden ſind. Wenn wir aus der Analogie ſchließen, ſo müßten wir annehmen, daß dieſelben durch die letzte Konvulſion, welche die Erde aufregte, in ihre gegenwärtigen Lagen verſetzt wurden, indem keine Spur da iſt, daß irgend eine andere über ſie weggegangen ſey; und es ſcheint kaum möglich, zu zweifeln, daß das Waſſer jenes Mittel war, welches angewendet wurde, ſie auf eine ſo merkwürdige Weiſe zu erhalten.

Von Dr. Buckland kann man ſagen, daß er dieſen Gegenſtand bis zu der Zeit, da er ſeine Abhandlung von den diluvianiſchen Ueberreſten herausgab, erſchöpft habe und die Entdeckung neuer Knochenbehältniſſe ſeit ſeinem Werke kann man mit wenigen Ausnahmen von Belange, die ich eben erwähnen will, als bloße Wiederholungen derjenigen Erſcheinungen, die er beobachtet hat, und als Beſtätigung vieler ſeiner Folgerungen betrachten.

Die Ueberreſte von Thieren, die in der Oberfläche der Erde entdeckt wurden, kann man in drei Klaſſen theilen: erſtens ſolche, welche durchaus, oder doch größtentheils in den nördlichen Gegenden gefunden werden, wozu auch diejenigen gehören, die wegen der Aehnlichkeit ihrer Lage auch durch eine ähnliche Annahme erklärt werden müſſen; zweitens diejenigen, welche ſich in Höhlen finden und drittens diejenigen, welche in den ſogenannten Knochenbrekzien oder mit Kies und Gerölle vermengt in den Felsſpalten vorkommen.

§. 8.

1. Ganze Thiere, die im Norden eingefroren gefunden werden.

Zu der ersten Klasse nun müssen wir vorzüglich die Körper von Elephanten und Rhinozerosen zählen, welche in Eis oder vielleicht eigentlich in gefrornem Schlamme in den nördlichen Breiten gefunden werden. Im Jahre 1799 bemerkte Schumachoff, ein tungusischer Häuptling, auf der Halbinsel Tamset an der Mündung der Lena im Eise eine unförmliche Masse: i. J. 1804 wurde sie vom Eise befreit und fiel auf den Sand. Es fand sich nun, daß es ein Elephant war, so unversehrt, daß die Hunde, und selbst die Menschen von seinem Fleische aßen. Die Fangzähne wurden herausgeschnitten und verkauft, und das Skelett mit einem Theile des Haars in das kaiserliche Museum zu St. Petersburg geschickt, wo es noch jetzt aufbewahrt wird. Ein Rhinozeros, welches nach der Beschreibung von Pallas i. J. 1770 im gefrorenen Schlamme an den Küsten des Viluji entdeckt wurde, war ebenfalls mit Haut und Haar bedeckt.[1]) Die Expedition des Kapitän Beechey in den Norden Asiens hat eine Anzahl ähnlicher Entdeckungen zu Tage gebracht, indem die Knochen dieser beiden Thiere daselbst in beträchtlicher Menge im gefrornen Sande eingeschlossen gefunden wurden.[2]) Man hat die so gefundenen Thiere andern jetzt nicht mehr bestehenden Arten beizählen wollen, hauptsächlich in Folge der beharrten Haut, mit welcher sie bedeckt sind. Vielleicht jedoch geht die Verschiedenheit nicht weiter, als sie sich auch bei wohlbekannten Thieren verfolgen läßt, die in einigen Ländern die Haut ganz oder beinahe nackt haben, während sie in andern zottig sind, z. B. der Hund, dessen unbehaarte Abart wohl bekannt ist. Hr. Fairholme hat eine Stelle aus Bischof Hebers Erzählung angeführt, welche zeigt, daß es auch noch heut zu Tage in Indien behaarte Elephanten

1) S. „Memoires de l'Academie Imperiale de St. Petersb." vol. VII.

2) S. die Abhandlung über diesen Gegenstand von Professor Bukland am Ende von Kapitain Beechey's Erzählung.

gibt,[1]) und behauptet, daß der Elephant in kältern Klimaten eine Neigung zeige, haarig zu werden. Doch, lassen wir auch dieß bei Seite, so kann nicht bezweifelt werden, daß diese Thiere durch eine plötzlich über sie hereinstürzende Katastrophe überrascht wurden, die sie in einem und demselben Augenblicke tödtete und einbalsamirte. Es liegt unserm Vorhaben ganz fern, zu untersuchen, ob diese Thiere Bewohner des Landes waren, wo sie jetzt begraben liegen, und wenn es so ist, wie sie in einem so kalten Klima leben konnten; oder ob auf der andern Seite das Klima eine Veränderung erlitten habe. Es scheint in der That sehr wahrscheinlich, daß sie lebten und starben, wo sie jetzt liegen, anstatt daß sie erst hieher versetzt wurden; und daß das Klima wirklich eine solche Veränderung erlitten hat, daß seine Temperatur nicht mehr für Thiere tauglich ist, welche es zuvor nicht nur ertragen konnten, sondern auch in seinem Pflanzenwuchse ihren nothwendigen Unterhalt fanden. Diese Veränderung muß auch, wenigstens allem Anscheine nach, keine Zeit für die Auflösung gelassen, sondern eine plötzliche Kälte muß fast eben sobald eingefrört, als getödtet haben. Wie alles dieses geschehen konnte, ist ein Gegenstand des Systems und der Muthmaßung; aber zuverläßig ist es nicht unverträglich mit der Vorstellung von einer Fluth, die nicht nur alles Leben von der Erde hinwegraffen, sondern auch den ursprünglichen Fluch vollständig machen sollte, indem sie solche Veränderungen des Klima oder anderer Kräfte, die auf die Lebensfrische einen Einfluß ausüben, verursachte, so daß die ungeheuer lange Lebensdauer der Menschen von dem vorfluthlichen bis auf das patriarchalische Maaß herabsank.

Wie groß daher auch die Schwierigkeiten seyn mögen, die in der Klasse der eben erklärten Erscheinungen noch ungelöst sind, so ist es offenbar, daß sie, weit entfernt im Gegensatze mit dem Charakter der letzten großen Umwälzung zu stehen, vielmehr durch die Annahme derselben leichter erklärlich scheinen, als durch irgend eine andere Hypothese. Daher sagt auch Pallas, »daß er, bis er diese Gegenden durchforscht und so auffallende Denk-

1) A. a. O. S. 356.

mäler aufgefunden habe, sich niemals von der Wahrheit der Sündfluth habe überzeugen können.«[1])

§. 9.

2. Knochenhöhlen.

Die zweite Klasse umfaßt die Knochen von Thieren, die in Höhlen aufbewahrt sind, und ist von noch größerm Interesse, als die erste. Alle die Gegenden aufzuzählen, wo diese Gräber der ersten Welt gefunden werden, würde die Schranken, die ich einhalten muß, weit überschreiten; ich werde mich daher begnügen, Ihnen nach der genauen Beschreibung Bucklands einen allgemeinen Begriff davon zu geben. Die erste Höhle, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregte, war die zu Kirkdale in Thorkshire. Sie wurde i. J. 1821 in einem Steinbruche entdeckt, und bot nur eine sehr schmale Oeffnung dar, durch welche ein Mann kriechen mußte. Der Boden war obenhin mit Kalksinter bedeckt, dem kalkartigen Niederschlage, der sich im Wasser bildet, das von der Decke herunter tropfte. Darunter war dicker Lehm oder Schlamm, in welchen die Knochen der verschiedenen Thiere und Vögel eingekittet waren. Bei weitem die größere Anzahl von Zähnen gehörte der Hyäne an und unter ihnen waren Exemplare, die Thieren verschiedenen Alters angehört haben mußten. Außerdem gab es Knochen von dem Elephanten, dem Rhinozeros, dem Bären, dem Wolfe, dem Pferde, dem Haasen, der Wasserratte, der Taube, der Lerche ꝛc. Nebst andern Beweisen, daß diese Höhle das Lager von Hyänen durch mehrere Geschlechter hindurch war, ist auch zu bemerken, daß die Knochen fast durchaus in einem Zustande der Zertrümmerung zersplittert und zerbrochen waren, mit Ausnahme jener harten und festen Knochen, die der Kraft der Zähne widerstehen. Man fand wirklich auf vielen von den Knochen Zahnspuren, welche, wie es sich zeigte, genau mit den Zähnen der in der Höhle gefundenen Hyänen übereinstimmten. Indem nun Dr. Buckland diese Spuren mit den wirklichen Sitten

1) Essay sur la Formation des Montagnes.“

dieser Thiere vergleicht, Umfang und Beschaffenheit der Anhäufung untersucht und die Lage und andere Umstände der Höhle mit in Anschlag bringt, kömmt Dr. Buckland auf den interessanten Schluß, daß es vor Zeiten das Lager von Hyänen gewesen seyn müsse, welche die Knochen der von ihnen getödteten Thiere hineinschleppten, und da mit Muße zermalmten; und daß eine Ueberschwemmung in die Höhle den Schlamm brachte, in dem sie nun eingeschlossen sind, und der sie vor der Verwesung verwahrte. Ein solcher Schluß stimmt genau mit dem Charakter der Sündfluth überein.[1]) Diese Beschreibung ist in der Hauptsache auch auf die andern bekanntesten Höhlen anwendbar, z. B. die von Torquay, Gailenreuth, Kühloch ꝛc.; doch ist zu bemerken, daß in den deutschen Höhlen besonders die Bärenknochen vorherrschend sind.

Die von Professor Buckland dargelegten Thatsachen sind nach allgemeiner Uebereinstimmung mit ängstlicher Genauigkeit beobachtet, und mit vollkommener Unpartheilichkeit ins Einzelne verfolgt worden; die Schlüsse und Folgerungen aber, die er daran knüpft, sind dem Tadel nicht entgangen. Hr. Granville Penn besonders hat seine ganze Darlegung mit bedeutendem Ernst und Freimuth angegriffen, und behauptet, daß die Knochen von der Fluth in die Höhle gespült wurden, indem dieselbe sie in der Nachbarschaft aufnahm und durch die enge Oeffnung in die Ritze zwängte. Da er jedoch in den wichtigsten Punkten übereinstimmender Meinung ist, daß wir nämlich hier einen starken Beweis für die Sündfluth haben, so ist es unnöthig, in seine Gründe einzugehen. Es mag hinreichen, zu bemerken, daß die Geologen nicht für seine Ansicht gewonnen wurden, und daß Cuvier, Brogniart und andere fortwährend Bucklands Erklärung beibehalten haben.

§. 10.

Menschenknochen in den Höhlen.

Doch es gibt eine andere wichtigere Frage, welche vielleicht nicht so leicht gelöst werden konnte, da der gelehrte Professor

1) „Reliquiae“ pp. 1—51.

seinen interessanten Bericht bekannt machte. Sind menschliche Knochen entdeckt worden, so mit den Ueberresten von Thieren vermengt, daß wir schließen können, der Mensch sei der Gewalt jener Katastrophe, welche jene aus dem Leben hinwegraffte, mit unterworfen gewesen? Gewiß waren die Beispiele, die er seiner Beobachtung unterwerfen konnte, der Art, daß sie den Schluß, zu dem er kam, rechtfertigten, daß nämlich Menschenknochen, wo sie immer mit denen von Thieren vermengt entdeckt worden waren, zu einer spätern Zeit in die Höhle kamen. Doch gibt es ein oder vielmehr zwei Fälle, welche in einzelnen Umständen von diesen Beispielen abweichen.

Die Höhle von Durfort im Jura wurde i. J. 1795 zum erstenmale von Hrn. Hombres Firmas besucht, der jedoch keinen Bericht von ihr herausgab, bis er sie 25 Jahre später noch einmal besuchte. Seine Abhandlung erschien unter dem Titel: „Notices sur des Ossemens Humains Fossiles.“ Im Jahre 1823 gab Marcel de Serres einen genauern Bericht davon heraus. Die Höhle liegt in einem Kalkberge, etwa 300 Fuß über der Meeresfläche, und man gelangt in sie durch einen perpendikulären Gang, 20 Fuß tief. Ist man aus diesem Gange durch einen engen Spalt in die Höhle gelangt, so findet man einen viereckigen Raum von drei Fuß, welcher menschliche Knochen enthält, die wie die Kirkdaler Ueberreste in einen kalkigen Teig eingekittet sind.[1])

Doch eine noch genauere Beobachtung, die zu denselben Resultaten führte, wurde von Hrn. Marcel de Serres in Beziehung auf die Knochen angestellt, die sich im tertiären Kalkstein bei Pondres und Souvignargues im Departement des Herault finden. Hier entdeckte Hr. De Cristolles menschliche Knochen und Töpfergefäße gemengt mit den Ueberresten vom Rhinozeros, dem Bären, der Hyäne und vielen andern Thieren. Sie waren in Schlamm und Trümmer von den Kalksteinfelsen der Nachbarschaft eingeschlossen. Unter dieser Anhäufung, die an einigen Stellen

1) „Granville Penn's Comparative Estimate of the Mineral and Mosaical Geologies“ 2nd. ed. 1825. vol. II. p. 394.

gegen 13 Fuß tief ist, befindet sich der eigentliche Boden der Höhle. Aus einer sorgfältigen Analyse ergab sich, daß die menschlichen Knochen ihre thierische Substanz gänzlich verloren hatten, so gut als jene der Hyänen, bei denen sie sich fanden. Beide sind gleich zerbrechlich, und kleben stark an der Zunge an. Um sich dieses Punktes zu versichern, verglichen sie de Serrers und Ballard mit den Knochen, die aus gallischen Sarkophagen gewonnen wurden, und der gewöhnlichen Annahme nach vierzehn hundert Jahre eingegraben lagen, und es ergab sich, daß die fossilen Knochen viel älter seyn mußten. [1])

In diesem Falle jedoch macht es die Entdeckung von Töpfergeschirr möglich, daß die menschlichen Knochen später in die Höhle gebracht wurden. Denn während wir auf der einen Seite nicht annehmen können, daß Menschen in ein und derselben Höhle mit den Hyänen zusammengewohnt hätten; können wir uns auf der andern nicht denken, daß diese Thiere, wenn sie auch ihren Hang nach Knochenfraß auf Kosten des Menschen verfolgten, sein Töpfergeschirr in ihr Lager geschleppt, oder ihre Zähne daran versucht haben sollten. Mag daher Zufall oder Absicht irgend einen spätern Bewohner der Nachbarschaft in den frühern Aufenthaltsort des wilden Thieres begraben haben; so müßten wir deßungeachtet noch darüber Rechenschaft geben, daß die menschlichen Knochen in ein und denselben Teig, wie die andern, eingeknetet waren. Für jeden Fall jedoch haben wir offenbar einen hinreichenden Beweis, daß eine gewaltsame Revolution, verursacht durch einen plötzlichen Einbruch des Gewässers, die Thiere, welche die nördlichen Theile Europas bewohnten, zerstört hat; die übereinstimmenden Phänomene in den südlichen Gegenden, bekräftigt durch ähnliche Entdeckungen in Asien und Amerika zeigen, daß ihr Einfluß sich noch weiter ausdehnte. In der Mitte des letzten Jahrhunderts hieß es, daß menschliche Knochen, in einem sehr harten Felsen eingekittet gefunden worden seyen, und man betrachtete sie als Zeugniß für die Wirkung der Sündfluth. [2])

---

1) Lyell, vol. II. p. 225.

2) A very curious and particular account of some skeletons of

§. 11.

3. Knochenbrekzien.

Die dritte Klasse von thierischen Ueberresten, die ich erwähnt habe, besteht aus den sogenannten Knochenbrekzien, welche man hauptsächlich in den Felsspalten oder sogar in großen Höhlen findet. Sie bestehen aus stark zusammengekitteten Knochen mit Bruchstücken der umgebenden Felsmassen. De la Beche hat die in der Nachbarschaft von Nizze entdeckten genau untersucht und Dr. Buckland hat besondere Einzelnheiten von der bei Gibraltar gefundenen gesammelt.[1]) Man glaubt allgemein, daß diese Art thierischer Einschlüsse bei verschiedenen Umständen, auch verschiedenen Zeiten zuzuschreiben sey: doch einige von ihnen könnte man vielleicht in ihrer Bildung für gleichzeitig mit den andern beschriebenen Ablagerungen erklären.

§. 12.

Einwurf: daß die geologische Fluth von der historischen der Zeit nach verschieden sey.

Und hier schließe ich den ersten Theil meines Beweises oder vielmehr meiner Berichterstattung über die neuesten Folgerungen der Geologie betreffs der Frage von der letzten Revolution, welche die Oberfläche der Erde verwüstete. Doch bevor ich weiter gehe, muß ich einer Schwierigkeit begegnen, die man leicht erheben könnte. Es gibt viele und sehr gelehrte Geologen, welche mehrere von den beschriebenen Erscheinungen Revolutionen zuschreiben, die älter sind, als die große Ueberschwemmung oder Fluth, welche die Schrift beschreibt; ja einige wahrhaft gründliche Schriftsteller unterscheiden die geologische Fluth von der historischen, die sie als eine nur partielle Ueberschwemmung betrachten,[2]) und

---

human bodies discovered in an ancient tomb, translated from the French; as also a circumstantial account of some petrified human bodies found last February standing upright in a rock. Lond. 1760. S. d. Brief am Ende des Werkes.

1) „Geolog. Trans.“ vol. III. p. 173, „Reliquiae“ p. 156.

2) Boubée, p. 43, vgl. p. 203.

legen der erstern alle jene Erscheinungen bei, die ich eben erklärt habe.

Auf diese Betrachtungen könnte ich auf verschiedene Weise erwiedern. Denn fürs erste würde ich sagen, daß die Entdeckung menschlicher Knochen diesen Punkt zur letzten Entscheidung bringen müsse; denn wenn bewiesen werden kann, daß dieselben in ähnlichen Lagen und unter denselben Verhältnissen, wie die der Thiere in den Höhlen vorkommen, so müssen wir annehmen, daß die Ursache ihrer Zerstörung die von der Geschichte beschriebene sey. Denn wenn diese, sey es nun die heilige oder die profane, ausspricht, daß Menschen und Thiere von einer Wasserfluth gerissen worden seyen, und wenn die Geologie die Erfolge einer ganz ähnlichen Katastrophe nachweist, und zugleich Zeugniß gibt, daß keine spätere Revolution mehr stattgefunden hat, so würde es sehr unphilosophisch seyn, beide von einander zu trennen. Denn die Uebereinstimmung ihres Zeugnisses ist wie die eines schriftlichen Dokumentes mit einer Münze oder einem andern Monumente: gerade wie der Triumphbogen, welcher den Sieg des Titus über die Juden feiern soll, vermöge der Darstellung ihrer Beute, obwohl ohne Datum, von jedem verständigen Manne auf die Eroberung bezogen werden wird, welche Josephus uns so genau beschreibt.

Doch vorausgesetzt, es sollte **bewiesen** seyn, daß alle Erscheinungen, die ich beschrieben habe, einer frühern Zeit angehören, sollte ich wohl die Entdeckung bedauern? Ganz gewiß nicht: denn niemals würde ich einen Schritt vorwärts auf dem Pfade der Wissenschaft fürchten und folglich auch niemals bedauern. Sollte es möglich seyn, ein genaues System der geologischen Chronologie zu entdecken, und würde irgend eine dieser Erscheinungen sich als einer frühern Epoche angehörig erweisen, so würde ich sie ohne Widerstreben aufgeben — vollkommen sicher, daß erstens nichts der heiligen Urkunde Feindliches bewiesen werden könnte, und zweitens, daß der Umsturz der Beweise, die wir hier gesehen haben, nur eine Vorbereitung zu ihrer Ersetzung durch viel entscheidendere seyn würde. Wer z. B. bedauert, daß Scheuchzers Humo diluvii testis oder der von der Sündfluth

zeugende Mensch sich nur als einen Theil von einem Thiere der Salamander-Gattung auswies? Er betrachtete es gewiß für einen sehr wichtigen Beweis; aber sicherlich kann es keinen Freund der Wahrheit betrüben, daß es entdeckt wurde, noch es bedauern, daß sein schwaches Zeugniß durch die gleichstehenden Thatsachen, die ich Ihnen zusammenstellte, ersetzt wurde. »Die christliche Religion,« sagt Fontenelle, »bedurfte zu keiner Zeit falscher Beweise zur Unterstützung ihrer Sache; und dieß ist noch mehr jetzt der Fall, wegen der Sorgfalt, mit welcher die großen Männer dieser Zeit sich bemüht haben, sie mit größerer Kraft, als die Alten thaten, auf ihren wahren Fundamenten festzustellen. Wir sollten von einem so gerechten Vertrauen auf unsere Religion erfüllt seyn, daß wir falsche Vortheile, die eine schlechtere Sache nicht übersehen würde, verschmähten.«[1]) Was wir auch von den Meinungen dieses Schriftstellers denken mögen, seine Ansicht von unserer Aufrichtigkeit in jenem Vertrauen, das wir auf unsere Sache setzen, ist ganz richtig. Ich will noch ferner hinzufügen, daß ich nur der Geschichtschreiber dieser und anderer Wissenschaften bin in Beziehung auf ihr Verhältniß zu der christlichen Wahrheit; ich habe nur die Meinungen gelehrter Männer in ihren Wissenschaften im Allgemeinen zu erzählen und die Vergängenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Der Boden wechselt beständig unter unsern Füßen, und wir dürfen uns mit jeder Wissenschaft zufrieden geben, wenn die Erfahrung beweist, daß ihre fortschreitende Entwickelung einer heiligern Sache günstig ist.

§. 13.

B. Einheit der Sündfluth.

Wir kommen nun zu der interessanten Frage, in wiefern geologische Erscheinungen die Einheit dieser Katastrophe darthun: mit andern Worten, ob neuere Beobachtungen uns zur Annahme einer Mehrheit örtlicher Ueberschwemmungen nöthigen, oder ob eine einzige große Fluth in einem fürchterlich großartigen Maaße

1) „Histoire des Oracles“ p. 4. ed. Amst. 1687.

festzusetzen sey. Zur Antwort darauf behaupte ich, daß Erscheinungen vorhanden sind, welche auf den letztern Fall hindeuten.

Denn fürs Erste kann Ihnen die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß in der Uebersicht, die ich Ihnen von dem Laufe gab, den die Rollblöcke und anderes Geschiebe genommen haben müssen, dieselben eine fast gleichmäßige Richtung von Norden nach Süden darbieten. Die Findlinge von Durham und Yorkshire kommen von Cumberland, die in Cumberland von Schottland, die in Schottland von Norwegen. Gerölle aus demselben Lande findet sich in Holderneß und das Thal der Themse ist, von der Gegend von Birmingham an, in der Weise der Anschwemmungen eines Gießbaches damit angefüllt. Auf dem Kontinente ist es derselbe Fall: denn die Irrfelsen von Deutschland und Polen lassen sich bis nach Schweden und Norwegen verfolgen. Brongniart hat auch bemerkt, daß sie in parallelen Linien von Norden nach Süden laufen, wohl bisweilen ein wenig in der Richtung abweichen, jedoch in der Hauptsache immer den Anschein haben, als seyen sie von einem überwältigenden Strome vom Norden herabgetragen worden. Sie werden sich ferners erinnern, wie sich Dr. Bigsby durch Beobachtungen überzeugte, daß das Geschiebe in Nordamerika immer von weiter gegen Norden gelegenen Punkten herkam. In Jamaika ist derselbe Zug bemerklich. Denn De la Beche bemerkt, daß die große Ebene von Liguanea, auf welcher Kingston liegt, »ganz aus Fluthanschwemmungen zusammengesetzt ist, die hauptsächlich aus dem Gerölle der Gebirge von St. Andreas und Port-Royal bestehen und offenbar nicht aus jetzt noch wirkenden Ursachen entstanden, sondern von diesen Bergen in derselben Weise, wahrscheinlich auch zu derselben Zeit, hergeschwemmt wurden, wie die zahlreichen Striche europäischer Kieslager, die aus der theilweisen Zerstörung europäischer Felsen entstanden.« Nun aber sind diese Berge nördlich von der Ebene. Ferners ist die Ebene von Vera und Niederclarendon diluvianisch und ihre Bestandtheile scheinen aus den Trappformationen der nördlich gelegenen Berge von St. John und Clarendon herzurühren.[1])

1) „On the Geology of Jamaica.“ Geol. Trans. vol. II. p. 182, 184.

Dieses Zusammentreffen in der Richtung des Laufes, den der Meerstrom verfolgte, in so entfernten Theilen der Welt, wir mögen nun ihre Entfernung von Norden nach Süden, oder von Osten nach Westen messen, scheint deutlich die Wirkung einer gleichförmigen Ursache anzuzeigen. Denn wenn wir annehmen, daß das Meer zu verschiedenen Zeiten auf das Land hereingebrochen sey, so müßte es etwa zu einer Zeit z. B. das baltische, zu einer andern das mittelländische und wieder zu einer andern das atlantische gewesen seyn: und in jedem Falle würde die Richtung der Fluth, wie sie in ihren Spuren sich kund gäbe, natürlich verschieden seyn. Dagegen ist nun die Annahme einer einzigen Sündfluth nicht nur die einfachste, und folglich die am meisten philosophische Erklärung dieser beständigen und gleichmäßigen Erscheinungen; sondern eine Mehrheit solcher Katastrophen kann kaum zugegeben werden, ohne daß man annimmt, daß jede die Folgen der vorhergehenden in Verwirrung gebracht habe, so daß die Linien der angeschwemmten Gegenstände sich kreuzten, die Richtungen in dem Gerölle wechselten und dadurch jede Berechnung verwirrten. Allein nichts der Art ist bisher irgendwo entdeckt worden, und deßwegen muß eine gründliche Wissenschaft wohl schließen, daß die Ursache nur Eine war. Auch würde die Gültigkeit dieses Schlusses nicht sehr gefährdet werden, wenn gleich spätere Nachforschung in entferntern Gegenden zu verschiedenen Ergebnissen führten. Denn wir müssen natürlich annehmen, daß seit dem nördlichen auch andere Ozeane auf die Erde losgelassen wurden, um ihre letzte große Reinigung zu bewirken; und von ihnen konnten dann die Linien der Anschwemmungen in andere Richtungen auslaufen.

Wenn die Spur dieser Geschiebe eine gleichförmige Richtung weist, so dürfen wir erwarten, daß auch die Bahn, auf der sie hinzogen, in entsprechender Weise bezeichnet ist. Der erste, welcher, wie ich bereits erwähnte, auf diese Erscheinung aufmerksam machte, war Sir James Hall, welcher beobachtete, daß in der Umgebung von Edinburgh die Felsen mit Geleisen oder Linien bezeichnet sind, die offenbar dadurch eingekerbt wurden, daß schwere Massen in der Richtung von Osten nach Westen übre sie

hingingen. Murchison hat dieselbe Erscheinung im Broragebiet in Sutherlandshire genau beschrieben. — »Ich bemerkte« sagt er, »in meiner frühern Abhandlung, daß diese Hügel ihren Ursprung wahrscheinlich der Entblößung verdanken; diese Annahme bestätigt sich nun dadurch, daß sich auf ihrer Oberfläche unzählige parallele Furchen und unregelmäßige Kritze zeigen, die bald tief, bald seicht, kurz, so beschaffen sind, daß sie kaum durch etwas Anderes entstanden seyn können, als durch den Anstoß von Felsentrümmern, die von irgend einem gewaltigen Strome getrieben wurden. Die Furchen und Kritze scheinen von Steinen jeder Größe gemacht zu seyn, und behaupten (mit Ausnahme einzelner nur leicht abweichender Linien, die wahrscheinlich von kleinern Rollsteinen herrühren, welche mit den größern in heftige Berührung kamen,) einen durchgängigen Parallelismus in einer Richtung von NW. nach SO.[1]) Dieß Zusammentreffen ist gewiß merkwürdig und läßt wenig Raum, die Einheit der Ursache, die so gleichförmige Folgen hervorbrachte, zu bezweifeln.

Ich will mich nicht bei der Uebereinstimmung anderer Erscheinungen verweilen, wie z. B. der Gleichmäßigkeit in der Vertheilung des Diluviums und seiner organischen Ueberreste in verschiedenen Theilen der Welt; denn die bereits gemachten Bemerkungen werden hinreichen, Ihnen zu zeigen, daß die Wahrscheinlichkeit sehr zu Gunsten einer einzigen Ursache spricht, die sie alle hervorbrachte. Auch will ich Sie nicht bei einer andern wichtigen Folgerung aufhalten, die offenbar aus Allem, was bisher gesagt wurde, hervorgeht, daß die letzte Ueberschwemmung nicht, wie die angenommenen vorhergehenden, eine lange dauernde Unterwassersetzung, sondern nur eine vorübergehende temporäre Fluth war, ganz wie die heilige Schrift sie beschreibt. Daß das Land vor derselben, zum Theil wenigstens, dasselbe war wie jetzt, erhellt aus den Hyänenhöhlen; daß es nur eine beschränkte Zeit lang unter Wasser war, erhellt aus der Abwesenheit aller solcher Ablagerungen, die eine Auflösung voraussetzen: denn ihr Niederschlag besteht aus losen Stoffen, Kies, Brekzien und einem Ge-

1) „Geolog. Trans." vol. II. p. 357.

misch von Trümmergestein, so wie ein Fluß oder Meer, nur in riesenhaftem Maaße, zuerst mit sich nehmen und dann zurücklassen könnte.

§. 14.

C. Zeit der Sündfluth.

Wir kommen endlich zu einer andern noch interessantern Frage: Gibt die Geologie Daten, um mit erträglicher Genauigkeit die Zeit dieser letzten Revolution festzusetzen? Darauf können wir meines Erachtens mit Sicherheit erwidern, — und einige der angeführten Authoritäten sagen es ausdrücklich, — daß der allgemeine, und, wenn Sie wollen, unbestimmte Eindruck, den geologische Thatsachen auf genaue Beobachter machen, darauf hinausgeht, daß die letzte Heimsuchung von verhältnißmäßig neuem Datum ist. Die Oberfläche der Erde sieht aus, als sey sie erst kürzlich geformt und die Erfolge der noch gegenwärtig thätigen Ursachen erscheinen als zu gering, wenn sie nicht auf eine sehr eng begränzte Periode eingeschränkt werden. So, wenn wir die unbedeutende Anhäufung von Schutt oder Trümmergestein betrachten, die den Fuß hoher Gebirge umgeben, oder den geringen Fortschritt, den Flüsse in Auffüllung der Seee, durch die sie laufen, ungeachtet des Schlammes, den sie täglich und stündlich absetzen, machen; so fühlen wir uns nothwendig getrieben, anzuerkennen, daß einige wenige Jahrtausende mehr als hinreichen, den gegenwärtigen Stand der Dinge zu erklären.

§. 15.

Deluc's Chronometer.

Man hat jedoch einen Versuch gemacht, in dieser Untersuchung mit weit mehr annähernder Genauigkeit zum Ziele zu kommen, indem man die periodischen Wirkungen solcher Ursachen, wie ich eben erwähnte, maß, um so mit einiger Bestimmtheit die Länge der Zeit zu berechnen, die verflossen seyn mußte, seit dieselben zuerst zu wirken begannen. Deluc war der erste, der sich ziemliche Mühe gab, solche Daten zu beobachten und zu sammeln,

denen er den Namen Chronometer gab. Er ist zwar von Schriftstellern einer entgegengesetzten Schule wegen dieses Versuches scharf durchgenommen worden; [1]) aber es ist doch erfreulich, zu bemerken, daß seine Folgerungen, und selbst zum großen Theile seine Voraussetzungen von Cuvier angenommen wurden, dessen Scharfsinn und ungeheure geologischen Kenntnisse wenige zu bestreiten wagen werden. Seine Beistimmung ist es daher mehr, als der Vorschlag des andern, was mich bestimmt, Ihnen den in sein System aufgenommenen Beweisgang in Kürze vorzulegen. Die hauptsächlichen Ergebnisse, wozu er führt, sind erstens, daß das Alter des Bestandes der gegenwärtigen Kontinente weit entfernt ist von demjenigen, welches die Verfechter der gegenwärtig thätigen Ursachen voraussetzen oder fordern: zweitens, daß wenn je eine genaue und bestimmte Messung der Zeit erreicht werden kann, sie so ziemlich mit jener zusammentrifft, die Moses für den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge festsetzt. In Betracht des ungeheuren Zeitraum's, den wir zurückgehen müssen, müssen die verschiedenen Daten bedeutend auseinandergehen; aber doch sind die Abweichungen nicht bedeutender, als die chronologischen Tafeln verschiedener Nationen, oder sogar als die Einer Nation, wie sie bei verschiedenen Autoren sich finden, darbieten.

§. 16.

a. Die Delta's.

Der erste Weg, um zu dem Datum unserer letzten Erdrevolution zu gelangen, ist der, daß man den Zuwachs der Flußdeltas mißt, d. i. desjenigen Landes, das an der Mündung der Flüsse durch allmähliges Absetzen des Schlammes und der Erde, die sie in ihrem Laufe mit sich forttragen, von dem Meere gewonnen wird. Indem wir die Geschichte um Rath fragen, können wir angeben, wie weit zu einer gegebenen Zeit die Spitze des Delta von der See entfernt war, und auf diese Weise mit Genauigkeit den jährlichen Zuwachs bestimmen. Eine Vergle-

1) Lyell, vol. I. pp. 324, 300.

chung desselben mit der ganzen Ausdehnung des Gebiets, das sein Daseyn dem Flusse verdankt, gibt eine Schätzung, wie lange er durch sein gegenwärtiges Bett geflossen ist. Bisher jedoch wurde diese Messung nur oberflächlich versucht und führte daher auch nicht viel weiter als zu einem negativen Schlusse, im Gegensatze zu den unzähligen Jahrhunderten, die von einigen Geologen in Anspruch genommen wurden. So ist das Vorrücken des Nildeltas sehr merklich; denn die Stadt Rosetta, welche vor tausend Jahren am Meere stand, ist jetzt zwei Stunden davon entfernt. Nach Demaillet wurde der Ufervorsprung vor derselben in fünfundzwanzig Jahren um eine halbe Stunde vergrößert, doch muß dieß ein ganz außerordentlicher Fall gewesen seyn. Allein wie immer, so ist es doch unnöthig, eine so ungeheure Zeitentfernung anzunehmen, um von dort den Beginn dieser Bildung zu datiren. Das Delta der Rhone ist, wie Astruc durch Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit den Berichten des Plinius und Mela dargethan hat, seit der christlichen Zeitrechnung um zwei Stunden gewachsen. Das des Po wurde von Prony im Auftrag der französischen Regierung wissenschaftlich untersucht. Die meisten von Ihnen kennen wohl die hohen Eindämmungen, zwischen denen dieser Fluß hinlauft: dieser Ingenieur nun vergewisserte, daß sein Niveau höher steht, als die Hausdächer von Ferrara und daß er seit 1604 am Meere 6000 Toisen, oder 150 Fuß für das Jahr, gewonnen habe. Daher ist Adria, das einst dem adriatischen Meere seinen Namen gab, vier Stunden von der See entfernt. Diese Beispiele werden uns nicht gestatten, der Wirkung dieser Flüsse eine ganz unbestimmte Zeit zuzuerkennen. Ein Strom, der so enorme Ablagerungen mit sich führt, daß ihr jährliches Wachsthum fast sichtbar genannt werden kann, kann nicht so viele Jahrtausende gebraucht haben, um sein gegenwärtiges Niveau zu erreichen.[1])

1) Cuvier „Discours préliminaire," 3me ed. Paris 1825. p. 144. Delue „Lettres à M. Blumenbach" p. 256; „Abrégé de Géologie," Paris 1816. p. 97.

Nach Gervais de la Prise kann das Zurückgehen des Meeres und die Erweiterung des Landes durch die Ablagerungen der Orme durch Monumente, die zu verschiedenen bekannten Zeiten errichtet wurden, genau gemessen werden, und das Ergebniß ist, daß diese Ursachen nicht länger als sechs tausend Jahre in Wirksamkeit gewesen seyn können.[1])

§. 17.

b. Die Dünen, Torfmoore ꝛc.

Ein noch interessanterer Chronometer sind die Dünen. Unter diesem Worte versteht man Haufen Sand, welche sich zuerst am Ufer anhäufen und dann von dem Winde auf das bebaute Land fortgetrieben werden, so daß sie es verwüsten und zerstören. Sie erheben sich oft zu einer unglaublichen Höhe und treiben Teiche von Regenwasser vor sich her, deren Entleerung in die See sie verhindern. Deluc schenkte denen an der Küste von Cornwall besondere Aufmerksamkeit und hat viele von ihnen sehr sorgfältig beschrieben. So drohte eine in der Umgegend von Padstow die Kirche zu verschlingen, über die sie völlig hereinhing und bereits das Dach berührte, so daß aller Zugang gesperrt gewesen wäre, wenn sich nicht glücklicher Weise die Thüre am andern Ende befunden hätte. Mehrere Häuser waren jedoch seit Menschengedenken bereits zerstört worden.[2]) In Irland sind diese wandernden Sandbänke nicht minder zerstörend. Die weite Sandebene von Rosapenna an der Küste von Donegal war vor wenig mehr als fünfzig Jahren ein schönes Landgut, das dem Lord Boyne angehörte. Vor wenigen Jahren war das Dach des Wohnhauses gerade über dem Boden, so daß die Bauern in die Kammern wie in unterirdische Gewölbe hinabzusteigen pflegten, und jetzt ist nicht mehr die geringste Spur davon sichtbar. Aber kein Theil Europas hat von dieser zerstörenden Geißel so viel zu erleiden, als das Departement des Landes in Frankreich. Sie

---

1) „Accord du Livre de la Genèse avec la Géologie," Caen, 1803. p. 75.

2) „Abrégé," p. 102.

hat fruchtbare Ebenen und große Forste unter ihrem unwiderstehlichen Zuge begraben, nicht nur Häuser, sondern Dörfer sind, wie man in den Urkunden vergangener Jahrhunderte liest, überdeckt worden, ohne Aussicht, sie wieder zu gewinnen. Im Jahre 1802 überschwemmten die Teiche fünf werthvolle Pächtereien, und gegenwärtig sind, oder waren wenigstens vor einigen Jahren von diesen wandernden Sandbänken zehn Dörfer mit Zerstörung bedroht. Eines derselben, Namens Mimisan, war, als Cuvier schrieb, seit zwanzig Jahren im Kampfe mit einer sechzig Fuß hohen Düne begriffen, mit geringer Aussicht auf Erfolg.

Nun studirte Brémontier dieß Phänomen mit besonderer Aufmerksamkeit, in der Absicht, seine Gesetze der Berechnung zu unterwerfen. Er überzeugte sich, daß diese Dünen jährlich sechzig bis zweiundsiebenzig Fuß vorrücken; und indem er den ganzen Raum, den sie durchlaufen hatten, abmaß, schloß er, daß ihre Wirkung nicht viel früher, als vor 4000 Jahren begonnen haben konnte.[1]) Deluc war schon zuvor zu demselben Schlusse gelangt, indem er die von Holland maß, wo die Dämme ihm hinreichende Daten gaben, ihren Fortschritt mit historischer Genauigkeit zu bestimmen.[2])

Ich müßte nur dieselben Folgerungen wiederholen, wollte ich sie ins Einzelne seiner Untersuchungen über die Zunahme des Torfs, oder die Anhäufung von Gerölle am Fuße der Hügel, oder das Wachsthum der Gletscher und der sie begleitenden Phänomene einführen.[3]) Ich will mich daher begnügen, die Mei-

---

1) Cuvier, p. 161. S. D'Aubuisson „Traité de Geognosie," Straßb. 1819. vol. II. p. 468.

2) Abrégé, p. 100.

3) Cuvier, p. 162. Knights „Facts and Observations," p. 216. Deluc, „Traité élémentaire de Géologie," Paris 1809. p. 129; „Abrégé" pp. 116—134; „Correspondance particulière entre M. le Teller et J. A. Deluc," Hannov. 1803. p. 161. Ein populärer französischer Schriftsteller über Geologie spricht auch über die Anhäufung von Gerölle, das von den Gletschern herabkommt, und sich da ablagert, wo sie schmelzen, in Frankreich unter dem Namen murêmes bekannt, und zieht folgenden Schluß: „Da ihre

nungen ausgezeichneter Beobachter allgemeiner geologischer Thatsachen zu Gunsten seiner Folgerungen anzuführen.

§. 18.

Saussure, Dolomieu und Cuvier über die Zeit der Fluth.

»Diese Beobachtung« sagt Saussure, wo er von dem Herabrollen der Felsen von den Gletschern im Chamounythale spricht, »die mit manchen andern, die ich später geben werde, übereinstimmt, gibt uns Grund, mit Deluc zu glauben, daß der gegenwärtige Zustand unserer Erdkugel nicht so alt ist, als einige Philosophen sich eingebildet haben.« [1])

Dolomieu schreibt wie folgt: »Ich will eine andere Wahrheit vertheidigen, die mir unstreitig scheint, über die Deluc's Werke mich aufgeklärt haben und wovon ich die Beweise auf jeder Seite der Geschichte des Menschen oder wo immer Naturereignisse beurkundet werden, zu finden gedenke. Ich will daher mit Deluc behaupten, daß der gegenwärtige Zustand unserer Kontinente nicht sehr alt ist.« [2])

Cuvier hat diesen Folgerungen nicht nur beigestimmt, sondern sie auch in weit positivern Ausdrücken dargelegt. »Es ist,« sagt er, »in der That eines der gewissesten, obwohl am wenigsten

---

Bildung von periodischen und fast beständigen Ursachen abhängt, so ist es nicht schwer, die Zeit zu berechnen, die nothwendig war, um ihnen den Umfang zu geben, den sie jetzt besitzen: und indem sie sich entschieden von dem Beginne der gegenwärtigen Ordnung der Dinge herschreiben, bieten sie eine neue Methode dar, zu einer annähernden Kenntniß der Zeit, die seit der letzten Fluth verstrich, zu gelangen. Diese Berechnung führt zu dem nämlichen Resultate und gibt uns höchstens fünf oder sechs tausend Jahre als das Alter der Welt.“ Er fährt dann fort, wie Cuvier, zu zeigen, wie genau diese Thatsachen mit den mosaischen Berichten übereinstimmen, so wie auch mit den Annalen aller andern alten Völker. Dr. Bertrands „Revolutions of the Globe,“ English trans. 1833. p. 269. S. S. 247.

1) „Voyage dans les Alpes,“ §. 625.

2) „Journal de Physique,“ Paris 1792. part. I. p. 42.

erwarteten Ergebnisse geologischer Untersuchungen, daß die letzte Revolution, die die Erdoberfläche verwüstete, nicht sehr alt ist.« Und an einer andern Stelle fügt er hinzu: »Ich denke daher mit Deluc und Dolomieu, daß, wenn je etwas in der Geologie erwiesen ist, es die Behauptung ist, daß die Oberfläche unserer Erde das Opfer einer großen und plötzlichen Revolution geworden war, deren Datum nicht viel weiter, als auf fünf oder sechs tausend Jahr zurückgehen kann.«[1]) Und erlauben Sie mir zu bemerken, daß Cuvier mit hinreichender Klarheit andeutet, daß er sich in seinen Untersuchungen jedes Einflusses von einem Wunsche, die mosaische Erzählung zu rechtfertigen, erwehrt habe.[2])

§. 19.

Schlußbemerkungen über die Naturwissenschaften.

Ich glaube jetzt genug gesagt zu haben, um sie über die neuern Bestrebungen dieser Wissenschaft zufrieden zu stellen, und ich zweifle nicht, daß Dr. Bucklands erwartete Abhandlung in der Bridgewatersammlung, obwohl nothwendig auf die Nachweisung ihres Zusammenhanges mit der natürlichen Theologie gerichtet, deßungeachtet weiteres Licht auf die erörterten Punkte werfen wird. Ich kann mich nicht enthalten, hier den Wunsch auszusprechen, daß das Studium der Geologie bald ebenso vollständig, wie die übrigen Naturwissenschaften, in den Erziehungsunterricht aufgenommen werden möge. Während noch das Gedächtniß jung und die Neugier rege ist, werden die Namen der Gegenstände am leichtesten erfaßt, und auch am treuesten festgehalten. Fast jede Gegend wird Formationen darbieten, die sich zu Belegen für diese Wissenschaft eignen, und schon ihr Studium gibt, weil es thätige und mannigfache Untersuchung erfordert und ermuthigt, Anregung und Sporn, sie zu pflegen, was sowohl die Gesundheit als die Bildung fördert.

Viele, ich weiß es, sind der Ansicht, daß eine zu genaue Bekanntschaft mit den materiellen Werken der Natur jenes mehr

1) „Discours“ pp. 139. 282.

2) Pag. 352.

enthusiastische und poetische Gefühl sehr schwäche, welches die Beschauung ihres Antlitzes erregt, und daß sie daher dem kalten Grübeln das Uebergewicht über die warme Bewunderung verschaffe. Allein ich weiß nicht, wie dieß geschehen könnte, außer durch eine fehlerhafte Art der Mittheilung einer solchen Kenntniß. Ich kenne keinen Grund, warum nicht der Geologe entzückt auf der Stirne des Berges stehen und zuerst mit dem Auge des Dichters das glänzende Schauspiel eines Alpenthales überschauen sollte, bevor er hinabsteigt, die verschiedenen Gesteine zu studieren und zu ordnen, die seine großartige Umgränzung bilden. Wie könnte das Erfassen der Art und Weise, wie die Natur wirkt, dem Genusse der Schönheit in den Ergebnissen ihres Schaffens so ganz entgegen seyn? Im Gegentheil möchte es scheinen, als ob das eine das natürliche Gegenstück zum andern bilde. Der geschickte Musiker wird, indem er seine Augen über die geschriebene Partitur hinlaufen läßt, in einem Augenblicke ihre verwickelten Bewegungen entwirren, jeder Note ihre harmonische Kraft geben und sie so im Geiste mit einander verbinden, daß er mehr Musik durch sein Auge einziehen wird, als der unterrichtete Hörer genießt, wenn er das Geschriebene in Töne verwandelt hört, und so kann der, welcher die Gesetze der Natur kennt, ihre äußern Erscheinungen nach solchen festen Regeln bemessen, daß sie ihm einen treuern Begriff ihrer Reize geben, als der bloße Beschauer je erlangen kann. Dem ungeübten Auge wird das Gewebe, das von dem Webstuhle kommt, außerordentlich schön und im Entwurfe höchst regelmäßig vorkommen, während ihm die Maschine, die es hervorbrachte, ein verwirrtes Durcheinander verwickelter Räder und Rollen scheint: und doch ist sie der natürliche Typus dessen, was sie hervorbringt, und der erfahrene Künstler wird vielleicht mit gleicher Bewunderung das schöne Muster, das sie wirken soll, daraus herauslesen. Und in ähnlicher Weise kann der gelehrte Naturforscher alle jene Gegenstände und Scenen, die andere sich nicht vorstellen können, ohne sie wirklich gesehen zu haben, aus seiner Kenntniß des nothwendigen Ganges der Natur construiren.

Die Beobachtung der Art und Weise, wie gerollte Massen in den Thälern und an den Seiten der südlichen Alpen herumliegen, muß in der Seele des Entdeckers von dem Laufe, den die ungeheure Ueberschwemmung verfolgte, die durch sie hindurchbrach, ihre Seiten abschwemmte und in wildem Triumphe mit ihrer rauhen Beute in die Ebenen Italiens stürmte, ein frischeres und treueres Gemälde bilden, als die Phantasie eines Dichters je erfunden haben kann. Die Beschauung vulkanischer Wirkungen durch ein wissenschaftliches Auge, das die von der Explosion aufgestossenen Massen von dem herabrollenden Schaume des feurigen Stromes unterscheiden und die seltsame, unbegreifliche Art, worin, z. B. zu Glen-Tilt, der härteste Granit, in eine glasartige Flüssigkeit verwandelt, in die obenliegenden Felsarten aufschoß und sich durch ihre Adern ergoß, und das genaue Maaß der solchen mächtigen Erfolgen entsprechenden Ursachen erkennen kann, müßte gewiß von der furchtbaren Wirkung jenes mächtigen Elementes, dessen strafendem Gerichte die Erde noch aufbewahrt ist, die erhabenste Vorstellung erregen, die nur möglich ist.

Es würde unmöglich seyn, jeden Zweig der Naturwissenschaften so vollständig mit den heiligen Wissenschaften in Berührung zu bringen, wie jene, die wir behandelt haben; auch kann dieß nicht nothwendig seyn. Denn Einen Weg gibt es, auf dem sie alle in den Dienst der Interessen der Religion gebracht werden können, — indem man sie nämlich als die Kanäle betrachtet, bestimmt, treue Begriffe und Vorstellungen der göttlichen Vollkommenheiten der Erkenntniß zuzuführen: als den Spiegel, in dem die verkörperten Formen jeder großen und schönen Eigenschaft des göttlichen Wesens am beßten betrachtet werden können; und als den der Seele eingeprägten Abdruck des großen Siegels der Schöpfung, worauf von allmächtiger Hand geheimnißvolle Charaktere der tiefsten Weisheit, allmächtige Zaubersprüche erzeugender Kraft und die ausdruckvollsten Embleme einer allumfassenden, allerhaltenden Liebe eingegraben sind. Und wie der Steinschneider, wenn er irgend etwas in seinen Edelstein geschnitten hat, den Versuch auf dem weichen Wachse macht, und wenn er auch das Bild nicht vollkommen findet, dadurch doch

nicht entmuthigt wird, wenn es nur jedesmal eine allmählige Annäherung an die beabsichtigte Form zeigt, sondern immer aufs Neue zu seinem friedlichen Geschäfte zurückkehrt; so dürfen auch wir, wenn wir fühlen, daß wir den deutlichen und tiefen Eindruck dieses herrlichen Siegels noch nicht in uns tragen, uns nicht scheuen, in unserer Arbeit fortzufahren, sondern müssen fortschreiten in dem ununterbrochenen Bestreben, der Erreichung einer vollkommenen Darstellung immer näher und näher zu rücken. Einige wenige Jahre werden wahrscheinlich neue Beweise für die großen Thatsachen, die wir besprochen haben, hervorbringen, so daß Alles, was sie gehört haben, nur mehr von geringer Bedeutung seyn wird. Jene, die nach uns kommen, werden vielleicht lächeln über den schwachen Begriff, der unserer Zeit von der Natur und ihren Wirkungen gegönnt ist: — wir müssen uns, mitten in unserer unvollkommenen Kenntniß, begnügen, nach dem Vollständigern gestrebt zu haben.

Denn wenn die Werke Gottes treue, obschon entstellte Bilder seiner selbst sind, so müssen sie gewissermassen an seiner Unermeßlichkeit theilnehmen: und da die Anschauung seiner eigenen unverhüllten Schönheit die nie sättigende, ewige Speise der entkörperten Geister seyn wird, so dürfen wir sagen, daß ein ähnliches Verhältniß zwischen der Betrachtung seines in seinen Werken abgespiegelten Bildes und den Fähigkeiten unserer gegenwärtigen Natur beobachtet worden ist: denn hier ist Stoff für immer tiefere Betrachtung, für immer erweiterte Entdeckung, für immer heiligere Bewunderung. Und so hat Gott, da er den Schönheiten seiner Werke nicht jene Unendlichkeit geben konnte, die den Eigenschaften, welche sie darstellen, vorbehalten ist, ihnen jene Beschaffenheit gegeben, die sie am besten ersetzt und abbildet: denn, indem er unsere Kenntniß von ihnen fortschreitend gemacht hat, hat er sie unerschöpflich gemacht.

IV. Urgeschichte.

(Erste Abtheilung. Siebente Vorlesung.)

---

§. 1.

Zusammenhang dieses Gegenstandes mit dem Früheren.

Nachdem wir bereits so viel als möglich bestimmt haben, wann zuerst dieser Schauplatz, worauf all die großen Scenen des menschlichen Lebens vor sich gingen, errichtet und zubereitet worden sey, so möchte es überflüssig scheinen, Jene, die seine Bühne betreten haben, zu befragen, wie lange es her sey, seitdem sie ihr mannigfaltiges Schauspiel von Krieg und Frieden, von Verwilderung und Gesittung, von groben Lastern und einfachen Tugenden begonnen haben. Denn in der Natur, die wir bisher zu Rathe gezogen haben, gibt es keinen Stolz, keinen Wunsch und keine Gewalt, die sie vermöchte, sich anders darzustellen, als sie wirklich ist. Fragen wir hingegen die ältesten Nationen, wann sie entstanden und wann sie zuerst in die Bahn ihres geselligen Daseyns eingetreten seyen, so erhebt sich augenblicklich eine Menge von Vorurtheilen und kleinlichen Bestrebungen des Ehrgeizes und der Eifersucht, welche keine aufrichtige Antwort zulassen und es lagert sich zwischen uns und die Wahrheit ein Nebel von freiwilligem oder überliefertem Irrthum, welcher die Untersuchung so verdunkelt und verwickelt, daß wir uns vermittelst sehr unsicherer Elemente, mit beständiger Gefahr sehr beträchtlicher Irrungen, unsern Weg suchen müssen.

§. 2.

Phantastische Ueberschätzung des Auswärtigen.

Ja es hat gelehrte und scharfe Forscher gegeben, welche, bei ihren Untersuchungen besondere Zwecke verfolgend, sich von diesen

Darstellungen verführen ließen, für Geschichte annahmen, was bloß mythologische Fabel war, — auf Daten, welche die reinste Erdichtung waren, Rechnungen gründeten — und, indem sie den jüdischen Büchern die Authorität, welche sie den indischen Weda's oder den ägyptischen Königslisten zugestanden, absprachen, auf eine höchst widersinnige Art unsere heiligen Berichte verwarfen, weil sie auf den ersten Blick in ihnen eine Abweichung von denen anderer Völker zu finden meinten. Glücklicherweise indeß haben wir Verfahrungsarten entdeckt, die ihnen unbekannt waren; wir haben Nationen in ihrer Urgeschichte durch Querfragen zur Rede gestellt; wir haben uns angewöhnt, mit advokatenmäßiger Verschlagenheit an abgenützten Urkunden zu spüren, bis wir deren Aechtheit zur Gewißheit brachten oder ihre Fehler entdeckten; wir haben den Geschmack an spöttischer Musterung, jene Leichtfertigkeit bei der Prüfung, welcher ein Witzwort die Kraft eines Beweises lieh, verloren und haben einen nüchternen und ernstlichen Gang bei jedem Fach der Wissenschaft lieben, das Wesentliche dem Glänzenden, die Thatsache der Theorie und geduldige, triftige Vergleichung unsichern Analogieen vorziehen gelernt.

Daß gelehrte und geschickte Männer, wie oben gesagt, jeder in fernen Ländern entdeckten Urkunde vor denen, welche die Christen von dem jüdischen Volke erhalten haben, den Vorzug geben, ist gewiß eine von jenen vielen Thatsachen, die zusammengenommen eine befremdende Erscheinung des menschlichen Geistes bilden, nämlich die ausschweifende Neigung zu dem Wunderbaren und all dem, was außer unserer Sphäre liegt, verbunden mit dem Bestreben, das, was wir besitzen, zu verkleinern. Ich habe zu Hause eine arabische Handschrift, welche unter andern sehr vermischten Gegenständen auch eine Beschreibung der vorzüglichen Städte der Welt zu geben verspricht; wo natürlich Rom nicht wohl vergessen werden durfte. Aber wahrlich! keine hingezauberte Stadt des abentheuerlichsten Romans, nicht der chimärische Glanz des morgenländischen Iram's, nicht die Phantasiegebilde eines noch so träumerischen Schlaraffenländers sind je mit so ausgezeichneter Verachtung der Möglichkeiten menschlicher Kräfte entworfen worden, wie diese nüchterne Darstellung der Ewigen Stadt!

Sie hat nach dieser Beschreibung etliche sechzig oder achtzig Meilen in der Länge, mitten durch sie fließt der majestätische Strom Romulus, über welchen einige hundert kupferne Brücken tragen, die so gebaut sind, daß man sie beim Anrücken eines Feindes aufheben kann; die Stadtthore sind zahlreich, alle von gleichem Stoff; die Größe und der Reichthum vieler Kirchen, worunter unglücklicherweise die von St. Peter ausgelassen ist, wird aufs genaueste beschrieben; der Verfasser vergaß nicht anzugeben, wie viele Thore von Kupfer und wie viele von Silber seyen, wie viele Säulen von Marmor, wie viele von Silber oder Gold jede derselben habe. So außerordentlich ungereimt dieses scheinen mag, so ist es doch nur ein schwaches Gegenstück zu den Verirrungen, denen sich wohlunterrichtete Europäer hingaben, da sie zum ersten Mal den geschichtlichen und wissenschaftlichen Reichthum morgenländischer Völker, die damals unter uns verhältnißmäßig noch wenig bekannt waren, beschrieben. Da fanden sich astronomische Operationen von der ausgedachtesten Art, welche in Epochen, deren Abstand von einander unberechenbar war, schon Beobachtungen voraussetzten; man fand Perioden oder Cyklen, die nothwendig gebildet worden seyn mußten, als der Stand des Himmels um zahllose Menschenalter jünger war, als gegenwärtig; man entdeckte Bücher, die offenbar viele tausend Jahre eher geschrieben worden waren, als der Westen nur irgend ein Lebenszeichen gab; man kam auf Monumente, die augenscheinlich Jahrhunderte früher errichtet worden waren, als die verwüstende Fluth die Erdoberfläche abgefegt haben soll; endlich begegnete man langen Königslisten und Verzeichnissen von Dynastieen, die durch die Annalen der Völker stark bestätigt sind und welche weit über jenen Zeitpunkt zurückreichen müssen, den die verhältnißmäßig neuen Bücher Moses der Schöpfung der Welt anweisen.

Und was ist nun aus all diesen Wundern geworden? Sie können gewiß als Augenzeugen die Träumereien des Arabers in ihre gemeine Wirklichkeit verwandeln; den gewaltigen Romulus in die gelbe Tiber, die kupfernen Pforten in hölzerne Thore, das Gold und Silber in Stein und Marmor; und Sie haben vielleicht in ihrem Morgenritte die Runde um die ungeheure Stadt

gemacht. Gerade so werden Sie, wie ich sicher hoffe, die eben so grundlosen Träumereien philosophischer Abentheurer zu behandeln im Stande seyn; nachdem Sie heute und in unserer nächsten Zusammenkunft die Länder, wo all' diese wissenschaftlichen und gelehrten Wunderdinge sich finden sollen, besucht haben, werden Sie, wie ich sicher glaube, überzeugt seyn, daß jene Länder nur wie andere seyen und wie wir, durch vernünftige Schranken der Dauer eingeschlossen werden; daß der Strom ihrer Ueberlieferungen eine tüchtige Portion von Wust und Unrath mit sich führe, daß die kostbaren Materialien, woraus ihre Denkmäler und Tempel sollen erbaut seyn, nur der gewöhnliche Stoff sey, woraus alle menschlichen Dinge bestehen müssen. Der Araber war nicht gebildet genug, die Kunstschätze zu beurtheilen die wir hier besitzen und welche weit mehr werth sind, als Pforten von Silber und Pfeiler von Gold, und die eitlen Philosophen des vorigen Jahrhunderts waren zu blind oder vielmehr zu verblendet, den eigentlichen Reichthum zu untersuchen, den das Morgenland ihrer Thätigkeit in der Bestätigung uralter Wahrheiten, in der Beleuchtung heiligerer Bestrebungen und auf dem hier sich eröffnenden Felde der Völkerkunde und geistigen Kenntniß darbietet.

Eben die Gegenstände indeß, von denen ich jetzt handeln will, sind im geraden Gegensatze mit Dem, was ich von dem Streben der Menschen, das Naheliegende zu verachten und das weit Entfernte hoch zu erheben, gesagt habe. Denn während bei uns diese sonderbare Neigung statt zu finden scheint, während jede der Schrift widersprechende Entdeckung von Vielen begierig ergriffen wird — eine Wahrheit, für welche wir noch Beispiele die Menge bekommen werden, wenn die bisherigen Vorträge deren noch nicht genug gegeben haben — während hier jedem Funde, der mit irgend einer Behauptung des heiligen Textes zu streiten scheint, ein unnatürlicher Werth beigelegt wird: hangen die östlichen Nationen mit solcher Eifersucht an ihren heiligen Büchern und verwerfen jede Thatsache, die sie eines Irrthums überführen könnte, mit solcher Hartnäckigkeit; die Chinesen, die Indier und die alten Egyptier hielten immer so fest an der unfehlbaren Genauigkeit ihrer jedesmaligen Berichte, daß wir die Leichtigkeit,

womit die unsrigen so oft aufgegeben werden, anders als durch eine natürliche Ursache zu erklären suchen müssen. Wahrhaftig, ich glaube, wenn die Bücher Moses nicht von der Christenheit wären aufbewahrt, sondern erst unter den Juden China's, oder von Dr. Buchanan bei denen von Malabar,[1]) gefunden worden, diejenigen, die sie unter den dermaligen Umständen herabgesetzt und geschmäht haben, hätten sie als einen Schatz geschichtlicher und philosophischer Erkenntnisse aufgenommen.

§. 3.

Fixirung der Aufgabe. Indien. Astronomie.

Natürlicher Weise ist es nicht meine Absicht, auf das Feld der chaldäischen oder assyrischen Alterthümer und der Einwürfe, die man früher aus den Bruchstücken des Berosus oder Sanchuniathon zog, und dgl. einzugehen, indem demselben bereits ältere Schriftsteller den interessantesten Inhalt abgezapft haben. Diese Dinge gehören zur Klasse purer, trockener Chronologie ohne ein Fünklein historischen Interesses, sie sind von vielen allbekannten Gelehrten erschöpfend behandelt, und von der Schule, die ihnen einiges Gewicht beizulegen pflegte, so viel als aufgegeben worden. Ich will daher sogleich zu einem Lande vorschreiten, dessen früheste Geschichte stärkere Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit macht, und das Prinzip welches ich im Verlaufe dieser Vorträge besonders im Auge habe, stark in's Licht setzen wird.

Da es allen Anschein hat, daß die indische Halbinsel das Feld sey, welches die Vorsehung ganz besonders unseren Landsleuten zur Kultivirung übergeben hat, so sollte es gewiß für uns einen ganz eigenen Reiz haben. Auch konnte für die Bedürfnisse des menschlichen Geistes kein Ereigniß glücklicher seyn, als die Entdeckung ihres wissenschaftlichen Reichthumes. Der Geschmack Europas, welches durch die Erschütterungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts getrieben wurde, in dem Nachhalle alter klassischer Kunde Vergnügen und Nahrung zu suchen, hatte bereits angefangen, bei dem süßen, aber abwechslungslosen Mahle matt

1) Wo man wirklich Abschriften des Pentateuchs fand.

zu werden; der Strom neu entdeckter Autoren, der eine Zeit lang aus der jungen Presse floß, unterließ, erfrischende Nachsendungen zu bringen; jede Handschrift war verglichen, jeder Accent zurechtgerückt, jeder strittige Buchstabe war Gegenstand gelehrter Abhandlungen geworden; wir waren nach etwas, wo möglich, ganz Unerhörtem lüstern, welches fähig wäre, unsern erlahmenden Appetit zu reizen und zu stacheln. Arabien und Persien waren vergebens durchsucht worden. Der Mohammedanismus lag wie ein Alp auf ihrer ganzen religiösen Literatur — ihre auserlesene Dichtkunst war zu gefühlreich, um die vernünftigen Forderungen europäischer Verfeinerung zu befriedigen, und ihre Geschichte war zu beschränkt, zu neu und schon durch ihren Zusammenhang mit der unsrigen zu bekannt, als daß sie hätte irgend ein mächtiges Interesse erregen können. Was immer aber unsere vorausgegangenen Vorstellungen von Indien seyn mochten, so wurden sie mehr als übertroffen. Wir finden uns unversehens zu den eigentlichen Quellen der alten Philosophie hingeführt, zu den Werkstätten jener mannigfaltigen Meinungen, welche die westlichen Schulen bildeten; in die Ammenstube unsers Geschlechtes, wo die ersten Laute unserer Sprache in ihren einfachsten Formen bewahrt blieben; zu dem eigentlichen Orakel und Heerd des ganzen alten Heidencultes, — zu dem innersten Gemache aller mystischen Kunde und sinnbildlichen Religion. Hier trägt alles den Stempel urabkömmlicher Frische und Einfachheit; und mögen wir die philosophischen Betrachtungen ihrer Weisen, oder die frühesten und sagenhaften Nachrichten ihrer Geschichte prüfen, so finden wir, daß wir die Früchte einheimischen Genie's und die unverfälschten Berichte volksthümlicher Ueberlieferungen lesen.

Doch wir dürfen uns von unsern Eindrücken nicht zu weit führen und von der blendenden Neuheit des Anblickes nicht zu einer Ueberschätzung seiner wirklichen Schönheiten verleiten lassen. Der Naturforscher könnte bei Betrachtung des riesenhaften Wuchses afrikanischer oder amerikanischer Wälder in Vergleichung mit dem zwergartigen Maaße unserer Bäume, von den hundert Jahren, welche die Eiche braucht, um ihre Stärke zu erreichen, eben so gut schließen, jene Gewächse müssen schon Tausende von Jahren

im Boden wurzeln; wie der Philosoph schließt, die Menschenalter, welche nöthig gewesen seyen, um den wissenschaftlichen Systemen, die wir da finden, Bestand und Halt zu verleihen, müssen über die Erscheinung der Philosophie im Westen zurückreichen. Außer der Zeit müssen noch andere Faktoren in Rechnung gezogen werden; im einen Falle haben wir einen Boden voll saftiger Lebensthätigkeit und die Einwirkung eines sonnenkräftigen Klimas, im andern hat eine frühe Niederlassung in einem Lande von entsprechender Anlage, sowie die glückliche Bewahrung uralter Erinnerungen und ein friedlicher Zustand mitten unter Gegenständen, welche den Geist zur Beschauung reizten, eine entscheidende Ineinanderwirkung von Thätigkeiten der Natur und des Geistes hervorgerufen.

Ich fürchte, ich habe meine Gedanken von Erwägung zu Erwägung schweifen lassen, ohne hinlängliche Rücksicht auf die wichtigere und wesentlichere Unterhaltung zu rechnen, die Sie an meiner Hand zu genießen hoffen: daher gehe ich sogleich zu meiner Aufgabe über. Ich habe heute die Indier nicht in Beziehung auf ihre Literatur, sondern bloß auf ihre Geschichte zu betrachten. Und diese will ich in zwei Theile scheiden. Zuerst will ich die Geschichte der Untersuchungen über das Alterthum ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse und insbesondere ihrer Astronomie verfolgen; denn das war einer der lärmendsten Gemeinplätze in den Händen von Leuten, die der Religion abhold waren. Alsdann will ich Ihnen eine kurze Skizze der Untersuchungen über ihre historischen Nachrichten und des Erfolges der Versuche, die Schwierigkeiten ihrer politischen Geschichte zu entwirren, entwerfen.

§. 4.

I. Astronomie. Bailly's Hypothesen. Sein Urvolk. Alter der indischen Astronomie.

Der erste Mann von einigem Ansehen in der gelehrten Welt, welcher den astronomischen Entdeckungen der Hindu ein unnatürliches Alter anwies, war der unglückliche Bailly. Während seines Lebens stand er, wenigstens bei minder tiefen Mathematikern, in einem sehr glänzenden Rufe; aber alle Fehler seiner Zeit hatten

ihn angesteckt; eine Neigung zu kühnen und auffallenden Hypothesen, welcher eine geistreiche und mannigfaltige Beweisführung zu Hülfe kam. »Er schrieb nicht für Gelehrte,« sagt Delambre, »er strebte nach einem ausgebreiteteren Ruhme. Er gab sich dem schmeichelhaften Gedanken hin, mit Voltaire in Eine Rubrik zu gehören; er wärmte das alte Mährchen von der Atlantis wieder auf; er hatte eine ziemliche Anzahl von Lesern und das war sein Verderben. Die günstige Aufnahme seines ersten Paradoxums verleitete ihn, mehrere an's Tageslicht zu bringen. Er sann seine untergegangene Nation und seine in der sagenhaften Urzeit vollendete Astronomie aus; alles bezog er auf diesen Lieblingseinfall, und war im Geringsten nicht ängstlich, wo es galt, dieser Hypothese Schein und Farbe zu verleihen.«[1]) In seiner Geschichte der alten Astronomie gerieth er auf die berührte Ansicht. Indem er die astronomischen Formeln der Hindu, so weit dieselben durch die unvollkommenen Mittheilungen von Le Gentil bekannt waren, zergliederte, schloß er, sie müßten auf wirklichen Beobachtungen beruhen, aber der gegenwärtige Zustand und Charakter der Indier lasse uns selbe nicht als ihre einheimischen Entdeckungen betrachten. Demnach behandelt er die gegenwärtige Astronomie jenes Landes nur als Bruchstücke und Trümmer einer ältern und weit vollkommenern Wissenschaft; und indem er diesen Muthmaßungen andere, auf Vermuthungen, Anspielungen und dunkle Winke gegründete, von anderer Art beifügte, bringt er seine berühmte Ansicht heraus, daß im Norden von Asien eine längst von der Welt verschwundene Nation, von welcher alles Wissen der südlichen Halbinsel sich herleite, vor vielen Jahrhunderten sich aufgehalten habe. »Die Indier,« sagt er, »bildeten seit dem Jahre 3553 vor Christus (so meint er) eine vollkommen organisirte Nation, und das ist das reducirte Datum ihrer Herrscherreihen.« »Es ist höchst überraschend,« fügt er an einem andern Orte bei, »bei den Brahmanen astronomische Tabellen zu finden, welche fünf oder sechs tausend Jahre alt sind.«[2])

---

1) „Astronomie du Moyen Age.“ Par. 1809. p. XXXIV.

2) „Histoire de l'Astronomie ancienne.“ Par. 1775. pp. 107. 115.

Ich will Ihnen eine Probe seiner Vertheidigung des nördlichen Ursprungs der Astronomie geben. Die Chinesen haben einen Tempel, der, wie man sagt, den nördlichen Sternen geweiht ist und »der Pallast des großen Lichtes« heißt. Er enthält keine Statuen, sondern bloß ein verbrämtes Tuch mit der Aufschrift: »Dem Geiste des Gottes Pe-tu.« »Petu sind,« sagt er, »nach Magelhaens die Sterne des Nordens. Aber kann dieser Tempel nicht dem Nordlichte geweiht seyn? Schon der Name »Pallast des großen Lichtes« sollte auf diese Muthmaßung führen. Warum sollten sie gerade aus den Sternen des Norden und nicht aus denen einer andern Himmelsgegend eine Gottheit gemacht haben? Sie haben nichts Merkwürdiges, während die Erscheinung der aurora borealis, diese Kronen, diese Strahlen, diese Lichtströme etwas ganz Göttliches an sich zu haben scheinen.« Diese Muthmaßung wird alsdann durch eine andere von M. de Mairan bekräftigt, daß der Olymp der Sitz der griechischen Götter gewesen sey, weil man diesen Berg insbesondere von Nordlichtern umgeben sah. Nun wird aber das Nordlicht in China gar nicht beobachtet; denn in 32 Jahren sah Pater Parennin nichts, was diesen Namen verdiente. »Wir sehen also,« schließt er daraus, »in dieser Art von Verehrung, die den Lichtern des Nordens und den Sternen des Nordens gebracht wird,« (hier sind die beiden vorher vertauschten Dinge künstlich vereint) »eine sehr starke Spur des Aberglaubens eines früheren Zeitraumes und des früheren Aufenthaltes der Chinesen in einem nördlichern Klima, wo die ausgedehntere und häufigere Erscheinung des Nordlichts einen lebendigern Eindruck gemacht haben muß!«[1])

§. 5.

Voltaire's Opposition. Bailly's Schmeichelei.

Ist das Wissenschaft oder Mährchen? ist es Geschichte oder Gesichte? Selbst Voltaire, bei all seiner Vorliebe für das Neue und Rasche konnte diese Ausgeburt von einem neuen Volke und die Zurückführung der Astronomie, die nach der Meinung der

1) Seite 101.

ganzen Welt nur unter einem klaren Himmel und in milden Strichen entstehen konnte, auf einen Ursprung aus einem Lande mit beinahe beständigem Schnee und trüben, düstern Bergen nicht verdauen; er schrieb an Bailly mehrere Briefe, alle mit jener Leichtigkeit des Tones und mit der Gleichgültigkeit gegen Wahrheit oder Falschheit des Gegenstandes, welche allen seinen Werken eigen ist. Es scheint ihm einzig darum zu thun zu seyn, die Brahmanen nicht aufzugeben, die er unter seinen sonderheitlichen Schutz genommen hatte, oder seine Lieblingsansichten über die historischen Alterthümer der Indier zu opfern. »Aus Scythien ist,« schreibt er, »nie etwas zu uns herausgekommen, außer Tiger, die unsere Lämmer auffrassen. Einige dieser Tiger, das ist wahr, sind ein wenig astronomisch gewesen, als sie nach der Plünderung Indiens Muße gewonnen hatten. Aber dürfen wir annehmen, daß diese Tiger aus ihren Schlupfwinkeln mit Quadranten und Astrolabien hervorkamen?.... Wer hat je gehört, daß irgend ein griechischer Philosoph im Land des Gog und Magog Wissenschaft gesucht habe?[1])« In seinen Erwiderungen geht Bailly weitläufig in die Auseinandersetzung und Begründung seiner Ansicht ein. Ich muß gestehen, die Ausdrücke abgeschmackter Lobhudelei, womit er den oberflächlichen Meister des Unglaubens anredet, erregen Eckel. »Die Brahmanen,« antwortet er auf diese Bemerkungen, »wären gewiß stolz, wenn sie wüßten, was sie für einen Sachwalter haben. Den Ruhm, den sie im Alterthum besaßen, genießen Sie in hellerm Glanze, als je irgend einmal. Jetzt geht man nach Ferney, wie einst nach Benares; aber Pythagoras wäre von Ihnen besser unterrichtet worden; denn der Tacitus, der Euripides und der Homer seiner Zeit wiegt allein jene ganze Hochschule des Alterthums auf.« »Wären die unsterblichen Gesänge des griechischen Barden verloren gegangen,« schreibt er anders wo, »so hätte Herr von Voltaire, nachdem er die Kämpfe und Triumphe des guten Heinrich beschrieben hat, aufgefaßt, wie Homer die Iliade schrieb und würde seinen Ruhm verdient haben.«[2]) Aber indem

1) Lettres sur l'origine des sciences. — Lond. et Par. 1777. p. 6.
2) Seite 16—207.

ich diese ungenießbaren Schmeicheleien übergehe, brauche ich bloß zu sagen, daß Bailly in dieser Arbeit die in seinem mehr wissenschaftlichen Werke zu Gunsten seines Urvolkes, der Quelle alles menschlichen Wissens, vorgebrachten Beweise in einer allgemeinen verständlichen Form aufzählt und darlegt.

Damit war er aber noch nicht zufrieden; er übernahm die abschreckende Mühe, die indischen Rechnungen mathematisch zu bestimmen und die astronomischen Operationen sammt den in den Mittheilungen von Missionären und Reisenden enthaltenen Resultaten an strengen Formeln auf die Probe zu stellen. Es wäre meinem Plane fremd und könnte Ihnen schwerlich interessant seyn, wenn ich ihm bei seiner mühsamen Arbeit Schritt für Schritt folgte. Ich will mich daher begnügen, Ihnen einigen Begriff von seinem Verfahren und seinen Resultaten zu geben.

Drei Muster von astronomischen Tafeln waren in Europa bekannt geworden; das eine davon war offenbar aus dem andern geflossen, daher schließt Bailly es aus. Die andern zwei künden verschiedene Daten an, das eine 1491 unserer Zeitrechnung, das andere 3102 Jahre vor derselben. Bailly schickt sich an, darzuthun, es sey außerordentlich unwahrscheinlich, daß die Indier ihr Datum von andern Nationen geborgt hätten, weil sie in ihrem Verfahren von Grund aus von ihnen abweichen. Er schließt, beide Perioden müssen durch wirkliche Beobachtungen festgestellt worden seyn; da die Angaben über den Himmelsstand in beiden genau sey. Sonnen- und Mondsstände seyen für die erste Zeit mit einer Genauigkeit gegeben, die mit Rechnen aus unsern besten Tafeln nicht erreicht werden könne; es wird eine Conjunktion aller Planeten erwähnt, und die Tafeln Cassini's beweisen, daß eine solche Conjunktion um jene Zeit stattgefunden habe, obwohl Venus nicht darunter war.[1]) Diese einzelnen Sätze, die ich sehr unwissenschaftlich gegeben habe, werden im Verlaufe seines Werkes dem Anscheine nach durch strenge Berechnung begründet.

1) „Traité de l'Astronomie Indienne et Orientale." Par. 1787. p. XX. seqq.

§. 6.

Delambre widerlegt Bailly's Ansichten.

Das war die vielversprechende Theorie dieses unglücklichen Mannes. In seinem früheren Werke führte seine Einbildung die wissenschaftlichen Untersuchungen seiner untergegangenen Nation über die Sündfluth zurück und nahm an, die Indier, Chaldäer und Andere seyen die Stämme, welche die Bruchstücke der alten Wissenschaft nach der großen Katastrophe geerbt haben.[1]) Hier nahm er indeß keine Notiz von jener Hypothese, sondern behandelte die Astronomie der Indier als einheimische Erfindung, oder begnügt sich wenigstens mit dem Versuche, zu zeigen, daß das vorgebliche Datum jener alten Beobachtung in Indien richtig seyn müsse. Indeß fand er kurz vorher unter den Gelehrten seines eigenen Landes einen Gegner, der vollkommen fähig war, seine mährchenhafte Theorie zu widerlegen. Delambre fand sich in seiner »Geschichte der alten Astronomie« nothgedrungen, von den vorgeblichen Beobachtungen der Hindu zu handeln; und legte, ohne in irgend eine sehr tiefe mathematische Prüfung der von seinem akademischen Collegen so hoch erhobenen Operationen und Formeln einzugehen, eine Ungenauigkeit nach der andern vor Augen, die derselbe in der Feststellung des Fragepunktes begangen habe und zeigte, wie willkührlich er die zu Grunde liegenden Daten angenommen habe. Er thut dar, daß kein Grund auf Erden sey, die Wirklichkeit der vorgeblichen Beobachtungen anzunehmen; statt dessen billigt er die von englischen Schriftstellern gegebenen Lösungen, von denen ich sogleich sprechen will.[2])

§. 7.

Sonderbares Dazwischenreden. Colebrooke's Mittheilungen.

Der Ton, womit Delambre seine Widerlegung Bailly's begleitet, das dürfen wir wohl zugestehen, ist nicht von der Art, daß er einen Bewunderer seiner Träume höchlich ergötzen könnte.

---

1) „Histoire de l'Astronomie.“ p. 89.

2) „Histoire de l'Astronomie ancienne.“ Par. 1817. pp. 400. seq.

Denn weder der Gelehrsamkeit, noch dem Charakter dieses Philosophen wird viele Achtung bezeigt; nicht nur die Richtigkeit seiner mathematischen Beweise, sondern auch die Redlichkeit seiner Behauptungen wird beständig in Zweifel gezogen. In unserm Lande fand Bailly einen Kämpfer, welcher seine Vertheidigung über sich nahm. Zwischen der Epoche, wo Bailly schrieb, und der Zeit, wo Delambre ihn widerlegte, war viel wichtiges Licht auf die Frage gefallen, wie bereits angedeutet; die Veröffentlichung einer schätzbaren Sammlung indischer mathematischer Abhandlungen durch Colebrooke gab dem »Edinburgher Beobachter« Anlaß, das Alterthum der indischen Wissenschaft zu erheben und das Benehmen Delambre's zu rügen. Jedermann muß wohl den Anlaß für sonderbar halten, denn Colebrooks Werk bietet starke Gründe, den Ursprung der Mathematik gleich zum Voraus für verhältnißmäßig jung zu halten. In seinen schätzbaren »Bemerkungen und Erläuterungen zu seiner Einleitung« gibt er nämlich ein dem Dr. Hunter von den Astronomen zu Udschdschajani mitgetheiltes Verzeichniß ihrer berühmtesten astronomischen Schriftsteller; und der älteste davon ist Waraha-Mihira, den sie in das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung setzen. Aber von ihm ist nichts bekannt, wogegen ein anderer Astronom desselben Namens sehr berühmt ist, und dieser lebte gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, wie Colebrooke gemäß der Tabelle des Dr. Hunter zeigt. Allerdings führt er ältere Schriften, die fünf Siddhanta geheißen, an; aber diese haben vor seiner Epoche Zeit genug gehabt zu existiren und alt zu werden, ohne irgend zu einem sehr hohen Alterthum hinaufzureichen.[1])

Eben so kann Brahmagupta, einer der ältesten von den vorhandenen mathematischen Schriftstellern, von welchem Colebrooke einige Abhandlungen herausgegeben hat, nicht über das siebente Jahrhundert zurückgesetzt werden; ja dieser scharfsinnige und kritische Orientalist zeigt zuerst, wie wahrscheinlich es sey, daß Arja-

1) „Algebra, with Arithmetic and Mensuration, from the Sanscrit.“ Lond. 1817. pp. XXXIII., XLVIII. Sieh indeß „Bentley's Historical View of the Hindoo Astronomy.“ Lond. 1825. p. 167.

bhatta, der Vater und Urheber der indischen Algebra sey, und stellt dann sein Alter fest und schließt, er habe geblüht: »etwa im fünften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung und vielleicht noch früher.« Er war daher nahezu ein Zeitgenosse des Diophantus, obwohl Colebrooke ihn für älter, als den griechischen Mathematiker hält, indem er Methoden hat, verwickelte mathematische Gleichungen zu lösen, welche der andere nicht besaß. Diesen Angaben und Urtheilen eines so stimmfähigen Richters wie Colebrooke, konnte gewiß Niemand ansehen, daß sie sollten der Vertheidigung der indischen Ansprüche auf ein großes Alterthum in astronomischer Berühmtheit eine feste Handhabe bieten. Aber der Beobachter behauptet, mit Zulassung aller dieser Thatsachen, keck, wir dürfen den Arjabhatta keineswegs als den Erfinder seiner Methoden betrachten, sondern müßen zugeben, daß viele Menschenalter zwischen ihrer ersten Auffindung und seinen Verbesserungen verflossen seyen.[1]) Obwohl der Verfasser eingesteht, Bailly sey aus Mangel an Ortskenntniß, aus zu großem Vertrauen auf seine Berichterstatter und wegen seiner Sucht, zu systematisiren, die ihn hinriß, ungenau gewesen, so behauptet er doch, daß nicht nur die Ursprünglichkeit der indischen Wissenschaft durch Colebrooke's Arbeit ganz sicher gestellt worden sey, sondern daß unläugbar die Wissenschaft nur ein Trumm von dem sey, was auf der indischen Halbinsel geblüht habe, als Sanskrit noch gesprochen wurde, oder vielleicht »eine noch ältere Mutterzunge jene Wurzeln trieb, welche mit mehr oder weniger Festigkeit in die Mundarten so vieler und so entfernter Nationen sowohl des Orients als des Occidentes ausschlugen.«[2]) Ein Schluß, der uns über das ganze Gebiet der Geschichte zurück und ziemlich nahe an das hin führen würde, was Bailly gewünscht hätte.

§. 8.

Delambre vertheidigt sich.

Da der Name Delambre's etwas gehässig, mit einem Vorwurf ungebührlicher Härte gegen das Andenken seines akademi-

1) Edinb. Rev. vol. XXIX. p. 143.

2) S. 163.

schen Mitbruders erwähnt wurde, verlor der gelehrte Astronom keine Zeit, sowohl auf die Raisonnements, als die Rüge des Beobachters zu antworten; wozu er bei der Herausgabe seines Werkes über die Astronomie des Mittelalters Gelegenheit fand. In seiner Einleitung prüft er die verschiedenen Gründe zur Bewunderung, die der ungenannte Recensent vorgebracht hatte, im Einzelnen, und schließt, wenn gleich jetzt gezeigt worden sey, daß die Indier einen gewissen Grad von Gewandtheit in Auflösung algebraischer Aufgaben, die mehr wegen ihrer Scharfsinnigkeit als Nutzbarkeit bemerkenswerth seyen, erlangt haben, so sey doch noch nichts geschehen, um zu beweisen, daß sie Etwas gehabt haben, was einer richtigen und wissenschaftlichen Kenntniß der Astronomie nahen könne. [1])

Wenn ich mit einiger Ausführlichkeit mich bei den Ansichten Delambres aufhielt, so wäre es nicht schicklich, zu vergessen, daß ein anderer Geschichtschreiber der mathematischen Wissenschaft, der schon schrieb, als sein Vaterland noch immer eher unter dem Einflusse jener philosophischen Schule stand, welcher Bailly unglücklicherweise sich zugewendet hatte, mit jenen Ansichten übereinstimme. Ich meine Montucla, welcher sich mit der äußersten Unparteilichkeit der Mühe unterzieht, die Gründe zu untersuchen, welche Bailly für das außerordentliche Alter der indischen Astronomie vorgebracht hatte. So z. B. zergliedert er die große Periode des Kali-Juga, die aus 4,320,000 Jahren besteht, und findet, daß sie, mit 24,000 dividirt, den Quotienten 180 gibt; was leicht zu der Vermuthung leitet, diese Periode sey bloß die Hälfte einer andern, die das Produkt von 24,000 multiplizirt mit 360 bildet. Da nun nach der Ansicht der Araber 24,000 Jahre den Zeitraum bilden, binnen welchem die Fixsterne durch ihre fortschreitende Bewegung einen Umlauf vollenden würden, so möchte es scheinen, daß die Indier diese Idee von ihnen geborgt und ihre große Periode gebildet haben, die einem Jahr von 360 Tagen entspräche, was die ursprüngliche Jahreslänge ausmacht, wo jeder Tag aus einer vollständigen Umdrehung des Himmels besteht. Das bestätigt er

1) Histoire de l'Astronomie du Moyen Age. Par. n. 1819. p. XXXVII.

durch ähnliche Berechnungen unter den Arabern; und das ist unter anderem für ihn ein Grund, zu schließen, daß die indische Astronomie, weit entfernt, sich eines so hohen Alterthums zu erfreuen, wie sein unglücklicher Landsmann sich eingebildet hatte, von den Bewohnern des westlichen Asiens entlehnt worden sey.[1])

§. 9.

Davis stimmt mit Delambre überein.

Aber nun muß ich mich schicklicher Weise zu den Arbeiten unserer Landsleute in diesem Zweige der Geschichte der Astronomie wenden. Hr. Davis war, wie Colebrooke anmerkt, der erste, welcher einen genauen Bericht über die indische Astronomie aus einheimischen Schriften gab. Montucla hatte bemerkt, Surjasiddhanta, ein anstronomisches Werk, vorgeblich von göttlicher Eingebung, wäre eine kostbare, köstliche Erwerbung; »aber, fügt er bei, wer wird je diese geheimnißvollen Männer bewegen, es mitzutheilen?«[2]) Gerade aus diesem Werke hat nun Hr. Davis seine Materialien gezogen; und er bemerkt, er habe bei den Brahmanen keine eifersüchtige Bedenklichkeit gefunden, das Buch herzugeben und dessen Verständniß bewerkstelligen zu helfen. Er hatte bei seinen Untersuchungen bloß im Sinne, die Operationen oder Formeln zu entdecken, wodurch die Hindu ihre Sonnen- und Mondsfinsternisse berechnen; und insofern möchte es scheinen, daß er wenig oder gar kein Licht auf den Gegenstand unserer Abhandlung werfe. Gleichwohl ersieht man aus seinen einleitenden Bemerkungen, daß seiner Ansicht gemäß die entfernten Perioden, welche von den Hindu als Grundlagen oder Ausgangspunkte ihrer Berechnungen angenommen wurden, durch rückwärtsschließende Berechnung willkührlich angesetzt und nicht wie Bailly träumte, durch wirkliche Beobachtung gewonnen wurde.[3])

---

1) Histoire des Mathematiques Par. n. VII. tom. I. p. 429.

2) S. 443.

3) Asiatic Researches, vol. II. p. 228. ed. Calcutta.

§. 10.

Bentley macht das indische Alterthum noch jünger.

Indeß muß man dem Herrn Bentley zugestehen, daß er diese und andere wichtige Werke der indischen Astronomie am ernsthaftesten und erfolgreichsten mit einer Absicht, das wahre Alter der Wissenschaft zu bestimmen, studirt habe; und mit seinen Forschungen, die sich durch einen langen Zeitraum hindurch ziehen, will ich diesen Theil meiner Aufgabe beschließen. Sein erster Versuch über diesen Gegenstand erschien in dem sechsten Bande der Asiatic Researches. Er kann in zwei Theile eingetheilt werden. Im ersten prüft er die astronomischen Methoden der Indier und zeigt, wie leicht ein Europäer, der mit derselben nicht bekannt wäre, bei Bestimmung ihres Datums in arge Irrthümer gerathen könne. Alsdann schickt er sich an, die Zeit des Surjasiddhanta zu erforschen, welchem die Brahmanen bescheiden ein Alter von etlichen Millionen Jahren zutheilen. »Das Alterthum astronomischer Werke der Indier,« schreibt er, »wird auf die richtigste und sicherste Weise erforscht, wenn man die von ihnen berechneten Stellungen und Bewegungen der Planeten mit den aus sorgfältigen europäischen Tafeln entnommenen vergleicht. Denn es ist klar, daß jeder Astronom, möge er nun was immer für ein System, ein natürliches oder künstliches befolgen, die Stellung der Planeten in seiner eigenen Zeit zu geben sich bemühen muß, wenigstens so gut als er kann und die Beschaffenheit seines Systemes es zuläßt; sonst wäre seine Bemühung ganz und gar nutzlos. Wird uns also die Stellung und Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten für irgend einen bestimmten Augenblick von irgend einem ursprünglichen indischen Systeme gegeben, und haben wir auch aus richtigen europäischen Tafeln für den nämlichen Augenblick die Stellung und Bewegung derselben abgezogen, so können wir die Punkte der Vergangenheit bestimmen, wo die verschiedenen Stellungen derselben nach beiden genau gleich waren.« [1])

---

1) S. 561.

Nun macht Herr Bentley auch eine wirkliche Anwendung von dieser Regel. Er nimmt seine Daten einerseits aus dem indischen Werke, andererseits aus Lalande's Tafeln und indem er die Zahl von Jahren findet, welche erforderlich sind, um die irrigen Resultate zu geben, die aus den ersteren entnommen werden, entdeckt er verschiedene Perioden von 600, 700 und 800 Jahren, welche seit der Zeit der Verfassung verflossen wären. Doch damit noch nicht zufrieden, gibt Herr Bentley starke Gründe an, daß der Verfasser davon Waraha sey, von dessen Schüler Sotananda bekannt ist, daß er vor etwa 700 Jahren gelebt habe, was mit der mittleren Zeit die aus Surja-Siddhanta selbst entwickelt und abgeleitet wurde, zusammenstimmt.[1])

Da die vorher erwähnte kritische Zeitschrift die träumerischen Ansichten Bailly's so ernstlich vertheidigt hatte, so blieb sie bloß hartnäckig bei der Ansicht von den Arbeiten des Hrn. Bentley stehen, die sie in ihrer ersten Nummer angenommen hatte.

Dem harten und studirten Angriff, welchen es auf den erwähnten Aufsatz machte, begegnete er in einer klaren und kräftigen Antwort im achten Bande der Researches; aber ich übergehe diese Arbeit, weil er unterdessen eine ausführlichere, genauere und weit schätzbarere Auseinandersetzung seiner Ansichten gegeben hat, zu deren Darlegung ich nun übergehe. Im nämlichen Jahre, wo Herr Bentley sein Historical view of the Hindoo Astronomy herausgab, beklagte der gelehrte Ideler zu Berlin, daß sich noch Niemand gefunden habe, der eine gründliche Kenntniß der Sanskritsprache und der Astronomie mit einander vermengt hätte.[2]) Bei diesem Manne indeß scheinen sich jene beiden Erfordernisse mit jener Festigkeit des Vorsatzes und Unermüdlichkeit der Untersuchung verbunden zu haben, welche nothwendig waren, um sie in ihrem mühevollen Unternehmen zu leiten, und ohne Zweifel hat die Härte, womit ihr Besitzer bei seinem ersten Versuche be-

1) S. 573. Das wurde indessen von Herrn Colebrooke in seiner „Algebra" geläugnet.

2) Handb. d. mathem. u. techn. Chronologie. Berl. 1825. Bd. 1. S. 5.

handelt wurde, ihn zu der Arbeit gestählt und die Forschungen, welche sie hätten hemmen sollen, wesentlich gefördert.

In diesem Werke handelt Herr Bentley nach einer Vorrede, worin er seine früheren Behauptungen über Surja-Siddhanta durch neue Berechnungen bestätigt, systematisch von den verschiedenen Zeitabschnitten, in welche die indische Astronomie kann eingetheilt werden. Er stellt in ihrer Geschichte acht verschiedene Perioden auf, deren jede er durch astronomische Daten zu bestimmen und zu fixiren sucht. Das Erste, was jedes astronomische System vornehmen muß, ist nothwendigerweise die Eintheilung des Himmels, ohne welche alle astronomischen Bestimmungen unthunlich wären. Die früheste indische Eintheilung ist die in Mondsstationen, früher 28, nunmehr 27 an der Zahl. Während die Geschichte diese Operation zu einer Zeit zwischen 1528 und 1375 v. Chr. setzt, treffen die erwähnten astronomischen Data, die damit in Verbindung stehen, genau überein. Denn der Ort des Aequinoktial- und Solstitial-Punktes gibt das Jahr 1426 v. Chr.; und die sonderbare Sage von der Operation, wonach die Planeten von verschiedenen Töchtern des Dakscha wären geboren worden, gibt, wenn man sie auf die astronomischen Ausdrücke des Eintrittes des Mondes in die einzelnen Häuser zurückführt, genau dieselbe Zeit, 1425 v. Chr.[1]) Wenn nun diese Berechnung richtig ist, so haben wir unzweifelbar ein Datum für die Vorarbeit der indischen Astronomie, welches ganz innerhalb der Schranken der Wahrscheinlichkeit liegt. Die nächste berichtete Beobachtung setzt Herr Bentley in das Jahr 1181 vor der christlichen Zeitrechnung, wo Sonne und Mond in Conjunktion waren, und die Astronomen fanden, daß die Koluren um 3°20′ weiter zurückgefallen seyen, als bei der vorigen Beobachtung. Diese besteht in der Bezeichnung der Monate mit eigenen Namen, deren Eigenthümlichkeiten die Periode entscheiden.

§. 11.

Das Zeitalter Rama's von Bentley.

Die nächste wichtige Epoche, welche durch die darin vorausgesetzten Daten entschieden wird, ist die Zeit des Rama, dessen

1) S. 4.

Thaten den vornehmsten Inhalt indischer Dichtkunst bilden. Das Ramajana, oder das Heldengedicht, das ihn feyert, gibt eine äußerst genaue Beschreibung des Himmels bei seiner Geburt und bei seinem Eintritte ins ein und zwanzigste Jahr, woraus sich ergibt, daß eine solche Constellation nur etwa 961 Jahre vor Christus habe stattfinden können.[1]) Ich darf hier auch bemerken, daß in seiner Geschichte eine Stelle vorkommt, die ganz genau dem Kampfe der Götter und Riesen in der griechischen Mythologie entspricht.

Ich will Herrn Bentley in den letzten Schritten seiner Laufbahn nimmer folgen; denn alles, was wir nur immer wünschen können, ist schon bei den ersten gewonnen. Es kümmert uns wenig, daß die Hindu die Zeit ihrer Astronomen in ein ungereimtes Alterthum zurücksetzen; daß Garga und Parasara ihrer Aussage gemäß 3100 Jahre v. Chr. gelebt und geschrieben hätten, so lange bewiesen werden kann, daß die Wissenschaft, worin sie offenbar Fortschritte machten, erst viele Jahrhunderte später ihre vorläufigen Anfangsbeobachtungen anstellte. Aber es kann billig gesagt werden, daß Wasischta-Siddhanta und Surja-Siddhanta, welche die Hindu einige Millionen Jahre zurückzudatiren pflegten, durch seine Berechnungen auf das zehnte oder eilfte Jahrhundert der christlichen Rechnung herabgebracht worden sind.

§. 12.

Krischna's Epoche nach Bentley.

Es gibt eine indische Sage von beträchtlicher Wichtigkeit, deren Alter Herr Bentley durch astronomischen Kalkul zu bestimmen sucht; nämlich die Geschichte Krischna's, des indischen Apollo. In den einheimischen Sagen wird er als Awatara oder als Einfleischung der Gottheit dargestellt; bei seiner Geburt sangen Götterchöre Preishymnen, während Schäfer rings seine Wiege umgaben; seine Geburt mußte dem Tyrannen Kansa, welchem geoffenbart war, das Kind werde ihn vernichten, verborgen werden. Das Kind entkam mit seinen Eltern über den Strom Jamuna.

1) S. 15.

Eine Zeit lang lebte er in Verborgenheit, begann aber alsdann ein öffentliches durch Heldenthaten und Wohlthaten ausgezeichnetes Leben; er erschlug Tyrannen und beschützte die Armen; er wusch die Füße der Brahmanen und predigte die vollkommenste Lehre; endlich aber erhielt die Macht seiner Feinde die Oberhand, er wurde nach Einem Bericht mit einem Pfeil an einen Baum genagelt und weissagte vor seinem Tode das vielfache Elend, welches im Kali-Juga oder dem gottlosen Weltalter 36 Jahre nach seinem Tode stattfinden sollte.[1]) Darf es uns überraschen, daß die Feinde des Christenthums diese Sage als Original der Erzählung in unserm Evangelium aufgriffen? Die Namen Christus und Krischna, welcher von einigen derselben in Kristna verdreht wurde, hatten gleiche Aussprache, und die zahlreichen Aehnlichkeiten in ihrer Geschichte traten zu deutlich und bestimmt hervor, als daß noch hätte ein Zweifel übrig bleiben können, ob sie eine und dieselbe seyen.[2]) Die Leichtigkeit, womit die ersten Erforscher der indischen Literatur sich von ihrem Enthusiasmus hinreißen ließen, Allem, was sie da fanden, ein ungeheures Alterthum zuzuschreiben, kam hiebei diesen kecken Behauptungen zu Hülfe. Denn Sir W. Jones, der in allen dergleichen Dingen als unfehlbare Authorität galt und dessen Urtheil auch wirklich gehörige Berücksichtigung verdient, hatte es als ganz gewiß ausgesprochen, »der Name Krischna und der allgemeine Umriß seiner Geschichte sey weit älter als das Leben unsers Erlösers und wahrscheinlich auch als die homerische Zeit.« Indem er nun die Unmöglichkeit so vieler zufälliger Uebereinstimmungen in den beiden Geschichten oder Lebensberichten anerkennt, vermuthet er, daß die Punkte der einzelnen Aehnlichkeit in späterer Zeit der Ursage aus apokryphischen Evangelien aufgepfropft worden seyen.[3]) Maurice gibt ebenfalls deren Alterthum zu und begegnet ihren Schwierigkeiten auf

1) S. diese Legende in Paulinus à St. Bartholomaeo, „Systema Brahmanicum.“ Rom. 1802. SS. 146 ff.

2) Volney's Ruins, or Meditations on the Revolutions of Empires. Par. 1820. p. 267.

3) Asiatic Researches, vol. I. p. 273.

eine Weise, die noch weit weniger geeignet ist, einem Feinde des Christenthums verhülflich zu seyn, indem er sie als Ueberbleibsel einer alten urzeitlichen Ueberlieferung über die künftige Erscheinung eines Erlösers, welcher zweifelsohne ein Avatara oder eine Einfleischung der Gottheit seyn sollte, betrachtet.[1])

Das Alter dieses götterhaften Heros hat nun Herr Bentley ebenfalls zum Gegenstand der Untersuchung durch astronomische Berechnung genommen. Denn er forschte in den Berichten über ihn fleißig nach Angaben, worauf er eine Untersuchung über die Epoche seines Lebens bauen könnte; und nachdem er all diese zu eng gefunden hatte, obwohl angegeben war, daß der berühmte Astronom Garga bei seiner Geburt zugegen gewesen sey und die Constellation dieses wichtigen Augenblicks aufgezeichnet habe, war er so glücklich, sich das Dschanampatra Krischna's, welches den Planetenstand zur Zeit seiner Geburt enthält, zu erwerben. Aus einer auf europäische Tafeln, die auf den Meridian von Udschein reducirt wurden, gegründeten Berechnung ergibt sich, daß der hier beschriebene Himmelsstand nur am 7. August des Jahres 600 nach Christus habe stattfinden können.[2]) Herr Bentley schließt demnach, diese Sage sey eine künstliche Nachahmung des Christenthums gewesen; die Brahmanen hätten sie eigens gebildet, um ihre Landsleute abzuhalten, die neue Religion, welche zu den äußersten Gränzen des Orientes vorgedrungen war, anzunehmen.

§. 13.

Uebereinstimmende Urtheile von Schaubach, Laplace und Andern.

Es mag vielleicht geschehen, daß Mancher mit diesem Schriftsteller in einigen seiner Ansichten nicht einverstanden ist; und ich muß gestehen, daß ich ihm ohne positivere Beweise in mehreren einzelnen Punkten nicht so weit folgen kann, als er geht. Indeß hat er doch für seine Nachweisung des jüngern Ursprunges, welcher den Beobachtungen und astronomischen Werken der Indier

1) „History of Hindostan.“ Lond. 1824. vol. II. p. 225.
2) S. 111.

zuzuschreiben sey, gewiß die Zustimmung der besten neuern Mathematiker. Delambre's, der seinen Aufsatz über das Alter des Surja-Siddhanta als vollkommen befriedigend ansah, nicht zu gedenken, haben wir die Meinung Schaubachs, welcher behauptet, alle astronomischen Kenntnisse der Indier müssen von den Arabern hergeleitet werden, und gehören folglich eher der neuern als der alten Wissenschaft an.[1])

Laplace, dessen Namen gewiß bei jedem Astronomen neuerer Zeit weit mehr in Achtung steht, als der des überschätzten Bailly, dessen Freund und eifriger Bewunderer er war, drückt sich hierüber so aus: »Der Ursprung der Astronomie in Persien und Indien verliert sich, wie bei allen andern Völkern, in das Dunkel ihrer Urgeschichte. Die indischen Tafeln setzen einen sehr vorgerückten Zustand der Astronomie voraus; aber wir haben allen Grund zu glauben, daß sie kein sehr hohes Alterthum in Anspruch nehmen kann. Hierin weiche ich, wenn gleich ungern, von einem ausgezeichneten und unglücklichen Freunde ab.« Man sieht aus diesem Ausdrucke, daß Laplace keineswegs durch eine Vorneigung zu unserer Sache bewogen wird, gegen die Ansprüche der indischen Astronomie zu entscheiden. Nach diesen Bemerkungen schreitet er zu einer ins Einzelne gehenden Untersuchung des, wie ich sicher glaube, oft genug wiederholten Punktes, ob nämlich die Beobachtungen, welche in den indischen Tafeln als Fundament ihrer Berechnungen angesetzt sind, 1491 und 3102 Jahre vor Christus, je wirklich angestellt wurden, und er schließt, das sey nicht geschehen und die Tafeln stützen sich auf keine wahre Beobachtung, weil die Conjunktionen, welche sie voraussetzen, nicht haben Statt finden können. »Die nämlichen Ergebnisse,« schließt er, »werden aus den mittlern Bewegungen, die sie dem Monde zuschreiben, gewonnen, im Verhältniß zu seinem Perigäum, seinem Knoten und der Sonne; denn da diese schneller sind als Ptolemäus sie angibt, so zeigen sie, daß sie später seyen, als dieser Astronom. Denn aus der Theorie der allgemeinen Schwerkraft wissen wir, daß diese drei Bewegungen in einer großen Anzahl

1) In B. v. Zach's monatlicher Correspondenz. Feb. u. März. 1813.

von Jahren beschleunigt wurden. So dienen denn auch die Ergebnisse dieser für die Astronomie des Mondes so wichtigen Theorie zur Aufhellung der Chronologie.«[1]) Diesen Zeugnissen können wir noch beifügen das von Dr. Maskelyne, das Herrn Bentley persönlich mitgetheilt wurde;[2]) von Heeren,[3]) Cüvier[4]) und Klaproth, welcher so schreibt: »Die astronomischen Tafeln der Hindu, denen man ein abentheuerliches Alterthum beigemessen hat, wurden im siebenten Jahrhundert der gemeinen Zeitrechnung verfertigt, später aber durch Berechnungen auf eine frühere Epoche zurückdatirt.«[5])

Nach diesen bestätigenden Autoritäten neben den Ansichten der ältern, vorher angeführten französischen Mathematiker, dürfen wir wohl mit Grund zweifeln, ob noch irgend ein anderer Kämpfer auftreten werde, das außerordentliche Alter der indischen Astronomie zu vertheidigen. Jedenfalls wird es schwer seyn, ihre Ansprüche in den Stand zurück zu versetzen, daß sie mit der mosaischen Chronologie zu streiten drohte. Es gibt noch andere Zweige der indischen Literatur, welche in Ihren Augen gewiß gleiche Untersuchung verdienen, so z. B. das Alter der religiösen und heiligen Schriften, denen noch vor wenigen Jahren von Manchen ein so ungereimtes Alter zugeschrieben wurde; da ich aber bei der fernern Lösung meines Versprechens der orientalischen Literatur einen eigenen Vortrag zu widmen gedenke, so will ich das, was mir in diesem Stücke am wichtigsten scheint, darauf versparen. Ich will daher von der Astronomie auf die Geschichte der Indier übergehen und sehen, ob sie irgend mehr, als erstere, in Beziehung auf das Alter mit den Berichten des Pentateuches eine Wette eingehen könne.

---

1) „Exposition du Système du Monde.“ 6te Aufl. Brüssel 1827. S. 127.
2) „Preface,“ p. XXV.
3) „Ideen über Politik, Handel und Verkehr der alten Völker.“ 4te Ausg. 1. Th. 3 Abth. S. 142.
4) „Cuvier, Discours prélim.“ 8vo Par. 1825. S. 238.
5) „Mémoires relatifs à l'Asie.“ Par. 1824. p. 397.

§. 14.

II. Chronologie.

Von dem Nationalstolz, welcher für die Entstehung der Wissenschaft ein so übermäßig hohes Alter anzusetzen gebot, ließ sich nichts anders erwarten, als daß er auch für die Regierungen, wo selbe blühte, eine entsprechende Zeitentfernung eingab. Eine Erdichtung setzte nothwendig die andere voraus; und wenn morgenländische Nationen einmal darauf ausgehen, ihrem Ursprung und ihrer Urgeschichte eine mythologische Epoche zu geben, so stutzen sie nicht bei Kleinigkeiten und lassen sich nicht durch die europäische Regel, Möglichkeiten zu berücksichtigen, aufhalten. Eine Million Jahre ist sobald erfunden, als tausend; gar nicht viele Könige sind nöthig, um sie auszufüllen, wenn man einem Jeden von ihnen eine Masse von Jahrhunderten zuwirft; und die Leser glauben das Alles, wenn sie nur über den ersten Schritt hinausgebracht werden, nämlich zu glauben, daß die Könige Abkömmlinge von Sonne und Mond, oder irgend solchen überirdischen Eltern gewesen seyen. Wir können in der That nicht umhin, Jene zu bedauern, die sich haben verlocken lassen, solche Abgeschmacktheiten zu glauben; aber ich denke, wir müssen auch geneigt seyn, unser Mitleiden auf Jene auszudehnen, die zuerst versuchten, den Mährchenschwall, der in der indischen Geschichte waltet, zu sichten und die wenigen Körner von Wahrheit auszusondern, die in diesem Augiasstall von Durcheinander verborgen liegen.

§. 15.

Ergebnisse der Forschungen von Jones.

Sir W. Jones hat in diesem Zweige indischer Untersuchungen wie in vielen andern Bahn gebrochen. Zur Grundlage seiner Forschungen nahm er die genealogischen Königslisten, welche Pandita Rathakanta aus den Purana's ausgezogen hatte und unterzog sich der Mühe, ihre Geschichte zu entwirren, mit dem Entschlusse, sich durch keine, auch noch so heilige Rücksicht zu einer unredlichen Entscheidung verleiten zu lassen. »Ohne einem Systeme,« schreibt er, »zugethan zu seyn, und ebenso bereit, die mosaische

Geschichte zu verwerfen, wenn sie sich als irrig zeigen sollte, wie sie zu glauben, wenn sie durch triftige, aus augenscheinlicher Gewißheit entnommene Gründe bestätigt wird, schreite ich zur bündigen Darlegung der indischen Chronologie nach Sanskrit-Werken.«[1]) Indeß entdeckte er bald, daß er es mit den eben berührten, hochgebornen Geschlechtern zu thun habe, die für sich eine Ausnahme von allen Gesetzen forderten, welche die Dauer menschlicher Dynastieen beschränken. Doch, keineswegs erschreckt durch diese entsetzliche Entdeckung, die einen weniger enthusiastischen Forscher zur Verzweiflung getrieben hätte, versucht er für diese Ungereimtheiten Rechenschaft zu geben und allen Widerspruch auszugleichen. Er setzt Verzeichnisse von Königen auf, weist ihnen Zeiträume zu, indem er dabei den annehmbarsten Muthmaßungen, die er nur immer ersinnen kann, folgt. Das Ergebniß dieser so wenig befriedigenden Arbeiten hören Sie in seinen eigenen Worten: »Hiemit haben wir einen Umriß der indischen Geschichte während des längsten Zeitraumes, der ihr zugemessen werden kann, gegeben, und haben die Gründung des indischen Reiches etwa 3800 Jahre vor der gegenwärtigen Zeit aufgespürt.«[2]) Nehmen wir also selbst von einem höchst vorurtheilsvollen Forscher die Ausdehnung, zu welcher die Annalen von Hindostan möglicherweise mit irgend einer Rücksicht auf Annehmbarkeit können gestreckt werden, so haben wir die Gründung einer Regierung in diesem Lande nicht eher, als 2000 Jahre v. Chr., also zur Zeit Abrahams, wo nach dem Buche Genesis Aegypten eine gegründete Dynastie hatte und in Phönizien bereits Handel und Wissenschaft blühte.

§. 16.

Hamilton. Wilfort's Eifer und Täuschung.

Sir W. Jones fand einen Nachfolger an Herrn Wilfort, welcher die in den Purana's mitgetheilten Dynastien in eine Art von Ordnung zu bringen suchte.[3]) Hamilton folgte ihm in der-

1) „On the Chronology of the Hindoos." Asiat. Res. vol. II. p. 11.
2) S. 145.
3) „On the kings of the Maghada." — As. Res. vol. IX. p. 82.

selben Bestrebung;[1]) aber diese beiden geduldigen Forscher fanden sich bei jedem Schritte durch freiwillige Verdrehungen oder kopflose Widersprüche gehemmt. Der Erstere dieser Schriftsteller ist ein unseliges Beispiel von der Höhe, auf welche die Pandita's ihre Betrügereien trieben, und folglich ein Beweis, wie weit wir ihnen in solchen Stellen ihrer Bücher trauen dürfen, welche uns zu einem unvernünftigen Alterthum zurückführen möchten. Denn Hr. Wilfort fand, daß ein sehr zuverläßiger Mann, den er mit beträchtlichen Unkosten anstellte, damit er ihm bei seinen Arbeiten verhülflich wäre, kein Bedenken trug, in seinen heiligsten Büchern Stellen zu radiren und zu ändern; da nun derselbe sah, daß die Originalien verglichen werden sollten, um seine Auszüge zu controliren, kam er so weit, daß er sogar Tausende von Versen dichtete, um sich gegen eine Entdeckung zu verbergen.[2]) Hr. Wilfort fand, daß diese heiligen Männer von Indien sich keine Gewissensängsten machten, Namen zu erfinden, unter sie die von berühmteren Heroen zu schieben, und ihr Benehmen damit zu vertheidigen, daß dieß von jeher der Brauch ihrer Vorfahren gewesen sey. Nach aller gebührenden Milderung und Nachsicht werden wir nun nur armselige Materialien übrig finden, um irgend eine sichere oder auch nur wahrscheinliche Geschichte daraus zu erbauen. Denn die beiden erwähnten Gelehrten haben am Ende bloß eine Reihe von Personen zum Vorschein gebracht, für deren wirkliches Daseyn wir keine bessere Bürgschaft haben, als Gedichte und Göttersagen.

§. 17.

Heeren sucht den Anfang der indischen Geschichte zu bestimmen.

»In diesem Falle,« sagt ein scharfsinniger Schriftsteller, welcher indeß eher geneigt ist, das Alterthum der indischen Literatur zu überschätzen, als herabzudrücken, »haben sie nicht mehr

1) „Genealogies of the Hindoos extracted from their sacred writings.“ Edinb. 1819.

2) Asiat. Res. vol. VIII. p. 250.

Ansehen, als die Heroen- und Königsgeschlechter bei den Hellenen, und die so herausgegebenen Verzeichnisse nehmen in der indischen Mythologie denselben Rang ein, wie die des Apollodorus in der griechischen. Wir dürfen darin keine kritische oder chronologische Geschichte zu finden erwarten; es ist eine von Dichtern behandelte, und durch Dichter erhaltene; also in diesem Sinne eine Dichter-Geschichte, ohne daß sie deßhalb eine gänzlich erdichtete Geschichte zu seyn braucht.«[1] »Die Chronologie und Geschichte der Hindu,« schreibt ein Anderer, »ist in der Regel ebenso poetisch und idealisch, als ihre Geographie. Bei diesem Volke führt die Einbildungskraft über jedes andere Vermögen die Oberherrschaft.«[2] Wirklich setzt Klaproth den Anfang wahrer chronologischer Geschichte in Indien in das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung.[3]

Heeren indeß hat sich beträchtliche Mühe gegeben, die Indier bis zu ihren frühesten Anstalten zu verfolgen und ihre ältesten Staatsverhältnisse wieder zusammenzustellen. Er läßt sich in eine ausführliche Beweisführung ein, daß die Brahmanenkaste ein von den Bewohnern der Halbinsel verschiedener Stamm sey und folgt ihrem Zuge von ihren angenommenen Bergsitzen im Norden längs einer durch Tempel bezeichneten Linie zum Süden. Er führt Zeugnisse von Reisenden an, um zu beweisen, daß sie ein leichteres Temperament haben, als die Glieder anderer Kasten, eine Behauptung, die, wie Sie sich erinnern, mit den Beobachtungen anderer Reisenden, die ich Ihnen angeführt habe, als ich von den verschiedenen Arten des Menschenschlages handelte, im Widerspruche stehen. Indeß sehe ich gar keinen starken Einwurf gegen diese Hypothese, die einzig für die unbeschränkte Gewalt der Brahmanen über die Masse des Volkes Rechenschaft geben zu können scheint.[4] Uebrigens führt uns dieß doch auf kein bestimmtes Resultat, obschon es eine sehr entfernte Zeit voraussetzt —

1) Heeren, w. ob. S. 242.
2) Guigniaut zu Creuzer, w. ob. Th. I. 2te Abth. S. 585.
3) W. ob. S. 412.
4) W. ob. S. 257.

denn die ältesten Berichte über Indien zeigen, daß dieses System bereits zu ihrer Zeit festgestanden habe.

Nach seiner Ansicht bietet der Krieg zwischen den Kuruiden und Panduiden, den Griechen und Trojanern der Sanskrit-Dichter, seiner historischen Grundlage nach, ein unläugbares Zeugniß für eine sehr früh geordnete Verfassung im Gangesgebiete. Denn hier haben wir wieder bloß ein hohes Alterthum, keine entscheidende chronologische Epoche. Was aber dieß Ereigniß betrifft, so ist wohl zu bemerken, daß es mit der Geschichte des Krischna ganz innig zusammenhängt; ist also Herrn Bentley's Ansicht über diese richtig, so muß auch jenes ihr Schicksal theilen und für eine jüngere Erfindung gehalten werden.

Heeren indessen hat Geduld genug, mit großer Mühe die verschiedenen Ueberbleibsel der frühesten historischen Berichte zu ordnen und zu vereinbaren; er bemüht sich, die ältesten Staaten und die gleichzeitigen Dynastieen, welche sie besaßen, zu entdecken; aber die Resultate zu welchen er nach seiner langen Forschung, durch die ich keine Lust habe, Sie hindurch zu führen, gelangt, sind von der Art, daß sie selbst den besorglichsten Gläubigen nicht in Bestürzung bringen können. »Aus allen bisherigen Betrachtungen,« schreibt er, »ergibt sich, daß die Gegend des Ganges viele Jahrhunderte, wahrscheinlich gegen 2000 Jahre vor Christus, der Sitz beträchtlicher Königreiche und blühender Städte gewesen sey.«[1]) So lauten also seine Schlüsse. Statt der 6000 Jahre vor Alexander, die auf Arrians Glaubwürdigkeit hin von Manchen gespendet wurden, oder der Millionen, die man aus den Mährchen der Brahmanen entnahm, haben wir nach der Vermuthung von Jones und Andern die Zeit Abrahams als die früheste historische Epoche einer organisirten Gemeinschaft in Indien.

§. 18.

Entdeckungen von Col. Tod.

Da ich Sie nun etwas ausführlich durch die Geschichte der indischen Chronologie hindurch geführt habe, so wäre es nicht

1) Seite 272.

nur ein grobes Versäumniß, sondern auch eine gewaltsame Verletzung meiner Gefühle, wenn ich ohne gehörige Kenntnißnahme an den Arbeiten eines Mannes vorüberginge, den ich unter meine Zuhörer zählen darf und dessen Gegenwart mich wohl hätte abschrecken sollen, über Untersuchungen zu sprechen, die er, wie man wohl sagen darf, vollendet hat. Ich bin sicher, daß Niemand die zwei glänzenden Bände über die »Annalen und Alterthümer von Radschastan,«[2]) durchgehen kann, ohne zu fühlen, daß ihr Verfasser im Stande war, zu vermeintlich erschöpften Untersuchungen auf einmal einen Vorrath von neuen Materialien und besiegenden Scharfsinn hinzu zuthun, wodurch er nicht bloß auf den uns gegenwärtig beschäftigenden Gegenstand, sondern nicht minder auch auf die vorausgegangenen beträchtliches Licht geworfen hat. Und wenn wir zu den spätern Perioden der Geschichte herabsteigen, so war er sicher glücklich genug, in den Berichten jener Staaten, die er zuerst beschrieben hat, einen ungeheuren öden Strich zur Erforschung zu finden. Ihm war somit vergönnt, was wenige Forscher vor ihm das Glück hatten zu vereinen, neue Ereignisse mit einem neuen Feld, das mannigfaltige Drama einer so wenig gekannten Geschichte mit einem Schauplatz zu verbinden, der mit der prachtvollsten Scenerie geziert ist, welche nur immer die Natur aufbieten und mit den kostspieligsten Denkmälern, welche die Kunst des Orients nur immer liefern kann. Mögen wir die geographischen, historischen oder künstlerischen Mittheilungen, oder den Reiz persönlicher Erzählung betrachten, wodurch dieses Werk unsere Kenntniß von Indien bereichert, so dürfen wir es, denke ich, ohne Scheu unter die tüchtigsten wie unter die schönsten Werke über die morgenländische Literatur rechnen.

Obrist Tod hat sicherlich in Berichtigung und Ordnung der Verzeichnisse indischer Dynastieen alle seine Vorgänger überboten. Er zeigt, daß zwischen den Geschlechtsregistern, welche

1) Von Lieut.-Col. James Tod. Lond. vol. I. 1829. vol. II. 1832. Seit dem Vortrage dieser Vorlesungen hat der Tod unserer gelehrten Welt diesen thätigen, freundschaftlichen und liebenswürdigen Mann entrissen.

Jones, Bentley und Wilfort herausgaben und den von ihm aus allerhand Quellen gesammelten im Allgemeinen Uebereinstimmung herrsche; da sich aber in ihnen doch Abweichungen genug finden, um zu bezeugen, daß sie aus verschiedenen Originalen stammen, so schließt er nicht mit Unwahrscheinlichkeit, daß sie einige Begründung in der Wahrheit haben. Die zwei Hauptgeschlechter sind die Kinder von Mond und Sonne (Panduiden und Kuruiden) wie oben bemerkt, und es ist bemerkenswerth, daß die Anzahl der Prinzen beider Linien in der ganzen Abfolge sich erträglich gleich bleibt. Nehmen wir nun den Buddha für den Wiederhersteller nach der Fluth, was nicht unwahrscheinlich seyn möchte, zumal er die Linie der Mondskinder eröffnet, so hätten wir nach den genealogischen Tafeln 55 Prinzen von Buddha bis Judischtra (ich führe die eigenen Worte des Obristen Tod an), und, wenn man jeder Regierung im Durchschnitt 20 Jahre zutheilt, einen Zeitraum von 1100 Jahren; wenn man diesen zu einer ähnlichen Periode zwischen damals und Wikramaditja, der 56 J. vor Christus regierte, hinzurechnet, so wage ich die Gründung dieser beiden Geschlechter, die sich durch die Namen Surja (Sonne) und Tschandra (Mond) auszeichnen, im eigentlichen Indien ungefähr auf 2256 v. Chr. zu setzen, um welche Zeit, wenn gleich etwas später, die egyptische, chinesische und assyrische Monarchie nach der gewöhnlichen Angabe gegründet wurde, also ungefähr anderthalb Jahrhunderte nach dem großen Ereigniß der Sündfluth.«[1]) So weit sind wir gewiß keinen Augenblick in Verlegenheit gekommen, und wenn wir die Zeitrechnung der Siebenzig nehmen, der Viele von den Neuern zu folgen geneigt sind, so haben wir noch eine weitere Zwischenzeit zwischen jener Heimsuchung und der Epoche, die hier der Gründung dieser königlichen Häuser zugetheilt wird.

Was diese Berechnung bestätigen muß, ist die Uebereinstimmung anderer durch ähnliche Bemühungen gewonnener Resultate.

1) Bd. I. S. 37.

§. 19.

Zusammenhang der Indier mit nördlichen Völkern nach Tod.

Aber die eigenthümlichste und zweifelsohne wichtigste von den Entdeckungen des Obristen Tod in den indischen Annalen, besteht in dem von ihm erwiesenen historischen Zusammenhang zwischen den alten Indiern und jenen westlichen Stämmen, deren gemeinsamer Ursprung durch die Beweise der vergleichenden Sprachkunde dargethan wurde. Für's erste zeigt er, daß die Hindu selbst die Wiege ihrer Nation gegen Westen und wahrscheinlich in den Kaukasus verlegen. Zu verschiedenen Zeiten aber scheinen die Stämme, welche in jenem Theil von Asien blieben und den Namen Scythen erhalten hatten, in die neuen Niederlassungen ihrer Brüder eingebrochen zu seyn und einerseits die indische Religion und Sitte beträchtlich verändert, andererseits mehreren der ausgezeichnetsten Königslinien den Ursprung gegeben zu haben. Um 600 v. Chr. haben wir Kenntniß eines Einfalles solcher Stämme in Indien, nahezu gleichzeitig mit einem ähnlichen Einbruche aus derselben Himmelsgegend in Kleinasien, dem Norden von Europa und ostwärts bis Baktrien, wo sie der griechischen Macht erlagen. Die alten Geten lassen sich in den Dschiten des neuern Indiens entdecken, welche sich von den Gebirgen von Dschaud bis zu den Ufern von Mekran ausbreiten und noch die nämliche nomadische Lebensart behalten, wie früher in ihren nördlicheren Landstrichen. Die Asi des Alterthumes sind ohne Zweifel die Leute vom indischen Aswa-Stamm.[1]) Nachdem der gelehrte Verfasser diese Namensähnlichkeiten vor Augen gestellt hat, sucht er solche Aehnlichkeitsstücke zwischen den Bewohnern des Norden und den gegenwärtigen Inhabern von Radschastan in Kleidung, Göttergeschichte, Kriegssitten, Ceremonien und weltlichen Gebräuchen auf, welche keinen vernünftigen Zweifel über die Verwandtschaft der beiden Stämme mehr übrig lassen.[2]) Ob nun die Annahme, daß diese Uebereinstimmung von einem spä-

---

1) Seite 63.

2) Seite 65—80.

teren Einfalle herrühre, sich bewähre, oder die, daß es ein Rest ursprünglicher Verwandtschaft sey, mag, denke ich, ein Gegenstand freier Erörterung seyn. Und ob einige der Ableitungen stichhaltig seyen, ist mit Grund zu bezweifeln; denn ich fürchte an einigen Stellen sey die Namensähnlichkeit nicht hinlänglich durch geschichtliche Thatsachen bestätigt, um uns mit Sicherheit auf Identität dessen, was sie bezeichnen, schließen zu lassen. Doch das sind lauter Erwägungen von untergeordneter Wichtigkeit; mein gelehrter Freund hat übrigens genug gethan, uns von dem uralten Zusammenhang der jetzigen Bewohner Skandinaviens und der immer noch in Indien herrschenden Stämme zu überzeugen. Und das bietet Gründe zu einigen Erwägungen.

§. 20.

Betrachtung der letzten Resultate.

Sie begreifen nämlich, wie ich bei einigen Gelegenheiten neben meinem Hauptzwecke, die Einflüsse wissenschaftlicher Untersuchungen auf Religionswahrheiten zu verfolgen, Ihre Aufmerksamkeit auf das Licht, das eine Bestrebung und Arbeit auf die andere wirft, zu richten suchte. So möchte ich Sie hier erinnern, zu betrachten, wie unsere früheren Untersuchungen durch diese gänzlich verschiedenen Forschungen so auffallend beleuchtet zu werden scheinen, doch so, daß sie das Zeugniß, welches jene zu Gunsten der heiligen Erzählung gaben, noch weiter bestätigten. So fanden wir, daß jeder neue Schritt in dem vergleichenden Sprachstudium uns einer positiven Gewißheit, daß die Menschheit ursprünglich Eine Familie gewesen sey, näher bringe; die Erforschung der Urgeschichte der Völker, verbunden mit der Beobachtung ihrer Sitten, Religionen und Lebensweise bringt uns genau zu demselben Schlusse. Indeß bleibt das nicht bloß auf die Glieder derselben ethnographischen Familie, wie Germanen und Indier, beschränkt; denn Obrist Tod hat sicher zwischen dem Ursprung, welchen die Mogolen und Chinesen ihren Nationen anweisen und den mythologischen Urnachrichten der Indier sonderbare Uebereinstimmungen nachgewiesen, welche in der historischen Erforschung ihrer gemeinsamen Herkunft uns gerade in

dieselbe Stellung zu versetzen scheinen, wie die Entdeckungen des Lepsius und Anderer in Beziehung auf sprachliche Völkerkunde, das heißt in die Lage hoher Wahrscheinlichkeit, daß Menschenfamilien, die dermalen durch vollkommen unterschiedene Sprachen getrennt sind, sich als eine ursprünglich einzige nachweisen lassen. In jeder Wissenschaft wurde vielleicht nur Ein Schritt gemacht, aber dieser ist so glücklich, daß er noch vollständigere und befriedigendere Entdeckungen ahnen läßt. Kann aber der gemeinsame Ursprung dieser Nationen geschichtlich begründet werden, so haben wir einen starken Beweis, daß irgend eine große und unbekannte Ursache müsse gewirkt haben, um jeder von ihnen eine so wesentlich eigenthümliche und verschiedene Sprache zu geben. Auch haben wir durch diese Untersuchungen noch ferner dargethan, daß Klima oder sonst eine Ursache die äußerliche Haltung und Gesichtsbildung eines Volkes verändern könne. Denn wenn wir die Hypothese des gelehrten Verfassers in ihrer vollen Ausdehnung nehmen und die dermalige Bevölkerung von Radschastan für einen nördlichen Stamm halten, der erst 600 Jahre v. Chr. in dasselbe eindrang, für einen Theil jenes Volkes, welches um dieselbe Zeit Besitz von Jütland nahm, so ist gezeigt, wie zwei Niederlassungen desselben Stammes im Laufe einiger Jahrhunderte so verschiedenene Natureigenthümlichkeiten haben bekommen können; indem die eine das schöne und blonde Aussehen des Dänen, die andere das finstere Teint des Indiers annahm.

Wenn wir aber nicht so weit gehen und die Aehnlichkeiten in Namen und Ziffern bloß als Spuren einer Urverwandtschaft annehmen, so können wir, ohne durch etwas anderes, als eine verhältnißmäßige Unbestimmtheit des Datums abzuweichen, dennoch ebenfalls schließen, daß die Geten Scythiens die hellsten der kaukasischen Race seyen, während die von Hindustan zu den Dunkelsten der mogolischen gehören. Der Annahme Heerens, daß auf der indischen Halbinsel zwei verschiedene Stämme leben, die sich heutzutage durch abweichende Farbe unterscheiden und die brahmanische und die niederen Kasten bilden, wird durch diese Betrachtungen im geringsten nicht zu nahe getreten.

§. 21.

Skandinavien und Indien verwandt.

Die vollständige Aehnlichkeit der mythologischen Systeme von Indien, Griechenland und Skandinavien, die nicht bloß in den Eigenthümlichkeiten und Attributen ihrer einzelnen Gottheiten, sondern selbst in ihren Namen und in den kleinlichsten Umständen ihrer Geschichten hervortritt, ist eine Entdeckung, die zu der früheren Geschichte dieser Studien gehört. Sir W. Jones, Wilfort und Andere aus der letzten Generation haben diesen Punkt überflüssig begründet. Der letzterwähnte Schriftsteller erneuerte auch mit sorgfältiger Bemühung die alte Hypothese, daß zwischen den alten Verehrern des Niles und der Ganga eine enge Verwandtschaft geherrscht habe; aber leider haben die ihn betreffenden bereits auseinandergesetzten Umstände auf das Interesse, das seine Untersuchungen sonst hätten erregen müssen, einen Schatten geworfen. Obr. Tod indeß hat die bereits bekannten Aehnlichkeitspunkte zwischen den Mythologieen beider Länder durch viele interessante Zusätze vermehrt. Ich will mich begnügen, seine Beschreibung des Gaurifestes, wie es zu Mewar mit großem Pomp gehalten wurde und auf die Anmerkungen hinzudeuten, die er, als Erklärung dazu, beigesetzt hat.[1]) Hier gewinnen also jene Gründe, die uns veranlassen können, zwischen zwei Nationen, welche ihrer sprachlichen Eintheilung nach zu verschiedenen Familien gehören, eine Verwandtschaft zu vermuthen, neuen Zuwachs an Stärke.

Da der Beweis, welcher aus Untersuchungen, die keine natürliche Beziehung zu seiner Entdeckung haben, zu Gunsten des gemeinsamen Ursprungs gewisser Völker gezogen wird, auf solche Art immer mehr steigt und sich anhäuft, so müssen wir in unserem Vertrauen auf die Nützlichkeit jedes Studiums gewaltig bestärkt werden, wofern dieses mit den verschwisterten Wissenschaften gehörig in Einklang gebracht und gleichen Schrittes mit ihnen fortgeführt wird.

---

1) S. 570.

§. 22.

Andere Nationen. Perser u. a.

Nachdem wir somit gesehen haben, daß die Chronologie der Indier auf geziemende Gränzen herabgebracht ist und daß in seiner frühesten Geschichte neuerdings Aehnlichkeiten mit dem Ursprunge anderer Völker zum Vorschein kommen, kann uns wenig mehr unter den Bewohnern Asiens aufhalten. Kein anderes Volk dieses Erdtheiles ist das Ziel einer so emsigen Nachforschung geworden; theils weil keines Stoff von gleichem Interesse hat, um die Betriebsamkeit der Gelehrten zu reizen, theils weil unser Verkehr mit jenem Lande uns größere Gelegenheit geboten hat, die Sprache zu betreiben, worin seine Dokumente geschrieben sind. Um aber gegen andere Nationen nicht unartig zu scheinen und damit kein Verdacht entstehe, mit ihren Annalen könne man nicht so leicht abkommen, so will ich Ihnen in Kürze die Meinung eines oder zweier Schriftsteller geben, die in unserer Zeit sich Mühe gegeben haben, deren einheimische Chronologieen zu entwirren.

Klaproth hat in einem Aufsatze, den er in verschiedener Form und Sprache wiederholt abdrucken ließ, sich bemüht, die Daten des Anfangs der gewissen und zweifelhaften Geschichte bei verschiedenen asiatischen Nationen fest zu stellen, indem er vorzüglich ihren eigenen Geschichtschreibern folgte.[1]) Mit sämmtlichen mohammedanischen Reichen ist er bald fertig, indem diese nur so viel alte Geschichte haben, als sie aus Moses borgen, oder auf einen jüdischen Stamm propfen. Selbst die persischen Geschichtsbücher reichen wenig über den Beginn der sassanidischen Herrschaft 227 n. Chr. zurück. Cyrus erscheint darin als sagenhafter Held; vor ihm haben wir die Dynastie der Pischdadier, ein Feld von lauter

1) „Examen des historiens Asiatiques," zuerst im Journal Asiatique, Sept. u. Nov. 1823 erschienen; alsdann in seinen Mémoires relatifs à l'Asie, vol. I. p. 389 abgedruckt, worauf ich mich im Texte beziehen werde. Der Aufsatz erschien wieder unter dem Titel: „Würdigung der asiatischen Geschichtschreiber," in seiner „Asia Polyglotta," p. 1—18.

Fabeln;[1]) und die Gelehrten sind noch uneinig, ob Guschtasp, der Zeitgenosse des Serduscht oder Zoroaster, der Hystaspes der Geschichte, oder ein mit Ninus gleichzeitiger Mann,[2]) oder endlich der medische Cyaxares sey.[3])

Meist in gleicher Lage befinden sich jene christlichen Völkerschaften, deren verhältnißmäßig neue Geschichte in die Hände der Geistlichen, der natürlichen Geschichtschreiber eines minder gebildeten Volkes, gefallen ist. Diese wollen natürlich nichts von jenen rohen, mährchenhaften Ueberlieferungen wissen, welche die früheste Geschichte heidnischer Völker bilden, denen sie keinen Augenblick durch Herkunft von unreinen und lasterhaften Gottheiten gleichen möchten, und wollen eher dafür solche Urberichte einrücken, die ihnen die heiligen Urkunden darbieten. Das finden wir wirklich bei den Georgiern und Armeniern. Der erste Theil ihrer Geschichte ist aus der Bibel genommen, sie bemühen sich, ihre Ahnen in jener Vorrathskammer der Urgeschichte, im Buche der Schöpfung zu finden; darauf füllen sie einen weiten Zwischenraum mit Berichten, die sie aus fremden Historikern entlehnen, und fügen endlich ihre eigenen magern Nachrichten an, die zu jung sind, als daß selbst die zarteste Empfindlichkeit in Betreff der Offenbarung, könnte beunruhigt werden. Die früheste Periode, zu welcher irgend etwas unter ihnen hinaufreicht, was auf den Namen Geschichte Anspruch machen kann, ist nach Klaproth 200—300 v. Chr.[4])

§. 23.

China.

Doch wir müssen noch China abthun, welches in der That von den gemachten Bemerkungen ausgenommen werden muß-

1) Hyde, „de religione veterum Persarum.“ p. 312. v. Hammer, „Heidelberger Jahrbücher,“ 1823. p. 86. Guigniaut m. ob. S. 688.

2) Rhode, „Die heilige Sage... der alten Baktrer, Meder und Perser.“ Frankf. 1820. p. 152. ff. Volney, „Recherches nouvelles sur l'Histoire ancienne.“ Par. 1822. p. 283.

3) Die Meinung, welcher Tychsen, Comment. Soc. Goetting. vol. XI. p. 112. und Heeren, „Ideen,“ 1. Th. 1. Abth. S. 440 den Vorzug gibt.

4) S. 412.

Denn es besitzt eine einheimische Literatur von großem Alterthum und gibt vor, das erste Volk, die Urnation der Erde zu bilden. Auch ist uns Allen bekannt, daß es seine Geschichte zu einem entsetzlichen Alter zurückführt, und man möchte erwarten, daß seinen Ansprüchen eben soviel Aufmerksamkeit geschenkt würde, wie seinen Nebenbuhlern in Indien. Ich will mich indeß begnügen, Ihnen in wenigen Worten die Schlüsse vorzulegen, zu denen Klaproth durch das Studium seiner Schriftsteller, dem er sich ganz vorzüglich widmete, gelangt ist; und ich kann Sie versichern, daß Sie die Entscheidung eines Richters haben, der keineswegs geneigt ist, unsern Wünschen dadurch zu willfahren, daß er den Ruhm der Chinesen herabsetzte.

Nach ihm war nun der erste Geschichtschreiber der Chinesen ihr berühmter Philosoph und Sittenlehrer Kong-fu-tse. Er soll die Geschichte seines Landes unter dem Namen Schu-King von den Tagen Jao's bis zu seiner Zeit aufgezeichnet haben. Man setzt die Lebenszeit des Confucius etwa vier oder fünf Jahrhunderte vor Christus, das Zeitalter Jao's aber wird 2557 Jahre vor der nämlichen Aera gesetzt. So haben wir also über 2000 Jahre zwischen dem ersten Historiker und den ersten Begebenheiten, die er berichtet. Aber dieses, wenn gleich so entfernte Alter genügte dem Stolz der Chinesen nicht, und spätere Geschichtschreiber haben der Regierung des Jao andere vorgesetzt, die sich zu dem ehrwürdigen Alterthum von drei Millionen, zweimalhundert sechsundsiebenzigtausend Jahren vor Christus erstrecken.

Damit Sie die Verläßigkeit der chinesischen Geschichtsbücher noch genauer beurtheilen können, darf ich nicht anzugeben vergessen, daß 200 Jahre nach dem Tode des Kong-tse der Kaiser Schi-Hoang-Ti aus der Dynastie Tsin die Werke der Philosophen ächtete, und alle Exemplare davon zu vernichten gebot. Das Schu-king jedoch wurde wieder hergestellt, indem ein alter Mann, der es auswendig wußte, es unter der folgenden Dynastie Han diktirte. Das ist also der Ursprung der geschichtlichen Wissenschaft in China; und trotz aller gebührenden Verehrung gegen den großen Sittenlehrer des Osten und der Achtung gegen seine Behauptung, daß er bloß nach bereits vorhandenen Materialien gearbeitet habe,

trägt Klaproth doch kein Bedenken, die Existenz historischer Gewißheit im himmlischen Reiche vor 780 v. Chr. zu läugnen, zu welcher Zeit bald die Aera der Erbauung Roms anhob, und die hebräische Literatur schon zu sinken begann.[1])

§. 24.

Japan. Schluß.

Die Japaner sind in der Geschichtskunde bloß Kopisten der Chinesen. Sie machen ebenfalls auf Millionen von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung Anspruch. Aber der erste Theil ihrer Nachrichten ist durchaus mythologisch; der zweite macht uns mit den chinesischen Dynastieen bekannt, die in Japan geherrscht haben, und erst 660 Jahre v. Christus, wo der Dairi den Thron an sich riß, kann man sich einigermassen an ihre Berichte halten.[2])

Im Zurückblick auf die Chronologie der verschiedenen Völker, von denen ich gehandelt habe, müssen Sie nothwendig von dem Umstande betroffen werden, daß jeder Versuch, für eines von ihnen ein System der Chronologie aufzustellen, welches das Ansehen der mosaischen Berichte herabwürdigen könnte, gescheitert ist. Bei den meisten von ihnen, werden wir, selbst wenn wir den zweifelhaftesten Parthieen ihrer Geschichte wirkliches Daseyn zugestanden haben, auf keinen frühern Zeitraum zurückgeführt, als den die Bibel dem Daseyn mächtiger Reiche in Ostafrika, und unternehmender Staaten an der Westküste von Asien anweist.— Der gelehrte Windischmann, welchen ich mit Stolz meinen Freund nenne, gibt den ganzen Zeitraum der chinesischen Geschichte zu, welchen Klaproth den ungewissen Zeiten zutheilt, und zeigt seine Uebereinstimmung mit einer andern Form der Berechnung, die von den bei den Chinesen angenommenen Jahrescykeln genommen

---

1) S. 406. Abel-Remüsat ist geneigt, die chinesische Geschichte zum Jahre 2200 v. Chr. und die annehmbare Ueberlieferung bis 2637 zurückreichen zu lassen. Selbst dieses Alterthum bietet nichts für die Ueberzeugungen eines Christen Furchtbares dar. — „Nouveaux Mélanges Asiatiques.“ tom. I. p. 61. Par. 1829.

2) S. 408.

ist; und das Ergebniß ist ein hinreichend genaues Zusammentreffen zwischen der für die Gründung des Reiches des Himmels durch Fo-hi oder Fu-chi, den einige sogar für Noah gehalten haben, angesetzten Zeit, der Zeit der Fluth nach dem samaritanischen Pentateuch, und dem Beginne der indischen Kali-Juga, oder des eisernen Zeitalters.[1]) Der philosophische Schlegel trifft nicht nur mit dieser Meinung überein, sondern bestätigt auch Abel-Rémusat's Ansicht, daß die geschriebenen chinesischen Schriftzeichen 4000 Jahr alt seyn müßen; »dieß« bemerkt er, »wird es auf 3 oder 4 Menschenalter nach der Fluth gemäß der gewöhnlichen Zeitrechnung zurückbringen, eine Schätzung, die gewiß nicht übertrieben ist.«[2]) Auch in Indien haben Sie Schriftsteller gesehen, die gleich dem Oberst Tod meistens ohne Beschränkung, die chronologischen Tafeln des Landes annehmen, und doch ganz genau zu demselben Zeitraum für den Anfang seiner Geschichte kommen. Sicher muß ein Uebereintreffen wie dieses für den hartnäckigsten Geist Beweiskraft haben, und die Ueberzeugung hervorbringen, daß irgend eine große und unübersteigliche Schranke zwischen die Völker und ihrer frühern bestimmten Ueberlieferung gesetzt worden seyn muß, zugleich daß sie schwache Strahlen der Erinnerung, an einen ursprünglichen Zustand und ein glücklicheres Verhältniß des Menschengeschlechtes durchblicken läßt. Ein plötzliches Ereigniß, durch das die Menschenheit großentheils, obwohl nicht gänzlich zu Grund ging, bietet die natürlichste Lösung aller Schwierigkeit dar, und das übereinstimmende Zeugniß physikalischer Erscheinungen, sammt der stillschweigenden Anerkennung der eitelsten Völker muß diese Erzählung unsers geoffenbarten Buches, vor jedem Angriff schützen. —

Es gibt noch ein anderes Volk, dessen Geschichte vielleicht anziehender ist, als irgend eine der erörterten; doch sie wird uns für eine andere Zusammenkunft hinreichenden Stoff geben. —

---

1) „Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte." 1. Th. 1. Abth. Bonn, 1827, p. 18.

2) „Philosophie der Geschichte," in Robertson's engl. Uebersetzung vol. I. p. 105.

IV. Urgeschichte.

(Zweite Abtheilung. Achte Vorlesung.)

---

§. 1.

Aegyptens geheimnißvolle Alterthümer in feindlicher Stellung gegen die Bibel.

Von dem an jeder Wissenschaft fruchtbaren und durch Reichthum an jeder Art von Cultur mannigfaltigen Boden Asiens, auf welchem wir zuletzt von dem rastlosen Nomaden und ungezähmten Bergbewohner zum üppigen Perser oder gezierten Jonier gestreift sind, haben wir uns nun zu einem Land zu wenden, auf welches die Natur das Siegel physischer und geistiger Einsamkeit gedrückt zu haben scheint. Ein vereinzelter Flügel Afrika's allein ist der Sitz einer inländischen Bildung, einer eingebornen Herrschaft und einer einheimischen Gattung von Denkmälern geworden; und das Nilthal erscheint so recht in eine geographische Lage gesetzt, die seine Bewohner von der herabgekommenen Bevölkerung der Wüste absondert, und mit den begünstigteren Gegenden des Ostens verkettet. — Zu jeder Zeit hat dieß außerordentliche Volk die Aufmerksamkeit der Gelehrten angesprochen. Sein Ursprung schien ihm selbst ein Problem gewesen zu seyn, und folglich jedem andern. Die geheimnißvollen Bilder seines Gottesdienstes, die dunkle Erhabenheit seiner Moral, und vor allem das undurchdringliche Räthsel seiner geschriebenen Denkmäler warf einen fabelhaften Schleier über seine Geschichte. Die Gelehrten näherten sich ihr, als hätten sie in den zugänglichsten Thatsachen eine Hieroglyphenschrift zu entziffern, und wir waren geneigt, auf die Aegypter zu sehen, wie auf ein Volk, das sogar in neuern Zeiten die schattige Färbung und die unbestimmten Züge des grauen Alterthums noch behalten hat, und welches sich folglich eines

weit über den Bereich unserer Berechnung gehenden Daseyns rühmen dürfte. Wir waren fast versucht, ihnen zu glauben, als sie uns erzählten, daß ihre ersten Beherrscher die Götter der übrigen Welt gewesen seyen. Wenn wir nach so vielen Jahren der Dunkelheit und Unsicherheit die verlorne Geschichte dieses Volkes wieder aufleben, und ihre Stelle neben der von anderen alten Reichen einnehmen sehen; wenn wir Inschriften ihrer Könige lesen, welche ihre gewaltigen Thaten und königlichen Eigenschaften berichten, und auf ihre Denkmäler mit dem vollen Verständniß der Ereignisse, deren sie gedenken, blicken, so ist dieser Eindruck auf einen hellen Geist kaum weniger überraschend, als die Empfindung des Reisenden, wenn er schweigend durch die Katakomben Thebä's schreitend, diese Leiber, welche des Einbalsamirers Kunst so lange Zeit vor der Verwesung bewahrt hat, plötzlich ihre Leintücher schwingen, und wiedererwacht aus ihren Nischen aufspringen sähe. Während solches Dunkel über der Geschichte Aegyptens hing, ist es kein Wunder, daß die Gegner der Religion sich in selbes als einen Hinterhalt zurückgezogen, und sie vom Rücken her scharf angegriffen haben. Sie sammelten die zerstreuten Bruchstücke seiner Jahrbücher zusammen, gerade wie Isis die zerfleischten Glieder des Osiris, und versuchten durch ihre Wiedervereinigung ein Lieblingsidol, eine Chronologie von zahllosen Jahren, gänzlich unverträglich mit der des Moses, wieder aufzurichten. Volney trug kein Bedenken, die Bildung der Priesterhöfe in Aegypten 13,300 Jahre vor Christus zu setzen, und dieß den zweiten Zeitraum seiner Geschichte zu nennen![1]) Auch der dritte Zeitraum, in welchem nach seiner Vermuthung der Tempel von Esneh gebaut worden ist, geht bis auf 4600 Jahre vor dieser Zeitrechnung zurück, wohin wir beiläufig die Zeit der Erschaffung setzen, doch die geheimnißvollen Denkmäler Aegyptens bildeten das gefügigste Bollwerk für diese Belagerer. Sie riefen diese ungeheuern und halbvergrabenen Riesenbilder, und diese jetzt unterirdischen Tempel auf, von dem Alter und der frühen Bildung des Volkes, welches sie errichtete, Zeugniß zu geben; sie

1) „Recherches," vol. II. p. 440.

sprachen ihre astronomischen Ueberreste an, die von Zeit und Beobachtung gereifte Fertigkeit derer, die sie entworfen, zu bezeigen. Vor allem sahen sie in jenen hieroglyphischen Inschriften, die ehrwürdigen Urkunden von Herrschern, welche lange vor der neueren Zeit Moses und Abrahams vergöttert wurden; sie zeigten im Triumph auf die geheimnißvollen Schriftzeichen, welche eine ungesehene Hand auf diese urweltlichen Mauern gezeichnet hatte, und prahlten, daß nur ein Daniel nöthig wäre, der sie entziffern könnte, um zu zeigen, daß die Beweise des Christenthums gewogen, und zu leicht befunden worden seyen; und daß sein Reich unter die Ungläubigen und Demagogen getheilt sey. Eitle Prahlerei! Die Tempel Aegyptens haben endlich ihrer Ansprache in einer verständlichern Rede geantwortet, als man nur immer zum Voraus erwarten konnte; denn es hat sich ein Daniel in umsichtigem und beharrlichem Studium gefunden. Nachdem die Nachfolge so lang unterbrochen war, haben Young und Champollion sich das Linnenkleid des Hierophanten angethan, und die Denkmäler des Nils, unähnlich dem fürchterlichen Bild zu Sais, haben sich von ihren Händen entschleiern lassen, ohne daß andere, als die wohlthätigsten, tröstlichsten Ergebnisse aus ihren Arbeiten gefolgt wären. —

§. 2.

Anwendung des Koptischen.

Die Geschichte der Entdeckung, auf die ich anspiele, ist vielleicht nicht schwer zu entwirren; doch ist es keineswegs leicht, jedem Betheiligten seinen Antheil am Verdienst zuzuweisen. Gewiß gab es in den Untersuchungen scharfsinniger Alterthumsforscher annähernde Schritte, bevor die Verkündigung eines vollständigen hieroglyphischen Systems über Europa schimmerte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Champollion es nicht so leicht erhalten haben würde, wäre nicht vor ihm der Weg ausgesteckt gewesen; doch auch der Schritt, den er von dem Lauf der Muthmassungen, und von vereinzelnten Anwendungen, zu denen andere vor ihm gekommen waren, auf einmal zu einem allgemeinen Systeme machte, das sogleich auf jeden Fall anwendbar war, und noch

mehr der öffentliche Antheil, welchen seine Bekanntmachung auf dieß Studium zog, indem er es aus der Hand weniger tiefsinniger Gelehrten in die allgemeine Tagesliteratur übergehen ließ sind Gründe, welche ihm wohl den Anspruch darauf geben könnten als Entdecker oder Wiederhersteller hieroglyphischen Wissens betrachtet zu werden.

Im letzten Jahrhundert hat Warburton, und nach ihm Zoega gemuthmaßt, daß die Hieroglyphen in Wirklichkeit Buchstaben darstellten, aber keiner konnte darauf Anspruch machen, diese Meinung durch eine einzige wirkliche Beobachtung bewahrheitet zu haben. Wirklich war es auch nicht genau bekannt, was die Sprache des alten Aegyptens war. Jablonsky hat es äußerst wahrscheinlich gemacht, daß sie dieselbe wie die koptische, oder die neuere Kirchensprache dieses Landes sey; denn er hatte mit dieser die ägyptischen Namen und Wörter, welche in dem alten Testament vorkommen, hinreichend ausgelegt[1]) Doch wenn in Betreff dieses Gegenstandes einiger Zweifel vorhanden seyn konnte, so wurde er vollends durch den gelehrten Quatremère in seinem anziehenden Werk über Sprache und Literatur Aegyptens entfernt,[2]) worin die Identität und genaue Verwandtschaft der alten und neuen Sprachen weitläufig gezeigt wird. Ein großes Hinderniß zur Entzifferung alter ägyptischer Inschriften war beseitigt, wenn man annahm, daß sie aus alphabetischen Schriftzeichen zusammengesetzt seyen. Auch muß bemerkt werden, daß Champollion vor der Entdeckung, welche den Ruhm, den er andererseits von seinen früheren Forschungen erhalten hatte, in Schatten setzte, einer der ersten und fleißigsten war, sich durch die koptische Literatur über die Geographie und Geschichte des alten Egyptens Belehrung zu verschaffen.[3])

---

1) „Opuscula quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficilia LL. SS. loca illustrantur.“ Lugd. Bat. 1804.

2) „Recherches sur la langue et la litterature de l' Egypte.“ Par. 1808.

3) „L' Egypte sous les Pharaons.“ Par. 1814.

§. 3.

Beispiel von der Entzifferung der Keilinschriften.

Wenn die Sprache, in welcher Inschriften geschrieben sind, bekannt ist, oder mit Wahrscheinlichkeit vermuthet werden kann, so gibt es gewisse Regeln, wodurch sie auf verständliche Schriftzeichen zurückgebracht werden können. Die große Schwierigkeit ist aber, zu wissen, wo man beginnen soll; denn der erste Schritt muß ein muthmaßlicher seyn. So war es auch mit den Pfeil- oder Nagel- oder Keilköpfigen Inschriften von Persepolis, welche die gelehrte Welt in Verlegenheit gesetzt hatten, seit sie zuerst durch Niebuhr bekannt gemacht wurden, bis sie fast zugleich von Saint-Martin in Paris, und Grotefend in Wien entziffert wurden. Das von ersterem befolgte Verfahren ist außerordentlich einfach und einleuchtend. Die Sprache, dachte er, werde die persische seyn, und der alte Dialekt sey in dem neuern und in dem Zend hinlänglich bekannt, um ihm einen Hebel zu geben, mit dem er sein Werk beginnen könnte. Er wählte eine Inschrift, die nach Form und Stellung offenbar eine historische war; und in der Voraussetzung, daß in jeder solchen, wenn sie zu Ehren eines persischen Monarchen gemacht sey, der Titel »König der Könige« sich finden müsse, richtete er seine Aufmerksamkeit auf zwei Worte oder Gruppen von Buchstaben, die zusammengesetzt und genau gleich waren, ausgenommen, daß die Endung des einen genug verändert war, um Grund zur Vermuthung zu geben, es sey die Mehrzahl des andern. Nachdem er durch dieß Mittel die Bedeutung der Buchstaben, welche diese zwei Worte ausmachten, bekommen hatte, wendete er sie auf einen Eigen-Namen an, welcher ihnen nahezu glich, und so war er im Besitze des Namens Xerxes, welcher in der That mit dem alten persischen Titel des Königs eine Aehnlichkeit des Lautes hat.[1]) Das Fundament war also gelegt, und durch die Anwendung der allmählich entdeckten Buchstaben auf andere Wörter, worin sie in Verbindung mit andern unbekannten vorkommen, gaben diese ihrerseits wieder seiner Forschung nach, und setzten ihn in den Besitz seines Alphabets.

1) Journal Asiatique Tom. II. 1833, pp. 75. 79.

§. 4.

Ursprung der Entdeckung.

Gerade so wurde bei der Untersuchung und Entzifferung von Hieroglyphen verfahren. Wie ich bereits andeutete, war das Schwierigste das Beginnen; aber zum Glücke gab eine beifallswürdige Muthmaßung, die sich wie im andern Falle als gegründet erwies, ihrem ganzen Entdeckungssysteme eine feste Grundlage. Es kann Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn, daß auf allen egyptischen Denkmälern gewisse Gruppen von Hieroglyphen in einen länglichen Rahmen oder ein Parallelogramm mit abgerundeten Ecken eingeschlossen sind. Lange schon hatte man mit großem Schein von Annehmbarkeit vermuthet, daß diese ausgezeichneten Hieroglyphen eigene Namen ausdrücken; und nichts fehlte, das Werk auf ihnen zu beginnen; denn eigene Namen konnten in keiner Sprache je durch Sinnbilder gut ausgedrückt werden, sondern mußten irgendwie durch phonetische oder lautbare Zeichen geschrieben werden. Das ist selbst im Chinesischen der Fall, obwohl nämlich diese Sprache ideographisch ist und ohne Buchstaben Gegenstände und Vorstellungen zeichnet, muß sie doch bei Wörtern, die nichts darstellen, als eine künstliche Verbindung von Lauten, welche eine Person oder einen Ort benennen, ein abweichendes System annehmen. War es also je möglich, einen einzigen in solchen Vierecken enthaltenen Namen zu erkennen, so mußte die Zerlegung desselben in seine Grundbestandtheile oder Buchstaben den Kern eines Alphabetes geben, der dann leicht erweitert werden konnte.

Diese Folgerungen sind insgesammt höchst einfach, gleichwohl gebe ich Ihnen, indem ich sie einzeln darstelle, mehr eine Rückanschauung von Handlungen und ihren Folgen, als eine zum Voraus genau und systematisch entworfene Reihe von Schlüssen; sie können um so mehr dazu dienen, Ihnen zu zeigen, in was für gemessenen und irrungslosen Schritten die ganze Untersuchung vor sich gegangen sey. Das war freilich nicht das Werk Eines Mannes oder Eines Landes, und weit entfernt, daß gelehrte Männer auf verschiedenen Seiten des Kanals irgend eine Eifersucht oder ehr-

geizige Mißgunst in Betreff der scheinbaren Zueignung der gegenseitigen wissenschaftlichen Entdeckungen gefühlt hätten, muß es, denke ich, vielmehr Gegenstand wechselseitiger Glückwünsche seyn, daß man bemerkt, wie zwei Völker, die zuerst tapfer um die uralte Beute Aegyptens kämpften, sich bewegen ließen, friedlich und einträchtig rings um sie her niederzusitzen, um sie zu erläutern; und wenn das verstümmelte Bruchstück des Rosetta-Steines für uns eine kriegerische Trophäe war, so war er unsern Nachbarn ein Denkmal eines noch glorreichern Sieges über die dunkelsten Geheimnisse einer verhüllten Kunst.

§. 5.

Der Rosetta-Stein.

Dieser berühmte Stein, gegenwärtig ein unregelmäßiger auf einer Seite platter Basaltblock, kann als Grundstein dieses wichtigen Studiums angesehen werden, indem alle Entdeckungen darin ihren Ursprung und ihre Stärke den ersten Elementen von Erkenntniß, die derselbe darbot, verdanken. Diese beinahe formlose Masse, die noch vor wenigen Jahren in's Gerümpelstübchen des Museums wäre geworfen worden, ist jetzt eines der wichtigsten Monumente unserer Nationalsammlung, und wurde ursprünglich durch die französische Expedition bei der Grabung des Grundes zu einer Verschanzung in der Gegend von Rosetta entdeckt. Es enthält drei Inschriften, eine griechische, eine andere in Hieroglyphen und eine dritte in einem Mittel-Alphabet, welches in der griechischen Aufschrift enchorisch (einheimisch) genannt wird.[1]) Aus dieser leuchtete ein, daß jede Inschrift ungefähr denselben Sinn enthalte, und daß wahrscheinlich jede eine Uebersetzung der andern sey. Hier fand sich also einige Hoffnung einer Entdeckung des Unbekannten, da dieses wie in einer Gleichung mit dem Bekannten verbunden war. Die griechische Inschrift enthält eigene Namen, demnach auch die andern zwei; jedoch anfangs wurde der hieroglyphischen Inschrift, wahrscheinlich weil

1) Daß in einem Lande, welches von Fremden besucht wurde, Inschriften in mehreren Sprachen verfaßt wurden, beleuchtet und erklärt die Gründe, warum Pilatus eine Inschrift in drei Sprachen auf das Kreuz des Heilandes setzen ließ.

man die Arbeit für hoffnungslos hielt, von den Gelehrten kaum irgend eine Aufmerksamkeit geschenkt, indem sie sich lieber dem Studium der enchorischen, oder demotischen Inschrift, wie sie jetzt genannt wird, wiedmeten. Ich sollte vielleicht bemerken, daß die so geheißene Sprache der einheimische Dialekt von Aegypten, das Koptische war, und daß das darin angewendete Alphabet ein linearisches ist, das jedoch ohne Zweifel in mehreren Stufen aus dem hieroglyphischen gebildet wurde.

§. 6.

Silvestre de Sacy und Akerblad thun den ersten Schritt. Youngs abentheuerliches Glück.

Der hochansehnliche Silvestre de Sacy war der Erste, der in diesen Dingen eine erhebliche Entdeckung machte. Er bemerkte, daß die Buchstaben oder Sinnbilder, welche in der demotischen Schriftart gebraucht wurden, um die eigenen Namen auszudrücken, so zusammengeordnet seyen, daß sie das Aussehen von Buchstaben haben; und indem er verschiedene Wörter, worin dieselben Laute wiederkehrten, verglich, fand er sie durch die nämliche Figur dargestellt; und so zog er aus ihnen die Elemente eines demotischen Alphabets, das noch ferner durch Akerblad zu Rom und Dr. Young in England aufgehellt und erweitert wurde. Alle diese Untersuchungen und theilweisen Entdeckungen waren 1814 schon vorhanden, und beschließen keineswegs die Geschichte der demotischen Literatur Aegyptens. Dr. Young, der unstreitig den Namen eines Vaters von diesem Zweige ägyptischer Studien verdient, führte sie beinahe bis zur vollkommenen Bildung des Current-Alphabetes fort, und wurde bei seinen Untersuchungen einigemal durch ein höchst außerordentliches Zusammenspielen von Umständen unterstützt.

So zum Beispiel übergab ihm Champollion zu Paris im J. 1822 eine Abschrift eines von Casati nach Europa gebrachten Codex, weil er beträchtliche Aehnlichkeit mit der Einleitung des Rosetta-Steines zu haben schien. Champollion hatte bereits die Namen der unterzeichneten Zeugen entziffert; denn es schien ein Contrakt-Vertrag zu seyn.

Als nun Dr. Young nach England zurückgekommen war, wurde zufällig von Herrn Grey eine griechische Papyrusrolle zu seiner Verfügung gestellt, die er zu Thebä gekauft hatte zugleich mit andern egyptischen Schriftzügen. Denselben ganzen Tag fuhr er fort, diesen Schatz zu erforschen, und er konnte, um des Doktors eigenen Ausdruck zu gebrauchen, kaum glauben, daß er wach und bei nüchternem Sinn sey, als er entdeckte, daß es nichts geringeres sey, als eine Uebertragung eben jenes Manuscripts, das er sich in Paris verschafft hatte, und wirklich trug es den Titel einer »Kopie von einer ägyptischen Schrift.« »Ich konnte daher,« sagte er, »nur schließen, daß ein ganz ungewöhnlicher Zufall in meinen Besitz eine Urkunde gebracht habe, von der es vorerst nicht sehr wahrscheinlich war, daß sie auch nur existirt habe, noch weniger, daß sie durch einen Zeitraum von nahe zweitausend Jahren für meine Belehrung unversehrt erhalten worden sey; aber daß gerade diese außerordentliche Uebersetzung sicher nach Europa, nach England und zu uns gebracht worden seyn sollte, in dem nämlichen Augenblick, wo es mir am meisten wünschenswerth war, sie zu besitzen, zur Erläuterung von einer Urschrift, welche ich damals studierte, jedoch ohne irgend eine andere gründliche Hoffnung zu haben, daß ich völlig im Stand seyn würde, sie zu verstehen; dieses Zusammentreffen würde man zu andern Zeiten angesehen haben, als gebe es den offenen Beweis von meiner Eigenschaft als ägyptischer Zauberer.«[1]) Doch ich habe, weiter als nöthig war, die Geschichte dieses untergeordneten Zweiges ägyptischer Entdeckung verfolgt, der wegen

1) „An account of some recent discoveries in hieroglyphical literature" Lond. 1823, p. 58. Ein Schriftsteller über diesen Gegenstand steigert das im Text erwähnte seltsame Zusammentreffen noch mehr, indem er versichert, beide Urkunden seyen Kopien einer zweisprachlichen Inschrift in Drovettis Sammlung gewesen, welche zu kopiren dem Dr. Young mit einer in Italien sehr ungewöhnlichen Härte nicht gestattet worden sey. Sieh des Marquis Spineto „Lectures on the elements of hieroglyphies" Lond. 1829, p. 68. Doch von diesem noch ungewöhnlicheren Zusammentreffen ist bei Dr. Young nicht ein Wink gegeben.

des Einflusses auf die Entzifferung hieroglyphischer Inschriften anziehend ist. Hier that Dr. Young auch entschieden den ersten Schritt, obgleich er als unvollkommen betrachtet werden mag. Er muthmaßte, daß die Rahmen, welche in der Inschrift von Rosetta vorkommen, den Namen Ptolemäus einschließen, und daß eine andere, in welcher eine gruppirte Inschrift, mit einem Zeichen, das er mit Recht als Ausdruck des weiblichen Geschlechtes betrachtete, sich befand, den der Berenice enthalte. Diese Muthmaßung war richtig, doch man muß gestehen, daß der Grund, auf dem er sie behauptet, kaum ein vorläufiger Schritt zu den Entdeckungen Champollions genannt werden kann. Denn, wie er bemerkt, betrachtete Dr. Young jede Hieroglyphe als syllabisch, und meinte, sie stelle einen Consonanten mit seinem Vocal dar, ein System, das beim nächsten Versuch es wahrzumachen, umgestürzt wäre. Denn er las die zwei Namen, Ptolemeas und Bireniken, und nicht, wie es nachher richtig befunden wurde, Ptolmes und Brneks.[1]) Dr. Young scheint daher zu wenig mehr als dem Ruhm berechtigt, zuerst praktisch die Entdeckung eines hieroglyphischen Alphabets versucht zu haben; ein Versuch, der vielleicht Champollion zu seinen glücklicheren Leistungen anspornte.

§. 7.

Zweiter Schritt. Champollion und Bankes.

Wenn das Verdienst schon des ersten Schrittes auf diese Art strittig war, so ist der zweite nicht weniger Gegenstand wetteifernder Ansprüche geworden. Dieser wurde gefaßt, wie folgt. Auf der Insel Philä, welche hoch im Nil hinauf gelegen ist, wurde ein Obelisk gefunden, und von da nach England gebracht, auf dem zwei mit einander verbundene Kartuschen oder Rahmen mit Hieroglyphen waren. Eine davon stellte unverändert die bereits an dem Rosettastein mit dem Namen Ptolemäus erklärte Gruppe dar. Die andere enthielt sichtlich einen zum Theil aus denselben

1) „Précis du Système hiéroglyphique des anciens Egyptiens," Par. 1824, p. 31.

Buchstaben zusammengesetzten Namen, welchem das Zeichen des weiblichen Geschlechtes folgte. Dieser Obelisk war ursprünglich auf einen Sokel gesetzt worden, der eine griechische Inschrift trug, welche eine Bitte der Isispriester an Ptolemäus und Cleopatra enthielt, und von einem beiden zu errichtenden Monumente sprach.[1]) Es war nun folglich aller Grund da, zu vermuthen, daß der Obelisk diese zwei Namen gemeinschaftlich trage, und die Beobachtung bestätigte, daß die drei, beiden gemeinschaftlichen, Buchstaben P, T und L, im weiblichen Namen durch dieselben Zeichen ausgedrückt waren, die für sie in dem des Königs vorkamen. So also konnte es keinen vernünftigen Grund zum Zweifel in Betreff dieses zweiten Namens mehr geben, welcher die gelehrten Forscher in Besitz der andern Buchstaben, die sich in seiner Zusammensetzung befanden, setzte. All dieses sprach Champollion als sein eigen an.[2]) Herr Bankes behauptet indessen, er habe schon vorher den Namen Cleopatra entziffert, und versucht, zu zeigen, daß Champollion mit dieser Entdeckung bekannt gewesen sey. Denn er sagt, daß er auf die Bemerkung geführt worden sey, daß, wenn zwei Figuren in einem Tempel zusammen vorkommen, sie sich durchaus so wiederholen. Nun ist über dem Säulengang von Kleindiospolis, eine griechische Inschrift auf Cleopatra und Ptolemäus, das einzige Beispiel weiblichen Vorgangs, und so ist sie den Tempel hindurch immer vor das Bild des Königs gesetzt. Ueber letzterem ist dieselbe hieroglyphische Gruppe, die Dr. Young für den Namen von dem Rosettastein angegeben hat, und daher schloß Hr. Bankes sehr wohl, daß die Schrift über dem andern den Namen der Königin Cleopatra ausdrücke. Er versichert dann, daß bei beiden, dem Obelisk und dem Tempel zu Philä, welche, den griechischen Inschriften nach, den nämlichen beiden Herrschern zur Widmung bestimmt waren,

1) Diese Inschrift wurde von Letronne in einer gelehrten Abhandlung über sie beleuchtet. „Eclaircissements sur une inscription Grec. que," etc. Par. 1822. Die Inschrift wurde von dem fleißigen und genauen Cailliaud abgeschrieben.

2) „Lettre à M. Dacier." Par. 1822, p. 6.

ähnliche hieroglyphische Gruppen gefunden wurden. Dieß leitete ihn zu dem bestimmten Schlusse, daß, wie die eine Ptolemäus bezeichnete, so die andere den Namen seiner Gefährtin enthalten mußte. Da diese Umstände von ihm gerade auf demjenigen Kupferstich seines Obelisken, den er dem Institute einreichte, mit Reißblei bemerkt worden waren, da sie allein Champollions Muthmaßungen einen Fingerzeig gegeben haben konnten, und da er sich gerade auf dieses Blatt beruft, so schließen Hr. Bankes und seine Freunde, daß dieser wichtige Schritt in der Hieroglyphenerforschung diesem zugeschrieben werden sollte.[1])

§. 8.

Fortschritt. Clemens Alexandrinus.

Als diese ersten und mühsameren Maaße einmal genommen waren, war das Werk verhältnißmäßig leicht, und Champollion, der zuerst sich vorgestellt hatte, daß dieß System nur zum Lesen von hieroglyphisch ausgedrückten, lateinischen und griechischen Namen passe, fand bald, daß auch die älteren Namen dem Schlüssel nachgaben; und daß die aufeinanderfolgenden Dynastieen der Pharaos und persischen Monarchen, die in Aegypten geherrscht hatten, ihre Namen sammt ihren Titeln und Thaten in derselben Schrift aufgeschrieben haben.[2]) Nachdem seine Untersuchungen diesen Punkt erreicht hatten, konnte man sagen, daß sie wahren Werth für die Geschichte besitzen, und uns in der Entwirrung der verwickelten Schwierigkeiten der frühesten Geschichte Aegyptens behülflich seyen. Doch bevor ich fortschreite, die Geschichte ihrer Ergebnisse zu geben, muß ich inne halten, um das System, welches sie einführten, zu erklären. Es gibt bei den alten Schriftstellern manche zerstreute Stellen, welche die hieroglyphischen Schriften der Aegypter betreffen; doch eine davon schien den Gegenstand mit besonderem Eingehen ins Einzelne zu behandeln. Sie liegt aufbewahrt in jener gewaltigen Vorrathskammer philosophischen

1) Salt, „Essay on Dr. Youngs and M. Champollions phonetic system of Hieroglyphics.“ Lond. 1825, p. 7, note.

2) „Précis du Système,“ etc. p. 2.

Wissens, den »stromata des Clemens von Alexandrien;« doch so eingehüllt in undurchdringliche Schwierigkeiten, daß man eher sagen kann, sie sey durch diese neuen Entdeckungen erklärt worden, als sie habe den Weg zu ihnen gebahnt. Sie hatte indeß ihnen sehr wichtige Dienste geleistet, indem sie das, was als die wesentliche Begründung ihrer Ergebnisse angesehen werden muß, den Grundsatz, daß alphabetische Buchstaben bei den Aegyptern gebraucht worden seyen, streng erhärtete. Als nach Champollions Entdeckung diese Stelle geprüft wurde, fand man, daß sie diesen Punkt festsetze, der durch die älteren Forscher nicht vermuthet worden war, und noch darüber die verschiedene Mischung von alphabetischer und symbolischer Schrift, wie sie in Aegypten gebraucht wurde, in einer Weise erkläre, die mit dem, was die Monumente darbieten, vollkommen übereinstimmt. Das Ergebniß dieser Stelle, wie sie von Letronne übersetzt und mit Bemerkungen versehen wurde, ist, daß die Aegypter drei verschiedene Schriftarten gebrauchten: die epistolographische oder Currentschrift, die hieratische, oder die bei den Priestern üblichen Schriftzüge, und die hieroglyphische, oder zu Denkmalen gehörige Schriftart. Von den zwei ersteren haben wir hinreichende Beispiele, indem die erstere die demotische oder enchorische Schrift ist, von der ich bereits gesprochen habe; die zweite eine Gattung verkürzter hieroglyphischer Schriftzeichen, in welchen ein roher Umriß die Figuren darstellt, und welche auf Handschriften in Begleitung der Mumien getroffen werden. Die dritte, welche die wichtigste ist, ist nach Clemens zuerst aus alphabetischen Worten, und dann aus bildlichen Ausdrücken zusammengesetzt, welche wieder dreifältig sind, indem sie entweder Gegenstände darstellen, oder bildliche Gedanken von jenen entnommen, wie wenn der Muth durch einen Löwen dargestellt wird, oder sonst rein räthselhafte und willkührliche Zeichen.[1]) Nun hat die Beobachtung all diese besonderen

1) „Précis," p. 330. Sieh auch die Stelle in des Marquis von Fortia d' Urban Abhandlung, „Sur les trois sistèmes d'écriture des Egiptiens (sic)," Par. 1833, p. 10. Die Stelle des Clemens kömmt vor in „stromata" lib. V. §. 9. p. 245. ed. Potter.

Fälle völlig bestätigt; denn eben an dem Stein von Rosetta wurde es bemerkt, daß wenn ein Gegenstand im Griechischen erwähnt war, die Hieroglyphen ein Gemälde von ihm darstellten, wie eine Statue, einen Tempel, oder einen Mann. Bei andern Gelegenheiten sind die Gegenstände durch Sinnbilder, die als völlig willkührlich betrachtet werden müssen, dargestellt, als Osiris durch einen Thron und ein Aug, und ein Sohn durch einen der Gans sehr ähnlichen Vogel. — Genüge es, zu sagen, daß neue Entdeckungen stufenweise das ägyptische Alphabet erweitert, und vielleicht fast vollendet haben, so daß wir im Besitz eines Schlüssels sind, um alle eigenen Namen, und auch, obwohl nicht mit gleicher Gewißheit, andere hieroglyphische Texte zu lesen. Auf eigene Namen ist die Anwendung so einfach, daß man sagen kann, es stehe vollkommen bei Ihnen, die Haltbarkeit des Systems zu prüfen. Denn Sie brauchen nur auf's Capitol, oder den Vatican mit Champollions Alphabet zu gehen, um Ihre Geschicklichkeit an den eignen Namen auf einer der ägyptischen Inschriften zu versuchen.

§. 9.

Gegner der neuen Entdeckung.

Das Schicksal dieser glänzenden Entdeckung war dasselbe, das wir die Geologie und andere Wissenschaften treffen sahen. Kaum war sie Europa verkündigt, als furchtsame Gemüther Lärm machten, und sie verwarfen, als ziele sie dahin, die Menschen zu gefährlichen Nachforschungen zu leiten. Man fürchtete, wie es scheint, die so an's Licht gezogene Geschichte der ägyptischen Urzeit möchte, wie im vorigen Jahrhunderte die der Chaldäer und Assyrer, zur Bekämpfung der mosaischen Nachrichten angewendet werden. Rosellini, welcher die neue Entdeckung zuerst in Italien bekannt machte, wie er auch das Mittel war, sie zu ihrer Vollkommenheit zu bringen, bemerkte mit Recht, daß solch ein Geschrei gegen jede wichtige Entdeckung erhoben worden sey. »Die, welche es erheben,« fügt er bei, »lassen der Wahrheit wenig Gerechtigkeit widerfahren, da sie ihrethalben so furchtsam sind.« Diese Wahrheit ist auf ewigen Grund gegründet, weder kann sie

der Neid des Menschen verwerfen, noch Alter sie entstellen. Und wenn Männer, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Kenntniß, das neue System zulassen, was hat die Offenbarung davon zu fürchten?« [1]) In der That, der heilige Vater, der damals auf dem Stuhl Petri saß, drückte Champollion sein Zutrauen aus, daß seine Entdeckung der Religion wichtigen Dienst leisten würde.[2]) Trotz dieser hohen Bestätigung hat die Anfeindung seither fortgedauert und zwar, mit Bedauern sage ich's, mit einem Grad von persönlichem Gefühle und rauher Heftigkeit, die kaum eines geraden, mit wissenschaftlichen Bestrebungen beschäftigten Gemüthes würdig zu seyn scheint.[3]) Vielleicht der bestgeleitete Angriff auf das System, weil er frei von den Gefühlen, welche ich eben tadelte, mit dem Wunsche verbunden ist, etwas Besseres an seinen Platz zu setzen, ist der neulich von Abbè Graf de Robiano gemachte, welcher sinnvoll die schwachen Seiten des hieroglyphischen Systems darlegt, besonders in der demotischen Schriftart. Er stellt eine wirklich geduldige und erfolgreiche Zergliederung des demotischen Textes auf dem Rosettastein an durch Vergleichung mit dem Griechischen, und schließt, mit recht anscheinendem Grund, zuerst, daß die eine nicht eine wörtliche oder sehr genaue Uebersetzung der andern sey, und daß für die Erweisung der Identität der ägyptischen, so entdeckten Ausdrücke mit entsprechenden coptischen Wörtern, bisher weder etwas geschehen sey, noch

---

1) In seinem italienischen Auszug von „Champollions Briefen an den Herzog von Blacas."

2) „Bulletin Universel" 7e sect. tom. IV. p. 6. Par. 1825.

3) Ich will nicht der verschiedenen Versuche von Niccardi erwähnen; aber der gelehrte Professor Lanci war besonders eifrig in seinem Widerstand. „Es verschwinde," schreibt er, „die Furcht, das neue hieroglyphische System könne je in irgend einem Theile jene Geschichte verdunkeln, die allein die allgemeine Verehrung verdient." „Illustrazione di un Kilanoglifo" in seinen „Osservazioni sul basso rilievo Fenico-Egizio." Roma 1825, p. 47. — Sieh Champollions Antwort in den „Memorie Romane di Antichità." 1825. Append. p. 10.

mit Grund gehofft werden könne.[1]) Der Abbé ist selbst der Meinung, daß die ägyptische Sprache semetischen Ursprungs sey, und auf diese Hypothese hin versuchte er es, eine oder zwei Inschriften durch die hebräische Sprache auszulegen. Dieser Versuch, obgleich sinnvoll und gelehrt, scheint mir nicht ebenso glücklich. Indessen halte ich es nicht für nöthig, den Beweisen dieses gelehrten Geistlichen nachzugehen, weil es mir nirgends auffällt, daß irgend eine seiner vorgebrachten Ansichten überhaupt den einzigen für unsere gegenwärtigen Untersuchungen wichtigen Punkt des Systems angreift, nämlich dessen Fähigkeit, eigene Namen zu entziffern.

§. 10.

Aegyptische Königsreihen. Aussöhnung mit der Bibel.

Eine der ersten Anwendungen, die Herr Champollion von seiner Entdeckung machte, war ein Versuch, die Reihenfolge der ägyptischen Könige wiederherzustellen. Die Tafel von Abydos[2]) hatte ihm eine Reihe von Vornamen gegeben, und die Erforschung der Monumente bot ihm die Namen der Könige, welche selbe trugen. Diese entsprachen ganz genau der achtzehnten Dynastie, welche in den Königsverzeichnissen enthalten ist, die Eusebius, Syncellus und Africanus aus dem ägyptischen Priester Manetho citiren; und indem er die beiden Urkunden mit einander verband, suchte er die alte Geschichte von Aegypten zu erforschen. Als ihn das Museum von Turin mit dem größern Theile seiner Denkmäler unterstützt hatte, theilte er seine Ergebnisse in Briefen über diese herrliche Sammlung mit, die er an seinen großen Mäcenas, den Herzog von Blacas richtete[3]). Sein Verwandter, Hr. Champollion-Figeac, im voraus durch sein gelehrtes Werk über die Lagiden bekannt, fügte als Anhang zu jedem dieser Briefe eine

---

1) „Etudes sur l'écriture, les hiéroglyphes et la langue de l'Egypte." Paris 1831. 4to mit einem Atlas von Kupfertafeln pp. 16—24, etc.

2) „Précis du système." p. 241.

3) „Lettres à M. le Duc de Blacas, relatives au Musée Royal Egyptien de Turin, Première Lettre." Paris, 1824. 2. de, 1826.

chronologische Untersuchung bei, die zum Ziele hatte, die Verschiedenheiten der bei den alten Schriftstellern gegebenen Stellen Manethos mit einander zu versöhnen. — Natürlich mußte man erwarten, daß eine Vergleichung zwischen der so hergestellten Chronologie und der Bibel bald angestellt würde, und bei dieser Gelegenheit ward die Arbeit von den Freunden, nicht wie vorher von den Feinden der Offenbarung unternommen. Der bösartige Geist, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts so oft fähige und gelehrte Männer getrieben hatte, die ganze Kraft ihres Genies, und manche Jahre tiefer Forschung auf den Umsturz der heiligen Geschichte zu wenden, war nun abgetreten, oder hatte wenigstens die Angriffsform geändert.

§. 11.

Coquerels, Greppos und Bovets chronologische Beiträge.

Der erste, der im Feld erschien, war Herr Karl Coquerel, protestantischer Geistlicher zu Amsterdam, der in einer Flugschrift von wenigen Seiten, im Jahre 1825, die beiden Zeitrechnungen verglich, und die Vortheile zeigte, welche eine von der andern empfange.[1]) Ich glaube, mir schmeicheln zu dürfen, der zweite auf dem Felde gewesen zu seyn. In der Ausarbeitung seiner ägyptischen Chronologie fand es Champollion-Figeac für nöthig, bei einer Gelegenheit von seinen gewöhnlichen Führern abzugehen, und die Jahresgrenze anzunehmen, die nur durch eine einzige Urkunde, die armenische Uebersetzung von der Chronik des Eusebius, dem Horus zugeschrieben wird, anzunehmen. Ich war so glücklich, auf dem Rand einer vaticanischen Handschrift ein syrisches Fragment zu entdecken, welches genau mit dieser Ansicht übereinstimmte, und indem ich es veröffentlichte, nahm ich Anlaß, eine Vergleichung zwischen der biblischen und der ägyptischen

1) „Lettre à M. Charles Coquerel sur le Système Hieroglyphique de M. Champollion considéré dans ses rapports avec l'écriture sainte.“ Par. A. L. Coquerel. Amsterd. 1825.

Chronologie zu entwerfen.[1]) Es war mir indessen, Coquerels Flugschrift zu sehen, erst einige Jahre später gegönnt. Im Jahre 1829 erschien eine gelehrte und sorgfältige Untersuchung über diesen Gegenstand von Hrn. Greppo, Generalvikar der Diözese von Belley, mit dem Titel „Versuch über das hieroglyphische System Herrn Champollion des Jüngern, und über die Vortheile, welche es der biblischen Kritik bietet." Nach einem klaren und faßlichen Vortrag von Champollions System und einigen wenigen Bemerkungen über etliche philologische Beziehungen, welche es mit der frühern Literatur der Hebräer zu haben scheint, schreitet der Verfasser zu einer genauen Zergliederung der biblischen und ägyptischen Chronologie, indem er in der letztern jeden der in der Bibel erwähnten Pharaohs zu entdecken sucht. — Im selben Jahre erschien in Frankreich ein anderes Werk über den nämlichen Gegenstand, betitelt: „Von den ägyptischen Dynastien" von Herrn Bovet, früher Erzbischof von Toulouse. Die Vergleichung, welche er mit den zwei Chronologieen vornimmt, ist weit genauer, als die von Greppo, doch in einigen Punkten, wie in dem Versuch, die Hyk-scho's oder Hirtenkönige in den Juden zu finden, scheint er mir nicht so umsichtig. Er scheint viel von der, vor der Revolution durch Boulanger und Guerin de Rocher eingeführten Meinung eingesogen zu haben, daß ein großer Theil aller alten Geschichtsbücher nur die Geschichte des jüdischen Volkes enthalte. All diese Schriftsteller haben dasselbe Geschäft unternommen, zu zeigen, welch schöne Bestätigung die heilige Geschichte und Zeitrechnung durch die neuesten Entdeckungen in hieroglyphischer und ägyptischer Wissenschaft erhalten haben.

§. 12.

Burtons, Wilkinsons und Rosellini's Werke.

Doch mittlerweile wurden große und wichtige Fortschritte in der Geschichte der ägyptischen Dynastien von Personen gemacht, die in diesem Lande selbst arbeiteten. Die Herren Burton und Wilkinson,

---

1) „Horae Syriacae" tom. I. Romae, 1828. Particula IV. p. 263.

von denen der letztere erst seit wenigen Monaten zurückgekehrt ist, blieben mehrere Jahre in Aegypten, wo sie seine Denkmäler copirten, in Kupfer stachen und erläuterten. Burtons „Excerpta Hieroglyphica“ wurden zu Cairo lithographirt; Wilkinsons „Materia Hieroglyphica, containing the Egyptian Pantheon, and the succession of the Pharaohs,“ ward 1828 zu Malta herausgegeben; und wegen ihres Erscheinens an so entfernten Orten, glaube ich, sind beide Werke verhältnißmäßig wenig bekannt geworden. Burtons Buch ist für unsere Studien nur durch die Genauigkeit seiner Zeichnungen, besonders der Tafel von Abydos, werthvoll. Das von Wilkinson, enthält viele, für die Erläuterung der Bibel wichtige und brauchbare Entdeckungen, und ich werde mich noch mehr als einmal darauf beziehen. Jedes frühere Werk ist jedoch durch die prächtige und sorgfältige Arbeit verdunkelt worden, die jetzt zu Pisa unter der Leitung von Prof. Rosellini unter der Presse ist. Er war der Gefährte Champollions bei der auf gemeinschaftliche Kosten von den Regierungen Frankreichs und Toscanas abgesandten wissenschaftlichen Expedition. Champollions Tod warf das ganze Geschäft der Herausgabe auf Rosellini, der sich seiner auf eine Art entledigte, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Denkmäler der Könige sind bereits veröffentlicht, und zwei Bände Text enthalten ihre Erläuterung aus geschichtlichen und andern Monumenten.

§. 13.

Champollions biblische Gesinnung.

Bevor ich Ihnen durch Beispiele den aus diesen neuern Studien für heilige Zeitrechnung und die Aechtheit der heiligen Schrift geschöpften Vortheil zeige, muß ich Ihnen eine höchst anziehende mit unsrer Untersuchung zusammenhängende Urkunde vorlegen. Der chronologische Theil der Briefe an den Herzog von Blacas, ward ganz von Champollion-Figeac ausgeführt, wie ich vorher bemerkte; jedoch der Urheber der großen Entdeckung, obwohl es bekannt ist, daß er in seinen Grundsätzen vollkommen nüchtern ist, hat nie etwas veröffentlicht, was dahinzielte, die Uebereinstimmung seiner Chronologie mit der der Bibel zu bestä-

tigen. Ich habe aber das Vergnügen, Ihnen einen eigenhändigen Brief von ihm, der in meinem Besitz ist, vorzulegen, worin er nicht nur mit Unwillen die Anschuldigung zurückweist, daß seine Studien sogar ohne weiters darnach zielen sollten, die biblische Geschichte zu bekämpfen, sondern auch zu zeigen sucht, wie genau beide Geschichten wechselweise Unterstützung geben und nehmen. Diese anziehende Urkunde will ich Ihnen vorlesen. Sie ist datirt: Paris, 23. Mai 1807. »Ich werde in wenig Tagen die Ehre haben, Ihnen eine kleine Schrift zu schicken, welche die kurze Wiederholung meiner historischen und chronologischen Entdeckungen enthält. Es ist die hauptsächliche Anzeige der bestimmten Angaben, welche alle in Aegypten vorhandenen Denkmäler bieten, und auf welche sich von jetzt an die wahrhafte, ägyptische Chronologie gründen muß. — Die Herren de San Quintino und Lanci werden dort eine entscheidende Antwort auf ihre Verläumdungen finden, weil ich darin zeige, daß kein ägyptisches Monument wirklich älter als 2200 vor unsrer Zeitrechnung ist. Es ist dieß gewiß ein sehr hohes Alter, aber es bietet nichts dar, das den heiligen Ueberlieferungen entgegen ist, und ich wage zu sagen, daß es selbe sogar in allen Punkten bestätigt; wirklich stimmt, wenn man die durch die ägyptischen Monumente gegebene Chronologie und Reihenfolge der Könige annimmt, die ägyptische Geschichte mit den heiligen Büchern bewundernswerth überein. Z. B. Abraham kam nach Aegypten gegen 1900, nämlich unter den Hirtenkönigen. Könige von ägyptischer Abkunft würden keinem Fremden in ihr Land zu kommen erlaubt haben, — auf gleiche Weise ist Joseph unter einem Hirtenkönig Minister in Aegypten und wies dort seinen Brüdern Land an, — was unter einem König ägyptischer Abkunft nicht hätte Statt haben können. Das Haupt der Dynastie der Diospolitaner, welche die achtzehnte genannt wird, ist der rex novus, qui ignorabat Joseph, in der heiligen Schrift, welcher, da er von ägyptischer Abkunft war, den Joseph, den Minister eingedrungener Könige, nicht kennen durfte; er ist es, der die Hebräer in die Sklaverei brachte. Die Gefangenschaft dauerte so lang, als die XVIII. Dynastie; und es war unter Ramses V., genannt Amenophis, am Anfang des fünfzehnten Jahr-

hunderts, als Moyses die Hebräer befreite. Dieß ereignete sich in der Jugend des Sesostris, welcher unmittelbar seinem Vater nachfolgte, und seine Eroberungen in Asien machte, während Moyses und Israel 40 Jahre hindurch in der Wüste umherirrten. Deßwegen dürfen die heiligen Bücher nicht von diesem großen Eroberer sprechen. Alle andern Könige Aegyptens, die in der Bibel genannt werden, finden sich auf den ägyptischen Denkmälern wieder, in der nämlichen Ordnung der Aufeinanderfolge, und genau in den Zeiträumen, wo die heiligen Bücher sie setzen. Ich will beifügen, daß sogar die Bibel ihre wahren Namen besser schreibt, als es die griechischen Geschichtschreiber gethan haben. Ich wäre neugierig zu wissen, was die zu antworten haben werden, die böswillig behauptet haben, daß die ägyptischen Studien darauf zielen, den Glauben an die historischen, in den Büchern Moyses gelieferten Urkunden zu beeinträchtigen. Die Anwendung meiner Entdeckung gewährt ihnen vielmehr eine unumstößliche Stütze. — Ich setze in diesem Augenblick den erklärenden Text der Obelisken Roms auf, welche Seine Heiligkeit auf Ihre Kosten stechen zu lassen geruht hat. Es ist wirklich ein Dienst, den Sie der Wissenschaft erweist, und ich werde glücklich seyn, wenn Sie zu Ihren Füßen die Huldigung meiner tiefsten Dankbarkeit legen wollten.« —

§. 14.

Schwierigkeiten in der Geschichte Josephs durch die ägyptische Alterthumskunde erläutert.

Doch ist es hohe Zeit, daß ich Ihnen die Ergebnisse dieser vereinigten Arbeiten vorlege, und immer besorgt, sie aus den neuesten und besten Schriftstellern zu wählen, werde ich die Beziehungen zwischen der heiligen und ägyptischen Geschichte durchgehen, wie sie in den verschiedenen Theilen von Rosellinis Werk gegeben sind, um zu zeigen, welch neues Licht und schlagende Bestätigung die erstere von diesen Untersuchungen erhalten habe, und wie grundlos das Lärmen ihrer alten Gegner sey? Zuerst muß ich bemerken, daß Rosellini die biblische Zeitrechnung als die nothwendige Grundlage für alle seine Berechnungen nimmt;

so zwar, daß er Willens ist, jeden Theil der ältern Geschichte Aegyptens, welcher nicht innerhalb der von der Genesis vorgeschriebenen Grenzen eingehen kann, zu verwerfen. — [1])

Der erste Punkt in der Bibel, auf den Rosellinis Arbeiten neues Licht werfen, ist der Ursprung und die Bedeutung des Titels Pharaoh; jedoch hier kann man sagen, er habe einen Wink von unsern gelehrten Landsleuten Wilkinson und Major Felix erhalten. Durch etliche Aehnlichkeiten zwischen den hebräischen und ägyptischen Buchstaben zeigt er, daß der Name einerlei sey mit dem von Phra oder Phre, die Sonne, welcher den Namen der Könige auf ihren Monumenten vorgesetzt ist.[2]) Wenn wir zu einem spätern Zeitraum herabkommen, so haben wir eine außerordentliche Uebereinstimmung zwischen den in der Geschichte Josephs erzählten Ereignissen, und dem Zustand Aegyptens zur Zeit, als er und seine Familie es betraten. Es wird uns im Buch Genesis erzählt, daß Joseph, indem er seinen Vater und seine Brüder dem Pharao vorstellte, die Vorsicht hatte, ihm zu erzählen, sie wären Hirten, und, es sey ihr Geschäft gewesen, Vieh zu hüten, und sie hätten ihre Rinder und Schaafheerden mit sich gebracht.[3]) Doch in seiner Belehrung an sie, scheint ein ungewöhnlicher Widerspruch zu seyn: — »Wenn Pharao euch rufen, und sagen wird: „Was ist eure Beschäftigung?" so sollt ihr sagen: „Deiner Knechte Geschäft ist Viehzucht gewesen, von unserer Jugend bis jetzt noch, sowohl unsres, als auch unsrer Väter," damit ihr im Lande Goschen wohnen möget, denn jeder Hirt ist unter den Aegyptern ein Greuel.[4])« Wie nun läßt er sie solch einen Punkt dem Pharao erzählen, daß seine Familie Hirten wären, da doch alle Hirten den Aegyptern ein Greuel waren? Dieser Widerspruch ist durch den Umstand entfernt, daß, als Joseph in Aegypten war, der größre Theil des Königreichs unter der Herrschaft der Hykschos, oder Hirtenkönige, eines fremden Stam-

1) „ I Monumenti dell' Egitto e della Nubia." Vol. I. p. 111.
2) P. 117.
3) Gen. XLVI. 33, 34. XLVII. 1.
4) Ibid. XLVI. 34, cf. XLVII. 6, 11.

mes, wahrscheinlich scythischen Ursprungs, war, der die Herrschaft an sich gerissen hatte. So ist uns auf einmal erklärt, wie Fremde, gegen welche die Aegypter so mißtrauisch waren, zur Macht zugelassen wurden; wie der König sogar um neue Ansiedler froh seyn konnte, welche beträchtliche Striche seines Ländergebiets in Besitz nahmen; und wie der Umstand, daß sie Hirten waren, sie, obgleich verhaßt dem unterjochten Volk, dem Herrscher, dessen Familie derselben Beschäftigung folgte, werth machte. Nach Champollion's Annahme sind diese Hykschos auf den Sohlen der ägyptischen Pantoffeln als gemalte Figuren dargestellt, zum Zeichen der Verachtung.[1]) Durch diesen Zustand Aegyptens können wir auch leichter die Maaßregeln erklären, die Joseph während der Theurung befolgte, um alles Land und Volk der Aegypter in eine lehnbare Abhängigkeit von ihrem Herrscher zu bringen.[2]) Und bevor wir diesen Zeitraum verlassen, kann ich bemerken, daß der dem Joseph gegebene Name „Erlöser der Welt," durch Roselini aus der ägyptischen Sprache wohl erklärt worden ist. Nach dem Tode Josephs erhob sich, wie die Schrift uns erzählt, ein König, der den Joseph nicht kannte. Dieser starke Ausdruck kann kaum auf den Enkel eines Monarchen passen, der von ihm so ausgezeichnete Wohlthaten empfangen hatte. Es möchte uns eher zur Vermuthung führen, daß eine neue Dynastie, die der vorigen fremd war, den Thron im Besitz genommen habe. »Die Schrift,« sagt Jakob von Edessa, »meint nicht einen einzelnen Pharaoh, wenn sie sagt, ein neuer König, sondern die ganze Herrscherlinie dieses Geschlechtes.« —[3]) Nun ist dieß genau der Fall. Denn wenige Jahre nachher wurden die Hykschos oder Hirtenkönige, welche der 17ten ägyptischen Dynastie entsprechen, von Amosis aus Egypten vertrieben, von dem, welcher auf den ägyptischen Denkmälern Amenophtiph genannt wird, dem Gründer der 18ten oder Diospolitanischen Dynastie. Er mußte natürlich die Anerkennung der Dienste Josephs verweigern, und dessen ganze Fa-

1) Champollion, Lettre I. pp. 57, 58.
2) Rosellini, ib. p. 180.
3) Cod. Vat. Syr. 104. fol. 44.

milie nothwendig als seine Feinde betrachten; und so verstehen wir auch seine Furcht, sie möchten sich mit den Feinden Aegyptens vereinen, wenn ein Krieg mit selben ausbrechen sollte.[1]) Denn die Hykschos fuhren lange nach ihrer Vertreibung fort, die Aegypter durch Versuche, ihre verlorne Herrschaft wieder zu erlangen, zu beunruhigen.[2]) Unterdrückung war folglich das Mittel, die hebräische Bevölkerung zuerst zu schwächen, dann zu vertilgen. Die Kinder Israels wurden zum Aufbauen der Städte Aegyptens verwendet. Es ist von Champollion bemerkt worden, daß viele von der 18ten Dynastie errichtete Gebäude auf den Ruinen älterer Gebäude stehen, welche offenbar zerstört worden waren.[3]) Dieser Umstand, sammt der Abwesenheit älterer Monumente in den von den Hykschos besetzten Gegenden, bestätigt das Zeugniß der Geschichtschreiber, daß diese Eroberer die Monumente der einheimischen Fürsten zerstört hätten; und so war den Wiederherstellern der ursprünglichen Herrschaft Gelegenheit gegeben, die, welche sie als mit ihren Feinden verbunden betrachteten, zur Gutmachung ihrer Unbilden anzuhalten. In diesen Zeitraum gehören die herrlichen Gebäude von Karnak, Luxor und Medinet-Abu. Zur selben Zeit prahlten, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Diodorus Siculus, die ägyptischen Könige, daß kein Aegypter Hand ans Werk gelegt habe, sondern daß die Fremden es zu thun gezwungen worden seyen.[4]) —

---

1) Exodus I. 10. Auch Manetho in „Joseph. Cont. Appion." lib. I.

2) Rosell. p. 291.

3) Champollion, 2de lett. pp. 7, 10, 17.

4) 14 tom. II. p. 445 ed. Havercamp. Lib. I. p. 66, Ed. Wesseling. Ich übergehe es, die Meinung anzuführen, die früher von Josephus und andern (ubi sup.) gehalten, und durch viele neue Schriftsteller wiederholt worden ist, wie Marsham (Canon Aegypt. Lips. 1676, pp. 90, 106) und Rosenmüller (Scholia in Vet. Test. Ps. I. vol. II. p. 8, ed. tert.) und sogar seit der Entdeckung des hieroglyphischen Alphabets von einigen wieder aufgenommen wurde, wie Bovet und Wilkinson: (Materia hieroglyphica, Malta, 1828. part. II. p. 80) daß die Hirtenkönige nichts anders, als die Kinder Israels seyen. Diese Meinung erscheint nun ganz unhaltbar, und kann nicht

§. 15.

Schweigen der Bibel vom Zuge des Sesostris.

Unter einem Könige dieser Linie, nach Rosellini Ramses, geschah der Auszug der Kinder Israels aus Aegypten. Die biblische Erzählung beschreibt diesen Auszug als mit dem Untergang eines Pharaoh verbunden, und so würde es die von Rosellini angenommene Rechnung mit dem letzten Jahr der Regierung dieses Monarchen zusammentreffen lassen.[1]) — Bei diesem Punkt sind wir mit einer ernstlichen Schwierigkeit zusammengetroffen. Alte Geschichtschreiber sprechen von Sesostris als einem mächtigen Eroberer, welcher von Aegypten auszog, und längs der Küste Palästina's hingehend, unzählige Völker seinem Zepter unterwarf. Die Schrift spielt nicht ein einzigesmal auf diesen großen Einfall an, welcher über das Land, das die Israeliten bewohnten, ergangen seyn mußte. Und dieses Stillschweigen ist der heiligen Geschichte zur Last gelegt worden, indem es eine sehr bedeutende Auslassung enthalte, die ihrer Glaubwürdigkeit Untergang drohe; denn lange Zeit wurde angenommen, daß der Sethos Aegyptus des Manetho mit dem Sesostris des Herodot derselbe sey. Auch Champollion ist aus Mangel an hinreichenden Denkmälern in einen Irrthum über diesen Punkt gefallen, und hat in der Folge seine Meinung geändert. Rosellini hat sich große Mühe gegeben, zu beweisen, daß beide verschieden seyen, und durch diese Entdeckung alle Schwierigkeit gänzlich weggeräumt. Denn er zeigt, daß der große Eroberer, Ramses Sethos Aegyptus, eine ganz verschiedene

---

leicht mehr Vertheidiger finden! Die Hyk-Schos sind auf den Denkmälern mit den Gesichtszügen, der Farbe und andern Unterscheidungsmerkmalen des scythischen Stammes dargestellt.

1) Da die Bibel mit Ausnahme einer poetischen Stelle von dem Untergang der Schaar Pharaohs, eher als dem des Monarchen spricht, so behaupten einige Schriftsteller, wie Wilkinson (p. 4, Remarks, am Ende der Materia Hieroglyphica) und Greppo, den ich jetzt nicht anführen kann, daß wir nicht nothwendig den Tod eines Königs mit dem Auszug aus Aegypten zusammentreffend anzunehmen brauchen. In Rosellini's Entwurf ist diese Abweichung von der angenommenen Erklärung nicht verlangt.

Person von dem Ramses Sesostris, oder dem Sesoosris bei Herodot und Diodor, jener Herrscher sey, welcher diesen mächtigen Feldzug führte, und die 19te ägyptische Dynastie gründete. Da die Israeliten kurz vor dem Ende der 18ten Aegypten verlassen hatten, so folgt, daß die Thaten dieses Eroberers und sein Zug durch Palästina gerade während ihrer 40jährigen Wanderung durch die Wüste sich ereigneten, und keinen Einfluß auf die Lage dieses Volkes haben konnten, folglich auch in ihrer Volksgeschichte nicht erwähnt zu werden brauchten. [1] —

§. 16.

Vielbesprochenes Denkmal am Lykus.

Mit dieser Anwendung hängt ein sonderbares und merkwürdiges Denkmal zusammen, das für einige Zeit den Gegenstand der Erörterung unter den römischen Alterthumsforschern gebildet hat, und eine kurze Erwähnung verdient. Herodot berichtet, daß der große Eroberer Sesostris den Weg, welchen er nahm, durch eine Reihe von Denkmälern bezeichnete, von denen er selbst einige in Palästina sah, während andere in Jonien vorhanden seyen. [2] Maundrell war der erste, der »einige seltsame Menschengestalten, halb erhaben und in Lebensgröße in dem natürlichen Felsen gehauen,« an jenem Berge bemerkte, welcher auf die Furth über den Fluß Lykus, oder den Nahr-el-Kelb, nicht weit von Beirut, hereinhängt. — Champollion bezeichnet in seinen „Précis" dieß Denkmal als ein ägyptisches, und dem Ramses oder Sesostris angehörig. Es scheint, daß seine Belehrung aus einer von Hrn. Bankes gemachten Skizze kam; doch eine frühere von Hrn. Wyse hatte Sir W. Gell zu derselben Entdeckung von dem Helden, den es darstellt, geführt. Hr. Levinge untersuchte auf Sir William's Verlangen das Denkmal, und sprach aus, daß die hieroglyphische Inschrift ganz entstellt sey. [3] Herr Lajard veröffentlichte eine

---

1) Rosell. p. 305.

2) Lib. II. c. 105.

3) „Bulletino dell' Instituto di Correspondezza Archeologica," Gennaro, 1834. No. I. b. p. 30. No. VI. Luglio p. 155.

weitere Beschreibung nach einer Skizze der Herren Guys; doch richtete er seine Aufmerksamkeit mehr auf die persischen Denkmäler, welche an demselben Felsen sind. Später sammelte er alle Belehrungen, die er von Hrn. Callier erhalten konnte, welcher indessen keine Zeichnung hatte, um seine Beschreibung zu erläutern.[1]) Hr. Bonomi endlich erforschte diesen anziehenden Stoff ausführlich, und seine Bemerkungen, mit den sie begleitenden Zeichnungen, beide durch Herrn Landseer herausgegeben, lassen wenig zu wünschen übrig. Ferners zeigen sich an der Straße, die längs der Seite eines vom Lycus umfaßten Berges hinlauft, zehn alte Denkmäler. Zwei von diesen sind verhältnißmäßig von geringer Wichtigkeit, da sie eine lateinische und eine arabische Inschrift über einige an der Straße gemachten Ausbesserungen enthalten. Von den andern spricht Hr. Bonomi, wie folgt: »Die ältesten von den Monumenten, welche leider auch am meisten gelitten haben, sind drei ägyptische Tafeln. Auf diesen kann an mehr als einer Stelle der in Hieroglyphen ausgedrückte Name Ramses der Zweite herausgebracht werden, dessen Regierungsperiode sie jeder Kenner ägyptischer Kunst, wenn auch das Zeugniß des Namens gemangelt hätte, wegen der schönen Verhältnisse der Tafeln und ihrer rundlichten Bilder würde zugeschrieben haben.[2])« Ich will mich begnügen zu erwähnen, daß diesem zur Seite ein persisches Relief ist, das einen König mit astronomischen Zeichen darstellt, und mit einer pfeilköpfigen Inschrift bedeckt ist. Von diesem kostbaren Denkmal ward durch Hrn. Bonomi mit großer Schwierigkeit ein Gypsabdruck genommen.[3]) Hr. Landseer vermuthet, daß es Salmanassar, oder einen andern alten assyrischen Eroberer darstellte.[4]) Der Ritter Bunsen, ohne den Guß oder die Zeichnung gesehen zu haben, vermuthet mit großer

1) Ibid. und „Bulletino" No. III. a Marzo 1825. p. 23.

2) „Landseer's Sabean Researches continued." Lond. 1825, p. 5. Sieh auch die der Abhandlung vorgeheftete Zeichnung.

3) Der Originalguß ist gegenwärtig in Besitz meines Freundes, W. Scoles, Esq.

4) Ib. p. 14.

Wahrscheinlichkeit, der Held sey Cambyses.[1]) — Doch um zu unsern Aegyptern zurückzukehren; Champollion, und nach ihm Wilkinson betrachteten den Sesostris der Geschichte als eine Person mit Ramses II., welchem Bonomi die hieroglyphische Inschrift auf dem syrischen Monument zuschreibt;[2]) doch hat er wahrscheinlich die Zahl seinem Namen bloß in Rücksicht auf jene gefaßte Vorstellung beigefügt. Champollion änderte, so viel ich weiß, seine Meinung vor seinem Tod, und ihm folgte, wie wir gesehen haben, Rosellini. Doch Hr. Bunsen, der sich lang mit einem Versuch, die Verwicklungen der ägyptischen Chronologie zu entwirren, beschäftigte, hat bemerkt, daß Ramses III. ungezweifelt der Sesostris der Griechen sey: und daß eine Irrung von drei bis vier Jahrhunderten in der bei Champollion für den Anfang seiner Regierung gegebnen Jahreszahl stattfinde.[3]) — Mit der Zeitfolge abwärts fortschreitend, setzt Rosellini mit allen andern Chronologen das 5te Jahr Roboams, wo Schischak das Königreich Juda überfiel und Jerusalem eroberte, auf das Jahr 971 v. Chr.[4]) Nun finden wir auf ägyptischen Monumenten, daß Scheschonk seine Regierung mit der 21sten Dynastie, genau zur selben Zeit begann.[5]) Rosellini hat viele Denkmäler von Schischak veröffentlicht, von denen besonders eines die strengste Bestätigung der heiligen durch die Profangeschichte, die irgendwo bisher noch entdeckt worden ist, liefert. Aber diesen Morgen habe ich nur reine Chronologie abzuhandeln, und muß deßwegen dieß anziehende Denkmal für unsere nächste Zusammenkunft aufsparen, wo wir die Archäologie abhandeln werden. — Der Zarach des

---

1) „Bulletino" Nr. III. a. 1835, p. 21.

2) „Lettres écrites d'Egypte et de Nubie en 1828 et 1829." Par. 1833, pp. 362, 438. Wilkinson's „Topography of Thebes." Lond. 1835, p. 51; auch „Materia Hieroglyph."

3) „Bulletino," ib. p. 23.

4) 3 oder 1 der Könige. XIV. 25.

5) Rosell. p. 83. Sieh auch Champollion 2de lett. p. 120, 164. Auch seinen Brief an Hr. G. A. Brown in „Les principaux monumens Egyptiens du Musée Britannique, par le T. H. Charles Yorke, et M. le Col. M. Leake," Lond. 1827, p. 23.]

zweiten Buches der Chronik (XIV. 9—15) ward von Greppo und andern für den Osorchon der Monumente gehalten. Rosellini verwirft indessen diese Meinung, obgleich, wie ich gestehen muß, nach meiner Meinung, nicht mit völlig hinreichenden Gründen: sie bestehen in der unbedeutenden Verschiedenheit des Namens, und darin, daß er ein Aethiopier genannt wird, ein Umstand, der vielmehr das Uebereintreffen bestätigen möchte; denn die Dynastie, zu welcher er gehört, ist die bubastische, welche Champollion als eine äthiopische betrachtet.[1] — Rosellini indessen hat neue Denkmäler zu den bereits von Champollion gelieferten, gefügt, welche zweier Könige gedenken, die später in der heiligen Geschichte erwähnt werden: Sua, der Sevechus der Griechen und Schaback der Monumente, aufgezeichnet in den Palästen von Luxor und Karnak, und durch eine Bildsäule in der Villa-Albani; und Teraha, der zu Medinet-Abu unter dem Namen Tahrak erwähnt wird.[2]

§. 17.

Hebung einer Schwierigkeit bei Ezechiel und Jeremias.

Um diese chronologischen Einzelnheiten zu schließen, bleibt noch eine der schlagendsten Bestätigungen biblischer Genauigkeit übrig. Bei Ezechiel XXIX, 30—32 und Jeremias XLIV, 30. lesen wir, wie Gott den Pharaoh und sein Land dem Nabuchodonosor schenkt, und »es soll keinen Fürsten mehr geben vom Lande Aegypten.« Doch finden wir nach dieser Zeit bei Herodot und Diodor den Amasis als König von Aegypten. — Wie sind diese zwei Thatsachen zu vereinigen? Durch ihre Denkmäler, wie sie zuerst von Herrn Wilkinson herausgegeben wurden. Auf ihnen erhält Amasis nie die ägyptischen Titel der königlichen Würde, sondern statt eines der Vornamen, hat er den semitischen Titel Melek, welcher zeigt, daß er für einen fremden Herrn regierte.[3] Zwei Umstände setzen dieß, kann ich sagen, außer Zweifel. Erstens: Diodor erzählt uns, daß Amasis von niederer Geburt war, folglich konnte er das König-

1) Ubi sup. p. 122.

2) Pp. 107, 109. Wilkinson, pp. 98, 99.

3) „Materia Hieroglyph.“ p. 100, 101.

reich nicht erben. Zweitens: ein Sohn von Amasis scheint Aegypten unter Darius regiert zu haben, denn er trägt den nämlichen Titel. Nun war während der persischen Eroberung gewiß kein einheimischer König da, denn die Denkmäler tragen die Namen der persischen Monarchen. Es wird also richtig seyn, daß der Titel Melek vicekönigliche Gewalt bedeutet; was auch noch weiters durch ein von Rosellini veröffentlichtes Monument bestätigt wird, der Wilkinsons Bemerkung nicht betrachtet zu haben scheint. Dieß ist eine Inschrift zu Kosseir, aus den Zeiten persischer Herrschaft, worauf wir lesen: »Der Melek von Ober- und Nieder-Aegypten.«[1]) So ist eine ernstliche Schwierigkeit entfernt; Amasis war kein König, sondern ein Vicekönig. —

§. 18.

Astronomische Alterthümer. Die Thierkreise von Dendera und Esneh, vorgeblich aus der Urzeit.

Doch es ist Zeit, uns zu einer andern Anwendung ägyptischer Untersuchungen zu wenden, der Erklärung ihrer astronomischen Darstellungen. Die Aufmerksamkeit auf ägyptische Denkmäler und Wissenschaft in neuern Zeiten, ist ohne Zweifel an Einwürfen gegen die heilige Geschichte fruchtbar gewesen, welche von ihr, wie von jedem andern Studium, in ihrem Fortschreiten umgestoßen wurden. Die Streitfrage über die Thierkreise von Dendera, dem alten Tentyris, und Esneh oder Latopolis, ist ein merkwürdiger Beweis für diese Behauptung. — Der Feldzug in Aegypten unter Napoleon, welcher auf den wissenschaftlichen Eifer Frankreichs eben so viel Glanz ausgoß, als er auf seine kriegerische Tüchtigkeit Schatten warf, hat uns zuerst mit diesen sonderbaren Denkmälern bekannt gemacht. Zu Dendera wurden zwei gefunden; eines war ein länglichtes Gemälde, von zwei parallelen, aber getrennten Streifen, die innerhalb zweier wunderlichen weiblichen Figuren eingeschlossen waren, gebildet. Auf diesen Streifen waren in einer innern Unterabtheilung die Zodiakalzeichen mit

1) P. 248.

zahlreichen mythologischen Darstellungen vertheilt; auf der Außenseite war eine Reihe von Schiffchen, die Quartiere jedes Zeichens darstellend. Dieser Thierkreis war in dem Säulengang eines Tempels gemalt, wo er gleich allen andern das Tafelwerk einnahm. Der zweite Thierkreis, oder eher Planisphäre, ist kreisförmig und wurde aus einer obern Kammer desselben Tempels durch die HH. Saulnier und Lelorrain nach Frankreich gebracht. Esneh lieferte auch zwei Thierkreise, einen von dem größern, den zweiten von dem kleinern seiner Tempel. Diese zwei mit dem rechtwinklichen Thierkreis von Dendera können allein besondere Aufmerksamkeit ansprechen; die kreisförmige Planisphäre muß dem Schicksal des in demselben Tempel gemalten Thierkreises folgen. Nicht sobald waren die Darstellungen dieser Denkmäler erschienen, als Europa, und vorzüglich Frankreich, von Denkschriften und Abhandlungen, die ihr Alterthum besprachen, wimmelten. Es wurde im Allgemeinen als ausgemacht angenommen, daß sie den Stand der Himmelskörper in dem Zeitraum, wo sie entworfen, und die Gebäude, die sie schmückten, errichtet wurden, darstellten. Einige entdeckten in ihnen den Punkt, in dem die Koluren der Sonnenwende die Ekliptik zu dieser Zeit schnitten, und mit Burckhardt schrieben sie dem großen Thierkreis von Esneh das erschreckliche Alter von 7000, dem von Dendera das von 4000 Jahren zu; während Dupuis mit den nämlichen Voraussetzungen das letztere auf 3562 ermäßigte.[1]) Andere nehmen an, daß sie den Stand der Himmelskörper zum Anfang einer Sothischen Periode darstellten, und setzten, gleich Sir W. Drummond,[2]) dem von Dendera 1322, dem vom großen Tempel von Esneh 2800 Jahre vor unserer Zeitrechnung an. Eine dritte Klasse endlich sah in ihnen die Sonnenerhebung vom Sirius zu einer gegebenen Periode, und schloß mit Fourier, daß die Thierkreise von Esneh 2500, die von Dendera 2000 Jahre vor Christus gebildet worden seyen,[3]) oder mit Nouet, daß letz-

1) Sieh Cuvier, ubi sup. p. 251.

2) „Memoir on the antiquity of the Zodiacs of Esneh and Dendera.“ Lond. 1821, p. 141, vid. p. 7. Ibid. 59.

3) Sieh Guigniaut, p. 919.

tere 2500, der größere der erstern 4600 Jahre vor jener Zeitrechnung entworfen worden sey.[1]) Ich brauche Sie nicht weiter mit Herzählung von dergleichen Hypothesen zu ermüden. Ein und dasselbe Datum leitete verschiedene Denker zu entgegengesetzten Schlüssen, und der Irrthum betrog sich selbst durch diese bezeichnende Verschiedenheit seiner Farben. —

§. 19.

Das Alter jener Thierkreise sinkt erstaunlich herab.

In dem Streite trat früh eine Klasse von Forschern auf, welche vorzubringen wagten, daß man das furchtbare Alter, das diesen sonderbaren Denkmälern zugestanden werde, nicht nach astronomischen, sondern nach archäologischen Grundsätzen prüfen sollte. Der ehrwürdige und gelehrte Monsignor Testa, und der gefeierte Alterthumsforscher Visconti gehörten zu diesen.[2]) Der letztere bemerkte insbesondere, daß der Tempel von Dendera, obgleich von ägyptischer Bauart, unterscheidende Merkmale trage, welche nicht älter als die Ptolemäer seyn können, und daß griechische Inschriften auf ihm sich auf einen Kaiser beziehen, der, wie er glaube, Augustus oder Tiberius seyn müsse. Diese Schlußweise ward demungeachtet zwanzig Jahre hindurch übersehen, und astronomische Erklärungen wurden allein zugelassen. Hr. Bankes zollte während seines Besuchs in Aegypten dieser anziehenden Untersuchung beträchtliche Aufmerksamkeit; und in einem Brief an Hrn. David Baillie theilt er seine Gründe für die Vermuthung mit, daß diese Tempel von keinem größern Alter, als die Regierungen Hadrian's und Antoninus Pius seyen.[3]) Er bemerkt, daß, während die Capitäler der ältesten Säulen von Thebä eine einfache Glocke bilden, und auf vieleckigen oder ausgekehlten Schäften aufgestellt sind, die von Esneh und Dendera mit Laubwerk und Früchten reich und mühsam verziert seyen. Mehr noch als dieß,

1) Volney „Recherches nouvelles," 3e partie, Par. 1814, p. 336.
2) „Testa sopra due zodiaci novellamente scoperti nell' Egitto." Roma, 1802. Visconti in Larcher's Herodotus, vol. II. p. 567 sqq.
3) Sir W. Drummond's Memoir, p. 56.

die Hieroglyphen auf den Säulen sind gewiß nicht ägyptisch, denn Hr. Bankes fand eine Inschrift, welche angab, daß sie unter der Regierung des Antonius gezeichnet worden seyen.[1]) — Die archäologischen Beweise indessen für die neuere Errichtung dieser Denkmäler erhielten ihre völlige Enthüllung durch die Hand des Herrn Letronne. Dieser gebildete Gelehrte sammelte alle nöthige Belehrung aus den Mittheilungen und Berichten von Reisenden über ihre Baukunst und erläuterte die noch auf ihnen vorfindlichen Inschriften. Die HH. Huyot und Gau versahen ihn mit wichtigen Einzelnheiten über erstern Gegenstand. Unter andern Thatsachen bewiesen sie aus dem Styl und den angewandten Farben, daß das Vorhaus des kleinen Tempels von Esneh, auf welchem der Thierkreis angemalt ist, mit dem Tempel selbst von gleichem Alter sey. Nun ist eine Inschrift, wahrscheinlich dieselbe, auf welche Hr. Bankes anspielt, durch diese Künstler von einer Säule des letztern copirt worden, in welcher angegeben wird, daß zwei Aegypter die Gemälde im 10ten Jahr des Antoninus — dem 147sten nach Christus, ausführen ließen.[2]) Das also ist das Datum des kleinen Thierkreises von Esneh, welchem ein Alter von zwei bis dreitausend Jahren vor Christus angewiesen wurde. Der Tempel von Dendera hat dasselbe Schicksal getheilt. Eine griechische Inschrift auf seiner Säulenhalle, welche übersehen worden ist, erklärt, daß er dem Wohl des Tiberius gewidmet sey.[3]) — Während Letronne so im Erforschen griechischer Inschriften auf diesen vermeintlichen Spuren grauen Alterthums beschäftigt war, brachte Herr Champollion sein Hieroglyphenalphabet zur Reife, und bestätigte durch seine Untersuchungen bald die Folgerung seines Freundes. Auf der Vorhalle des Tempels von Dendera las auch er die hieroglyphische Inschrift von Tiberius.[4])

1) Ib. p. 57. Dieß, vermuthe ich, ist von dem nördlichen Tempel von Esneh, der unter dem Namen der kleine bekannt ist, gemeint.

2) „Recherches pour servir à l'histoire de l' Egypte pendant la domination des Grecs et des Romains." Paris 1823. p. 456.

3) Ib. p. 180.

4) „Lettre à M. Letronne," zu Ende der Bemerkungen ꝛc. wie oben, p. 111.

Auf der kreisförmigen Planisphäre des nämlichen Tempels entzifferte er die Buchstaben *AOTKPTP*; oder mit Ergänzung der Selbstlauter *ATTOKPATΩP*, der Titel, welchen Nero auf den ägyptischen Münzen hat.[1]) Es bleibt nur noch der Thierkreis des großen Tempels von Esneh übrig, und Hr. Champollion hat über sein Alterthum, zugleich mit dem Tempel, in dem er gemalt ist, ebenso ohne alle Umstände entschieden. Als er im August 1826 zu Neapel war, theilte ihm Sir William Gell genaue Zeichnungen von dem Thierkreis zu Esneh mit, die durch die Herrn Wilkinson und Cooper aufgenommen worden waren, und er entdeckte, daß dieses Monument nicht, wie die Astronomen vermuthet haben würden, unter der Regierung eines ägyptischen Pharaoh mit barbarischem Namen, sondern unter dem römischen Kaiser Commodus aufgestellt worden sey.[2]) Vorher hatte er gezeigt, daß die Bildhauerarbeiten unter der Regierung des Claudius ausgeführt wurden.[3]) Mit Recht hat also nach der Meinung jedes Unpartheiischen der Minister des Innern, Vicomte de la Rochefaucauld, in einem an den König von Frankreich gerichteten Brief vom 15ten Mai 1826 Herrn Champollion das Verdienst, die Streitfrage entschieden zu haben, zugeschrieben. — »Die öffentliche Stimme,« schreibt er, »der ausgezeichnetsten Gelehrten Europas hat Ergebnisse bewährt, deren Anwendung bereits der Wahrheit der Geschichte und der Sicherheit nüchterner, wissenschaftlicher Lehren nützlich gewesen ist. Denn Eure Majestät haben nicht vergessen, daß die Entdeckungen des Herrn Champollion ohne Widerrede gezeigt haben, daß der Thierkreis von Dendera, der den allgemeinen Glauben zu beunruhigen schien, bloß ein Werk der römischen Herrschaft in Aegypten sey.

§. 20.

Widerstand der Gegner.

Es war dessen ohngeachtet nicht zu erwarten, daß der Widerstand der Gegner durch diese lebhaften Angriffe völlig besiegt sey.

1) Lettre à M. Dacier, p. 25, Letronne, p. XXXVIII.

2) Bulletin Universel, ut sup. VI.

3) Letronne.

Zu viel Gelehrsamkeit war zur Unterstützung mühsamer Theorien verwendet, zu viel Zuversicht bei Behauptung der Lieblingssysteme gezeigt worden, als daß ihre Urheber ohne Hieb und mitunter auch ohne Kampf sie hätten aufgeben können. [1])

„Difficile est longum subito deponere amorem."

Es möchte zugestanden werden, daß die Tempel ungezweifelt neuern Ursprungs sind, folglich auch die Thierkreise, welche sie tragen; daß jedoch die letztern von andern eines ältern Datums copirt worden seyn müssen. »So müssen die ursprünglichen Entwürfe des runden Thierkreises von Dendera wenigstens sieben Jahrhunderte vor unsrer Aera gebildet worden seyn.« Dieß war die Vertheidigung, die der verstorbene Sir William Drummond in seinem letzten Werk [2]) vorbrachte, und als er sie schrieb, konnte er mit der, wenige Monate vorher herausgekommenen, gelehrten Abhandlung nicht bekannt seyn, in der Letronne dieser und jeder andern Vertheidigung des ungereimten Alters der Thierkreise den Todesstreich versetzte. [3])

§. 21.

Letronne siegt vollends durch Nachweisung astrologischer Beziehungen.

Der unternehmende Reisende, Calliaud brachte bei seiner Rückkehr aus Aegypten unter andern Seltenheiten eine in Theben entdeckte und durch mehrere Eigenheiten ausgezeichnete Mumie mit. Die zwei wichtigsten waren eine griechische sehr entstellte Inschrift, und ein Thierkreis, ganz genau dem von Dendera gleichend. [4]) In der Abhandlung, die ich angedeutet habe, unter-

---

1) Catul. car. LXXVI, 13.

2) „Origines; or remarks on the origin of several Empires," vol. II. p. 227. Lond. 1825.

3) „Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales," Paris, Mars. 1824. Sir W. Drummonds Widmung ist vom 17. Sept. 1824 datirt.

4) „Voyage à Méroé, au Fleuve Blanc, etc." Par. 1823. fol. II. pl. LXXI.

nimmt Hr. Letronne die Erklärung dieser zwei Punkte, und ihre Anwendung auf die Thierkreisdarstellungen in den ägyptischen Tempeln. Er stellt die Inschrift mit einem Glück her, das dem unbestechlichsten Kritiker genügen muß, und entdeckt, daß die Mumie die von Petemenon, dem Sohn von Soter und Cleopatra sey, der im Alter von 21 Jahren 4 Monaten und 22 Tagen im 19ten Jahre Trajans, den 8ten Payni oder 2ten Juni 116 n. Chr. starb.[1]) Der Thierkreis im Innern der Hülle, habe ich bereits gesagt, gleicht dem von Dendera. Gleich ihm, von einer unverhältnißmäßigen weiblichen Figur bedeckt, deren Arme ausgebreitet sind, bietet er die Thierkreiszeichen dar, die in zwei parallelen Streifen genau in denselben Ordnungen aufsteigen und absteigen, und mit demselben Styl der Zeichnung. Sogar die Kuh, die in einem Kahn ruht und die Isis oder den Sirius bedeutet, fehlt nicht. Man kann daher sagen, die Gleichförmigkeit der beiden Darstellungen sey völlig hergestellt. Das Zeichen des Steinbocks ist aus der Reihe weggenommen, und über das Haupt der Figur gesetzt, wo es zu herrschen scheint.[2]) — Schon das Daseyn eines Thierkreises auf der Hülle einer Mumie muß den Gedanken darbieten, daß er auf den Einbalsamirten Bezug habe; mit andern Worten, daß er astrologisch und nicht astronomisch sey. In diesem Fall kann man vermuthen, daß das abgesonderte Zeichen jenes darstellt, unter welchem die Person geboren war, und welches folglich sein ganzes Lebensschicksal zu regieren hatte. Diese Muthmaßung ist leicht zu bewähren. Wir haben das genaue Alter des Petemenon mit dem Datum seines Todes. Wenn wir von diesem aus rechnen, so finden wir, daß er den 12. Jänner 95 n. Ch. geboren sey. An diesem Tag befindet sich die Sonne nahe zwei Drittel im Steinbock. Wenn wir statt des Zeichens das Sternbild vorziehen, wird der Schluß derselbe seyn; denn durch die Rechnung mit Delambre's Tafel und gemäß des jährlichen Vorrückens der Tag- und Nachtgleiche finden wir, daß zur fraglichen Zeit das ganze Sternbild innerhalb

1) Pag. 30.
2) Pag. 49.

des Zeichens begriffen war, und daß die Sonne am 12ten Jänner etwa im 16ten Grad des erstern war.[1]) — Wir können daher keinen Zweifel unterhalten, daß der Thierkreis in das Gebiet der Nativitätsstellung gehöre; und die Aehnlichkeit wird uns zu demselben Schluß in Bezug auf den von Dendera leiten, auch wenn das Vorhandenseyn der Quartiere, die von Visconti erkannt, und von Champollion dargethan wurden, welcher letztere neben ihnen die im Julius Firmicus gegebenen Namen gelesen hatte, uns nicht schon ermächtigen würde, sie für astrologisch anzusehen. — Dennoch begnügt sich Hr. Letronne nicht mit diesem allgemeinen Schluß, sondern stellt eine ausgearbeitete Prüfung der alten Astrologie an. Diese, ursprünglich in Aegypten entstanden, kam nach Griechenland und Rom, und kehrte in ihr Mutterland zurück, geadelt und geheiligt durch den Schutz der Kaiser[2]). Genau zur selben Zeit, als die berühmten Thierkreise entworfen waren, hatte diese Wissenschaft, wenn sie je diesen Namen tragen darf, ihr Zenith erreicht und culminirte über ihrem heimischen Boden. Manilius unter der Regierung des Augustus, Vettius Valens unter der des Mark Aurel, schrieben ihre Abhandlungen über sie; aber die zahlreichen astrologischen Schaumünzen Aegyptens, unter Trajan, Hadrian und Antonin zeigen, wie sehr sie in diesem Land im Schwung gewesen sey.[3]) Dieß war gleicherweise das Alter der astrologischen Sekten, der Gnostiker, Ophiten und Basilidianer, deren Abraxas mit verschiedenen astrologischen Zusammenstellungen von einigen Erklärern des Thierkreises im Ernste für Denkmäler von 3863 Jahren vor der christlichen Aera genommen wurden.[4]) Diese Vereinigung von Beweisen, die neuern und fast gleichzeitigen Jahreszahlen von allen Thierkreisen, das entschiedene astrologische Ansehen von einem, die Quartiere auf dem andern, und über Alles das Vorherrschen astrologischer Begriffe zur einzigen Zeit, wo alle in Aegypten vorhandenen Thierkreise gemacht wurden, läßt

1) Pag. 53, 54.
2) Pag. 58 — 86.
3) Ib. 86 — 92.
4) Ib. 70.

keinem Zweifel Raum, daß alle solche Darstellungen bloß Ueberbleibsel der geheimen Wissenschaft seyen, und nur Nativitäts-Ansätze darbieten.[1])

§. 22.

Beleuchtung einiger Bemerkungen in British Critik.

Welch eine Verschwendung von Talenten, Zeit und Gelehrsamkeit hat nicht die Wahrheit bei Erforschung der Geschichte dieses denkwürdigen Streites zu beklagen! Ueber welch' eine glänzende Menge von zerfallenen Theorieen hat nicht der Irrthum zu trauern; Theorieen, wo Alles funkelte, Alles imponirte, Alles zuversichtlich war, wo aber zur selben Zeit Alles hohl und zerbrechlich und krankhaft war. Wir haben ohne Zweifel Fälle, wo ein scherzhafter oder böswilliger Betrug der Offenheit und des Fleißes eines Alterthumsforschers gespottet hat, und ihn gleich Scriblerus bestimmte, dem modernen Rost die Ehrfurcht und Huldigung, die dem des Alterthums aufbewahrt war, zu zollen.[2]) Aber nie hat vorher die Welt eine Gelegenheit gesehen, wo ein »Schwindelgeist« einen so großen Theil gelehrter und fähiger Männer so vollständig befallen hätte, daß sie verhältnißmäßig neuern Denkmälern unzählige Jahre zuschrieben, ohne sich durch den Sturz einer Theorie nach der andern schrecken zu lassen. —

Sie treten dennoch auf zum Streit
In's selbe Feld, wo ihre Brüder kaum
Sie fallen sah'n, wie Laub vom selben Baum.
Childe Harold. IV, 94.

Wahrlich, nie trug der Irrthum vollständiger die Hydergestalt. Jeder Kopf ward in dem Augenblick abgehauen, in dem er erschien, doch ein neuer erhob sich sogleich an seiner Stelle, gleich frech und ebenso »große Dinge redend.« Denn mehr als zwanzig

---

1) Ib. 105—108.

2) Sieh d' Israelis „Curiosities of literature," 2d. series, 2d. ed. Lond. 1824. vol. III. p. 49. seqq. Doch manche andere seltsame Beispiele könnten den von d'Israeli angeführten beigefügt werden.

Jahre dauerte dieser erbitterte Krieg; doch, als das Vorurtheil allmählich erschöpft war, und wahre Wissenschaft Stärke gewann, nahm die Lebenskraft des Ungeheuers an Frische ab und die Wunden, die es empfing, wurden immer tödtlicher. Sein letzter Athem ist seitdem lange verhaucht, und die letzte Zuckung seines Todeskampfes ist vorüber, und da es nur mehr in den Erinnerungen der Geschichte vorhanden ist, so kann es dem Einfältigsten und Furchtsamsten nicht mehr Schrecken darbieten, als das »dürre Skelett,« oder wohlverwahrte Reste eines wüsten Ungeheuers in einem Kabinet von Seltenheiten. — Doch, es ist eine Lust, das Verzeichniß der großen Namen zu sehen, welche ihre Kniee nicht vor diesen Lieblingsgötzen beugten, und es ist nur Gerechtigkeit, ihrer zu gedenken. Ein Schriftsteller in einer englischen Zeitschrift hatte lang nach den letzten Untersuchungen, die ich ausführlich beschrieben habe, die Kühnheit, zu behaupten, daß »auf dem Festland« — und er spricht insbesondere von Frankreich, — »das Alterthum der Thierkreise von Dendera als ganz genügend betrachtet worden sey, um den Beweis herzustellen, daß die Aegypter lange vor der Zeit, welche unser Glaube der Schöpfung des Menschen beilegt, ein kenntnißreiches und wissenschaftlich-gebildetes Volk gewesen seyen;« während in England dieses nicht nur geläugnet, sondern von Hrn. Bentley zuerst das Gegentheil bewiesen worden sey.[1]) Durch ein logisches Verfahren, daß in den Blättern dieser Zeitschrift leider zu gewöhnlich ist, findet der Schriftsteller die Ursache dieser Erscheinung in den Religionen der Länder. »Der fluchvolle Einfluß des Papismus« sagt er, »verleitet den philosophischen Forscher alle Offenbarung als nicht besser als Pfaffenkünste zu verwerfen, während in unserm eignen, freien Lande die zu einer völligen und freien Erforschung der einleuchtenden Beschaffenheit des Christenthums gegebene Ermuthigung scharfe Denker seine Stärke kennen gelehrt hat.«[2]) Alles dieses war zwei Jahre nachher geschrieben, als Letronne's letztes Werk die Akten in Frankreich über diesen Gegenstand geschlossen hatte. Doch, wenn der

1) „British Critic," April 1826, p. 137, cf. 149.

2) Pag. 36, seq.

Kritiker weniger von dem Verlangen gegen den Katholizismus zu turnieren, gerade da, wo seine Herausforderung dem gemeinschaftlichen Gegner, dem Unglauben galt, fortgerissen worden wäre, so hätte er sich sicher die Namen, nicht nur von Letronne und Champollion, sondern von Lalande, Visconti, Paravey, Delambre, Testa, Biot, Saint-Martin, Halma und Cuvier in's Gedächtniß gerufen, von denen jeder diesen Denkmälern ein neueres Zeitalter angewiesen hat. Und wo nicht die Zahl, sondern astronomische Kenntniß gilt, mögen Namen, wie die von Lalande, Delambre und Biot sicher in der Wagschale gegen viele Andere von Gewicht seyn, und Frankreichs Gelehrte von der niedrigen Anschuldigung befreien, die auf sie so ungerecht geworfen ward.

V. Archäologie.

(Neunte Vorlesung.)

§. 1.

Zusammenhang mit der vorhergehenden Wissenschaft.

Unsere letzten Untersuchungen haben uns stufenweise unter die Denkmäler des Alterthums geführt; und von der Prüfung solcher chronologischen Punkte, welche die Authentie der heiligen Geschichte berührten, fanden wir uns fast unmerklich zu der Erörterung einzelner Monumente von Königen und ihrem Volke gebracht. Man könnte daher sagen, daß die Wissenschaft, deren Gebiet wir jetzt betreten wollen, bereits eingeführt, oder daß wenigstens der Zusammenhang zwischen dem bereits Gesagten und dem nun Folgenden so eng und natürlich sey, daß er kaum eine Scheidung in zwei verschiedene Wissenschaften gestatte. In all den Geschichten nun, die wir bisher untersuchten, hatten wir ein einziges allgemeines Ziel im Auge, die Vereinigung ihrer frühern Denkmäler mit der heiligen Chronologie, und der Weg, den wir verfolgten, war folglich gleichmäßig und einfach. Wir haben nämlich den wirklichen Verlauf der Wissenschaft verfolgt, und indem wir ihre Ergebnisse mit unsern heiligen Urkunden verglichen, haben wir durchgängig entdeckt, daß alle Schwierigkeiten sich hoben, und eine Menge neuer und interessanter chronologischer Uebereinstimmungspunkte sich uns darbot.

Es gibt jedoch eine bedeutende Anzahl von Monumenten, welche mit den christlichen Urkunden in Zusammenhang stehen, und welche in diese Klasse nicht eingereiht werden konnten, indem dieselben, unter der nämlichen Wissenschaft aufgeführt, unsern Gang gestört, und die Einheit unseres Endziels zerstückelt haben

würden. Diese will ich daher in eine besondere Klasse unter dem Namen der Archäologie zusammenstellen. Offenbar wird ihre Beschaffenheit uns kaum gestatten, einen so gleichförmig fortschreitenden Gang zu verfolgen, wie in unsern letzten Untersuchungen: denn, so wie die Gegenstände, die sie erörtert, ist auch sie selbst nothwendigerweise fragmentarischer Art. Sie macht keinen Anspruch auf Einheit der Zeit, des Ortes oder der Handluug; sie zieht in das Bereich ihrer Erörterung die Ueberreste jedes Alters, jedes Landes, aus jeder Art von Stoffen gemacht, und in jeder möglichen Gestalt gebildet. Wie sie nun so ihre Aufmerksamkeit von Griechenland nach Italien, von Sicilien nach Aegypten wendet, bald eine Inschrift entziffert, eine Münze erklärt, die Oertlichkeit eines Gebäudes feststellt, oder sein Alter beurtheilt, so muß sie auch ihre Regeln, ihre Wege und ihre Richtung ändern. Deßwegen kann man auch nicht sagen, daß sie, als Wissenschaft, eine bestimmte, vorwärts schreitende Bewegung habe, welche die Entwickelung irgend einer Hauptfolgerung erzielte. Unser Gang muß ähnlicher Art seyn: wir werden hier eine Münze auffassen, dort eine Inschrift überblicken; wir werden uns begnügen mit solchen Denkmälern, die uns der Zufall in den Weg werfen wird, und sorgfältig in unserer Kammer solche, wenn auch noch so schwache Beleuchtungen und Bestätigungen sammeln, die dieselben unsern geheiligten Ueberzeugungen darbieten könnten.

Zu diesen Bemerkungen muß ich ferners hinzufügen, daß ich hier auf nichts anderes Anspruch machen kann, als das aufzulesen, was Andere hinter sich zurückgelassen haben. Von der Art bestätigender Zeugnisse, welche diese Vorträge erzielen, ist keines öfter und vollständiger behandelt worden, als eben die Beleuchtungen aus solchen antiquarischen Ueberbleibseln. Jedes Handbuch der Einleitung in die heilige Schrift widmet diesem Gegenstande ein Kapitel: allein in einigen Fällen, wie bei dem Monumente von der assyrischen Gefangenschaft, das Horne nach Ker Porter gibt, sind die Beispiele bei weitem nicht sicher genug; in andern, wie bei der apameischen Münze, keineswegs genau. Nun habe ich mich anheischig gemacht, keine Beispiele, die in Werken über diese Zeugnisse schon gegeben worden sind, vorzubringen, und

muß mich daher mit solchen begnügen, welche dem Fleiße Anderer entgangen sind.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle ein Werk zu erwähnen, das eine ganze Klasse von Denkmälern unserer Hand entzieht, nämlich diejenigen, welche sich auf die Geschichte des Christenthums beziehen. Ich meine Walsh's »Abhandlung über alte Münzen, Medaillen und Gemmen, als Belege von dem Fortschritt des Christenthums in den ersten Zeiten;«[1]) ein Werk, das jede Erwartung täuschen muß. Das Meiste seines Stoffes ist nur von untergeordnetem Werthe; einen großen Theil des Bandes nimmt eine Abhandlung über die Gnostiker und ihre Lehren ein, die neben den tiefen Forschungen solcher Schriftsteller des Kontinents, wie Neander und Hahn, nur eine klägliche Figur spielt. Der zweite Theil des Werkes gibt eine Anzahl von Münzen zur Beleuchtung der Kaisergeschichte von Diokletian bis Johannes Zemiskus i. J. 969, und ist in so weit interessant; aber er enthält viele Ungenauigkeiten und gibt dem Verfasser Veranlassung zu unzeitigen Aeußerungen seiner Engherzigkeit.

Mit diesen Beeinträchtigungen werden wir nun an unsere Untersuchungen über die Münzen, Inschriften und Monumente des Alterthums gehen.

§. 2.

I. Münzen. Vereinigung eines anscheinenden Widerspruchs zwischen der Genesis und der Apostelgeschichte.

Ein anscheinender Widerspruch findet statt zwischen 1. Mos. 33, 19 und Apostelg. 7, 16, in Betreff des Preises eines Feldes, das Jakob von den Hemoriten kaufte. Denn der heilige Stephan sagt uns, daß der Preis in einer Geldsumme bezahlt wurde, τιμῆς ἀργυρίου, während der Urtext der Genesis sagt, daß der Preis mit hundert Lämmern oder Schafen entrichtet ward. Wenigstens geben alle alten Uebersetzungen das hier gebrauchte

1) Essay on ancient coins, medals and gems, illustrating the progress of Christianity in the early ages.“ Lond. 1828.

hebräische Wort קשיטה (Kesita) auf diese Weise. Daher hat die englische Uebersetzung, die es mit pieces of money (Geldstücke) gibt, am Rande die andere Deutung, als dem Original näher, hinzugefügt. Angenommen nun, daß diese Uebersetzung der alten Versionen richtig ist — und gewiß haben nicht Alle dem Worte diesen Sinn ohne Grund gegeben, — so böte sich eine sehr einfache Art, beide Stellen zu vereinigen, in der Erwägung dar, daß dasselbe Wort beide Gegenstände bedeuten konnte: mit andern Worten in der Muthmaßung, daß die alte phönizische Münze das Bild eines Lammes, mit dem sie von gleichem Werthe war, auf sich trug, und daß sie von diesem Embleme auch ihren Namen erhielt. Denn nichts ist gewöhnlicher, als eine solche Verwechselung. Bei unsern Vorältern erhielten die Engel und Kreuze, auf welche Shakespeare so oft anspielt, ihren Namen von dem Bilde, das sie trugen; und bei den Römern schreibt sich der Name des Geldes überhaupt, pecunia, nach der allgemeinen Annahme von dem ganz gleichen Umstande her, daß ein Schaf darauf geprägt war. Eine anscheinende Schwierigkeit würde so durch eine höchst annehmbare Muthmaßung sattsam entfernt. Allein die Bekanntmachung einer Münze, welche von Dr. Clarke bei Citium auf Cypern gefunden wurde, hat uns allen Aufschluß gegeben, den wir uns wünschen können. Der kürzlich verstorbene gelehrte Dr. Münter übergab der königlich dänischen Akademie über diesen Gegenstand eine Dissertation, die in ihren Akten für 1822 eingerückt wurde.[1]) Darin bemerkt er, daß diese Münze, welche aus Silber besteht, unbezweifelt phönizisch sey, indem sie auf ihrer Rückseite eine Aufschrift mit phönizischen Charakteren trage. Auf der Vorderseite ist die Gestalt eines Lammes, und über ihr hohes Alter kann kein Zweifel obwalten. Es ist also, schließt er, sehr wahrscheinlich, daß wir hier eben jene Münze besitzen, welche in der heiligen Schrift erwähnt wird; wenigstens wissen wir jetzt mit Bestimmtheit, daß die Phönizier eine Münze mit einem Symbol hatten, das dem Sinne des Wortes Kesita entspricht, und das allein noch noth-

1) Philosophisch-historische Klasse.

wendige Element, dieser muthmaßlichen Vereinigung eine moralische Gewißheit zu verschaffen, ist bereits gewonnen.[1])

§. 3.

Fröhlichs Anwendung von Münzen zur Vertheidigung der Chronologie der Maccabäer.

Eine sehr vollständige und werthvolle Anwendung der Numismatik zur Vertheidigung der biblischen Chronologie wurde in Beziehung auf die neuesten historischen Werke der Juden, die zwei Bücher der Maccabäer, gemacht. Kein Buch der heiligen Schrift wurde einer so strengen Prüfung unterworfen, wie diese, weil sie nach der Reformation unter die religiösen Streitpunkte gehörten. Der Katholik, dem sie als ein Theil der kanonischen Schriften gelten, fühlt natürlich ein lebendigeres Interesse für sie: aber allen Christen müssen sie von hohem Werthe seyn, indem sie das letzte und einzige historische Glied in der Verbindung zwischen dem alten und neuen Bunde und die einzige Urkunde von der Erfüllung jener Verheißungen bilden, welche die Erneuerung und Fortsetzung des jüdischen Scepters bis zur Ankunft des Messias voraussagten. Große Schwierigkeiten walteten jedoch über die Daten, die in denselben einigen Ereignissen angewiesen werden, welche auch in der klassischen Geschichte berichtet werden, und über die Art und Weise, in welcher sie dieselben erzählen. Durch einen auffallenden Widerspruch ist es fast immer geschehen, daß, wo immer das Zeugniß irgend eines heiligen Buches mit dem eines profanen Schriftstellers verglichen wurde, es für ausgemacht galt, daß das erstere im Irrthume war, sobald beide nicht übereinstimmten. Daß dieß der Fall ist, haben wir gesehen, da wir von den indischen und ägyptischen Alterthümern handelten. Wo sie mit der Chronologie der Schrift nicht im Einklange standen,

---

1) Auf der Rückseite ist nebst der Inschrift auch eine Perlenschnur. Man könnte zu der Vermuthung versucht seyn, daß ein solcher Umstand zur Erklärung der auffallenden Uebersetzung der zwei Targum's, des Onkelos und des von Jerusalem, dienen könnte, welche beide מאת קשיטה hundert Kesita mit מאת מרגליין hundert Perlen geben.

mußte der Fehler an dieser liegen, obwohl man ihr, um kritisch zu sprechen, wenigstens ein gleiches Gewicht mit jenem zugestehen muß. Genau derselbe Weg wurde nun hier eingeschlagen. Man entdeckte ungezweifelte Abweichungen zwischen den Daten, welche in diesen gewissen Ereignissen angewiesen werden und zwischen den Angaben von Schriftstellern, die der Zeit nach später und dem Lande nach entfernter von dem Schauplatze dieser Begebnisse waren: und folglich wurden die heiligen Bücher der Ungenauigkeit beschuldigt. Erasmus Fröhlich hat in der Vorrede zu seinen Annalen der Könige und Begebenheiten Syriens, einem nummismatischen Werke voll gewichtiger Forschungen, das Geschäft übernommen, eine Vergleichung der Chronologie dieser Bücher, nicht mit dem unbestimmten Zeugnisse anderer Historiker, die oft unter sich selbst abweichend sind, sondern mit dem gleichzeitigen und unabweisbaren Zeugnisse von Münzen anzustellen. Und das Ergebniß war eine Tabelle, welche in jeder Beziehung die Ordnung und Zeit der in der heiligen Schrift erzählten Ereignisse bestätigt. [1])

Sie werden leicht begreifen, daß die Einwürfe nicht ohne Kampf aufgegeben wurden. Die erste Ausgabe von Fröhlichs Werk erschien im Jahre 1744 und zwei Jahre später trat Ernst Friedrich Wernsdorff gegen ihn auf. [2]) Seine Bemühungen erschienen seiner eigenen Parthei als ungenügend und sein Bruder Gottlieb kam ihm im folgenden Jahre zu Hülfe. [3]) Beide erhielten im J. 1749 eine vollständige Entgegnung von einem unbenannten Schriftsteller; [4]) und trotz des giftigen Wesens, welches

1) „Annales compendiarici Regum et Rerum Syriae.“ Ed. sec. Vien. 1754. Der zweite Theil seiner Prolegomena ist ganz von der Vertheidigung dieser Bücher eingenommen.

2) „De fontibus Historiae Syriae in Libris Maccabaeorum prolusio.“ Lips. 1746.

3) „Gottlieb Wernsdorffii Commentatio historico-critica de fide historica librorum Maccabaeorum.“ Wratisl. 1747.

4) „Auctoritas utriusque libri Maccab. canonico-historica adserta ..... a quodam Soc. Jesu sacerdote, Curante Casparo Schmidt bibliopego.“ Vien. 1749.

die beiden Brüder entwickelten, glaube ich, wird jeder, der den Streit liest, sich überzeugen, daß der Sieg nicht auf ihrer Seite ist. Indem ich jedoch zwei oder drei von Fröhlichs Erklärungen mittheile, will ich solche auswählen, welche die Wernsdorff selbst als genügend anerkennen.

§. 4.

Alexander, der erste König der Griechen betitelt.

Im ersten Buch der Maccabäer, VI. 2. wird Alexander der Große mit folgender Beschreibung eingeführt, »ὃς ἐβασίλευσε πρῶτος ἐν τοῖς ἕλλησι — welcher der erste König unter den Griechen war. Dieß, wurde behauptet, ist falsch, indem Alexander mehrere Vorfahrer in Macedonien hatte, welche bestimmt Könige waren und unter den Griechen herrschten. Man könnte freilich erwidern, daß er der Erste unter ihnen war, welcher ein Reich gründete, das ihren Namen trug, allein die Lösung Fröhlichs ist weit erschöpfender. Denn es ist außerordentlich, daß, wie groß auch die Macht der andern Monarchen vor ihm gewesen seyn mochte, doch nicht ein einziger jemals den Titel *Βασιλεύς* oder König vor ihm auf seinen Münzen annahm. »Gewiß,« sagt Fröhlich, »ist es nicht ohne Gewicht, daß keine anerkannt ächte Münze der Herrscher von Macedonien vor Alexander den Titel König führt. Sie haben nur die Namen der Monarchen, wie Amyntas, Archelaus, Perdiccas, Philippus: und einige Münzen haben bloß Alexander, die mehreren aber König Alexander.«[1]) Gottlieb Wernsdorff läßt diese Lösung als richtig gelten. — »Dieß hat Grund,« sagt er, »und ich möchte kaum glauben, daß über diesen Punkt irgend ein Zweifel obwalten könnte. Denn die jüdischen Geschichtschreiber verstehen unter dem

1) Sane non de nihilo est, veterum qui ante Alexandrum fuissent Macedoniae regum certa numismata *βασιλέως* titulum non prae se ferre: sola comparent regum nomina: *Ἀμύντα* vel *Ἀμύντου*, *Ἀρχελάου*, *Περδίκκου*, *Φιλίππου*, et quaedam numismata *Ἀλεξάνδρου* legimus, alia plura *Βασιλέως Ἀλεξάνδρου*.“ Fröhlich, p. 31.

Namen Griechen (τῶν Ἑλλήνων) immer die Macedonier, und unter Königreich das macedonische Reich, oder vielmehr eigentlich das der Seleuciden.« Er beschuldigt jedoch Fröhlich einer doppelten Täuschung: indem er erstens dem Philippus Avidäus eine Münze des Philippus Amyntor zuschreibe, die Spanheim mittheilt und auf welcher der Titel König vorkommt; zweitens, indem er eine Münze des Argäus übergehe. — „Dicitur quoque extare nummus Argaei, regis antiquissimi cum epigraphe Ἀργείου βασιλέως.“ [1]) Auf diese Einwürfe antwortet der ungenannte Vertheidiger Fröhlichs: daß der angenommene Amyntor Spanheims offenbar zufolge des Kunststyles eine Münze eines gallisch-griechischen Königs sey, und daß den Argäus des Tollius noch niemals jemand gesehen habe, noch aufzuspüren wagen konnte. Er versichert uns auch, daß er und Fröhlich sorgfältig jede Münze in dem kaiserlichen und in andern Kabineten untersucht, und niemals jenen Titel auf einer vor Alexander gefunden hätten.[2])

§. 5.

Zeit des Todes des Antiochus Evergetes.

Ferners lesen wir im ersten Kapitel des zweiten Buches einen Brief von den Juden in Palästina an ihre Brüder in Aegypten, der das 188te Jahr der Seleuciden zum Datum hat und eine in's Einzelne gehende Erzählung von dem Tode des Königs Antiochus in Persien enthält. Es ist nun die Frage, welcher Antiochus konnte dieß seyn? Abgesehen von chronologischen Einwürfen konnte es gewiß nicht Antiochus Soter seyn, welcher zu Antiochien starb; auch nicht sein Nachfolger, Antiochus Theus, der von Laodice vergiftet wurde; ebenso wenig Antiochus Magnus, der gegen die Juden freundlich gesinnt war. Von dem Ende des Antiochus Epiphanes haben wir einen ganz verschiedenen Bericht in eben demselben Buche (IX. 5), Antiochus Eupator, sein Nachfolger, wurde nach einer Regierung von zwei Jahren von Deme-

1) „Commentatio,“ §. XXII. p. 39.

2) Oper. cit. p. 170.

trius getödtet, und das Kind mit demselben königlichen Namen, das von Tryphon zum König ausgerufen wurde, wurde bald von ihm auch vergiftet. Es bleibt kein Herrscher dieses Namens mehr übrig, als Antiochus Sidetes, auch Evergetes genannt, dessen Regierung allein mit der Zeit des Briefes zusammenfällt. Allein eine Schwierigkeit, anscheinend eben so ernst als irgend eine der vorhergehenden, schien ihn auszuschließen. Denn dieser Monarch begann seine Regierung im J. 174 und Porphyrius und Eusebius geben ihr übereinstimmend weniger als neun Jahre zur Zeit ihrer Dauer. Er müßte daher nach ihnen um das Jahr 182 gestorben seyn. Wie konnten nun die Juden im J. 188 von seinem Tode, als einer Neuigkeit Bericht erstatten? Können wir uns z. B. vorstellen, daß heut zu Tage die Mitglieder irgend einer religiösen Gemeinschaft einen allgemeinen Brief an ihre Brüder in einem ziemlich nahen Lande schreiben würden, um ihnen die Nachricht, daß der Herrscher, der sie unterdrückte, gestorben sey, volle sechs Jahre nach diesem Ereignisse mitzutheilen. Dieses übereinstimmende Zeugniß zweier Geschichtschreiber wurde als entscheidend gegen den Historiker betrachtet, und Prideaux nahm es ohne Anstand als richtig an.[1]) Nun aber hat es Fröhlich außer Zweifel gesetzt, daß sie Unrecht haben müssen. Erstens brachte er zwei Münzen mit dem Namen des Antiochus vor, die eine mit der Jahrzahl 183, die andere 184; folglich um zwei Jahre später, als die von diesen Geschichtschreibern für seinen Tod festgesetzte Zeit. Die eine heißt, wie folgt:

ΒΑΣΙΛΕΩΣ. ΑΝΤΙΟΧΟΥ ΤΥΡ: ΙΕΡ: ΑΣΥ. ΑΠΡ.

König Antiochus von Tyrus, dem heiligen Asyle, 184.[2])

§. 6.

Die Brüder Wernsdorff, Eckhel und Tochon d'Annecy über dieses Datum.

Der Streit über diese Münzen wurde bis in unsere Zeit herein verfolgt. Ernst Wernsdorff anerkennt die Aechtheit der

1) „Old and New Testaments connected;" die chronologische Tafel am Ende des vierten Bandes; ed. 1749.

2) P. 24. Siehe die Münzen auf seiner Tafel XI. Nro. 27, 29.

Münze und gesteht ihr zu, daß sie sattsam darthue, Antiochus Sidetes habe über die von der profanen Geschichte ihm bestimmte Zeit hinaus gelebt: er scheint sogar sein eigenes Zeugniß dem des Fröhlich beizufügen. Denn er drückt sich so aus: „Quamquam gitur quod ad numismata et annos iisdem inscriptos attinet facile assentior; eidem cum ipsi mihi, beneficio consultissimi viri complures ab Antiocho procusos numos oculis usurpare manibusque tractare contigerit.“ [1]) Sein Beistand jedoch war unbeugsamer, denn er behauptet, daß die Inschrift falsch gelesen worden sey, und daß wahrscheinlich eine leichte Aenderung eines Buchstabens die Zahl 181 in 184 verwandelt habe. [2]) Allein auch wenn wir Alles, was gegen diese zwei Münzen geschrieben wurde, gelten lassen, so gibt es noch andere, die erst nach den Rügungen der beiden Brüder bekannt wurden, und den Gegenstand außer Zweifel zu setzen scheinen. Denn Fröhlich machte später eine Münze von demselben König bekannt, mit der Jahrzahl 185: [3]) und Eckhel fügte eine vierte hinzu, die im J. 186 geschlagen ist. [4])

Dieser Punkt der biblischen Chronologie wurde vor wenigen Jahren auf's Neue untersucht von Tochon d'Annecy, [5]) der offenbar von keinem Wunsche, die Authorität der Bücher der Maccabäer zu schmälern, geleitet war. Er beweist, was jedermann zugeben wird, daß ernsthafte Schwierigkeiten die eine wie die andere Annahme umgeben, und daß das übereinstimmende Zeugniß zweier

---

1) „De fontibus historiae Syriae,“ P. XIII.

2) „Commode legi posset ΑΠΡ 181, cum elementum Α et Δ adeo similibus lineis exaretur, ac numus ipse mutilus sit, ut ne nomen quidem Antiochi distincte exhibeat.“ Ubi sup. sec. XLII. p. 79. Vergl. die Erwiderung, p. 288.

3) „Ad numismata regum veterum anecdota et rariora accessio nova,“ p. 69.

4) „Sylloge Numorum veterum.“ p. 8. „Doctrina numorum veterum“ tom. III. p. 236.

5) „Dissertation sus l' Epoque de la mort d' Antiochus VII. Evergetès, Sidétès.“ Paris. 1815.

Geschichtschreiber nicht leichthin verworfen werden sollte. Anscheinende Widersprüche begegnen uns in jedem Theile der Geschichte, die Schwierigkeit ist nur, welche Seite der Tadel treffen soll. Die Denkmünzen, die zur Krönung Ludwig XIV. geschlagen wurden, gaben als Datum dieses Ereignisses einen andern Tag an, als alle gleichzeitigen Schriftsteller übereinstimmend festsetzen. Dr. Ruinart hat allein von ihnen allen einen Umstand erwähnt, welcher diese Abweichung erklärt. Denn er allein berichtet, es sey festgesetzt gewesen, daß die Krönung an einem gewissen Tage stattfinden sollte, nämlich an jenem, welchen die Denkmünzen angaben, die demgemäß bereitet wurden. Umstände aber verursachten eine Verschiebung bis auf den Tag, den die Geschichtschreiber bezeichnen. Nichts kann einfacher seyn, als dieß Alles: doch möchten wohl in etwa tausend Jahren, wenn keine solche Erklärung gegeben worden wäre, die Alterthumsforscher um eine Vereinigung dieser Angaben nicht wenig verlegen gewesen seyn. In diesem Falle nun hatten die Münzen Unrecht, die Geschichtschreiber aber Recht: in den unsrigen sind wir ebenfalls genöthigt, Eine Klasse von Gewährschaften zu verwerfen, und ich denke, die Kritik wird kaum im Zweifel seyn, welche vorzuziehen sey. Denn in dem angeführten Beispiele sind die Münzen im Unrecht, indem das Datum, das einmal darauf gesetzt war, nicht geändert wurde, als das Ereigniß, auf das sie geprägt waren, verschoben worden war: hier aber müßten wir den unglaublichen Irrthum annehmen, daß mehrmals nacheinander falsche Jahrzahlen gesetzt worden wären, indem man einem schon lange vorher gestorbenen Monarchen neue Münzen geschlagen hätte.

Tochon verwirft die zwei früheren Münzen, besonders die von 184, aus andern Gründen, als Wernsdorff, aber mit Beistimmung Eckhels, daß nämlich das, was man wegen einiger Undeutlichkeit für Δ oder 4 hielt, ein *B* oder 2 von eigenthümlicher Form sey.[1]) Gegen die zwei letztern Münzen aber bringt er nur scheinbare Gründe vor: die Schwierigkeiten, in die wir gerathen, wenn wir sie für ächt annehmen, und dadurch so viele

1) „Dissertation," p. 22.

historische Gewährschaften umstürzen wollen.[1]) In einigen Rücksichten ist er kaum gerecht gegen Fröhlich; denn er nimmt durchaus an, daß der gelehrte Jesuite den Tod des Königs in das Jahr 188 setze,[2]) und fragt daher, wie es denn komme, daß wir von seinem Nachfolger Antiochus Grypus Münzen mit der Jahrzahl 187 haben.[3]) Nun setzt aber Fröhlich den Tod des Antiochus Evergetes auf 186 an.[4]) So bildet nun der Umstand, daß keine Münze von Antiochus Grypus ein älteres Datum trägt, eine negative Bestätigung seiner Meinung. In so ferne also möchte es scheinen, daß die Anwendung von Münzen zur Vertheidigung der Chronologie der biblischen Urkunden gedient habe.

§. 7.

Die apameischen Münzen.

Ich will nun ihre Aufmerksamkeit auf eine Klasse von Münzen lenken, die lange der Gegenstand ernsthafter Streitigkeiten und endloser Konjekturen waren, und auf jene große Revolution hindeuten, die bereits mehrere Mal unsere Aufmerksamkeit beschäftigte. Nach den Beweisen von der Sündfluth, die wir in den Traditionen aller Länder gefunden haben, »von China bis Peru,« nach den sichtbaren Zeugnissen ihrer Wirkung, die wir entdeckt haben, aufgehäuft auf den Bergen, ausgegraben in den Thälern unserer Erde, möchte es vielleicht eine Spielerei scheinen, uns noch um jene kleinen Denkzeichen zu mühen, auf welche irgend eine besondere Nation, ja vielmehr eine Stadt, ihre Traditionen darüber einzuschreiben für gut befand. Doch dürfen wir kleine Dinge um der größern willen nicht umgehen, sondern sie alle, wo sie können, der edlen und glorreichen Sache der Religion dienstpflichtig

---

1) Pag. 64.

2) Pag. 24—29 etc.

3) „Comment alors supposer, que la mort d' Antiochus Evergetès puisse être arrivée l'an 188.“ Elle serait postérieure au regne de son fils.“ P. 61.

4) „Anno CLXXXVI. Circa hoc tempus contigisse existimo eadem Antiochi VI. Evergetis.“ P. 88.

machen. Es ist klar, daß die Alten zwei verschiedene Sagen von der Sündfluth hatten, die eine, eine populäre Fabel, der nationellen Mythologie angepaßt, die andere — weit philosophischer, die sich von den Traditionen des Ostens herschrieb, und daher mit der Erzählung der Schrift in weit größerer Uebereinstimmung steht. Die erstere ist die Sündfluth der Dichter, wie Ovid sie beschrieben hat: und Millin hat bemerkt, daß es kein Monument gibt, auf dem sie dargestellt wäre.[1]) Der andere Bericht von diesem Ereignisse ist in den Schriften Lucians und Plutarchs aufbewahrt. Nach der Beschreibung dieser Tradition machte Deukalion eine Arche oder Kiste, (λάρνακα), in die er sich zurückzog und ein Paar von jeder Gattung von Thieren, so wie auch sein Weib und seine Kinder mitnahm. In dieser Arche schiffte er so lange, als die Ueberschwemmung dauerte, und, »dieses,« sagt Lucian am Ende seiner Erzählung, »ist der historische Bericht, den die Griechen in Betreff Deukalions geben.«[2]) Plutarch fügt hinzu, daß die Rückkehr einer Taube dem Deucalion zuerst Nachricht von dem Auftrocknen der Gewässer gegeben habe.[3]) Nun enthalten die Münzen, die ich eben besprechen will, nebst einem andern Monumente, das ich sogleich beschreiben werde, eine Darstellung dieser traditionellen Geschichte.

§. 8.

Beschreibung derselben.

Diese kaiserlichen Bronzemünzen von der Stadt Apamea in Phrygien, führen auf einer Seite die Köpfe verschiedener Kaiser, des Severus, Macrinus und Philippus des Aeltern. Die Rückseite ist bei allen gleich, und enthält eine Darstellung, die Eckhel auf folgende Art beschreibt: »Ein Kasten schwimmt auf dem Gewässer, in welchem ein Mann und ein Weib, von der Brust an aufwärts, sichtbar sind. Außerhalb derselben, das Gesicht von

1) „Galerie Mythologique," Par. 1811. tom. II. p. 136.

2) „De Dea Syra," vol. II. p. 661. Ed. Bened. Amst. 1687.

3) „Utrum animalia terrestria aut aquatica magis sint solertia," Oper. Par. 1572, tom. III. p. 1783.

ihr abgekehrt, schreiten ein bekleidetes Weib und ein Mann in einem kurzen Hemde, die rechte Hand aufhebend. Auf dem Rande der Kiste steht ein Vogel, und ein anderer schwebt in der Luft und hält einen Olivenzweig in den Krallen.« [1]) Der kleine Kreis einer Münze könnte kaum eine bezeichnendere Darstellung dieses großen Ereignisses geben. Wir haben zwei verschiedene Scenen, aber offenbar dieselben handelnden Personen. Denn die Kleider und Köpfe der außen stehenden Personen gestatten uns nicht, sie für andere, als die Personen in der Arche zu halten. Wir haben diese Individuen zuerst in der Arche auf dem Wasser schwimmend, dann auf trockenem Lande in einer Stellung der Verwunderung stehend, mit der Taube,[2]) die das Sinnbild des Friedens über ihnen trägt.

Doch der wichtigste Umstand ist noch zu erwähnen. Auf dem vordern Felde dieser Arche sind einige Buchstaben, und die Erörterung ihrer Bedeutung war der Gegenstand mehrerer gelehrten Abhandlungen. Der Erste, der diese Münzen bekannt machte, war Oktavius Falconieri, i. J. 1667. Der Kupferstich, den er von dem Pariser-Severus gibt, hat die Buchstaben *NHTΩN*, das er als Fortsetzung von *ΜΑΓ, μαγνήτων* liest.[3]) Vaillant wollte darauf, so wie auch auf der Chigimünze des Philippus *ΝΕΩΚ* für *νεωκόρων* lesen. Hr. Mills rückte in den vierten Band der Archäologie von der königlichen alterthumsforschenden Gesellschaft einen Aufsatz über diesen Gegenstand ein, in welchem er behauptet, daß Alles, was nicht so liest, unterschoben sey. Bianchini gab zwei Kopieen dieser Münze heraus, wo er auf der einen *ΝΩΕ* auf der andern *ΝΕΩ* liest:[4]) Die erste dieser Les-

1) „Doctrina numorum veterum.“ Vienna. 1793. tom I. vol. III. p. 130.

2) Eckhel, ibid. p. 136.

3) „De nummo Apamensi Deucalionei diluvii typum exhibente Dissertatio, ad P. Seginum.“ Romae. 1667.

4) „La storia universale provata con monumenti.“ Romae 1697. p. 186, 191.

arten gibt auch Falconieri auf einer andern Münze. So hätten wir vier Uebersetzungen dieser Inschrift und jede neue Untersuchung schien die Streitfrage noch mehr zu verwickeln. Die Leseart *ΝΩΕ* schien dem bei der ersten Bekanntmachung dieser Münzen ausgesprochenen Zwecke zu günstig, als daß nicht einiger Verdacht auf sie hätte fallen sollen; und so groß war die Furcht, eine so günstige Annahme für wahr zu erklären, daß Barrington, obwohl er dieses für die richtige Lesart anerkannte, nicht glauben wollte, daß darin irgend eine Andeutung des biblischen Namens enthalten sey, sondern lieber annahm, daß es für *ΝΩΙ*, wir, dem Dualis von ἐγώ stehe, und eine bündige Zusammenfassung der ovidischen Worte: „Nos duo turba sumus!“ sey.[1]) Die Wahrheit ist, daß von allen diesen Lesearten keine die richtige ist; denn Eckhel hat erwiesen, daß die Münzen nur die zwei Buchstaben *ΝΩ* enthalten. Dieß hat er erwiesen aus seinen und Fröhlichs Beobachtungen der Münzen zu Wien und Florenz, aus Venutis Beobachtung jener in dem Albanikabinet, und Barthelemy's über den Pariser-Severus. Bei einigen ist zwar nur das *N* sichtbar, bei den meisten aber läßt sich die Spur eines dritten Buchstabens erkennen, der aber nicht absichtlich ausgekratzt, sondern, weil er der vorragendste Punkt in dem Relief war, abgerieben wurde. Eckhel prüft die verschiedenen Erklärungen, die Andere von dieser Inschrift gaben, und verwirft sie; er zieht den Schluß, daß, weil die ganze Scene auf einer Münze dargestellt, eine so offenbare Beziehung auf die noachische Fluth hat, es auch die Inschrift auf der Arche haben müsse, und daß es folglich der Name dieses Patriarchen sey. Dieß erklärt er noch mehr durch die Münzen von Magnesia in Jonien, auf denen das Bild eines Schiffes, mit der Inschrift *ΑΡΓΩ* sich befindet; ohne Zweifel zum Behufe deutlicher Bezeichnung des mythologischen Ereignisses, auf das es sich bezieht, nämlich den Argonautenzug.[2])

---

1) Archaeologia vol. IV. p. 315.

2) Pag. 132.

§. 9.

Ihre Geschichte.

Hier aber tritt uns eine Schwierigkeit entgegen; was konnte die Apameer veranlassen, solch ein Ereigniß zum Symbole für ihre Münzen zu wählen? Auch diese Schwierigkeit ist vollkommen entfernt worden. Es war bei den Städten gewöhnlich, zu ihren Emblemen irgend ein merkwürdiges Ereigniß zu nehmen, das die Fabel dahin verlegte. So hat die Stadt Thermae in Sicilien den Herkules auf ihren Münzen, weil er nach der Mythologie daselbst geruht haben soll. Dieß ist nun eben auch der Fall bei Apamea, oder wie es vordem hieß, Celäne. Denn die sibyllinischen Bücher, die obwohl unächt, doch ein hinreichendes Zeugniß von dem Vorhandenseyn einer Volkstradition sind, sagen deutlich, daß in der Nähe von Celäne der Berg Ararat sey, auf dem die Arche feststand. Diese Tradition, die offenbar mit der Sündfluth Deukalions, deren Sitz Griechenland war, in keiner Beziehung steht, ist hinreichend, die Aufnahme einer solchen Darstellung auf die Münzen Apameas zu erklären. Daher entstand auch wahrscheinlich ein anderer alter Name dieser Stadt, *Κιβωτός*, die Arche, wie Winkelmann gezeigt hat, und eben dieses Wort wird von den Septuaginta und Josephus bei der Beschreibung der Arche Noes gebraucht.[1])

Hier also haben wir ein Beispiel von einem zur Beleuchtung der heiligen Schrift dienenden Monumente, das seine Zuverläßigkeit und Gültigkeit dem Fortschritte eben der Wissenschaft verdankt, die es zuerst hervorbrachte. Denn wir haben gesehen, daß der gelehrte Numismatiker, von dem man sagen kann, daß er zuerst das Studium der Münzen in eine systematische Ordnung brachte und die ganze Wissenschaft einem allgemeinen Plane unterwarf, auch der Erste war, alle Unbestimmtheit von diesen interessanten Dokumenten zu entfernen und ihre Bedeutung über allen Zweifel zu erheben.

---

1) Sieh Winkelmanns „Monumenti antichi inediti.“ Rom, 1767, tom. II. p. 258. Eckhel a. a. O. pp. 132, 139.

§. 10.

Vergleichung dieser Darstellung mit andern Monumenten.

Doch man könnte einwenden, daß an einer solchen Darstellung der Arche kaum eine Uebereinstimmung weder mit der heiligen, noch mit der profanen Beschreibung der Sündfluth, wie sie vorhin erwähnt wurde, erkannt werden könne: indem diese annehmen, daß nicht nur Noe und sein Weib, sondern seine ganze Familie und viele Thiere in der Arche eingeschlossen waren. Solche Umstände können kaum durch die Abbildung einer kleinen Kiste, in der zwei Personen enthalten sind, ausgedrückt werden. Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, möchte ich eine Vergleichung zwischen den frühesten christlichen Denkmälern und der Darstellung auf diesen Münzen vorschlagen, denn niemand wird bezweifeln, daß man auf den erstern die biblische Erzählung im Auge hatte. Auf ihnen ist die Arche immer als eine viereckige Kiste dargestellt, die auf einem Wasserstrome schwimmt. In ihr sieht man nur die Figur des Patriarchen von dem Leibe an aufwärts; und oben die Taube, die ihm den Oelzweig bringt. Dieß ist die Darstellung auf vier marmornen Sarkophagen, die Aringhi bekannt machte,[1]) und in dem Gemälde der zweiten Kammer in dem Begräbnisse des Callistus.[2]) Eine ganz ähnliche Darstellung hat der Senator Buonarotti nach einer Metallplatte gegeben,[3]) und Ciampini erläutert.[4]) Einige dieser Gemälde scheinen auch den

1) „Roma subterranea.“ Romae. 1651. Tom. I. pp. 325, 331, 333. Tom. II. p. 143.

2) Ib. p. 539. Sieh auch pp. 551. 556.

3) „Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro.“ Tom. I. Fig. 1.

4) „Dissertatio de duobus emblematibus Musaei Card. Carpinei.“ Romae, 1748. p. 18. Biamhini hat auch nach einem alten Glase eine Darstellung derselben Scene in Miniatur herausgegeben. (Demonstratio historiae ecclesiasticae quadripartitae comprobatae monumentis. Romae. 1753. p. 585.) Es ist bezeichnet mit Nro. 139, auf dem letzten Blatte der zweiten Tafel, zur Beleuchtung des zweiten Jahrhunderts.

Deckel der Kiste, über dem Haupte des Patriarchen aufgeschlagen, zu zeigen, wie bei den Apameischen Münzen.[1]) Ferners erscheint wie bei diesen, die Figur Noes bisweilen außer der Arche, auf dem trockenen Lande stehend, mit der symbolischen Taube, um anzudeuten, wer er ist: denn so zählt Boldetti unter den gewöhnlichen christlichen Symbolen auch auf:, ‚Noè dentro e talvolta fuori dell' arca, colla colomba.“ (Noe in, und bisweilen auch außer der Arche, mit der Taube.[2]) Endlich erscheint die Taube bisweilen auf der Arche stehend, wie auf der Münze, aber dann fehlt die Figur des Patriarchen. So ist es auf der foggini'schen Gemme, die Mamachi beschreibt.[3]) Wenn man solche Darstellungen mit einander vergleicht, so ergibt sich, daß dadurch nicht nur jede Schwierigkeit in Betreff der Frage, ob eine solche Arche, wie die Noe's, jemals so dargestellt werden konnte, wie wir es auf den Münzen sehen, gehoben, sondern daß auch die Aehnlichkeit zwischen beiden Arten von Monumenten so stark ist, daß wir mit Fug und Recht ihre Gegenstände als identisch betrachten dürfen. Dazu kommt noch, daß die Altersverschiedenheit der beiden nicht sehr groß seyn kann: und daß die Christen in diesen Abbildungen, die so gleichmäßig bei verschiedenen Monumenten sind, unläugbar für ihre bildende Kunst einen gemeinschaftlichen Typus hatten, der von der biblischen Erzählung ganz verschieden ist, und daß dieser Typus wahrscheinlich von andern Traditionen entlehnt war.

§. 11.

II. Inschriften.

Von den Münzen wenden wir uns nun zu den Inschriften, einer höhern Art von Monumenten, indem sie im Ganzen in der Unterweisung, die sie uns gewähren, mehr in das Einzelne gehen. Der größte Vortheil, der von dieser Art alter Ueberreste gewon-

---

1) Beispiele sieh bei Aringhi. Tom. II. pp. 67. 105. 187. 315.

2) „Osservazioni sopra i Cimiterii.“ etc. Romae, 1720. Lib. I. p. 22.

3) „Originum et antiquitatum Christianarum.“ Lib. XX. tom. III. Romae. 1731 p. 22. Tab. II. fig. 6.

nen wurde, besteht in der Worterklärung dunkler Stellen in der heiligen Schrift, die sie oft schon dargeboten haben: sollte ich mich jedoch über diese Art philologischer Bekräftigung oder Erläuterung, die der biblische Text von ihnen empfing, weiter ausbreiten, so müßte ich Sie offenbar in kleinliche Einzelheiten und gelehrte Erörterungen einführen, die dem Zwecke dieser Vorträge kaum angemessen wären. Allein was immer neues Licht auf irgend eine Stelle der heiligen Schrift wirft, und was immer ihre Redeweise von einem Vorwurfe der Unbeständigkeit und des Barbarismus reinigt, dient eben so wohl die Klarheit unserer Vorstellungen über sie zu erhöhen, und die Zeugnisse für ihre Aechtheit zu vermehren.

§. 12.

Erklärung des Wortes regulus bei Joh. IV. 46.

Ich begnüge mich daher mit einem einzigen Beispiele, das ich einer gelehrten Abhandlung von Dr. Friedrich Münter entnehme, welche unter dem Titel: »Proben biblischer Beobachtungen aus griechischen Marmorstatuen, u. s. w.« vor wenigen Jahren in die Koppenhagener Miscellaneen eingerückt war.[1]) Bei Johannes IV. 46. wird ein τὶς βασιλικός, ein gewisser Edelherr oder Statthalter oder Hofbeamter, (denn auf diese verschiedenen Weisen wird es übersetzt) erwähnt. Die englische Uebersetzung hat das erstere, mit den zwei andern am Rande und ein neuerer Kommentator bemerkt von dieser Uebersetzung, daß sie »den Begriff eines höhern Ranges und gewisser Würden einschließe, die in Palästina oder auch in Syrien nichts Entsprechendes hatten.«[2]) Einige meinten, es bedeute einen Prinzen königlichen Geblütes, andere einen königlichen Soldaten; wieder andere haben es für einen Eigennamen angesehen. Die wahrscheinlichste Erklärung schien

1) „Symbolae ad interpretationem N. T. ex marmoribus, numis lapidibusque coelatis, maxime Graecis.“ In den „Miscellanea Hafnensia theologici et philologici argumenti.“ Tom. I. fascic. 1. Koppenhagen 1816.

2) Campbell; zu dieser Stelle.

die von Krebs, daß es einen Minister oder Diener des Königs bedeute.[2]) Die Belege, die er aus Schriftstellern vorbrachte, genügten nicht vielen Erklärern. Aber ein neuer Beleg, den Münter einer Inschrift auf der Memnonssäule entnahm, die in demselben, hellenistischen Dialekte, wie das neue Testament geschrieben ist, stellt diese Uebersetzung auf festern Fuß. Denn darin geschieht eines *Αρτεμίδωρος Πτολεμαίου βασιλικός*, Artemidorus, Hofbedienten des Ptolemäus, Erwähnung. Denn der Zusatz des Namens des Königs wird eine andere Uebersetzung nicht gestatten.[2])

---

1) „Observationes Flavianae" p. 144. Sechs von Griesbachs Codicen lesen *βασιλίσκος*, und offenbar las auch der Ueberseter der Vulgata so; denn diese Uebersetzung hat „quidam regulus," oder wie wir es übersetzt haben, „ein gewisser Statthalter." Schleusner nimmt an, daß diese Lesart aus der Vulgata entstanden sey, aber das Gegentheil ist viel wahrscheinlicher. Es mag nicht am unrechten Orte seyn, in dieser Note zu bemerken, daß, obwohl die Vulgata das Wort durch ein Diminutivum gegeben hat, es im hellenistisch Griechischen diese Bedeutung keineswegs hat. Dieß erhellt aus einer Inschrift von Silco, König von Nubien, die zuerst nach einer minder treuen Kopie des M. Gau, von Niebuhr in seinen „Inscriptiones Nubienses," Romae, 1820, und zum zweiten Male nach einer des M. Caillaud von Letronne, im „Journal des Savans" Feb. 1825, pp. 98. 99. mitgetheilt wurde. Dieser König beginnt die hochtönende Erzählung seiner Siege mit den Worten: „*Ἐγω Σίλκω βασιλίσκος τῶν Νουβάδων καὶ ὅλων τῶν Αἰθιόπων.* Wenn auch der scharfsinnige Grundsatz Salverte's, in seinem „Essai sur les noms propres: „Jamais peuple ne s' est donné à lui-même un nom peu honorable," auf Monarchen bei der Aufzählung ihrer Titel keine Anwendung fände, so würden die Worte in der zehnten und eilften Linie keinen Zweifel über die wahre Bedeutung lassen. Denn er sagt hier: *ὅτε ἐγέγονε μὴν βασιλίσκος*, „ich stand nicht hinter andern Fürsten zurück, sondern ich stand über ihnen." Letronne erläutert viele Ausdrücke dieser Inschrift aus dem Griechischen der Septuaginta und des neuen Testamentes.

2) „Miscellanea," p. 18.

§. 13.

Gibbons und Dodwells Behauptungen über die geringe Zahl der christlichen Martyrer.

Um nun zu Beispielen von allgemeinem Interesse und Gewichte, und von Worten zu Sachen zu kommen, will ich Ihnen ein Beispiel von den Diensten geben, welche Inschriften den großen Zeugnissen für das Christenthum leisten können. Wer immer auch nur oberflächlich diese studirt hat, ist überzeugt von der Wichtigkeit der Beweiskraft, die sich aus der Freudigkeit, mit welcher die ersten Christen zur Vertheidigung ihrer Religion dem Tode entgegengingen, ergibt. Von den Geschichten der Offenbarungen bis zu der großen Kirchengeschichte des Eusebius bieten uns die Jahrbücher der Kirche eine Wolke von Zeugen dar, eine Schaar von Martyrern, die Liebe für Liebe, Leben für Leben hingaben, ihr Bekenntniß mit ihrem Blute besiegelnd und die Bosheit und Grausamkeit unbarmherziger Verfolger für nichts achtend. Und in dieser Festigkeit der Ueberzeugung, dieser Standhaftigkeit des Glaubens, dieser Kühnheit des Bekenntnisses und dieser Begeisterung der Liebe haben wir gewiß einen Beweis von der gewaltigen Macht, mit welcher Tausende von Zeugnissen, jetzt nur gelesen, damals aber gefühlt und gesehen, ihre Seelen erfaßten; in der Kraft, die sie durch alle die grausamen Prüfungen hindurch führte, haben wir die Erweisung eines starken, innerlichen Prinzipes, das in ihnen der Schwachheit unserer Natur entgegenwirkte, und in der Nichtigkeit jeder Bemühung, sie zu besiegen, oder durchaus zu vernichten, haben wir ein Zeugniß eines schützenden Armes, der sichern Verheißung des Einen, der jede Waffe, die gegen sein Werk geschmiedet wurde, zunichte machen konnte. Wer wird daher verwundert seyn über den Aufwand von Scharfsinn, mit dem jeder Angriff auf dieses wichtige kirchen-historische Faktum ausgeführt wurde, und daß Gibbon allen buhlerischen Prunk seines eignen Styles aufwandte, und alle Gelehrsamkeit seiner Vorgänger entlehnte, um zu beweisen, daß das Christenthum nur wenige Martyrer hatte, und daß diese den Tod eher durch ihre eigene Unklugheit, als etwa aus Bosheit und Christen-

haß ihrer Feinde, erlitten, daß sie eher von einem ehrgeizigen, unruhigen Geiste, als von einer heiligen, göttlichen Anregung auf das Schaffot getrieben wurden. — »Ihre Personen,« schließt er, »wurden für heilig gehalten, ihre Entscheidungen mit Ehrerbietung hingenommen, und sie mißbrauchten durch ihren geistigen Stolz und zügellose Sitten nur zu oft das Uebergewicht, das ihr Eifer und ihre Unerschrockenheit erlangt hatten. Derartige Unterscheidungen enthüllen eben so wohl ihr zu hoch erhobenes Verdienst, als sie die unbedeutende Zahl derer verrathen, die für das Bekenntniß des christlichen Glaubens litten und starben.«[1]) Der gelehrte Dodwell hat in seinen Abhandlungen über den heiligen Cyprian diesen Angriffen auf die historischen Zeugnisse des Christenthums den Weg gebahnt, indem er behauptete, daß die Anzahl der Martyrer nur unbeträchtlich sey, und daß nach der Regierung Domitians die Kirche sich vollkommener Ruhe erfreute.[2]) Ohne Zweifel haben Ansaldi und Andere sich des Geschäftes, diese Behauptungen aus historischen Gründen zu widerlegen, nicht ohne Erfolg entledigt; aber monumentale Inschriften bieten die unmittelbarsten und befriedigendsten Mittel dar, sie umzustoßen. Visconti hat sich die Mühe genommen, aus bändereichen Werken über christliche Alterthümer solche Inschriften zu sammeln, welche die Anzahl derer, die ihr Blut für Christus vergoßen, angeben.[3])

§. 14.

Ihre Widerlegung durch Inschriften.

Die Grausamkeit der heidnischen Verfolgungen, sogar unter Kaisern von milden Grundsätzen und sanftem Verfahren, ist hinreichend bezeugt durch eine nachdrucksvolle Inschrift in dem Begräbnisse des Kallistus, welche Aringhi mittheilt. »Alexander ist nicht todt, sondern lebt über den Sternen und sein Leib ruht in diesem Grabe. Er endete sein Leben unter dem Kaiser Antoninus,

1) „Decline and Fall," c. XVI.

2) „Dissertationes Cyprianicae." Dissert. IX. p. 57. ad. calc. Cypr. Opp. Oxon. 1682.

3) In den „Memorie Romane di Antichità," tom. I. Roma. 1825.

der, als er sah, daß er am meisten Gunst verdiene, anstatt Gewogenheit, ihm Haß gab. Denn da er sein Knie beugte, dem wahren Gotte zu opfern, wurde er zur Todesstrafe hinweggeschleppt. O unselige Zeiten! wo wir mitten in unsern heiligen Gebräuchen und Gebeten nicht sicher seyn können, selbst nicht in Höhlen! Was ist elender, als das Leben? aber was ist auf der andern Seite elender, als der Tod, da wir von unsern Freunden und Verwandten nicht begraben werden können?"[1]) Diese ausdrucksvolle Klage wird die Schwierigkeiten erklären, welche die Christen in Erwähnung der Namen ihrer Martyrer hatten, und warum sie so oft genöthigt waren, sich mit der Angabe ihrer Anzahl zu begnügen. So haben wir die folgenden Inschriften in den Katakomben:

MARCELLA ET CHRISTI MARTYRES CCCCCL.
(Marcella und 550 Martyrer Christi.)
HIC REQUIESCIT MEDICUS CUM PLURIBUS.
(Hier ruht Medicus mit Vielen.)
CL MARTYRES CHRISTI.
(150 Martyrer Christi.)[2])

Diese Inschriften beweisen deutlich die Grausamkeit der Verfolgungen und die große Zahl der Martyrer.

Nachdem wir so den Gebrauch gesehen haben, in einer kurzen Inschrift so viele Dulder um den christlichen Glauben zu erwähnen, sind wir auf den einfachen Schluß geführt, daß, wenn eine einfache Zahl auf einem Steine sich geschrieben findet, sie sich auf denselben Umstand bezieht. Dieß scheint der Alterthumsforscher,

---

4) Alexander mortuus non est, sed vivit supra astra, et corpus in hoc tumulo quiescit. Vitam explevit cum Antonino Imperatore, qui, ubi multum beneficii antevenire praevideret, pro gratia odium reddidit; genua enim flectens, vero Deo sacrificaturus, ad supplicia ducitur. O tempora infausta! quibus inter sacra et vota ne in carvernis quidem salvari possimus! Quid miserius vita? sed quid miserius in morte, cum ab amicis et parentibus sepeliri nequeant! Aringhi, „Roma Subterranea," tom. II. p. 685.

2) Visconti pp. 112. 113.

auf den ich mich bezogen habe, erschöpfend bewiesen zu haben; denn man hat oft angenommen, daß solche Zahlen sich auf eine Reihe beziehen, in welche die Inschriften eingeordnet gewesen wären. Aber, nicht zu erwähnen, daß eine solche Reihe oder auch nur irgend etwas dergleichen nicht entdeckt werden kann, sind diese Ziffern bisweilen in einer Weise geschrieben, die schwerlich angewandt worden wäre, wären sie nur fortlaufende Zahlen. Sie sind z. B. manchmal mit einem Kranze, von Tauben getragen, umgeben; an einer Stelle ist das Wort TRIGINTA dreißig, ganz ausgeschrieben, mit dem Monogramm des Namens Christi vorn und hinten, was jede Vorstellung, als sey es bloße Beziehung auf eine fortlaufende Reihe, ausschließt; in einem andern Falle folgt auf die Zahl XV ein INP, in pace. Die Muthmaßung, daß solch einfache Inschriften den Tod ebenso vieler Martyrer erwähnen, als die Zahlen andeuten, geht in absolute Gewißheit über durch die Bestätigung von einer Stelle bei Prudentius, der über die Katakomben zu einer Zeit schrieb, wo die Traditionen über sie noch frisch waren. — »Es gibt viele Marmorsteine,« sagt er uns, »welche Gräber verschließen, nur mit einer Zahl bezeichnet; ihr erfahrt dadurch, wie viele Leiber zusammengehäuft liegen, aber ihr lest nicht ihre Namen. Ich erinnere mich, hier berichtet worden zu seyn, daß die Ueberreste von sechzig Leibern unter Einem Hügel begraben lagen.«

„Sunt et multa tamen tacitas claudentia tumbas
Marmora, quae solum significant numerum.
Quanta virum jaceant congestis corpora acervis
Scire licet, quorum nomina nulla legas.
Sexaginta illic defossas mole sub una
Reliquias memini me didicisse hominum.“ [1])

Diese Verse lassen nichts zu wünschen übrig: sie setzen uns in Besitz einer großen Menge von Inschriften, welche, da sie bloß Zahlen enthalten, vollständig beweisen, daß es in Wahrheit viele waren, welche in jenen ersten Zeiten dem Herrn Jesus Zeugniß gaben.

---

1) „Carmina.“ Rom. 1788. tom. II. pp. 1164. Carm. XI.

§. 15.

Burnets Einwurf widerlegt.

Aber eine neue antiquarische Schwierigkeit begegnet uns hier. Denn Burnet hat behauptet, daß kein Monument gefunden worden sey, das beweisen könnte, daß die Christen vor dem vierten Jahrhunderte die Katakomben besaßen.[1]) Allgemeine negative Behauptungen sind immer leicht anzustellen, aber zweifelsohne schwer zu beweisen: aber auf der andern Seite sind sie am leichtesten zu widerlegen; denn ein einziges Beispiel vom Gegentheil wird dazu genügen. So ist es hier. Eine einzige von den bereits erklärten Zahleninschriften wird Alles beweisen, was wir bedürfen. Sie lautet so:

N. XXX. SVRRA. ET. SENEC. COSS.

(30. Unter dem Konsulate des Surra und Senecio.)

Nun waren Surra und Senecio im Jahre 107 nach Christus Konsuln, eben die Zeit der trajanischen Verfolgung. Aber wir haben noch eine andere höchst bedeutungsvolle Inschrift, welche Marangoni mittheilt, wodurch diese Frage außer Zweifel gesetzt wird. Es ist jene des Gaudentius, eines Architekten, den dieser gelehrte Alterthumsforscher für den Leiter des Baues des Kolosseums hält. Die Inschrift in den Katakomben belehrt uns, daß er den Tod unter Vespasian erlitt. Man kann auch nicht annehmen, daß sie später zu seiner Ehre errichtet wurde. Denn sie ist mit einer eigenen Art von Accenten oder Häubchen über einigen Sylben bezeichnet, welche, wie der gelehrte Marini gezeigt hat, nur von Augustus bis Trajan im Gebrauche waren.[2]) Folglich muß die Inschrift vor der Regierung dieses Kaisers eingehauen worden seyn.

Diese Inschriften sind ein starkes, neues Zeugniß, welch' eine Menge ihr Leben für den Glauben hingegeben haben muß, und führten so zur Widerlegung eines mächtigen Einwurfs, gegen eine der wichtigsten und schönsten Bestätigungen des Christenthums.

---

1) „Some Letters from Italy.“ Lond. 1724. p. 234.

2) „Atti dei Fratelli Arvali,“ p. 760.

§. 16.

III. Monumente.

Obwohl man Münzen und Inschriften mit Recht als Monumente betrachten kann, so habe ich doch diesen Namen lieber der Klasse vollständiger Gedächtnißmale vorbehalten, die durch Darstellungen, die zu dem Auge sprechen, die Erinnerung großer Ereignisse oder der Sitten und Gebräuche alter Zeiten erhalten. Der Werth solcher Monumente muß sehr groß seyn; denn sie sind das absichtliche Vermächtniß des Ruhmes von Generationen an ihre Nachkommen; — die Repräsentanten und Stellvertreter der Nationen, die im Bewußtseyn ihrer Vergänglichkeit und Sterblichkeit sie errichtet haben, indem sie dieselben, so gut sie konnten, nach ihrem Bilde und Gleichnisse gestalteten, und mit der Größe und Pracht, die ihren eigenen Zustand am besten nachbilden mochte, ausstatteten, all' die Gedanken des Stolzes, die ihre eigenen Herzen erfüllten, in sie einschrieben, die ganze Fülle ihres Ehrgeizes und die Unermeßlichkeit ihrer Begierden in ihnen verleiblichten, und ihnen eine Seele schweigender Erinnerungen einhauchten, eine sprechende Kraft, die die Sympathieen an sich knüpft und zu dem Herzen lebender Generationen spricht, als ob sie mit der vereinigten Gewalt des erloschenen Geschlechts Zwiesprache hielten. Und ach, nur zu sehr haben sie sie zu Abbildern ihrer selbst gemacht: ihre Epigraphen sind, wie ihre Geschichte, ein Räthsel für den Gelehrten, seinen Witz daran zu versuchen: Bauplane, wie ihre Verfassungen, ein zertrümmertes Labyrinth für den Alterthumsforscher, es zu ergänzen; gehauene Bilder, wie ihr Nationalcharakter, von der Zeit zernagt und formlos, ein Gegenstand dichterischer Gedanken; mächtige Gebäude, wie die mächtigen Männer, die sie errichteten, sind zerstückelt, zerstreut, und in Asche zerstoben, über die der Philosoph nachdenken und der menschliche Stolz sich demüthigen mag. Aber eine weit ersprießlichere Belehrung werden sie an uns richten, wenn sie durch menschliche Absicht oder durch die Leitung der Vorsehung irgendwo eine schwache, unausgelöschte Erinnerung solcher Dinge tragen, die zwar denen, die sie aufzeichneten, werthlos, uns aber heilig sind. So mögen

unter den Skulpturen auf dem Titusbogen die Kaiser, die sie errichteten, und die darauf im Triumphe einherziehen, verstümmelt, entstellt, und fast ausgelöscht seyn aus der Urkunde ihrer Größe: der goldene Leuchter des Tempels, die Lampe heiliger Zeugschaft, wird darauf bleiben, — damals eine kriegerische Trophäe, jetzt eine Prophezie, — ihnen ein Zeichen des Sieges, uns ein Zeichen unbesieglicher Stärke.

§. 17.

Der Gebrauch des Weines in Aegypten, gegen die Angabe der Bibel, geläugnet.

Im letztvergangenen Jahrhunderte wurden die Bücher Moses oft angegriffen wegen der Trauben und Weinberge [1]) und wohl auch wegen des Weines, [2]) der nach denselben in Aegypten genossen worden seyn soll. [3]) Denn Herodot sagt uns ausdrücklich, daß es in Aegypten keine Weinberge gab, [4]) und Plutarch versichert uns, daß die Eingebornen dieses Landes einen Abscheu vor dem Weine hatten, indem er nach ihrer Meinung das Blut derer sey, die sich gegen Gott empört hätten. [5]) Diese Authoritäten erschienen als so entscheidend, daß der gelehrte Verfasser der »gründlichen Erklärung des mosaischen Rechtes« die entgegengesetzten Angaben eines Diodorus, Strabo, Plinius und Athenäus, für gänzlich überwogen durch das Zeugniß des Herodot allein betrachtete. [6]) Daraus schloß er, daß bei den jüdischen Opfern ausdrücklich darum Wein verordnet war, um ein ägyptisches Vorurtheil darüber zu durchbrechen, und das auserwählte Volk von seiner übermächtigen Vorliebe für jenes Land und seine Einrichtungen loszulösen. In dieser Meinung folgten ihm viele treffliche Män-

---

1) Gen. 40,9. 43, 11.

2) Num. 20, 5.

3) Siehe Bullet. „Réponses critiques," Besançon 1819, tom. III. p. 142. Duclots „Bible vengée," Brescia, 1821. tom. II. p. 244.

4) Lib. II. cap. 77.

5) „De Iside et Osiride." §. 6.

6) Vol. III. pp. 121. ff.

ner. Dr. Prichard erwähnt Weinopfer unter jenen Gebräuchen, welche entweder »in näherer Beziehung oder im Gegensatz zu den Gesetzen Aegyptens standen,«[1]) und da dieser Gebrauch gewiß nicht in die Klasse der ersten gerechnet werden kann, so dürfen wir, glaube ich, annehmen, daß er die Meinung Michaelis theilt. So lange als die Authorität des Herodot in dieser Weise den übereinstimmenden Zeugnissen anderer Schriftsteller vorgezogen wurde, war die Entgegnung auf diesen Einwurf natürlich nur schwach. Wir finden daher, daß die Schriftsteller, welche diese Erwiderung unternahmen, entweder zu dem Mittel ihre Zuflucht nahmen, auf die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Angabe Muthmaßungen zu bauen, oder eine chronologische Verschiedenheit der Umstände und eine Sittenänderung zwischen der Zeit des Moses und Herodot voraussetzten.

§. 18.

Vertheidigung durch Costaz, Jomard, Champollion und Rosellini.

Allein ägyptische Denkmäler haben den Streit beigelegt und natürlich zu Gunsten des jüdischen Gesetzgebers entschieden. In der großen Beschreibung Aegyptens, welche die französische Regierung nach den Unternehmungen in diesem Lande herausgab, beschreibt Costaz die genaue Abbildung des Weinbaues in allen ihren Theilen, wie sie in den Hypogäen oder unterirdischen Gewölben von Eilithyia gemalt ist, von der Anpflanzung des Weinstockes bis zum Ausdrücken des Weines: und er stellt den Herodot streng darüber zu Rede, daß er das Vorhandenseyn der Weinberge in Aegypten läugnet.[2])

Im Jahre 1825 wurde diese Frage auf's Neue angeregt im Journal des Débats, wo ein Kritiker über eine neue Ausgabe des Horatius die Gelegenheit wahrnahm, zu bemerken, daß das

---

1) „Analysis of Egyptian mythology" p. 422. Guénée, „Lettres de quelques Juifs." Par. tom. I. p. 192.

2) „Description de l' Egypte, Antiquités Mém." tom. I. Jer. 1809. p. 62.

vinum mareoticum, das in der 37ten Ode des ersten Buches erwähnt wird, kein ägyptischer Wein seyn könne, sondern ein Erzeugniß aus einer Gegend in Epirus, Namens Mareotis sey. Dieß war in dem Blatte vom 26ten Juni; und am 2ten und 6ten des folgenden Monats besprach Malte Brun die Frage in demselben Blatt, besonders mit Beziehung auf die Authorität Herodots: aber seine Beweise reichten nicht weiter zurück, als in die Zeiten der griechischen und römischen Herrschaft. Jomard nahm jedoch davon Veranlassung, den Punkt umfassender zu erörtern, und in einer literarischen Zeitschrift, die zu solchen Erörterungen geeigneter war, als ein Tagblatt, verfolgte er seine Untersuchungen bis in die Zeiten der Pharaone. Außer den Gemälden, die bereits von Costaz angezogen waren, beruft er sich auf die Ueberreste von Amphoren oder Weinkrügen, die unter den Ruinen alter ägyptischer Städte gefunden wurden und jetzt noch mit einer Kruste von Tartarus, der sich im Weine absetzt, überzogen waren.[1]) Aber seit Champollions Entdeckung des hieroglyphischen Alphabets kann die Sache als gänzlich entschieden angesehen werden: denn jetzt erscheint es als gewiß, daß der Wein in Aegypten nicht nur bekannt, sondern sogar bei den Opfern gebräuchlich war. Denn in den Darstellungen von Opfern haben wir unter andern Gaben auch Flaschen, die roth gefärbt sind, bis an den Hals, welcher weiß bleibt, als wie durchsichtig; und daneben liest man in Hieroglyphen das Wort *EPII*, was im Koptischen Wein bedeutet.[2])

Rosellini hat in den Abbildungen seines prachtvollen Werkes Darstellungen jedes Theils des Weinbaues und der Weinbereitung mitgetheilt. Vor diesem aber hatte er zu Florenz ein ägyptisches Basrelief aus der großherzoglichen Gallerie herausgegeben, welches nach seiner Annahme ein Gebet an die Gottheit Athir in Hieroglyphen enthält. Sie wird gebeten, den Todten Wein, Milch und andere gute Dinge zu gewähren. Diese Gegenstände sind durch Gefäße dargestellt, die sie enthalten sollen, und um sie

1) „Bulletin universel," 7e section, tom. 4. p. 78.

2) „Lettres à M. le Duc de Blacas," 1e lettre. p. 37.

herum sind ihre Namen mit Hieroglyphen geschrieben. Um das erste sind die Feder, der Mund und das Viereck, die phonetischen Zeichen für die Buchstaben *EPH.*[1]) Hier will ich nun auch bemerken, daß der gelehrte Schweighäuser in seinen Anmerkungen zum Athenäus die Richtigkeit von Casaubons Behauptung, daß ἔρπις das ägyptische Wort für Wein sey, in Zweifel zu ziehen scheint;[2]) obwohl Eustathius und Lycophron es deutlich beweisen. Hätte er sein Werk, nachdem die Entdeckung des Wortes in Hieroglyphen gemacht war, geschrieben, so würde er seine Meinung ohne Zweifel geändert haben. Und auf der andern Seite zweifle ich nicht, daß Champollion und Rosellini ihre Interpretation durch diese alten Schriftsteller bekräftigt haben würden, wenn sie mit ihrem Zeugnisse bekannt gewesen wären.

§. 19.

Merkwürdige Vase, die in der Campagna Romana gefunden wurde und sich auf die Sündfluth bezieht.

Erlauben Sie mir nun, ihre Aufmerksamkeit für ein außerordentlich interessantes Monument in Anspruch zu nehmen, obwohl uns keine andere Aufklärung verschaffen wird, als wir schon von den apameischen Münzen gegeben sahen: indem wir nämlich darin ein Denkmal der Sündfluth haben werden. Im Jahre 1696 fand ein Arbeiter, indem er in der Umgegend Roms ein Grabmal aufgrub, eine irdene Vase, die mit einem Ziegel bedeckt

---

1) „Di un basso-relievo Egiziano della J e R. Galleria di Firenzo," ib. 1826. p. 40. Wilkinson hat auch dasselbe Wort gelesen, „Materia hieroglyphica" p. 16. nota 5.

2) Athenaeus, „Deipnosoph Epit." lib. II. tom. I. p. 148. ed. Schweighäuser, hat das Wort ἔρπις in einem Citate aus Sappho, obwohl er an einer andern Stelle, (lib. X. tom. 4. p. 55.) ὅλπιν liest. Der gelehrte Kritiker scheint bewiesen zu haben, daß letztere die richtige Lesart ist. (Animadvers. in Athen. Argentor. 1804. tom. 5. p. 378.) Diese Entdeckung der ägyptischen Benennung, die alte Schriftsteller in den Hieroglyphen unter den im Texte erwähnten Umständen dem Wein geben, muß als eine kräftige Bestärkung von der Richtigkeit des phonetischen Systems gelten.

war. Indem er diesen entfernte, fiel der Deckel weg und zerbrach. Der Arbeiter zog nun daraus eine Anzahl von Siegeln und Amuletten, die aus geschlossenen Händen, Ochsenköpfen und Olivenbeeren, alle roh aus Stein gearbeitet, bestanden. Unter diesen fühlte er etwas Hartes und Ebenes, und in seiner Ungeduld, es zu entdecken, brach er die Vase entzwei, und damit nicht zufrieden, brach er sie auch unten auf; hierauf fiel nun ein bronzener Ring heraus, der genau in den untern Theil der Vase eingepaßt, und eine dünne Platte, welche ihn bedeckt hatte. Er hatte keinen Boden, aber aus den Holzfasern, die mit der Erde sich gemengt fanden, schloß man, daß dieser ursprünglich aus diesem Stoffe gebildet war. Zugleich fiel eine Anzahl Figuren heraus, die ich sogleich beschreiben will. Dieses sonderbare Monument kam in den Besitz des Alterthumsforschers Ficoroni und ein genauer Bericht davon wurde von Bianchini im folgenden Jahre herausgegeben.[1]) Ein Kupferstich ist beigegeben, der sehr roh ausgeführt ist; doch ist eine spätere Ausgabe davon vorhanden ohne Datum, jedoch mit der Angabe, daß jene Gegenstände in dem Hause des Giovanni Domenico Pennacchi sich befinden. Von dieser habe ich eine Kopie ohne Rücksicht auf die unvollkommene Zeichnung, die in beiden Abbildungen sich zeigt, die durch ihre Verschiedenheit von einander deutlich genug zeigen, daß vollkommene Genauigkeit der Zeichnung in keiner von beiden angestrebt war.

Diese Abbildung ist in drei Theile getheilt. Der erste stellt die Vase dar, die aus Töpferthon gemacht ist, doch von anderer Beschaffenheit als die gewöhnliche terra cottas, indem er mit flimmernden metallischen Trümmern und Marmorstückchen gemischt war. In der Gestalt gleicht sie einer kleinen Tonne oder der Vase, die auf dem Isiszuge im Pallaste Mattei dargestellt ist. Daneben ist der Deckel, der darauf gefunden wurde. In der zweiten Abtheilung hat man Gestalt und Verhältniß des untern Theils der Vase, in zwei Drittheil der wirklichen Größe. Der metallene Ring, welcher den untern Theil des Gefäßes ausfütterte,

1) „La storia universale provata coi monumenti," pp. 178. sqq.

ist aus schmalen, zusammengenagelten Blättern gebildet, wie zur Nachahmung eines hölzernen Bauwerks. In Zwischenräumen sind Fenster oder Oeffnungen mit Läden darüber angebracht. Eine Thüre ist nicht da, dafür aber eine bronzene Leiter mit fünf Stufen, als wie zu dem Ende, von oben Eintritt zu verschaffen. Das Gefüge dieser metallenen Büchse scheint also offenbar den Wunsch auszudrücken, ein Gebäude, wahrscheinlich von Holz, darzustellen, in das kein Eingang vom Boden an stattfinden sollte. In gewissen Zwischenräumen ist die Seite über den Rand dieser kleinen Arche erhöht, wie die Brustwehren einer Befestigung; dieselben scheinen den Deckel festzuhalten, der mit Metallnägeln an sie befestigt war.

Die Figuren bestanden aus zwanzig Thierpaaren,[1]) zwölf von Vierfüßern, sechs von Vögeln, eines von Schlangen und eines von Insekten. Es sind auch zwei andere, ungeparrte Insekten dabei, deren Gefährten wahrscheinlich in der Grube verloren gegangen waren. Die Thiere waren ein Löwe und eine Löwin, ein Paar Tiger, Pferde, Esel, Hirsche, Ochsen, Wölfe, Füchse, Schaafe, Hasen und zwei andere, die nicht näher bezeichnet sind. Dabei waren noch fünf und dreißig menschliche Figuren, einige einzeln, andere gruppirt, alle aber mit Zeichen der Anstrengung, dem Ertrinken zu entgehen. Das Haar der weiblichen Figuren ist aufgelöst und sie werden auf den Schultern und Rücken der Männer hinweggetragen. In diesem Falle sind sie beschäftigt, Mund und Nase ihrer Beschützer zu verschließen. Einige einzelne Figuren thun das nämliche sich selbst. Alle sind dargestellt, wie sie sich zu der äußersten Länge ihrer Gestalt strecken, und eine Gruppe von drei Figuren steht auf einem Leichname, der allem Anscheine nach ertrunken ist, als wie in der Absicht, ihrer Größe etwas beizufügen. Die Figuren sind alle von ausgezeichneter Arbeit und deuten einen äußerst vollkommenen Stand der Kunst an, mit Ausnahme von vieren, die von einer viel ungeschicktern Hand ergänzt zu seyn scheinen. Dasselbe gilt von den Thieren, bei

1) Bianchini sagt in seiner Beschreibung, es seyen neunzehn Paare, aber dieß steht im Widerspruche mit seiner Aufzählung der einzelnen.

welchen zerbrochene oder verlorne Stücke in späterer Zeit ersetzt scheinen. Wir erfahren aus der Beschreibung nirgends, aus welchem Stoffe die Figuren bestehen. Bestehen sie aus Bronze, so können wir sie mit der Anzahl kleiner Thierfiguren, die, immer gepaart, in Pompeji gefunden wurden und von denen man viele in dem Museum zu Neapel sehen kann, vergleichen. Auch weiß ich nicht, was seitdem aus diesen seltsamen Reliquien geworden ist.

Ich will dem gelehrten Erklärer dieses Monumentes nicht in die Menge seiner Gründe folgen, die er anführt, um zu beweisen, daß es eine Vase war, die an dem Feste der Hydrophoria, oder der Erinnerung an die Sündfluth, gebraucht wurde. Die verschiedenen Amulette haben ohne Zweifel große Aehnlichkeit mit denen, welche nach der Beschreibung des Clemens Alexandrinus, Arnobius und Anderer, von den Heiden in ihre mystischen Körbe gelegt wurden: wenn aber jener, der in den Akten der Akademie von Cortona mitgetheilt wird, richtig ist,[1]) wie es sehr wahrscheinlich ist, so könnte dieses Gefäß kaum zu jener Klasse von Monumenten gezählt werden. Ich muß noch bemerken, daß eine Kette und ein Schloß eng an unserer Vase gefunden wurde, als ob sie auf irgend eine Weise dazu gehörten.

Doch sey dieß, wie es wolle, so ist es schwer, dieses außerordentliche kleine Monument auf eine andere Weise zu erklären, als auf die sogleich ins Aug fallende, daß es nämlich auf die Vernichtung des menschlichen Geschlechtes mit Ausnahme Weniger hinweist, welche mit Paaren von Thieren in einer Art von Arche, einem Kasten gerettet wurden.

§. 20.

Die Eroberung Judas durch Schischak, dargestellt zu Karnak.

Als ich in meiner letzten Vorlesung von der Chronologie Aegyptens, wie sie jetzt durch Monumente festgestellt ist, handelte,

1) „Atti dell' Accademia di Cortona," Rom. 1742. tom. I. p. 65. Vrgl. auch die Abhandlung des Prof. Wunder, „De discrimine verborum cistae et titellae," in his „Variae lectiones librorum aliquot M. T. Ciceronis ex cod. Erfurt." Lips. 1827. pp. CLVIII sqq.

erwähnte ich einen merkwürdigen Synchronismus des Schischak und Rehaboam, wie er bei Rosellini mitgetheilt wird. Dieser König von Aegypten wird von Herodotus und Diodorus gänzlich übergangen; aber Manetho erwähnt ihn unter dem Namen Sesonchis als Gründer der zwei- und zwanzigsten Dynastie. Ich führte die Entdeckung mehrerer Monumente an, die den Namen dieses Königs als Schischonk tragen. Diese Uebereinstimmung der beiden Annalen in so bestimmter Weise macht diesen Punkt zur eigentlichen Basis jedes Systemes ägyptischer Chronologie, und als solche hat ihn Rosellini aufgefaßt. Aber ich sparte für diese Zusammenkunft noch ein Monument auf, das diese Harmonie vollkommen feststellt und zugleich eine der schlagendsten Bestätigungen der heiligen Geschichte, die je gefunden wurde, bildet. Ich fahre fort, sie Ihnen vorzulegen.

Das erste Buch der Könige (XIV. 24.) und das zweite der Chronik (XII. 2.) belehren uns, daß Schischak, König von Aegypten, im fünften Jahre des Rehoboam gegen Juda heraufzog mit 1200 Wagen und 60,000 Reitern und zahllosem Volk; daß er, nachdem er die festen Städte des Landes weggenommen, sich Jerusalem näherte, es zu belagern, daß der König und das Volk sich vor Gott demüthigten, und daß er, sich über sie erbarmend, ihnen verhieß, daß er sie nicht verderben, aber doch in die Hand des Feindes als seine Sklaven geben wolle: »doch sollen sie ihm dienen, damit sie den Unterschied meines Dienstes und des Dienstes der Weltreiche erkennen.« Schischak kam daher und nahm die Schätze des Tempels, und darunter auch die goldenen Schilde, welche Salomon gemacht hatte. In dem großen Vorhofe von Karnak sind die Unternehmungen dieses Eroberers und Wiederherstellers der ägyptischen Macht vollständig dargestellt. Wir müssen uns natürlich vorstellen, daß die Eroberung Judas darunter mitenthalten sey, um so mehr, als dieses Königreich in seinem Zenith stehend erscheinen konnte, gerade nachdem Salomon alle benachbarten Nationen durch seine glänzende Pracht überstrahlt hatte. Wir wollen sehen, ob es so ist. In den Darstellungen zu Karnak ist Schischak, nach einem in ägyptischen Monumenten gewöhnlichen Bilde, geschildert, wie er einen Haufen zusammen-

geworfener, knieender Figuren bei den Haaren hält, und seine rechte Hand erhebt, um mit einem Streiche seiner Streitaxt alle umzubringen. Neben diesen treibt der Gott Ammon-Ra eine Schaar Gefangener mit auf den Rücken gebundenen Händen, gegen ihn vorwärts. Wenn die erste Gruppe diejenigen vorstellt, die er tödtete, so muß wohl die zweite diejenigen enthalten, die er nur zu Sklaven machte, oder bloß überwand und tributpflichtig machte. Nach der Verheißung, die er erhielt, mußte der König von Juda in diese Klasse kommen, und in ihr müssen wir uns nach ihm umsehen. Unter den Figuren der gefangenen Könige finden wir auch demgemäß einen mit einer vollkommen jüdischen Physiognomie, wie Rosellini bemerkt. Er hat bisher noch keine Kopie dieses Monumentes mitgetheilt, obwohl er die Inschrift hat; aber Champollion hat zu Paris eine Abbildung dieses Königs herausgegeben, aus der man sich überzeugen kann, wie wahrhaft unägyptisch und wie vollkommen hebräisch seine Gesichtsbildung ist. Sein Profil mit dem Barte ist durchweg jüdisch, was um so mehr auffällt, wenn man ihm einen ägyptischen Kopf, mit dem vollen Charakter seines Nationaltypus an die Seite stellt. Jeder dieser gefangenen Monarchen trägt einen Schild, der wie zur Darstellung der Befestigungen von Städten gezähnt ist, und auf diesen ist eine hieroglyphische Inschrift geschrieben, die ohne Zweifel angeben soll, wer der Träger ist. Die meisten, wenn nicht alle Schilde, sind so verstümmelt, daß sie nicht mehr lesbar sind, außer jenem, den unsere jüdische Figur trägt, und der unversehrt geblieben ist. Auf demselben sind neun Charaktere: zuerst zwei Federn, ein Vogel und eine offene Hand; die Federn bedeuten die Buchstaben I. E.; der Vogel U; die offene Hand D oder T; so haben wir Jeud, das hebräische Wort für Juda. Die fünf folgenden Charaktere bedeuten die Buchstaben H. A. M. L. K; und ergänzen wir die Vokale, die in den Hieroglyphen gewöhnlich ausgelassen sind, so haben wir das hebräische Wort für »König« mit dem Artikel: Hamelek. Das letzte Zeichen steht immer für das Wort Kah, ein Land. So haben wir einen deutlichen Beweis, daß dieß der König von Juda ist, genau so behandelt, wie die Schrift es schildert, von Schischak oder Schischonk, dem Könige

von Aegypten in Knechtschaft gebracht. Wir dürfen wohl sagen, daß noch nie ein Monument gefunden wurde, das der Aechtheit der biblischen Geschichte ein solches neues, bestätigendes Zeugniß gibt. Ich schließe meine Bemerkungen, indem ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Parvey zwischen dem Gesichte des Königs von Juda, und dem angenommenen Bilde von dem Angesichte unseres Heilandes eine deutlich wahrnehmbare Aehnlichkeit findet, besonders in dem unteren Theile, und so würde eine Familienähnlichkeit zwischen dem Ahnen und dem Abkommen stattfinden.

§. 21.

Schlußbemerkungen.

Diese Beispiele mögen genügen; denn wenn ich bedenke, wo wir eben sind, im Mittelpunkt und Herzen dieser Wissenschaft, wo ihre erhabenen Einflüsterungen mit allen Sinnen eingesogen werden, und wo wir selbst mit den Erinnerungen ihrer heiligen Monumente gleichsam Eines werden, so kommt es mir vor, als müsse die Aufzählung einiger wenigen, geringfügigen Beispiele von ihrer Kraft, als eine fast nutzlose Aufdringlichkeit erscheinen. Wir wissen einen, der auf den Ruinen dieser Stadt saß, und durch die Gedankenreihe, die sie ihm aufdrangen, veranlaßt wurde, das heute besprochene Werk über ihre letzte Geschichte zu entwerfen,

»Mit Spott den heil'gen Glauben untergrabend.«

Aber gewiß muß ein gläubiges Gemüth aus solch einer Betrachtung mit ganz andern Gefühlen sich erheben, erdrückt allerdings von dem ganzen Gewichte seiner natürlichen Schwäche, im Geiste gedemüthigt vor den kolossalen Trümmern einer unerreichten Größe, mehr als je niedergesunken in die Kleinheit vor den Denkmälern fast übermenschlicher Kraft: zugleich aber auch erheitert durch andere, tröstlichere Gedanken. Denn selbst diese heidnischen Monumente enthalten viele heilige Erinnerungen; von den drei Triumphbögen beurkundet einer die Erfüllung einer großen Verheißung, der andere den Triumph des Christenthums über das Heidenthum: das flavische Amphitheater war einst der Schauplatz von dem Zeugnisse der Martyrer. Und gewiß, zu welchem Glauben sich auch einer bekennen mag, kann er nur mit

gerührtem und feierlichem Gefühle, jene vielen alten und ehrwürdigen Kirchen betreten, die einsam dastehen mitten unter den Ruinen alter Bauwerke, nicht weil sie in der Einsamkeit errichtet wurden, sondern weil, wie jene abgesonderten Bergkegel, die sich an den Seiten der Gebirge erheben, die Fluthen vieler Jahrhunderte rings um sie die weniger dauerhaften Massen, die sie einschloßen und miteinander verbanden, weggespült haben. Und wenn er eine derselben betritt, und sieht sie, wie sie noch alle ihre Theile und Zierden behalten hat, ganz wie sie in frühern Zeiten waren, so unberührt, so unverändert, als ob selbst die Luft, die die alten Christen in sie hauchten, nicht aufgeregt worden sey; ich glaube, es wäre Ihnen nicht schwer, für einen kurzen Augenblick zu fühlen, wie sie fühlten, zu wünschen, daß auch alles Andere so wenig Wechsel erlitten hätte, zu verlangen, daß die Religion noch einmal ihre Wurzeln so tief in unsere Herzen schlagen könnte, wie sie in dem ihrigen wurzelte, und wenn sie auch die Palme des Martyriums nicht mehr erzeugen kann, doch wenigstens der Olivenzweig des Friedens sprossen möchte. Und wo immer wir wandern unter den Ueberresten der alten Stadt, ob wir Ergötzung oder Belehrung suchen, so wird hier eine Stimme der Seele vernommen, der der Gedankenloseste nicht entgehen kann, die alle eigensüchtigen, persönlichen Gefühle dämpft, eine Annäherung an religiöse Erbauung, welche zeigt, wie nothwendig die Zerstörung aller bloß irdischen Macht eine Eingangsstufe zu der Einführung eines geistigeren Einflusses war, ja die Betrachtung dieser Zerstörung selbst öffnet der persönlichen Wirkung jenes Einflusses den Weg. Und so können wir sagen, daß die Archäologie, die Wissenschaft der Ruinen und Monumente, uns nicht nur aufklärt und ergötzt, sondern auch wohl die Grundlage der stärksten religiösen Eindrücke und der individuellen Ueberzeugung bilden kann.

VI. Orientalische Studien.

(Erste Abtheilung. Zehnte Vorlesung.)

---

§. 1.

Zusammenhang dieser Studien mit der heiligen Schrift.

Der Orient hat bereits mehr als einmal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und gewiß würde es vergebliche Mühe seyn, gleich starke Beweise des Christenthums oder bestätigende Zeugnisse für seine heiligen Schriften in irgend einem andern Lande zu suchen, als in dem, welches ihm seinen Ursprung gab. Der Osten trägt in Beziehung auf uns und das ganze menschliche Geschlecht einen Charakter, den keine Lage ändern kann; dem Gelehrten und Philosophen öffnet er eine Mine von heiligen und historischen Betrachtungen, welche, je tiefer man in sie eindringt, immer neue und unerschöpfliche Schätze darbietet. Es ist der Mutterschooß der Nationen, wo nicht nur das Geschlecht ursprünglich in's Daseyn trat, und nach der Fluth erneuert wurde, sondern wo auch mittels einer Kraft, die keinem anderen Theile der Erde gegeben war, Menschenstämme auf Menschenstämme hervorbrachen, und einander vorwärts stießen, wie Wellen an das Ufer, nach der regungslosen Ruhe des Ozeans. Augenscheinlich hat er, ohne die Kraft, seinen eigenen Bewohnern die letzte Entwickelung geistiger Thätigkeit zu geben, sie so ausgerüstet und vorbereitet, daß sie unter günstigen Einflüssen zu jeder möglichen Stufe der Civilisation, Kultur und Macht emporgestiegen sind.

Denn so lange die Nationen Asiens an ihrem heimathlichen Geburtsorte bleiben, scheinen sie, gleich als sey er nur eine Baumschule, wo das Wachsthum gehindert ist, unfähig, sich über eine gewisse Stufe moralischer Erhabenheit zu erschwingen. Wäh-

rend das physische Leben zu der höchsten, möglichen Vollkommenheit getrieben scheint; während alle Fülle und Ueppigkeit, die die Natur auf der Erde gewährt hat, hier vielmehr Geschenk als Erzeugniß ist; während die äußere Bekleidung des Menschen, seine körperliche Ausstattung mit Schönheit, Gewandtheit, Stärke und mäßiger Ausdauer mit überragender Trefflichkeit ausgerüstet ist; während jede Einrichtung in Verfassung, Sittlichkeit, Geselligkeit und Religion den Ausdruck inniger Glückseligkeit bis zu ihrem höchsten Grade von Befriedigung trägt; — ist über alle diese Eigenschaften hinaus eine Gränze gesetzt, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen und einer edlern Art von Vortrefflichkeit; die Civilisation kann hier dem Geiste nie zum vollen Wachsthum seiner Schwingen verhelfen, daß sie ihn in die höheren Regionen rein geistiger Genüsse erheben; die Erfindungskraft ist für immer ersetzt durch bloß sinnendes Geschick; anstatt der Ständigkeit des Gesetzes haben sie ungestüme, vorübergehende Eroberung, oder stagnierenden Despotismus, und die Civilisation steht Jahrhundert für Jahrhundert ohne Wechsel in träger Ruhe auf gleicher Höhe, selten tiefer sinkend, und niemals über einen bezeichneten Punkt steigend.

Allein dieser schroffe Kontrast zwischen den Bewohnern Asiens und jenen Stämmen, die, einmal von ihnen ausgegangen, so wunderbare Kräfte des Gedankens und der Erfindung an den Tag legten, ist bei all dem eine Quelle großer, wichtiger Vortheile. Denn er gibt dem erstern einen festen, unveränderlichen Charakter, der die letztern in den Stand setzt, ihre Geschichte und Einrichtungen in die entferntesten Jahrhunderte zu verfolgen und bietet Verbindungsglieder zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit dar, die sonst verloren gegangen wären, und uns nun viele reiche und schätzbare Erläuterungen unserer heiligsten Monumente verschaffen. Vergeblich wäre die Bemühung, den Zustand irgend eines Landes in Europa, z. B. Deutschlands, Britanniens oder Frankreichs, wie er vor zweitausend Jahren war, aus solchen Einrichtungen, Sitten und Erscheinungen, die noch jetzt statt finden, zu entdecken. Außer den großen, unveränderlichen Zügen der Natur, Bergen, Seen und Flüssen ist hier

nichts, was sich nicht geändert und umgestaltet hätte; Sprachen, Regierungsformen, Künste und Kultivirung, das Aussehen der Fluren und die Gesichtsbildung des Menschen, Alles ist verschieden und trägt die Zeichen eines vielseitigen Wechsels. Wenden wir uns aber nach Osten, so ist hier Alles anders. Wir finden den Chinesen, ganz wie seine älteste Literatur ihn beschreibt; wir sehen die wandernden Mongolen und Turcomanen mit ihren Wagenhäusern und Herden, das Leben des Scythen führen; wir sehen den Brahmanen dieselbe Abwaschung im heiligen Flusse verrichten, durch dieselben Werke qualvoller Ceremonien hindurchgehen, wie die alten Gymnosophisten thaten, oder vielmehr, wie es in seinen heiligen Büchern von älterem Datum vorgeschrieben ist; ja noch mehr, wir sehen den Araber an denselben Quellen trinken, die nämlichen Pfade gehen, wie vor Alters die Juden auf ihren Pilgerreisen thaten; die Erde mit denselben Instrumenten und zu denselben Zeiten pflügen, sein Haus nach derselben Form bauen, und fast dieselbe Sprache sprechen, wie die alten Besitzer des gelobten Landes.

Daraus ergibt sich, daß unzählige Erläuterungen der heiligen Schrift bei jedem Schritte durch dieses gesegnete Land gefunden werden müssen. Aber abgesehen von dem, liegt in jener unwandelbaren Gleichförmigkeit der östlichern Völker auch ein hartnäckiges Festhalten aller großen Traditionen, ein tiefer Ernst in der Aufbewahrung alles dessen, was die urälteste Geschichte des Menschen berichtet: und so ist uns hier ein Zeuge gegeben, der uns nicht täuschen kann, wenn wir ihn gebrauchen, um zu prüfen, was uns von der Vergangenheit überliefert wird; ein Mittel zur Sammlung sonst unwiederbringlich zerstreuter Glieder jener Kette, welche die Geschichte des Menschengeistes von dem ersten Unterrichte seiner Kindheit bis zu den kühnern Gedanken seiner männlichern Jahre fortsetzt.

Da ich nun jenes Gebiet betreten habe, welches eigentlicher mein eigenes, besonders Studium ausmacht, und da ich die Stoffe, die es bilden, unmittelbarer in meiner Hand fühle, so wird die Hauptschwierigkeit heute und in meiner nächsten Vorlesung darin bestehen, aus unzähligen Beispielen einige wenige von mehr allge-

meinem Interesse auszuwählen und mich auf solche einfache Umrisse von Dingen zu beschränken, die einer viel höhern Vollendung fähig wären, als leicht erreicht werden kann. Ich werde meinen Gegenstand in zwei Theile theilen und heute von der biblischen, bei unserer nächsten Zusammenkunft von der profanen orientalischen Literatur handeln.

Den Theil meines Geschäftes, den ich für heute bestimmt habe, werde ich unter die zwei Hauptstücke der kritischen und philologischen Wissenschaft vertheilen. Denn um einige Verhältnißmäßigkeit zwischen dieser und unserer nächsten Unterredung zu bewahren, muß ich unter dem Titel der profanen Wissenschaften solche antiquarische Erläuterungen befassen, welche aus nicht inspirirten Quellen geschöpft sind. Der Gegenstand der heutigen Vorlesung wird ganz aus solchen Studien bestehen, die den Schrifttext allein im Auge haben.

§. 2.

A. Kritische Wissenschaft.

Von allen diesen wissenschaftlichen Bestrebungen kann man die kritische Wissenschaft mit Recht als die Grundlage betrachten. Denn wenn das richtige Verständniß der Worte der heiligen Schrift nothwendig das Fundament aller richtigen Deutung, so ist die richtige Lesung derselben eine einleitende Stufe zu diesem genauen Verständnisse. Nun unterzieht sich die Wissenschaft der bliblischen Kritik diesem Geschäfte. Erstens erforscht sie, welches die wirklichen Worte irgend eines Textes sind, untersucht alle Abweichungen, welche darin statt finden mögen, und indem sie die Gründe, welche zu Gunsten einer jeden sprechen, gegen einander abwiegt, entscheidet sie, welche Leseart der Erklärer oder Uebersetzer vorzuziehen hat. Dann aber geht sie weiter, und verallgemeinert ihre Ergebnisse, indem sie die Unverfälschtheit des ganzen heiligen Buches nach den Revolutionen so vieler Jahrhunderte prüft.

§. 3.

Nutzen dieser Wissenschaft durch Anwendung auf einzelne Wörter und auf den ganzen Text.

Der Einfluß dieser Wissenschaft auf die Beweise für das

Christenthum ist offenbar sehr groß. Denn was ihre Anwendung auf Einzelnheiten betrifft, so kann durch ein Wort oder eine Sylbe viel gewonnen oder verloren werden. Die Anwendung der schönen Prophezeihung Ps. XXII. 16., „sie durchbohrten meine Hände und Füße," auf Christus, wird von den Juden und allen Theologen der rationalistischen Schule bestritten, und der Streit dreht sich ganz um die Lesart der Worte. Denn die gegenwärtige Leseart des hebräischen Textes gibt der Stelle einen ganz verschiedenen Sinn, nämlich: »wie ein Löwe sind meine Hände und Füße,« und unzählig sind die über die richtige Leseart dieses Textes herausgegebenen Untersuchungen. Im neuen Testamente befinden sich die meisten wichtigen Stellen, die auf die socinianische Streitfrage eine Beziehung haben auffallender Weise in derselben Lage und bilden den Gegenstand der verwickeltsten kritischen Forschungen. Ich brauche kaum den endlosen Streit zu erwähnen, ob der berühmte Vers von den drei Zeugnissen I. Joh. V. 7., ein Theil des Urtextes oder ein späteres Einschiebsel sey. Aber außerdem ist eine andere, sehr wichtige Stelle, die auf dasselbe Dogma Bezug hat, in einer noch sonderbareren Lage. Diese steht I. Tim. III. 16., wo ein ernsthafter Streit stattfindet, ob wir lesen sollen: »Gott erschien im Fleische,« oder »welcher im Fleische erschien;« und dieser Streit wurde nicht nur mit der Feder geführt, sondern wurde im buchstäblichen Sinne Gegenstand mikroskopischer Untersuchung. Denn er dreht sich darum, ob das Wort in den angesehensten Manuskripten $O\Sigma$, welcher, oder $\Theta\Sigma$, Abkürzung für $\Theta\epsilon\acute{o}\varsigma$, Gott, heißt. Nun ist das Pronomen und die Abbreviation ganz gleich, mit Ausnahme des Querstriches, der durch das Θ geht, zum Unterschiede von O, und der darüber gezogenen Linie, zum Zeichen der Abkürzung. Einige z. B. behaupten, daß in dem berühmten alexandrinischen Kodex im britischen Museum diese Linien von einer spätern Hand hinzugefügt seyen: alle stimmen darin überein, daß sie auf eine höchst unkluge Weise ausgebessert wurden. Andere erklären, daß einige Ueberreste des ursprünglichen Striches bei starkem Lichte mit Hülfe einer guten Linse gesehen werden können, und ihre Gegner erwidern, daß es nur der Querstrich eines Buchstabens auf

der andern Seite des Blattes sey, welcher durch das Pergament durchscheine, wenn man es gegen die Sonne halte.[1]) Kurz, dieser Streit wurde fortgesetzt, und die Stelle ausschließlich behandelt, bis Striche und Buchstaben, Verbesserungen und Originale gleich nichtig wurden und die Entscheidung für die Nachwelt davon abhängen muß, welches Urtheil sie aus so vielen widerstrebenden Zeugnissen bilden kann. Eine ähnliche Meinungsverschiedenheit herrscht in Betreff der Stelle in einem andern sehr berühmten Pariser-Manuskript, »Kodex Ephrem« genannt; Woide, Griesbach und Leß untersuchten ihn, konnten jedoch keine Gewißheit über seine wahre Lesart erlangen.

Aber der größte und wichtigste Dienst dieser Wissenschaft, namentlich in Beziehung auf den Gegenstand dieser Vorlesungen besteht darin, daß sie uns Mittel an die Hand gibt, zu entscheiden, in wie ferne der Text der Schrift, wie wir ihn jetzt besitzen, frei von wesentlichen Aenderungen und Entstellungen ist, und daß sie folglich alle unsere Aengstlichkeit und Besorgniß betreffs seiner Erklärung hebt. Um Ihnen zu zeigen, in wie weit ihre Forschungen von glücklichem Erfolge begleitet waren, will ich Ihnen in Kürze einen Umriß der Geschichte dieser Wissenschaft, wie sie auf die Texte des alten und neuen Testamentes angewendet wurde, entwerfen.

§. 4.

Geschichte dieser Wissenschaft. I. Altes Testament.

Ich brauche nicht zu sagen, daß von den frühesten Zeiten der Kirche die Nothwendigkeit, korrekte Texte zu haben, und die Schuldigkeit, sich zu ihrer Herstellung Mühe zu geben, vollkommen zugestanden wurde,[2]) mit dem Unterschiede, daß ihre Bemühungen, weil die Sprache des alten Testamentes den Christen wenig bekannt war, hauptsächlich auf die Vollendung ihrer Ueber-

1) Sieh Woide „Notitia Cod. Alexandrini.“ Lips. 1788. p. 172. §. LXXXVII.

2) „Codicibus emendandis primitus debet invigilare solertia eorum, qui Scripturas discere desiderant.“ St. Aug. „De Doctrina Christiana.“ Lib. II. cap. 14. tom. III. p. 1. p. 27. ed. Maur.

setzungen gerichtet waren. Origines, Eusebius, Lucian und andere gelehrte Griechen widmeten ihre Talente diesem Gegenstande und reinigten die Uebersetzung der Septuaginta von den Fehlern, die sich allmählig darin eingeschlichen und verschiedene Texte hervorgebracht hatten, die noch in den verschiedenen Manuskripten dieser Uebersetzung bemerklich sind. Im Westen beschäftigten sich der heilige Hieronymus, Cassiodorus und Alcuin mit nicht kleinerer Anstrengung mit der lateinischen Uebersetzung. Aber alle kirchlichen Schriftsteller, die sich seit diesen bereits aufgezählten mit kritischen Gegenständen beschäftigten, besonders der heilige Augustinus und Venerabilis Beda anerkannten zu wiederholten Malen die Nothwendigkeit, zu den Originalen ihre Zuflucht zu nehmen, und sich zu bemühen, so viel als möglich einen korrekten Text herzustellen. [1])

Als das Studium des Hebräischen unter den Christen mehr angebaut zu werden begann, und die Erfindung der Buchdruckerkunst seinen Text Allen zugänglich machte, erhob sich über seine Genauigkeit ein wichtiger Streit. In vielen sehr wichtigen Stellen, wie in der bereits angeführten, Ps. XXII., fand es sich, daß er von den damals gebräuchlichen Uebersetzungen abwich, und es erhob sich nun gegen die Juden, die ihn schon lange als ihr Monopol betrachtet hatten, der Verdacht, als ob sie sich den Umstand zu Nutzen gemacht, und den Urtext an verschiedenen Stellen geändert und auffallend entstellt hätten. Daher nahmen Manche an, die Uebersetzungen seyen dem Original vorzuziehen; andere von gemäßigteren Grundsätzen, daß dieses wenigstens nach ihnen verbessert werden könne. Aber schon bevor die kritischen Studien ihre volle Entwickelung erlangten oder auf Grundsätze zurückgeführt waren, die in jeder Wissenschaft der Beobachtung folgen, nicht vorangehen müssen, fand es sich, daß die genaue Prüfung von jeder Stelle, die zur Bestätigung dieser Meinungen

1) „Ubi cum ex adverso audieris proba, non confugias ad exempla veriora, vel plurium codicum, vel antiquorum, vel linguae praecedentis, unde hoc in aliam linguam interpretatum est.“ Adv. Faust. lib. X. cap. II. tom. VIII. p. 2. 219.

angeführt wurden, zu ihrer Widerlegung führten, und es stellte sich durch unbestreitbare Zeugnisse heraus, daß die Juden das heilige Buch frei von aller absichtlichen Verfälschung erhalten hatten. Dieses ist das Urtheil, dem alle beistimmen müssen, die sich über den lebhaften, in Folianten geführten Streit zwischen Capellus und dem Buxtorf aussprechen.

§. 5.

Houbigant und Michaelis.

Doch gab es noch manche, die nicht überzeugt waren, und ihre Hartnäckigkeit führte zu dem wichtigsten Schritte in diesem Zweige der biblischen Literatur, den Grund aller erschöpfenden kritischen Forschung durch Sammlung verschiedener Lesarten aus der Prüfung der Manuskripte, Uebersetzungen und alten Citate zu legen. Dieses war wenigstens der Beweggrund, welcher die Thätigkeit des F. Houbigant anregte. Er war der Ansicht, daß der hebräische Text wesentlich verfälscht sey, und versuchte es daher i. J. 1753 ihn in vier prachtvollen Foliobänden herauszugeben, gereinigt von seinen Fehlern, und durch Prüfung mehrerer Manuskripte auf der Bibliothek zu Paris und durch Vergleichung der ältesten Uebersetzungen zu seiner ursprünglichen Reinheit hergestellt. So kühn auch seine Theorieen so wie ihre Anwendung waren, so wurden doch die Freunde der Religion dadurch nicht in die Unruhe versetzt, sie möchten zu ernstern Consequenzen führen; kein Hinderniß wurde ihm von seinen kirchlichen Obern in den Weg gelegt und der Pabst sandte ihm eine prächtige Goldmedaille, zum Zeugnisse der Zufriedenheit mit seinem Fleiße und Eifer. [1])

Derselbe Weg wurde jedoch aus höheren und bessern Motiven von anderen gelehrten Männern verfolgt. Johann Heinrich Michaelis, dessen Anerkennung von der seines Neffen allzu sehr verdunkelt wurde, ließ i. J. 1720 nach dreißigjähriger, anhaltender Arbeit eine Ausgabe der Bibel mit Noten erscheinen, worin nebst anderem werthvollen Materiale, die Abweichungen dreier in Erfurt aufbewahrten Manuskripte gegeben sind.

1) Sieh Orme's „Bibliotheca Biblica." Art. Houbigant.

§. 6.

Kennicott. Ermuthigung dieser Studien von Rom aus.

England jedoch hat das Verdienst, das größte und schätzbarste Werk über diese wichtige Wissenschaft hervorgebracht zu haben, das einzige, an welches alle spätern Untersuchungen nothwendigerweise als Supplemente und Anhänge sich anschließen müssen. Der gelehrte Benjamin Kennicott beschäftigte sich mehr als zehn Jahre mit der Vorbereitung der Materialien für seine große kritische Bibel, welche in den Jahren 1776 und 1780 aus der Presse von Clarendon hervorging. Zu diesem Zwecke begnügte er sich nicht, alle Manuskripte in England zu vergleichen, sondern er dehnte seine Forschungen über den ganzen Kontinent aus und erhielt überall die großmüthigste Aufmunterung. Die Ergebnisse seiner Arbeiten und jede interessante Entdeckung, zu der sie ihn führten, theilte er jedes Jahr dem Publikum in einem Jahresberichte mit, der das Interesse der Gelehrten von der ersten Ankündigung bis zur Vollendung seines herkulischen Werkes wach erhielt.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß man uns, die wir zu Rom wohnen und besonders diejenigen, welche hierin etwas vermögen, mit dem Vorwurfe beladet, daß man alle kritischen Forschungen, besonders in der biblischen Literatnr, entmuthige und jedes Hinderniß denen, die sie betrieben, in den Weg lege. Ich werde etwas später Gelegenheit haben, einem einzelnen Vorwurfe dieser Art zu begegnen; aber das Benehmen und die Gesinnung, die man in Rom gegen Kennikott und sein Unternehmen bewies, bieten einen hinreichenden Beweis dar, wie grundlos solche Anklagen sind. Er selbst erzählt uns, daß der erste Ort, der ihn ermuthigte und ihm Hilfe anbot, Rom war, und theilt unter dem Titel: »Das römische Zeugniß,« folgenden Brief mit, den der Kardinal Passionei, Bibliothekar am Vatikan, vom 16. Mai 1761, an ihn schrieb.

„Das Unternehmen, eine neue Ausgabe der Bibel aus allen hebräischen Manuskripten, die in den berühmtesten Bibliotheken sich finden, in Oxford erscheinen zu lassen, hat hier eben so viele billi-

gende Stimmen gefunden, als Männer, die davon hörten. Und um den Urheber eines so wichtigen Werkes zu begünstigen, habe ich die Vergleichung der alten hebräischen Manuskripte, die sich im Vatikan vorfinden, gerne gestattet, und meine Erlaubniß als Bibliothekar der heiligen römischen Kirche offiziell gegeben.« [1])

Im Jahre 1772 gab F. Fabricy, ein Dominikaner, in Rom zwei sehr starke Bände heraus, die fast ganz darauf ausgingen, zu beweisen, welche große Wohlthat der Religion aus einer freien und vollständigen Untersuchung des kritischen Zustandes unseres gegenwärtigen hebräischen Textes, wie Kennicott sie versprach, erwachsen müsse. »Was unser Interesse hauptsächlich anregen muß,« sagt er, »ist dieß, daß sie unfehlbar der Religion mächtige Waffen darbieten wird, den Grundirrthum der Gottlosen und Freigeister über den gegenwärtigen Zustand unseres hebräischen Textes niederzuschlagen. Aus der Einsicht der hebräischen Manuskripte, und aus ihrer Vergleichung mit unserem gewöhnlichen Texte und mit den ältesten Versionen muß eine interessante Thatsache sich ergeben, die Gewißheit, daß unsere heilige Schrift im Wesentlichen nicht geändert ist. Wir können die Hypothese jener, die sich in unseren Tagen Philosophen nennen, und den heiligen Büchern ihren Glauben versagen, unter dem Vorgeben, daß die Originalien der Schrift wesentlich verfälscht und jetzt in der äußersten Verwirrung und Unordnung seyen, auf keine bessere Art widerlegen.« [2])

§. 7.

De Rossi.

Wirklich nur durch so freundliche Ermuthigung konnte der nächste und letzte Arbeiter auf diesem Felde sein außerordentliches Unternehmen zur Vollendung bringen. Dieser war Johann Bernhard de Rossi, ein armer, anspruchsloser Professor in Parma. In einem interessanten Berichte über seine Arbeiten, den er kurz

1) Kennic. Vet. Test. Pref. p. VIII.

2) Des titres primitifs de la Révélation. Tom. prem. p. 3. Sieh Tom. II. pp. 332. 373. 521. etc.

vor seinem Tode herausgab, betrachtet er sich nur als ein geringfügiges Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung zu dem Werke, das sein Leben beschäftigte, zur Sammlung von Manuskripten und seltenen Ausgaben des hebräischen Textes. Ohne Glücksgüter, Einfluß oder Verbindungen widmete er sich diesem Geschäfte; er opferte ihm alle seine geringen Mittel; er wandte jeden Kunstgriff an zur Besiegung des Widerstrebens der Juden, ihre geschriebenen Urkunden wegzugeben, und durch diese standhafte, unermüdete Hingabe an Einen großen, religiösen Gegenstand, übertraf der Erfolg seiner Bemühungen auch seine kühnsten Erwartungen. Kennicott konnte durch ganz Europa nur 581 hebräische Manuskripte vergleichen, und keine öffentliche Bibliothek in England oder auf dem Kontinente besitzt mehr als 50 solche Documente. Im Jahre 1784 gab de Rossi den ersten Band seiner verschiedenen Lesarten heraus als Ergänzung zu Kennicott's Sammlung, und darin gibt er das Verzeichniß von 479 Manuskripten, die er selbst besitzt. Vor der Vollendung des vierten Bandes i. J. 1788 hatte sich seine Sammlung auf 612 vermehrt und i. J. 1808 gab er einen Supplementband heraus, in dem 68 neue Manuskripte beschrieben sind; macht in Allem 680 hebräische Manuskripte. Da er bis zu seinem Tode, der vor wenigen Jahren erfolgte, fortfuhr zu sammeln, so ist diese unschätzbare Sammlung jetzt noch viel größer. Dieser würdige Priester widerstand jeder Versuchung, sich von seinem literarischen Schatze zu trennen. Der Kaiser von Rußland bot ihm einen ungeheuren Preis, aber er erwiderte, daß er niemals aus Italien gehen sollte. Pius VI. hatte ihm zuvor den Vorschlag gethan, ihn zu kaufen, und der Gedanke, seine Bibliothek mit der vaticanischen vereinigt zu sehen, versuchte ihn vielleicht mehr als Gold; aber er zog es vor, von seinem eigenen Souverain eine unbedeutende Entschädigung für sich und seine Nichte anzunehmen und vermachte ihn der Bibliothek seiner Vaterstadt. Mit den schätzbaren Sammlungen dieses demüthigen aber unternehmenden Mannes kann man die Geschichte dieses Gebietes biblischer Kritik als geschlossen betrachten; ihre Resultate werden wir

mit denen des anderen, interessantern Zweiges, der kritischen Untersuchung des neuen Testamentes, vernehmen.

§. 8.

II. Das neue Testament. Mill, Wetstein, Griesbach.

Sehr früh nach dem ersten Drucke dieser heiligen Bücher wurde es Sitte, die Manuscripte, die in jeder Bibliothek reichlich vorhanden waren, zu untersuchen, jedoch nicht mit großer Genauigkeit und nach einer gleichmäßigen Regel. Erst mit der großen Ausgabe Mill's i. J. 1707, welche alle Arbeiten seines Vorgängers zusammenfaßte, ihre Irrthümer verbesserte, und ihren Vorrath sehr vergrößerte, kann man sagen, daß die biblische Kritik eine systematische Form annahm. Nach ihm ging das Geschäft des Sammelns reißend vorwärts, und mehrere kritische Ausgaben nach einander beschäftigten die Aufmerksamkeit der Gelehrten das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch. Die Ausgabe Wetsteins in den Jahren 1751 und 1752 verdunkelte alle vorhergehenden; allein er so gut als sie trat den Vorrang, dessen er sich lange erfreute, dem großen Erneuerer dieser Wissenschaft, Johann Jakob Griesbach ab. Ihm verdanken wir die leitenden Grundsätze, welche sie seitdem mit fast eiserner Konsequenz beherrscht haben.

§. 9.

Hoffnungen der Freidenker von dieser Wissenschaft.

Hauptsächlich in Beziehung auf diesen Zweig kritischer Wissenschaft war das Interesse der Gelehrten und insbesondere der Theologen sehr angeregt. Denn hier besonders hatten die Gegner der Religion oder ihrer wesentlichsten Dogmen gehofft, etwas ihrer Sache Günstiges zu entdecken. Man setzte voraus, es würde wahrscheinlich irgend eine abweichende Lesart entdeckt werden, die den socianischen Meinungen günstiger wäre; und in jedem Falle glaubten Viele, daß eine solche Unbestimmtheit in Betreff des ganzen Textes, eine solche Schwierigkeit der Wahl zwischen widersprechenden Lesarten sich ergeben müßte, daß aller Glaube wankend würde, und das Ansehen der heiligen Schrift, als Führerin

zur Wahrheit gänzlich umgeworfen wäre. Von diesem Standpunkte aus betrachtete der berühmte Anton Collins, in seinem »Gespräche über Freidenkerei« die kritischen Arbeiten Mills und Anderer. Er machte sich die Verschiedenheiten zwischen Mill und Whitby über einige Stellen, und über den Werth verschiedener Lesarten überhaupt zu Nutze, um daraus zu folgern, daß das ganze neue Testament dadurch zweifelhaft gemacht würde. Er wurde jedoch bald gezüchtigt durch die gewichtige Geißel Bentley's, der unter der Maske eines Phileleutherus Lipsiensis, das Thörichte der Behauptungen Collins, durchaus darlegte und die Beschaffenheit des inspirirten Textes rechtfertigte.

§. 10.

Ergebnisse. 1. Beweis der Reinheit des Textes im Allgemeinen; a) des neuen Testamentes.

Und in der That können wir wohl fragen, was war das Ergebniß dieser mühsamen und scharfsinnigen Untersuchungen, dieser beschwerlichen Vergleichung von Manuskripten jeden Alters, der vielen Theorieen zur Eintheilung kritischer Dokumente, kurz, all der Jahre, welche treffliche, gelehrte Männer dem eifrigen Geschäfte widmeten, die heilige Schrift zu verbessern und vollkommen herzustellen? Und fürwahr, wenn wir die großen, wichtigen Folgerungen, die wir gegenwärtig im Auge haben, ausschließen, so ist das Ergebniß so unbedeutend, daß wir sagen müßten, es sey ein höchst verschwenderisches Verschleudern der Zeit und der Talente gewesen. Nicht zwar, daß Mangel an hinreichender Verschiedenheit der Lesarten stattfände; im Gegentheil ist die Anzahl übermäßig. Mill's erste Arbeit brachte 30,000 zu Tage, und man kann sagen, daß sich ihre Anzahl täglich vermehre. Aber in dieser ganzen Masse — obwohl jede erreichbare Quelle erschöpft, obwohl die Väter jedes Jahrhunderts um ihre Lesearten durchgesucht, obwohl die Versionen aller Nationen, die arabische, syrische, koptische, armenische und äthiopische wegen ihrer Uebersetzungen geplündert, obwohl Manuscripte jedes Jahrhunderts, vom sechzehnten bis zum dritten hinauf, und jedes Landes von unermüdlichen Schwärmen aber und abermal besucht

wurden, um sie ihrer Schätze zu berauben, obwohl, nachdem man die Vorräthe des Westen erschöpft hatte, die Kritiker gleich den Naturforschern in entfernte Länder zogen, um neue Exemplare zu entdecken; die Schlupfwinkel des Berges Athos, wie Scholz und Sebastiani, oder die unerforschten Bibliotheken der ägyptischen und syrischen Wüsten besuchten — doch wurde nichts entdeckt, nicht einmal eine einzige Lesearт, welche irgend eine Stelle, die zuvor als gewiß und entscheidend zu Gunsten irgend einer wichtigen Lehre betrachtet ward, in Zweifel setzen konnte. Denn in den vorhin angeführten Stellen, wie bei I. Tim. III. 16. bestand der Zweifel bereits, da sich die Verschiedenheit in den alten Versionen fand. Diese abweichenden Lesarten lassen fast ohne Ausnahme die wesentlichen Theile jedes Satzes unberührt und finden nur bei Punkten von untergeordneter Bedeutung statt, bei der Einschiebung und Auslassung eines Artikels oder einer Konjunktion, der genauern grammatischen Konstruktion, überhaupt mehr bei den Formen als dem Wesen der Wörter. Der erste Vers in dem Evangelium des heiligen Johannes z. B. war der Gegenstand verschiedener kritischer Konjekturen, indem man seine Beweiskraft für die Gottheit Christi schwächen wollte. Ein Schriftsteller hat behauptet, daß man den Genitiv lesen sollte: »und das Wort war Gottes;« ein anderer, daß der Satz anders punktirt seyn sollte, und daß man lesen müsse, »und Gott war,« — »das Wort« aber sey an die nächste Periode anzuknüpfen. Nachdem man nun alle Zeugnisse geprüft hatte, die in dem Bereiche einer beispiellosen Thätigkeit lagen, von solchen Männern ausgeübt, die der Sache, welche durch diese Konjekturen gestützt werden sollte, keineswegs abhold waren, welche Entdeckungen wurden bei dieser Stelle gemacht? Allerdings mehrere abweichende Lesearten; so hat Klemens von Alexandrien einmal »das Wort war in Gott,« anstatt »das Wort war bei Gott;« ein Manuskript und Gregorius von Nyssa lesen das Wort Gott mit dem Artikel »war der Gott.« Dieß sind die einzigen Abweichungen, die sich in dem Texte finden, während die große Lehre, die er enthält, vollkommen unberührt bleibt und die Konjekturen des Photinus, Crellius und Bahrdt sich als leichtfertig und ungegründet erwiesen haben.

In der That, wenn wir den neuen Text Griesbachs, des ersten Kritikers, der es wagte, eine neue Lesart in den gemeinüblichen Text aufzunehmen, durchschauen, und in einem Augenblicke an der Verschiedenheit der Typen sehen, wie selten die Fälle sind, wo die große Menge von Dokumenten, die er zu Rathe zog, ihn zu einer Verbesserung veranlaßte, so müssen wir uns wundern über die Genauigkeit unseres gemeinen Textes, der doch nur ohne Auswahl aus den ersten Manuskripten, die nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Handen waren, gebildet ist; oder vielmehr, wir müssen eine große Beruhigung fühlen bei dem kleinen Unterschiede zwischen den beßten und den geringsten Manuskripten und bei der so tröstlichen Weise, wie die Integrität der heiligen Urkunden erhalten wurde.

§. 11.

b) Reinheit des alttestamentlichen Textes.

So vollständig täuschte dieses Ergebniß die Erwartungen der Gegner der Religion, daß uns ein gefeierter Gelehrter des letzten Jahrhunderts berichtet, daß sie weniger günstig von dieser Art des Kriticismus zu denken begannen, die sie zuvor so höchlich anempfahlen, in der Hoffnung, sie werde zu Entdeckungen führen, die ihren Maximen günstiger wären, als dem alten Systeme.[1])

Dieß Ergebniß ist ganz dasselbe, das auch durch das kritische Studium des alten Bundes gewonnen wurde. Es wurde von dem gelehrten Eichhorn anerkannt, daß Kennicotts verschiedene Lesarten kaum irgend eine von bedeutenden Folgen enthalten, die interessant genug wäre, um die auf die Sammlung verwendete Arbeit zu vergelten.[2]) Gerade in den letzten Jahren hatten wir eine neue, auffallende Bestätigung dieses Ergebnisses. Dr. Buchanan brachte ein hebräisches Manuskript nach Europa, das von den schwarzen Juden gebraucht war, die seit undenklichen Zeiten in Indien ansäßig sind, wo sie Jahrhunderte lang von aller Verbindung mit ihren Brüdern in andern Theilen der Welt abge-

1) Michaelis, tom. II. p. 266.

2) „Einleitung, II. Thl. S. 700. Leipzig 1824.

schnitten waren. Es ist ein Bruchstück einer ungeheuern Rolle, welche, wenn sie vollständig war, gegen neunzig Fuß lang gewesen seyn muß. Wie sie jetzt ist, ist sie aus Stücken zusammengesetzt, die von verschiedenen Personen zu verschiedenen Zeiten geschrieben wurden, und enthält einen beträchtlichen Theil des Pentateuchs. Er ist auf rothgefärbte Häute geschrieben. Eine interessante Vergleichung dieses Manuskriptes wurde von Yeates angestellt und bekannt gemacht, und das Ergebniß ist, daß, wenn man es mit der Ausgabe des Van der Hooght zusammenstellt, welche bei solchen Vergleichungen immer als die Normalausgabe betrachtet wird, sich nicht mehr als vierzig verschiedene Lesarten ergeben, von denen auch nicht eine einzige von der geringsten Wichtigkeit ist, indem der größte Theil nur Buchstaben, wie Jod und Vau betrifft, die mit vollkommener Gleichgültigkeit gesetzt oder weggelassen werden können. Ja vergleicht man es mit andern gedruckten und sehr korrekten Ausgaben, so verringert sich diese Zahl noch um ein Bedeutendes. Der Vergleicher bemerkt sehr gut, daß wir hier »Exemplare von wenigstens drei alten Abschriften des Pentateuchs haben, deren Zeugniß sich vereinigt für die Integrität und Reinerhaltung des biblischen Textes, wie er von Christen und Juden in diesen Theilen der Welt anerkannt wird.« [1])

§. 12.

Sicherung gegen künftige Entdeckungen. Griesbachs Recensionen.

Aber um noch einmal zum neuen Testamente und den kritischen Bemühungen, die ihm zugewandt wurden, zurückzukommen, so sind die Vortheile, die uns daraus entstanden sind, weit davon entfernt, bei der Versicherung, daß noch nichts entdeckt wurde, was unsern Glauben an die Reinheit der heiligen Bücher erschüttern könnte, stehen zu bleiben. Dieser Vortheil war nur der erste Schritt, der durch sie in den frühesten Arbeiten Mills und Wetsteins gewonnen wurde. Der Kritiker, mit dessen Namen ich

1) „Collation of an Indian copy of the Pentateuch," p. 8.

mein Verzeichniß schloß, ging viel weiter, er gab uns zudem noch Sicherheit für die Zukunft. Seine große Theorie von der Klassifikation der Manuskripte wurde jedoch zuerst von einem liebenswürdigen und gründlichen Gelehrten, Johann Albert Bengel, angedeutet. Dieser gelehrte Mann ist ein edles Muster jener leitenden Grundsätze, die ich Ihnen in diesen Vorlesungen einzuprägen bemüht gewesen bin. Er war beunruhigt durch die verschiedenen Lesearten, die er in dem neuen Testamente entdeckte, und fürchtete, daß durch sie alle Sicherheit über seine Richtigkeit gänzlich zu Grunde gehe. Er hatte niemand, den er zu Rathe ziehen konnte, er fürchtete sich, seinen Seelenzustand zu offenbaren, und mit einer Aufrichtigkeit und einem Muthe, der ihm Ehre macht, entschloß er sich, jeder Schwierigkeit die Stirne zu bieten, sich den kritischen Forschungen zu widmen und die Lösung seiner Skrupel in eben der Wissenschaft aufzufinden, die sie in ihm erregte. Das Ergebniß war dasjenige, welches sich zum Voraus erwarten ließ: seine eigene, persönliche Ueberzeugung von der Reinheit des Textes und die Vereinfachung der Untersuchung für alle, die sich in einer ähnlichen Lage befinden mögen. Er bemerkte bald, daß es verlorne Mühe war, über irgend eine Stelle die Manuskripte zu zählen; denn eine große Anzahl derselben schaarte sich immer zusammen, so daß, wenn man wußte, wie eines las, man es als Vorbild und Stellvertreter vieler andern, die, so zu sagen, zu derselben Klasse gehörten, betrachten konnte. So machte er darauf aufmerksam, daß, wenn man zu irgend einem Texte ein berühmtes, altes Manuskript fand, das mit irgend einer alten Version übereinkam, man ihre vereinigte Lesart für sicher ansehen konnte.

Dieses war jedoch bloß ein roher Keim des von Griesbach entdeckten und eingeführten Systemes. Er fand durch lange und fleißige Untersuchung, daß alle bekannten Manuskripte in drei Klassen getheilt sind, denen er den Namen Recensionen gegeben hat, weil er annimmt, daß sie aus korrigirten Ausgaben des Textes in verschiedenen Ländern entstanden seyen, und demgemäß heißt er sie die alexandrinische, abendländische und byzantinische Recension. Jedes Manuscript gehört zu einer von diesen Klassen, und obwohl es in Zufälligkeiten von seinem Vorbilde

abweichen mag, so stimmt es doch im Ganzen damit überein. Die Konsequenz dieser Anordnung ist klar. Wir sprechen nun nicht mehr von zwanzig Manuskripten, die für eine Leseart sprechen, und von eben so vielen auf der andern Seite, noch denken wir daran, den besondern Werth jeder einzelnen zu prüfen; ebenso wenig haben wir Zahlen gegen innern Werth abzuwägen und zwischen ihnen zu entscheiden. Einzelne Manuskripte haben nun keinen Werth mehr, sondern wir entscheiden nur mehr zwischen Familien. Wenn zwei Familien mit einander übereinstimmen, so ist ihre vereinigte Leseart wahrscheinlich die richtige; wenn sie so unter einander gemengt sind, daß Manuskripte aller Familien auf beiden Seiten verwirrt durcheinander gemischt sind, so kann die Frage nicht entschieden werden. Allein hier haben wir eine Sicherung gegen die Entdeckung künftiger Dokumente. Denn wenn irgend ein Manuskript, so ehrwürdig und kostbar es auch seyn mag, entdeckt werden sollte, so müßte es sich in diese Fächer fügen und in eine der Familien einreihen lassen, deren Gewicht es vergrößern könnte, während es alles individuelle Ansehen verlöre, und so könnte es unsere Sicherheit in keiner Weise stören. Und wenn es nun solche Unregelmäßigkeiten darböte, daß es von ihnen allen ausgeschlossen wäre und seine Einreihung verhinderte, so müßte es als heimathloser Vagabund betrachtet werden, und könnte das System ebenso wenig in Unordnung bringen, als man von einem Kometen, der die Bahnen der Planeten durchschneidet, sagen könnte, daß er ihre Ordnung störe, weil er sich in ihre Anordnung nicht einfügen will.

Dieser große und wichtige Schritt im kritischen Studium des neuen Testamentes hat bedeutende Aenderungen erfahren, die alle darauf ausgehen, es weiter zu vereinfachen. Nolan, Hug, Scholz und viele andere haben verschiedene Anordnungen und Vertheilungen der Manuskripte vorgeschlagen; allein sie sind wenig weiter gegangen, als die Namen und Zahlen der Klassen zu ändern, die Grundsätze haben sie ganz beibehalten. Scholz zwar hat, kann man sagen, die wichtigste Abänderung in Vorschlag gebracht. Nachdem er ganz Europa und einen großen Theil des Orients durchreist hatte, um Manuskripte zu vergleichen, gab er im Jahre 1830

den ersten Band einer neuen kritischen Ausgabe heraus; in der Vorrede dazu zieht er die Familien in zwei zusammen, um so die Anwendung von Griesbachs Princip noch erreichbarer zu machen. Aus einem Briefe, den ich kürzlich von ihm empfing, erfahre ich, daß der zweite Band eben unter der Presse ist.

So können wir sagen, daß die kritische Wissenschaft nicht nur jeden aus Dokumenten, die bereits in unserm Besitz sind, hergenommenen Einwurf widerlegt, sondern uns auch volle Sicherheit gegen jedes noch zu entdeckende gewährt hat, und zugleich hat sie in unsere Hände einfache nnd leichte Gesetze oder Regeln zur Entscheidung verwickelter Fälle von Schwierigkeiten gelegt. Und diese Ergebnisse werden uns noch besser zu statten kommen, wenn eine neue Ausgabe, die eben im Werke ist, erschienen seyn wird, worin nur auserlesene Lesearten, mit Sorgfalt geprüft und mit großer Genauigkeit angegeben, vollständig beisammen seyn werden.

§. 13.

Befestigung der Lesearten in einzelnen Stellen.

Außer diesen allgemeinen Vortheilen können wir noch sagen, daß viele einzelne Stellen, über denen zuvor eine Wolke des Zweifels hing, von ihrer Schwierigkeit befreit und vollständig gesichert worden sind. So z. B. sind die zwölf letzten Verse des Markus, die einen sehr wichtigen uad interessanten Gegenstand enthalten, von vielen Kritikern in Zweifel gezogen worden; und dasselbe kann man von Luc. XXII. 43—45 sagen, wo von dem blutigen Schweiße des Heilands im Garten die Rede ist. Nun hat der Fortschritt der kritischen Forschung diese beiden Stellen so vollständig auf gleiche Höhe mit jedem andern Theile des neuen Testamentes gesetzt, daß es ganz unmöglich ist, je wieder Bedenklichkeiten dagegen zu erheben.

§. 14.

Widerlegung einer von Michaelis und Dr. Marsh erzählten Anekdote.

Es steht mit dieser Wissenschaft eine Anekdote in Verbindung, auf die ich zuvor hingedeutet habe, und es würde ungerecht seyn,

sie nicht genauer zu beleuchten, bevor wir damit abschließen. Die vatikanische Bibliothek besitzt, wie Sie alle wissen müssen, das werthvollste Manuscript von der Uebersetzung der Septuaginta und dem neuen Testamente, das es jetzt gibt. Es ist bekannt unter dem Namen Codex Vaticanus, und wurde im Jahre 1587 auf Befehl des Papstes Sixtus V. herausgegeben. Michaelis und sein Kommentator, Dr. Marsh, haben uns auf die Angabe Adlers hin erzählt, daß im Jahre 1783 der Abbate Spaletti, oder, wie sie ihn nennen, Spoletti, bei dem Pabste Pius VI. um Erlaubniß eingekommen sey, ein Fac-simile von dem ganzen Manuskripte, nach demselben Plane, wie den Anakeeon, den er druckte, herauszugeben: daß der Papst dem Vorhaben günstig gewesen sey, aber »nach dem gewöhnlichen Brauche die Sache an die Inquisition wies, mit dem Auftrage, F. Mamachi, der magister sacri palatii, sollte insbesondere zu Rathe gezogen werden; diesen verleitete seine Ignoranz und ihr gewöhnlicher Begleiter, der Geist der Unduldsamkeit, den Pabst zu überreden, die Ausführung des Planes zu hindern, unter dem Vorwande, daß der vatikanische Kodex von der Vulgata abweiche und daß daher seine öffentliche Bekanntmachung den Interessen der christlichen Religion Eintrag thun könnte.« Eine zweite Eingabe an den Pabst wurde eingereicht, »aber die Macht der Inquisition behielt die Oberhand über Gründe, welche keine andere Unterstützung hatten, als gesunde Vernunft.« Dr. Rossi antwortete in einem Briefe an Michaelis auf diese Anklagen gegen seinen Gönner, den Papst: aber Dr. Marsh erwidert, »wenigstens dieß sey gewiß, daß Spoletti niemals von der Regierung Erlaubniß erhielt, obwohl er zu wiederholten Malen darum nachsuchte; er war daher genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben, indem die persönliche Nachsicht des Pabstes ihm keine Sicherheit gegen die Ahndung der Inquisition gewährt haben möchte.«[1]) Es ist wirklich traurig, ein solches Gewebe von Entstellungen, wie es hier gesponnen wird, von angesehenen Schriftstellern wiederholt zu sehen, von denen sie dann natürlich auch in populäre Werke

1) Michaelis, vol. II. pars 1. p. 181. pars II. p. 644.

übergegangen und allgemein in Lauf gekommen sind. Horne hat es natürlicher Weise nicht übersehen.[1])

Als ich vor einigen Jahren diese Geschichte zuerst las, verlor ich keine Zeit, ihre Genauigkeit näher zu prüfen. Die Thatsache, die dazu Veranlassung gab, ist in der That wahr; der Abbate Spaletti kam um die Erlaubniß ein, ein Fac-simile jenes ungeheuern Manuskriptes herauszugeben, und ohne Zweifel, wäre er nur um Erlaubniß eingekommen, er würde sie bald erlangt haben. Aber unglücklicher Weise war sein Antrag, es auf Kosten der Regierung herausgeben zu dürfen, und dieß war lediglich der Grund einer abschlägigen Antwort. Dieß weiß ich von einem, der mit Spaletti in innigem Verhältniß stand, mit dem ganzen Vorgang bekannt war, und keine Ahnung davon hatte, daß ein verschiedener Bericht oder nur überhaupt irgend ein Bericht darüber in's Publikum gelangt war.[2]) Es wäre zu beklagen gewesen, fügte er hinzu, wenn Spaletti Gewährung seines Ansuchens erlangt hätte; denn er war nur ein oberflächlicher Gelehrter und begehrte dieses ungeheure Geschäft nur als eine gute Spekulation zu unternehmen. Wenn wir bedenken, daß es der Dazwischenkunft des Parlamentes und seiner Uebernahme aller Kosten bedurfte, bevor Babers Fac-simile von dem alexandrinischen Manuskripte des alten Testamentes allein unternommen werden konnte, und daß auch dann wegen der enormen Kosten nur 250 Abdrücke gemacht worden sind, so haben wir gewiß Grund genug, warum die Regierung die übermäßige Auslage, die nothwendig war, um Spalettis Vorhaben in's Werk zu setzen, ablehnte. Außer diesem Grundirrthum sind in der Anekdote noch andere von geringerem Belange. Die Sache konnte der Inquisition nicht zugewiesen werden, »nach dem gewöhnlichen Brauche,« wie Dr. Marsh es ausdrückt; denn jedem, der mit dem hiesigen Geschäftsgange bekannt ist, klingt eine solche Behauptung ebenso wahrscheinlich, wie wenn irgendein Fremder angebe, Babers Vorschlag, das alexandrinische Manuskript herauszugeben, sey »nach dem

1) Vol. II. p. 125.

2) Der verstorbene Kanonicus Baldi, Sotto-custode der vatikanischen Bibliothek.

gewöhnlichen Brauche« an das Controllamt gewiesen worden. Ueberhaupt wurde es gar nicht an die Inquisition überwiesen, und weit entfernt, daß je zwischen Spaletti und den Gliedern dieses Amtes ein Mißverständniß stattgefunden hätte, fuhr er fort, bis an's Ende seines Lebens alle Sonntagmorgen in ihrer Gesellschaft innerhalb der Mauern dieses gefürchteten Tribunals zuzubringen. Auch kann ich es dem gelehrten Bischof von Petersborough nicht hingehen lassen, was er von der Ignoranz Mamachi's spricht, eines Mannes, der unter den Erläuterern kirchlicher Alterthümer einen Platz ersten Ranges einnimmt, und dessen Werke glücklicher Weise wenigstens ebenso lang dauern werden, als diese Befleckung seines Gedächtnisses. Jedoch Dr. Marsh selbst bietet die beßte Widerlegung des Motives dar, das er dem ignoranten Geistlichen beilegt, der doch gewiß wußte, daß das vatikanische Manuskript fast schon zwei Jahrhunderte zuvor herausgegeben war; denn Marsh berichtet uns, daß Dr. Holmes keine Hindernisse gelegt wurden, die Manuskripte des Vatikan zum Behuf seiner Ausgabe der Septuaginta zu vergleichen.[1]) Und Spaletti war sogar unter denen, die damit beschäftigt waren, und eben das fragliche Manuscript gehörte mit zu den untersuchten.

Als Monsignor Mai, seit Kurzem Bibliothekar am Vatikan, den Pabst Leo XII. darauf aufmerksam machte, wie gut es wäre, das neue Testament des Kodex Vaticanus herauszugeben, erwiderte Seine Heiligkeit, Sie wünschten, daß das Ganze mit Einschluß des alten Testamentes gedruckt würde. Auf dieß hin übernahm der gelehrte Prälat das Geschäft und setzte es fort bis zum Evangelium Marci. Nicht zufrieden mit der Ausführung seines Werkes, hat er es seitdem nach einem andern Plane wieder begonnen. Das neue Testament ist vollendet, und das alte beträchtlich vor-

1) Die Vergleichung dieses Manuskriptes wurde durch die französische Revolution unterbrochen. Warum sie nach der Zurückstellung des Kodex nicht fortgesetzt wurde, konnten die Beamten der Bibliothek nicht erfahren. Gewiß leidet eine kritische Ausgabe der Septuaginta, in welcher die Vergleichung des beßten und ältesten Manuskriptes fehlt, an einem wesentlichen Mangel.

gerückt. Diese Herausgabe wird der erschöpfendste Beweis seyn, wie wenig man sich in Rom vor einer »Beeinträchtigung der christlichen Religion« durch kritisches Studium der heiligen Schriften fürchtet.

Um aber diesen Theil meiner Aufgabe zu schließen: wir haben so gesehen, daß diese Wissenschaft genau denselben Gang ging, wie so viele andere; in ihrem unvollkommenen Zustande bot sie den Freidenkern einigen Grund zu Einwürfen gegen die Grundlagen der christlichen Offenbarung, und dann, als sie furchtlos ihre eigene natürliche Richtung verfolgte, hob sie nicht nur alle Schwierigkeit, die sie zuerst erregt hatte, sondern ersetzte sie auch durch neue und beruhigende Versicherungen, die keine künftige Untersuchung möglicherweise schwächen oder umstürzen kann.

§. 15.

B. Biblische Philologie. I. Hebräische Grammatik.

Nachdem so der Text durch kritische Forschung festgesetzt ist, ist das nächste Geschäft, ihn zu übersetzen. Dieß ist zunächst Geschäft der Philologie, welche die Bedeutung der Worte, sowohl einzeln als in Sätze verbunden, untersucht, und indem sie über ihren Werth entscheidet, zu dem Sinne ganzer Sätze und Paragraphe gelangt. Nun sind die verschiedenen Theile dieser Wissenschaft, so sonderbar es scheinen mag, im Fortschritte begriffen gewesen, und dieser Fortschritt hatte durchaus die Vertheidigung der Schrift und die Bestätigung ihrer Zeugnisse zum Ziele. Die Grammatik ist nothwendig die Basis alles Studiums, das die Wörter zum Gegenstand hat, und damit beginne ich also.

Sie werden vielleicht geneigt seyn, zu lächeln, wenn ich von der Grammatik einer seit zweitausend Jahren todten Sprache sage, daß sie in einem Zustande des Fortschrittes und der Entwickelung sey. Ohne Zweifel werden Sie nicht minder zur Ungläubigkeit versucht seyn, wenn ich behaupte, daß ihr Fortschritt sogar unsere Sicherheit in wesentlichen Lehren vergrößert hat. Und doch haben beide Behauptungen wirklich ihre Richtigkeit. Um derentwillen, welche an solchen Untersuchungen Interesse fühlen, will ich einen Umriß ihrer Geschichte entwerfen, und dann die nützlichen und

bedeutenden Anwendungen, zu denen sie führen kann, mit Beispielen belegen.

§. 16.

Erste Periode ihrer Geschichte. Ihr Anfang unter den Christen Reuchlin, Pellicanus, u. a.

Die Grammatik der hebräischen Sprache nahm natürlich ihren Ursprung bei den Juden. Kein Christ in neuerer Zeit begann ihr Studium, bevor sie von ihnen alle jene Vollendung erlangt hatte, die ihre mangelhafte Methode ihr gewähren konnte. Doch darf man sagen, daß diese Wissenschaft bei uns auf unabhängigen Boden versetzt worden ist. Elias Levita war beschäftigt, den grammatischen Untersuchungen der Kimchi's alle jene Ausbildung zu geben, die sie von Schriftstellern seiner Nation je erreichen sollten, als Konrad Pellicanus im Jahre 1503 und Reuchlin, drei Jahre später, die ersten Rudimente des Hebräischen, für christliche Erziehung bestimmt, herausgaben. Der erstere, ein Mönch in Tübingen, hatte sich in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren mit keinem andern Behelf, als einer lateinischen Bibel, mit der Sprache bekannt gemacht, und konnte daher seiner Grammatik nur solche unvollständige Elemente einverleiben, als er auf diesem Wege sammelte. Reuchlin nahm in Rom Unterricht bei einem Juden zu dem übermäßigen Preise einer Goldkrone für die Stunde: ihm verdanken wir die meisten grammatischen Ausdrücke, die jetzt bei dem Studium der heiligen Sprache gebräuchlich sind. Sebastian Münster, ein Schüler des Elias, verdunkelte bald seine Vorgänger, und seine Arbeiten, die fast ganz den Rabbinern nachgeschrieben waren, traten auch wieder an ihrer Statt hinter die umfassendere und klarere Methode des ältern Buxtorfs zurück. Auch in andern Theilen Europas außer Deutschland mangelte es nicht an grammatischen Untersuchungen. Santes Pagnini in Italien und Chevalier in Frankreich machten Einleitungen in das Studium der heiligen Sprache bekannt. Dieß kann man die erste Periode der hebräischen Grammatik unter den Christen nennen, eine Periode, die mit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts endete. Ihre charakteristischen Merkmale sind die der jüdischen

Schule, aus denen sie entstand: eine kleinliche Achtsamkeit auf verwickelte Veränderungen der Buchstaben und Vokalzeichen, und auf die Ableitung und Bildung der Wörter, während der allgemeine Bau der Sprache großentheils übersehen ist. Außer Buxtorf muß jedoch noch Eine ehrenvolle Ausnahme gemacht werden. Salomon Glaß, dessen Philologia Sacra, besonders in der verbesserten Ausgabe von Dathe, auf dem Tische jedes, der biblische Sprache studirt, nie fehlen sollte, sammelte einen Schatz syntaktischer Bemerkungen, welche außer ihrer Nützlichkeit für hebräische Grammatik, auch das Verdienst hatten, die Sprache des neuen Testamentes mit dem alten in Berührung zu bringen.

§. 17.

Zweite Periode. Vergleichung mit verwandten Dialekten durch de Dieu, Schultens und die holländische Schule.

Während so das Studium der hebräischen Grammatik langsam vorwärts ging, wurden die verwandten semitischen Dialekte, damals unter dem Gesammtnamen orientalischer Sprachen bekannt, mit bedeutender Emsigkeit gepflegt. Zu der Zeit, die ich nach Gesenius dem Ende der ersten christlichen Schule angewiesen habe, begann das Studium derselben einen Einfluß auf die hebräische Grammatik auszuüben und bezeichnete so den Anfang einer zweiten Epoche. Louis de Dieu gab im Jahre 1628 zuerst eine vergleichende Grammatik des Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen heraus. Ihm folgte Hottinger 1649, und Sennert (1653), der zu den vorher verglichenen Sprachen auch noch das Arabische hinzufügte. Das berühmte Polyglottenlexicon Castelli's reihte in der Einleitung ferners das Aethiopische oder Abyssinische an.

Dieß war ein neues und wichtiges Werkzeug für das Studium der hebräischen Grammatik; aber die Syntax dieser verwandten Sprachen war selbst unvollständig entwickelt und die Anwendung derselben war daher hauptsächlich auf die Deklinationen und Konjugationen beschränkt. Am Anfange des letzten Jahrhunderts wurde eine ausgedehntere Anwendung wenigstens eines Zweiges dieser vergleichenden Sprachwissenschaft von dem gelehrten und scharfsinnigen Albert Schultens eingeführt. Tief eingedrungen

in die arabische Literatur und einen Schatz orientalischer Manuscripte auf der Leydener Bibliothek zu Gebote habend, widmete er den größten Theil seines Lebens der Erläuterung der hebräischen Philologie aus diesen Quellen. So groß auch seine Verdienste sind, führte ihn doch die Hingabe an das System, das er zuerst einführte, nothwendiger Weise zu weit. Er opferte die Vortheile, die eine Vergleichung mit allen verwandten Dialekten darbietet, seiner Vorliebe für einen einzigen. Ja er ging noch weiter; denn oft vernachläßigt er den eigenthümlichen Bau und den ausschließlichen Brauch der hebräischen Sprache wegen eines, wenn auch noch so schwachen Parallelismus mit dem Arabischen.[1])

Er war der Gründer jener Schule, die man in der hebräischen Philologie die holländische nennt. Viele seiner Schüler haben, wie sich erwarten ließ, die Fehler ihres Meisters nachgeahmt, obwohl einige wenige von schärferer Urtheilskraft sie sorgfältig vermieden haben. Während kühne sogenannte Arabismen und gezwungene Etymologieen die Werke Venemas, Lettes und Scheids entstellen, haben Andere, wie Schröder, ein gebildeteres Urtheil zu dem Studium der Grammatik mitgebracht. Die „Institutiones" dieses scharfsinnigen Mannes[2]) waren in Deutschland lange Zeit das Hauptwerk und sind noch jetzt meines Wissens in England bedeutend benützt und nach Verdienst geschätzt. Seine Syntax ist reichhaltig und genau, und kann als der beßte Ersatz für jene gelten, denen die großen deutschen Werke von Gesenius und Ewald unzugänglich sind.

§. 18.

Dritte Periode. Die deutsche Schule: Michaelis, Storr, Gesenius.

Während die holländische Schule auf ihrem Gipfel stand, legten die Deutschen den Grund jenes Systems, welches obwohl

1) Ib. p. 128.

2) „Institutiones ad fundamenta linguae Hebraicae." Die letzte deutsche Ausgabe in Ulm 1792. Abgedruckt wurde es in Glasgow im Jahre 1824.

so früh noch nicht gereift, die einzig wahre und feste Verfahrungsweise war. Diese bestand darin, nicht sogleich nach einem vollständigen und umfassenden Systeme der Grammatik zu streben, sondern nur einzelne Punkte entweder aus den verwandten Dialekten, oder durch Vergleichung zahlreicher Stellen in der Bibel selbst zu beleuchten. Christian Benedikt Michaelis verwendete auf beide Weisen lobenswerthe Aufmerksamkeit; Simonis, Storr und zahlreiche Andere trugen werthvolle Beobachtungen bei, um die hebräische Syntax und ihre Analogieen methodisch zu behandeln. So wurde also am Anfange dieses Jahrhunderts Material angehäuft, das nur einen gelehrten, scharfsinnigen und ausdauernden Forscher verlangte, es zu ordnen, zu sichten und zu vervollständigen.

Von der ersten Schule unterscheidet sich diese neuere ganz in derselben Weise, wie sich die Taktik der gegenwärtigen Zeit von jener des Alterthums unterscheidet. Wie diese den Phalanx oder die Legion durch verwickelte Manöver einübte, die hauptsächlich von den genauen Bewegungen und Stellungen der Einzelnen abhingen, so beruhte das ganze System der alten Grammatik auf den kleinlichen Verrichtungen, die bei jedem Worte vorkommen, auf den verwickelten Evolutionen jedes Punktes, seines Vorrückens, seines Zurückziehens oder seiner Bedeutung. Der neuere Grammatiker auf der andern Seite übersieht keineswegs diese geringern Bewegungen, aber er wendet seine größte Aufmerksamkeit auf die Aneinanderfügung der Redetheile, auf die Kraft der Partikeln unter den verschiedenen Umständen, auf die verschiedenen Bedeutungen eigenthümlicher Wortformen und auf die gegenseitige Abhängigkeit der kleinern und größern Glieder des Satzes: — er sieht hauptsächlich auf ausgedehntere Verbindungen und bedeutendere Effekte. Die erste Schule jedoch bediente sich eines Vortheils, den ihre Nachfolger übersahen oder verschmähten, die rabbinischen Grammatiker. Alles war am Anfange jüdisch, sowohl in Grammatik als in Lexikographie, während in der folgenden Periode die Rabbiner in beiden Gebieten abgedankt wurden. Forster (1557) gab sein Lexicon heraus „non ex Rabbinorum commentis nec nostratum Doctorum stulta

imitatione," und Masclef beschloß die hebräische Grammatik von der Punktirung, „aliisque inventis Masorethicis," zu reinigen. Ich weiß nicht, ob seine Nachfolger die Existenz der Syntax und Konstruktion im Hebräischen für eine rabbinische Erfindung halten; aber diese Grammatiker, die die Sprache ohne Punkte behandeln, entfesseln sie in der Regel auch nicht minder von den grammatischen Banden und stellen so die Sprache der Inspiration als eine solche dar, in welcher fast jedes Wort schwankend und ungewiß ist, und jeder Satz der Regel und bestimmten Fügung entbehrt.

Allein sey dieß, wie es wolle, die Neuesten setzen es sich zum Ziele, keine Quelle der Belehrung zu umgehen, und vieles, was in der Grammatik und Lexikographie von Werth ist, muß einer eifrigen Aufmerksamkeit auf jüdische Quellen zugeschrieben werden. Auch die Grammatik der verwandten Dialekte hat sich in gleicher Weise verbessert. Der Baron de Sacy hat das ganze Aussehen der arabischen Grammatik umgestaltet. Hoffmann hat denen, welche das Feld der syrischen Philologie bebauen wollen, wenig Hoffnung übrig gelassen. [1])

Auf diese Grundlagen und mit diesen Vortheilen unternahm Gesenius das Geschäft, eine vollständige hebräische Grammatik herauszugeben, welche i. J. 1817 erschien. [2]) Dieses Werk mit seinem Lexikon bildet in der biblischen Literatur eine Aera; obwohl anfangs viele strenge Rügen dagegen ergingen, errang es sich doch allgemeine und verdiente Anerkennung, und viele Schriftsteller stehen nicht an, dem Verfasser fast das Monopol der hebräischen Gelehrsamkeit in der Gegenwart zuzuerkennen.

---

1) Hoffmanns Werk muß jedoch vielmehr als eine Folge der neuesten Fortschritte in der hebräischen und arabischen Grammatik, dann als gleichlaufende Verbesserung angesehen werden. „Grammaticae Syricae Libri tres." Halae 1827. p. VIII.

2) „Ausführliches grammatisch-kritisches Lehrgebäude der hebräischen Sprache, mit Vergleichung der verwandten Dialekte." Leipzig, 1817, 8. p. 908.

§. 19.

Bedeutsamkeit dieser Wissenschaft für die Beweise der biblischen Wahrheiten.

Ich habe Sie zu lange mit der Geschichte eines so unfruchtbaren Gebietes der Wissenschaft, wie die hebräische Grammatik ist, aufgehalten; es ist nun Zeit, sie auf den Gegenstand dieser Vorlesungen anzuwenden.

Der Einfluß der Grammatik auf die Erklärung jeder Stelle ist zu offenbar, als daß er einer Auseinandersetzung bedürfte. Kein neuer Kommentator würde die Beleuchtung eines Textes wagen, ohne zu zeigen, daß die Bedeutuug jedes Wortes und seine Verbindung mit dem Satze, den Sinn, für den er sich entschied, zugibt. Auf der andern Seite würde die Nachweisung, daß seine Meinung den Text in Widerspruch mit den festgesetzten Regeln der Grammatik bringe, die unausweichlichste Widerlegung seyn. Hier aber müssen Sie sogleich erkennen, wie wichtig es ist, daß die Hauptregeln, auf welche sich jeder beruft, gewiß und erschöpfend seyen; und wie leicht, auf die Authorität einiger wenigen Fälle hin, ein allgemeines grammatisches Gesetz aufgestellt werden könnte, das uns eines wichtigen dogmatischen Beweises berauben, oder solchen Stellen, die bisher deutlich schienen, einen ganz neuen Sinn geben würde. In einem solchen Falle wird es unsere Pflicht, die Allgemeinheit der Regel zu prüfen; wir werden in die minutiae philologischer Erörterung eingehen müssen, und vergebens werden wir nach dem Namen des Kommentators ohne den des Grammatikers streben. Der Fortschritt der Wissenschaft muß also diese Schwierigkeiten widerlegen und den Boden wieder gewinnen, den solche vom Vorurtheil geleitete Untersuchungen erobert zu haben scheinen.

All dieß ist in der That geschehen. Wenn ich Ihnen sage, daß die herrlichste und umständlichste Prophezeihung im alten Testamente geläugnet worden ist, daß der Streit darüber sich hauptsächlich auf eine grammatische Diskussion über die Bedeutung eines kleinen Wortes bezog, das man als Schlüssel für die ganze Stelle annahm, daß von dem Hauptgrammatiker, den ich eben

angerühmt habe, eine Regel gebildet wurde, welche dieses Wort der einzigen Bedeutung beraubt, die mit einer prophetischen Interpretation verträglich ist, daß endlich die Forschungen der späteren Grammatiker diese Regel umgestoßen haben; so werden Sie mir zugeben, daß durch den Fortschritt dieser Wissenschaft für die Vertheidigung der Prophezie und folglich für die Bestätigung der Wahrheit des Christenthums wichtige Resultate gewonnen werden können. Denn es könnte kaum im alten Testamente eine Stelle gefunden werden, an welcher diese Klasse von Beweisen so erschöpfend dargethan werden könnte, als an dem zweiundfünfzigsten und dreiundfünfzigsten Kapitel des Jesaias. Es bleibt daher für meinen Beweis nichts übrig, als die Geschichte dieses Streites in Kürze anzugeben, indem ich ihn für solche, die mit der hebräischen Sprache nicht bekannt sind, so verständlich als möglich zu machen suche.

§. 20.

Gesenius und Anderer Versuch, die Messianität von Is. 52 und 53 auf grammatischem Wege zu läugnen.

In den drei letzten Versen des zweiundfünzigsten und durch das ganze folgende Kapitel ist der Charakter und das Schicksal des Knechtes Gottes dargestellt. Vielleicht ist kein Theil von demselben Umfange im alten Testamente so sehr durch Citationen im neuen geehrt; es ist die Stelle, welcher sich die göttliche Vorsehung als eines Werkzeuges bediente, um den Eunuchen der Königin von Aethiopien zu bekehren.[1]) Schon zur Zeit des Origines hatten sich die Juden Mühe gegeben, der Kraft einer Prophezeiung auszukommen, wo der Knecht Gottes als mißhandelt, verwundet und zerschlagen beschrieben ist und als hingebend sein Leben für sein Volk, und sogar für die Erlösung aller Menschen[2])

Obwohl der Targum oder die chaldäische Paraphrase des

1) Acta VIII. 32. 33.

2) Kap. LIII. 12. Vergl. Matth. XXVI. 28. Röm. V. 19. Is. LII. 15. darüber sieh Jahn „Appendix Hermeneuticae," fasc. II. Wien, 1815. p. 5.

Jonathan die Stelle von dem Messias verstand, haben sie doch die spätern Juden entweder von irgend einem berühmten Propheten oder von einer größern Vereinigung von Menschen ausgelegt. Die neuern Gegner der Prophezie haben die letzte Erklärung allgemein angenommen, jedoch mit bedeutender Verschiedenheit der besondern Anwendung. Die Lieblingstheorie scheint jene, welche unter dem Bilde des Knechtes Gottes das ganze jüdische Volk, das in der Schrift oft mit diesem Namen bezeichnet wird, versteht und darin eine Beschreibung der Leiden, der Gefangenschaft und der Wiederherstellung des ganzen Volkes sieht.[1]) Andere jedoch ziehen einen engeren Sinn vor, und beziehen die ganze Stelle auf die Prophetenzunft. Diese Erklärungsart hat einen geistreichen und gelehrten Vertheidiger an Gesenius gefunden.[2])

Freilich wird dieser Knecht Gottes als Ein Individuum dargestellt, aber die Anhänger der collektiven Anwendung berufen sich auf einen Text, der ein entscheidendes Gewicht zu ihren Gunsten haben soll. Dieß ist der achte Vers des dreiundfünfzigsten Kapitels, »um der Sünde meines Volkes willen schlug ich ihn.« Das hier gebrauchte Fürwort kommt sehr selten vor, und findet sich hauptsächlich bei den Dichtern (לָמוֹ lamo). Man behauptet nun, dasselbe habe bloß plurale Bedeutung, und die Stelle müsse daher gegeben werden »schlug ich sie.« Nun aber würde diese Bedeutung mit einer Prophezie, die sich auf ein einziges Individuum bezieht, unverträglich seyn, und man betrachtet sie daher als den Schlüssel zu der ganzen Stelle, und als Beweis, daß eine collektive Gesammtheit unter dem Bilde des Knechtes Gottes allein verstanden werden könne. Dadurch ginge also die Prophezeiung gänzlich verloren; anstatt einer deutlichen Vorhersagung von der Sendung und Erlösung des Messias, hätten wir bloß eine pathetische Elegie über die Leiden der Propheten oder des Volkes. Auf dieses Wort beruft sich Rosenmüller in den

1) Eckermann, „theologische Beiträge," Erste Sekt. p. 191. Rosenmüller „Jesajae Vaticinia." Lips. 1820. vol. III. p. 326.

2) „Philologisch-kritischer und historischer Kommentar über den Jesaia." Zweiter Theil. Leipzig, 1821. S. 168.

Prolegomena zu dem Kapitel als eine entscheidende Beendigung des Streites und nimmt an, der Prophet habe dieses Wort ausdrücklich zu dem Zwecke gebraucht, um jede Schwierigkeit über seine Meinung aufzuklären. [1]) In gleicher Weise bezieht es Gesenius auf dieselbe Absicht; [2]) er betrachtet es als bloßes Vorurtheil, die Stelle im Singular zu übersetzen, wie die syrische Version und der heilige Hieronymus gethan. [3]) Gesenius hat aber, wie ich schon vorhin andeutete, sich schon früher den Weg zu seiner Erklärung geöffnet und die Nothwendigkeit jeder nähern Rechenschaft darüber dadurch abgeschnitten, daß er in seiner Grammatik eine Regel bildete, die offenbar auf diese Stelle gemünzt war.

Er hat hier die Behauptung aufgestellt, daß das poetische Pronomen לָמוֹ nur Plural sey, und daß, obwohl es sich bisweilen auf Singulare beziehe, dieses nur dann statt finde, wenn dieselben Sammlungswörter seyen. Nachdem er eine Anzahl von Beispielen angeführt hat, fügt er den fraglichen Text an: »In dieser Stelle,« bemerkt er, »hat die grammatische Erörterung ein dogmatisches Interesse gewonnen. Das Subjekt dieses Kapitels wird immer im Singular erwähnt, ausgenommen an dieser

---

1) Omnino autem quominus de singula quadam persona vatem loqui existimemus, illud vetat, quod versu 8, exeunte, de illa, qui loquentes inducuntur, dicunt . . . לָמוֹ enim collective duntaxat pro לָהֶם usurpari videbimus ad eum locum, voluitque vates illa voce usus ipse significare, ministrum illum divinum, de quo loquitur, esse certam quandam plurium ejusdem conditionis collationem unius personae imagine repraesentatam. Quum igitur omnis interpretatio, quae singulari alicui personae hanc pericopam accommodare studet, plane sit seponenda, etc. ub. sup. 330. cf. p. 359.

2) A. a. O. S. 163. 183.

3) Erster Theil, erste Abtheilung p. 86. 88. Der Targum, Symmachus und Theodotion, die keine christlichen Uebersetzer sind, geben das Wort in derselben Weise.

Stelle; jedoch ist es völlig erklärlich, warum es in V. 8. sich in einen Pluralis verändert, da, wie mir wenigstens gewiß ist, dieser Knecht Gottes ein Collectivum der Propheten ist.«[1]) Sie sehen also, wie wichtig eine Erörterung, die an und für sich selbst von geringem Belange ist, werden kann; wie die Untersuchung, ob ein unbedeutendes Fürwort nur Plural sey, oder ob es auch Singular seyn könne, der Angelpunkt wurde, um den sich eine Frage von wesentlicher Bedeutung für die christliche Wahrheit drehte.[2])

§. 21.

Widerlegung seiner Regel durch spätere Grammatiker: Ewald.

Die grammatischen Arbeiten des Gesenius waren noch nicht so vollkommen, daß sie Andere von der Bebauung desselben Feldes abgeschreckt hätten. Im Jahre 1827 kam eine sehr vollständige kritische Grammatik von Ewald heraus, der natürlich auch die von Gesenius über dieses Pronomen aufgestellte grammatische Regel besprach. Er zählt mehrere Beispiele auf, und kommt durch Untersuchung ihres Zusammenhanges und der Parallelstellen zu dem Endresultate, daß diese ungewöhnliche Form wohl auch singulare Bedeutung haben könne.[3]) Die Schwierigkeit gegen die

1) Lehrgebäude p. 221.

2) Es muß erinnert werden, daß die Erörterung dieser besondern Prophezeiung in engem Zusammenhange steht mit dem Grundsatze, ob überhaupt Prophezieen im alten Testamente vorkommen. Durch dergleichen spezielle Erklärungen suchen die Nationalisten sich von dem ganzen Systeme der Prophezie los zu machen, wodurch die Wahrheit des Christenthums so sehr bestätigt wird. Diese Stelle ist überdieß von besonderem Gewichte als Beweis der Sendung Christi und seiner Identität mit dem versprochenen Könige der Juden. Ich muß auch bemerken, daß außer den oben angegebenen Lösungen andere versucht wurden, welche die Prophezeiung sichern und doch das Pronomen im Plural lassen sollten. Eine ist bei Jahn a. a. O. S. 24. eine andere, wie ich glaube, dem hebräischen Sprachgebrauche entsprechendere in Hengstenbergs: „Christologie des alten Testamentes.“ Berlin, 1829. Erst. Theil, zweite Abtheil. S. 339.

3) „Kritische Grammatik der hebräischen Sprache ausführlich bearbeitet

prophetiſche Interpretation iſt ſo von einem der neueſten Grammatiker entfernt und alle jene inneren Gründe zu ihren Gunſten ſind zu ihrer natürlichen Kraft wieder hergeſtellt durch Verharren in eben jener Wiſſenſchaft, die zu ihrer Beſtreitung angewendet wurde.

§. 22.

II. Bibliſche Hermeneutik. a) Ihre Verwendung zu Angriffen auf die Kirchenväter.

Die Hermeneutik oder die Wiſſenſchaft der bibliſchen Auslegung wird Ihnen kaum als eine Wiſſenſchaft vorkommen, die des Fortſchrittes fähiger wäre, als die hebräiſche Grammatik. Verſtanden die früheſten Schriftſteller der Kirche nicht auch die Bibel und mußten ſie darum nicht von feſten und richtigen Regeln in ihrer Auslegung geleitet werden? Ich verſtehe recht wohl die Bedeutung dieſer Frage, die vielleicht durch das, was ich ſogleich ſagen werde, eine genügende Antwort erlangen wird. Aber wenn ich von der Hermeneutik als einer Wiſſenſchaft rede, ſo verſtehe ich darunter jene regelmäßige Anordnung von Grundſätzen

---

von D. Georg, H. A. Ewald," Leipzig, 1827. S. 365. Es würde in einem populären Vortrage nicht an ſeinem Orte ſeyn, in die nähere Bekräftigung einer grammatiſchen Regel einzugehen. Ich will daher in dieſer Note bemerken, daß außer den von Ewald gegebenen Beiſpielen aus Job. 27, 23., beſonders aber Jſ. 44. 15, 17. das ganz erſchöpfend iſt, noch andere Erwägungen die ſingulare Bedeutung des לְמוֹ beſtätigen. 1. Das Suffix מוֹ iſt gewiß Singular in Pſ. XI. 7, פָּנָיו „ſein Antlitz," da von Gott die Rede iſt. Ein pluſ

rales Suffix wird nie auf den Namen יְהוָה als pluralis majeſtatis bezogen (Ewald a. a. O.) und deßwegen betrachtet Geſenius den Gebrauch dieſes Suffixums als einen Mißbrauch des Autors (a. a. O. S. 216). 2. Im Aethiopiſchen iſt das Suffix ሙ gewiß Singular. Lud. de Deo, Crit. Sacra. p. 226. Animad. in V. T. p. 547. Dieß Pronomen ſcheint nicht nur beiden Zahlen, ſondern auch beiden Geſchlechtern gemeinſchaftlich zu ſeyn, da es bei Job. 39, 27. als Femininum erſcheint.

und Regeln, welche uns in den Stand setzt, Gottes heiliges Wort mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit zu studiren, und so wie wir gewiß bessere Grammatiken der griechischen und lateinischen Sprache haben, als jene, die sie sprachen, ohne uns dadurch anzumassen, diese Sprachen besser als sie zu kennen und zu verstehen, so hat die neuere Thätigkeit jene auf Vernunft und Logik gegründeten Grundsätze der biblischen Auslegungskunst, die sich zerstreut in den Schriften der Alten vorfinden, und von ihnen zur buchstäblichen Auslegung angewendet wurden, ohne geradezu als Regeln angezogen zu werden, mit Sorgfalt gesammelt und in Ordnung gebracht.

Ich scheue mich vor keiner Bestreitung dieser letzten Behauptung. Es ist wahr, daß die Väter sich oft in Allegorieen und Mysterien verlieren, die der Geschmack ihrer Zeit erforderte und die zur moralischen Belehrung ihrer Leser und Hörer dienten. Es ist wahr, daß sie auch bei ihren buchstäblichen Erklärungen nicht immer jenen theoretischen Grundsätzen folgen, die sie selbst so klar aufgestellt haben, sondern gelegentliche theologische Erörterungen dem weniger ansprechenden Geschäfte des Scholiasten vorziehen. Aber deßungeachtet stehe ich nicht an, zu behaupten, daß die beßten Grundsätze biblischer Auslegung in ihren Abhandlungen, und die geistreichste und scharfsinnigste Anwendung derselben in ihren Kommentaren zu finden sind.

Die Väter kannten sehr wohl den Unterschied zwischen buchstäblicher und allegorischer Auslegung. Der heilige Ephrem z. B. macht seine Leser sorgfältig darauf aufmerksam, wenn er den buchstäblichen Sinn wegen eines mystischen umgeht.[1]) Junilius hat uns sogar versichert, daß in der syrischen Schule zu Nisibis, wo St. Ephrem lebte, Einleitung in die Schrift gelehrt wurde, und hat ein Compendium der dort vorgetragenen Grundsätze mitgetheilt. Er sammelte dieselben aus den Mittheilungen eines persischen Schülers und sie umfassen in wenigen Worten gewiß den

1) Sieh „Horae Syriacae," p. 54; und Gaab's Aufsatz über St. Ephrems Auslegungsweise in den Memorabilien von Paulus N. I. p. 65 ff.

Hauptinhalt der neuern Hermeneutik.[1]) Das Verdienst des heiligen Chrysostomus als buchstäblichen Erklärers, der alle von neuern Skripturisten sich angemaßten Verbesserungen zu benützen weiß, ist von Winer, einem Kritiker aus der strengsten Schule, anerkannt.[2]) Auch dessen Schüler Theodoretus verweigert er unzweideutiges Lob nicht.[3]) Da ich aber bei diesem Gegenstande bin, so werden Sie mir hoffentlich erlauben, in wenigen Augenblicken eine wichtige Umänderung in den Meinungen der Neueren zu verfolgen, und zu zeigen, wie die wachsende Aufmerksamkeit, die diesem Zweige der Theologie zugewendet wurde, zur Vertheidigung der ersten Schriftsteller des Christenthumes geführt hat. Vor einigen wenigen Jahren war es Sitte, zu glauben, daß die Väter aller festen urd durchgängigen Grundsätze der Auslegung ermangelten und daß ihre Kommentare ein Gewebe von Fehlern und Mißgriffen seyen. Der Fortschritt der Wissenschaft hat unter andern auch die Frucht getragen, daß dieses Vorurtheil ausgemerzt wurde, und diese gelehrten und frommen Männer in neuern Werken die Achtung und das Vertrauen, das ihnen so unverantwortlicher Weise entzogen worden war, wieder gewannen. Zwei Beispiele von dieser Aenderung der Gesinnung werden meine Behauptung vollständig rechtfertigen.

§. 23.

Herabsetzung des heiligen Augustinus und Vertheidigung desselben durch diese Wissenschaft.

Von dem heiligen Augustinus hat der aufrichtige Ernesti geschrieben, daß, wäre er mit dem Hebräischen und Griechischen

1) De „Partibus Divinae legis“ in Biblioth. magna Pal. Col. tom. VI. P. II.

2) „In iis enim, quas ad singulos sanctos libros confecit, homilias, nihil antiquius habet, nisi *sensum et singulorum verborum et integrorum commatum e loquendi usu, ex historiis, e scriptorum denique sacrorum consiliis explicare*, eaque in re idoneam probavit sollertiam, *ita ut, si qua parum recte, nihil tamen temere dictum reperiatur.*“ „Pauli ad Galatas Epistola Graece, perpetua annotatione illustravit Dr. G. Ben. Winer.“ Lips. 1828. p. 15. Von welchem neuen Kommentar kann so viel gesagt werden?

3) Ib. p. 16.

bekannt gewesen, die Größe und Feinheit seines Geistes ihm einen Vorrang über alle alten Kommentatoren gegeben haben würde.[1]) So eingeschränkt auch dieses Lob seyn mag, so ist es doch die Sprache eines Panegyrikers, wenn man es mit dem ungemessenen Tadel und der possenhaften Sprache des ältern Rosenmüller vergleicht. In seiner »Geschichte der Schriftauslegung in der christlichen Kirche«[2]), welche eine Zeit lang in Deutschland ein Buch von hoher Geltung war, unternimmt er es, den Charakter und die Verdienste dieses heiligen Bischofes zu besprechen, er geht in die Irrthümer seiner Jugend ein, um zu folgern, daß er »die heiligen Schriften eher verdunkelte, als beleuchtete,« und daß »da er das Ansehen seines Lehrers, des heiligen Ambrosius, allen Grundsätzen einer gesunden Vernunft vorzog, es kein Wunder sey, daß der Schüler nicht weiser wurde, als sein Lehrer.«[3]) Daß der heilige Augustinus mit den Gesetzen der Auslegung nicht unbekannt war, ist Rosenmüller nicht keck genug zu läugnen, aber sein Schluß ist: „Augustinum nomine interpretis vix esse dignum;“ auch gesteht er ihm nicht einmal den Scharfsinn und das Talent zu, das Ernesti ihm so unbeschränkt zuerkennt.[4]) Eine solche Charakteristik des gelehrten und frommen Bischofs von Hippo ist jedoch einer Geschichte würdig, welche unter den christlichen Auslegern den Häretikern Pelagius und Julian den ersten Rang gibt![5])

Aber es fehlte nicht an einem Vertheidiger, und die Verdienste dieses großen Vaters sind seit wenigen Jahren fleißig geprüft und gründlich dargethan worden von Dr. Heinrich Clausen. Sein interessantes Schriftchen, das zu Koppenhagen erschien, hat die Verdienste des heiligen Augustinus als eines biblischen Ge-

---

1) „Inst. Interp. N. T.“ Lips. 1809. p. 342.

2) D. Jo. Georg. Rosenmülleri Historia Interpretationis Librorum SS. in Ecclesia Christiana. 5. Theile. Hildburghausen und Leizig 1798—1814.

3) Pars III. Lips. 1807. p. 404—406.

4) „Augustinus verdient den Namen eines Auslegers nicht.“ S. 500 ff.

5) S. 505, 527.

lehrten in ein neues, ehrenvolles Licht gesetzt.[1]) Es ist darin bewiesen, daß er mit dem Griechischen hinreichend bekannt war, um davon eine nützliche Anwendung in seinen Kommentaren zu machen:[2]) daß er deutlich alle jene Grundsätze aufgestellt habe, »welche die Stamina und ersten Elemente der nüchternen und gesunden Kritik sind:«[3]) daß er die beßten Maximen der Hermeneutik alle sowohl weitläufig gegeben, als auch gedrängt gefaßt habe;[4]) daß er durch gute Anwendung derselben, verbunden mit natürlichem Scharfsinne, häufig sehr glücklich in Aufhellung der Dunkelheiten der heiligen Schrift[5]) und in Widerlegung der irrigen Auslegungen Anderer durch genaue Forschung gewesen;[6]) und daß er häufig Schwierigkeiten entferne durch scharfes Eindringen in die Ansichten der inspirirten Schriftsteller und durch Anführung von Parallelstellen.

§. 24.

Schmähungen gegen Hieronymus und Vertheidigung desselben.

Der heilige Hieronymus, der gefeierte Zeitgenosse und Freund des heiligen Augustinus war der Gegenstand noch unwahrerer

---

1) „Aurelius Augustinus Hipponensis Sacrae Scripturae Interpres.“ Havniae 1827. 8vo. 271 pp. Der Verfasser ist Protestant.

2) P. 33. 39. vgl. Rosenmüller l. c. p. 404.

3) P. 135.

4) P. 137 ff. Der heilige Augustinus nennt drei Eigenschaften, mit welchen jeder, der sich an die Auslegung der Schrift machen will, ausgestattet seyn sollte. 1) Kenntniß der hebräischen und syrischen Sprache, (scientia linguarum, oder wie er sich anderswo erklärt, linguae Hebreae et Graecae cognitio.) 2) Kenntniß biblischer Archäologie, (cognitione rerum quarundam necessariarum, anderswo einzeln benannt als Kenntniß der Philosophie, Geschichte, Physik und Literatur der Bibel. 3) Bekanntschaft mit den kritischen Regeln, um über die eigentliche Lesart des Textes zu entscheiden, (adjuvante codicum veritate, quam solers emendationis diligentia procuravit.) De Doct. Christ. L. 1 c. 1 Clausen p. 140.

5) P. 181. ff.

6) P. 207. ff.

Schmähungen, in noch rohern Ausdrücken gefaßt. Von ihm hat Luther gesagt: »Hieronymus soll nicht unter die Lehrer der Kirche mitgerechnet noch gezählet werden: denn er ist ein Ketzer gewesen; doch glaube ich, daß er selig sey durch den Glauben an Christum. Ich weiß keinen unter den Lehrern, dem ich so feind bin, als Hieronymus; denn er schreibt nur von Fasten, Speisen und Jungfrauschaft.«[1]) Aber der ältere Rosenmüller ist entschiedener und gewalthätiger in seinen Anschuldigungen gegen ihn als Schriftausleger. Er läßt ihm kaum eine einzige gute Eigenschaft. Nach ihm ist seine Kenntniß der Sprachen und Palästina's gänzlich überwogen von seinen grundlosen Etymologieen, seinen rabbinischen Spitzfindigkeiten und seiner gänzlichen Unfähigkeit, die Ansichten seines Authors zu fassen![2]) Ja, dieß sind noch die geringsten von seinen Fehlern; was er von Gelehrsamkeit besaß, verwendete er nur, um die Lehren des Christenthums zu verdrehen, und man kann ihm auch nicht die geringsten Ansprüche auf theologische Wissenschaft zugestehen.[3])

Um eine Aenderung der Ansichten über die Verdienste dieses Vaters unter den neuen Gelehrten zu suchen, brauchen wir nicht über die Familie seines Anklägers hinauszugehen. Der jüngere Rosenmüller hat für die possenhaften und unziemlichen Rügen

1) „Luthers sämmtliche Schriften." Th. XXII. p. 2070. Ausg. v. Walch.

2) Rosenmüller, ubi sup. p. 346.

3) Ich glaube, nur mit wohlverdienter Entrüstung wird jeder, der die ehrwürdigen Zierden des Urchristenthums schätzt, folgende bittere Stellen lesen: — „Maxime autem dolendum est, hunc tantum virum eruditione sua tam turpiter abusum esse, ad pervertendam doctrinam christianam, in sacris litteris traditam, atque ad omnis generis superstitiones defendendas et propagandas." Er fährt fort, ihm anzudichten: „immodicum studium suas absurdissimas opiniones tuendi, incredibilis animi impotentia et superstitio, furor, quo abreptus," etc. p. 369. — „Ex hactenus dictis satis, ut opinor, apparet, Sanctum (si Diis placet) Hieronymum cum omni sua eruditione hebraica, graeca, latina, geographica etc. fuisse monachorum superstitiosissimum, omnis verae eruditionis theologicae expertem. Ut paucis dicamus, religioni plus nocuit, quam profuit." — p. 393.

seines Vaters Ersatz geleistet. Er hat bemerkt, daß die Kommentare dieses gelehrten Lehrers in der größten Achtung gehalten werden müssen, wegen der Gelehrsamkeit, mit welcher er jede Auslegung, die er erfaßt, unterstützt.[1]) Er ist mit mündlicher Lobpreisung nicht zufrieden, denn der beständige Gebrauch, den er in seinen Kommentaren von den exegetischen Arbeiten unseres Vaters macht, zeigt hinreichend die aufrichtige Hochachtung, die er ihm zollt. In seinen Scholien über die kleinern Propheten hat er daraus selten Gelegenheit von den Gesinnungen seines gefeierten Führers abzuweichen.

Ich habe Sie lange bei der ersten Periode der biblischen Literatur aufgehalten, weil sie beweist, daß sogar die Geschichte der Hermeneutik eine fortschreitende Wissenschaft ist, und daß ihr Fortschritt gedient hat, Vorurtheile gegen die ersten Schriftsteller des Christenthums zu entfernen, und ihren Charakter gegen die kühnen und unstatthaften Angriffe der liberalen Schule zu vertheidigen.

§. 25.

b) Der Fortschritt dieser Wissenschaft bringt auch die alten katholischen Exegeten wieder zu Ehren.

Nachdem so gezeigt ist, daß die Grundsätze dieser Wissenschaft, so jung auch ihr Gesetzbuch seyn mag, doch so alt sind als das Christenthum, so müssen wir ein Jahrtausend ihrer Geschichte übergehen und unsern eigenen Zeiten näher rücken. Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften erhoben sich zahlreiche Kommentatoren unter unsern Gottesgelehrten, deren Werke die üble Nachrede getheilt haben, welche auf jene des fünften Jahrhunderts gehäuft wurde. Man hielt es für Schuldigkeit, die bändereichen Erzeugnisse dieser fleißigen und oft scharfsinnigen Ausleger zu verschreien als eine bloße Masse literarischen Schut-

---

1) „Ezechielis Vaticinia," Lips. 1826. vol. I. p. 26. Wir müssen es der kindlichen Liebe verzeihen, wenn er uns an das Werk seines Vaters über den Charakter des heiligen Hieronymus verweist, den er selbst so ganz anders schildert. p. 25.

tes, vielleicht geeignet, die Bretter einer Bibliothek anzufüllen, aber nicht den Tisch der Studirenden zu beschweren.

Allein obschon sie oft zu weitschweifig sind, und zu sehr nach allegorischer Auslegung trachten, so würde es Ungerechtigkeit seyn, zu läugnen, daß sie in der fleißigen Sammlung und Sichtung der Meinungen Anderer, in einer scharfsinnigen Untersuchung des Zusammenhanges und der Bedeutung einer Stelle und in der glücklichen Entfernung ernstlicher Schwierigkeiten den Weg für ihre Nachfolger bahnten und viel mehr Wirkung hervorgebracht haben, als diese anzuerkennen immer sich scheuen. So, z. B. ist der Kommentar des Pradus und Villalpandus über Ezechiel, welcher zu Rom von 1596 bis 1604 erschien, noch immer die große Fundgrube, zu der jeder neue Scholiast seine Zuflucht nehmen muß, und wird von dem gelehrtesten aus ihnen anerkannt als ein Werk, »das von mannigfacher Gelehrsamkeit angefüllt und für das Studium des Alterthums sehr fruchtbar ist.«[1]) Die Anmerkungen Agelli's über die Psalmen, die auch zu Rom im Jahre 1606 erschienen, wurden von demselben Schriftsteller nach Ernesti angerühmt, als das Werk »eines sehr gelehrten und scharfsinnigen Authors, welcher besonders glücklich ist in Erklärung der Verwandtschaft der Vulgata und der Alexandrinischen Uebersetzung.«[2]) Noch größere Empfehlungen werden von dem gelehrten und geistreichen Schultens dem spanischen Jesuiten Pineda gespendet, von dessen Noten über Job (Madrid 1597) er anerkennt, »daß sie ihm seine Arbeiten bedeutend erleichtert haben.« Er nennt ihren Verfasser „Theologus et Literator eximius, magnus apud suos, apud nos quoque.“[3]) Maldonatus über die Evangelien wird angepriesen und empfohlen von Ernesti, obwohl, wie zu erwarten, seine Empfehlungen in absprechenden Worten von seinem Erläuterer Ammon widerrufen worden sind.[4]) Als vor einigen Jahren

1) Rosenmüller, „Ezechielis Vaticinia,“ vol. I. Lips. 1826. p. 32.
2) „Psalmi,“ vol. I. Lips. Praef. (p. 5.)
3) „Liber Jobi cum nova versione et commentario perpetuo.“ Lug. Bat. 1737. tom. I. Praef. (p. 11.)
4) „Inst. Jut. p. 353.

in Deutschland der Vorschlag gemacht wurde, Calmets Kommentare wieder abzudrucken, erregte schon die Erwähnung eines solchen Planes das Gelächter der liberalen Schule;[1]) doch wurde ich von einem sehr gründlichen Gelehrten versichert, daß er seine Anmerkungen über Jesaias mit denen Lowth's verglichen und die schönsten Erläuterungen des englischen Bischofs schon zuvor bei dem gelehrten Benediktiner gefunden habe. Ein anderer gelehrter Freund hat mir bedeutende Ausschreibungen aus ihm in neuern Erklärern, ohne die geringste Zuerkennung, nachgewiesen.[2]) Aber niemand hat die Wahrheit dieser Bemerkungen in ein stärkeres Licht gesetzt, als mein verstorbener liebenswürdiger und ausgezeichneter Freund Prof. Ackermann in seinem Kommentar zu den kleinern Propheten.[3]) Durch sein ganzes Werk hindurch sind die Meinungen der alten katholischen Theologen gesammelt und ehrenvoll erwähnt. Es ist erfreulich, diese Schriftsteller, deren Namen anzuziehen außer Brauch gekommen war, wieder mit Achtung behandelt zu sehen; und es ist etwas fast Ergötzliches in der häufigen Nebeneinandersetzung Rosenmüllers und Cornelius a Lapide, Oedmanns und Figueiros, Horsts und De Castro's.

Wenn ich mich in solche lange Abschweifungen über die ältern Kommentatoren einließ, so werden Sie mir zugeben, daß die gewonnenen Resultate in engem Zusammenhange mit meinem Gegenstande stehen, und ihre Folgerungen mit dem allgemeinen Ziele dieser Besprechungen vereinigen. Denn ich glaube, es wird sich gezeigt haben, daß das Studium und die Anwendung der Hermeneutik, obwohl nicht in ein System gebracht, in der Kirche immer getrieben wurde und daß der Fortschritt der Wissenschaft alle Vorurtheile entfernt und das Andenken der Männer, die auf

---

1) Wenn ich mich recht erinnere, so befindet sich ein Aufsatz über diesen Gegenstand irgendwo in Eichhorn's allgemeiner Bibliothek.

2) Z. B. Rosenmüller „Prophetae Minores," vol. II. Lips. 1813. p. 337. ff. ist fast wörtlich aus Calmet's Vorrede zum Jonas genommen, „Commentaire literal." vol. IV. p. 893. fol. Par. 1726.

3) „Prophetae Minores perpetua annotatione illustrati a Dr. P. F. Ackermann." Vienna 1830.

die Achtung und Dankbarkeit jedes Christen Anspruch haben, vertheidigt hat.

§. 26.

Angriff auf die heilige Schrift, besonders auf die Prophetieen durch die Verdorbenheit der Auslegungskunst in der rationalischen Schule.

Von ihnen muß ich mich zu einer ganz verschiedenen Klasse wenden. Nach der Mitte des letzten Jahrhunderts gab Semler den ersten Anstoß zu der sogenannten freien Schrifterklärung. Die Läugnung der Inspiration, die Auflösung jedes Wunders in Allegorie oder Vision oder Täuschung oder ein natürliches Ereigniß, in orientalische Ausmalung gehüllt, und gänzliche Läugnung der Prophezie sind die bezeichnenden Merkmale dieser Klasse. Daß der Glaube an die Inspiration von keinem protestantischen Theologen gefordert werden könne, schließt Semler aus den anerkannten Grundsätzen aller reformirten Kirchen; für diese gottlose Erklärung der Wunder hat Ammon Verfahrungsregeln aufgestellt,[1]) und ihre praktische Anwendung findet sich im Uebermaße in den Werken von Eichhorn, Paulus, Gabler, Schuster, Rettig und vielen Anderen. Allein hauptsächlich bei dem Fortschritt der Hermeneutik in der Interpretation der Prophezieen möchte ich Sie einige Augenblicke aufhalten, weil durch sie das alte Testament hauptsächlich mit den Beweisen für das Christenthum in Verbindung steht.

Jedermann, der, wie Sie, gewöhnt ist, die Prophezieen des alten Testamentes nicht bloß mit Achtung, sondern mit Ehrfurcht behandelt zu hören, muß sich verletzt fühlen, wenn er sieht, mit welch frecher Stirne sie von den Schriftstellern dieser Schule mißhandelt werden. De Wette z. B. in seinem Handbuche der Einleitung denkt nie daran, den Glauben, daß in den Schriften des Jesajas oder seiner Mitpropheten irgend eine wirkliche Voraussagung sey, auch nur zu erwähnen. Der einzige Unterschied

1) „De interpretatione narrationum mirabilium N. T.“ vor seinem Ernesti, Ed. sup. cit. Doch scheint er p. XIV. einige Wunder zuzugeben.

zwischen ihnen und den Sehern der heidnischen Nationen ist, »daß diesen der wahre und moralische Geist des Monotheismus fehlte, durch welche die hebräische Prophezeiung geläutert und geheiligt wurde.«[1]) Ich will Sie nicht weiter verletzen durch Verfolgung der Geschichte dieser sündlichen Schule, deren Gottlosigkeit auf dem Kontinente leider eine solche Herrschaft erlangt hat, daß sie sogar von Leuten, die theologische Lehrstühle an protestantischen Universitäten inne haben, gelehrt und von Männern, die sich auf ihren Titelblättern Pastoren protestantischer Gemeinden nennen, in Büchern verbreitet werden. Es wird hinreichen, zu bemerken, daß der verstorbene Professor Eichhorn die rationalistische Theorie von den Prophezeiungen in ein System brachte und es wagte, einen vollständigen Parallelismus zwischen den Gesandten des wahren Gottes und den Wahrsagern des Heidenthums zu behaupten.[2])

Mit solchen Grundsätzen, wie diese sind, läßt sich nichts Anderes erwarten, als daß die Interpretation der Prophezieen gräulich verdreht wurde. Daher sind in vielen neueren Kommentatoren die Vorhersagungen über den Messias entweder gänzlich übersehen, oder systematisch angestritten. Jahn, obwohl ein kecker und seichter Schriftsteller, hat einiges Verdienst um die Vertheidigung und Beleuchtung vieler derselben,[3]) und die Psalmen verdanken eine treffliche Vertheidigung ihrer Prophezieen dem Michaelis.[4]) In Rosenmüller findet eine große Ungleichheit Statt; bei manchen Gelegenheiten nimmt er die Parthei unserer Gegner, wie über das 53ste Kapitel des Jesajas und in der Bestreitung der Aechtheit des letzten Theils dieses Buches. Bei andern Gelegenheiten tritt er als ein gelehrter und geschickter Sachwalter

---

1) „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung," Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1822. p. 279.

2) „Einleitung in das Alte Testament," 4te Aufl. Götting. 1824. vol. IV. p. XLV.

3) „Appendix Hermeneut." Viennae. 1813, 1815.

4) „Kritisches Kollegium über die drei wichtigsten Psalmen von Christus." Frankf. und Götting. 1759.

für den prophetischen Sinn auf, und ich darf nur seine Anmerkungen über den 45sten Psalm, und seine Abhandlung über die berühmte Vorhersagung, bei Jesaias VII. als Beispiel anführen.[1])

§. 27.

Rückkehr zu gesunden Prinzipien. Hengstenberg.

Die Verdorbenheit, in welche so die hermeneutische Wissenschaft gesunken war, mußte nothwendig eine Gegenwirkung erzeugen, und durch dieselbe eine Rückkehr zu bessern Grundsätzen. Dieß ist wirklich größtentheils der Fall gewesen und es sind Werke erschienen, welche sich die große Gelehrsamkeit, die von der andern Seite in Gang gebracht worden war, zu Nutze machten und vieles Gute aus der Masse des Schlechten, das in dieser Wissenschaft angehäuft lag, herauszogen. Denn sie haben vollständig gezeigt, daß die Gelehrsamkeit und der Aufwand von Scharfsinn, die in dem Angriff auf die göttliche Prophezie entwickelt wurden, wohl der bessern Sache dienstbar gemacht werden und all ihr Glänzendes beibehalten können, obschon sie ihre blendende Kraft verlieren. Ich will nur das gelehrte Werk Hengstenbergs über die Prophezieen auf Christus anführen, in welchem die Reihe der prophetischen Verkündigung zergliedert und mit großem Scharfsinne und gründlicher Gelehrsamkeit vertheidigt ist. Die Lehren von einem leidenden Messias und der Gottheit Christi, wie sie im alten Testamente vorausverkündigt sind, sind bewunderungswürdig auseinandergesetzt; Alles, was Rabbinen und Väter, orientalische und klassische Schriftsteller beitragen können, ist lichtvoll und erfolgreich zusammengebracht; die Einwürfe der Gegner sind mit großem Geschicke gelöst oder entfernt und großes Glück und sicherer Takt zeigt sich in der Enthüllung des Sinnes dunkler Phraseologie.[2]) Wir können wirklich sagen, daß in seiner Hand eben jene Wissenschaft, die sich bis auf die kürzeste Zeit der Sache

1) „Icsajae Vaticin.“ Tom. I. p. 292.

2) „Christologie des alten Testamentes und Commentar über die messianischen Weissagungen der Propheten.“ Berlin 1829. I. B. I. und II. Thl. Seitdem sind schon weitere Theile erschienen.

der geoffenbarten Wahrheit zerstörend bewies, das wirksamste Mittel zu ihrer Vertheidigung wird.

§. 28.

c) Widerlegung eines Einwurfes von Michaelis gegen die Aechtheit der zwei ersten Kapitel des Matthäus.

Erlauben Sie mir nun, daß ich Ihnen ein Beispiel gebe, das ich einer höhern Anwendungsart dieser Wissenschaft zutheile, und verzeihen Sie mir, wenn ich für einige Augenblicke die populäre Form, die ich durch alle meine Vorlesungen einzuhalten bemüht war, verlasse; denn der Gegenstand mag eine mehr gelehrte Erörterung wohl zu verdienen scheinen, und erfordert sie auch ganz gewiß. Unter einigen andern Gründen, die Michaelis für die Verwerfung der zwei ersten Kapitel des Matthäus vorbringt, ist einer auf folgenden Umstand gegründet. Sie enthalten mehrere Beziehungen auf das alte Testament, eingeführt durch die Formeln: »dieß Alles ist geschehen, auf daß erfüllt würde, was von dem Herrn gesagt worden durch den Propheten:« [1]) »denn also steht geschrieben durch den Propheten:« [2]) »damit erfüllt würde, was von dem Herrn durch den Propheten gesagt worden ist;« [3]) »da ward erfüllt, was gesagt ist.« [4]) Nach ihm entsprechen die so angezogenen Texte keineswegs buchstäblich den Ereignissen, auf die sie angewendet werden, und doch will er nicht annehmen, daß sie bloße Citate und Anpassungen seyen, wegen der starken Einführungsformen. Kein Beispiel, bemerkt er, könne angeführt werden, daß irgend ein Ausdruck, so stark, wie die angezogenen, gebraucht werde, um eine bloße Anpassung eines Textes einzuführen. Er müsse daher glauben, der Sinn des Authors sey, daß die Umstände, die er beschreibt, wirklich die Erfüllung jener alten Weissagungen bildeten. Nun aber ist er nach dem Prinzip der Privatauslegung der Meinung, daß

1) Matth. 1, 22.
2) Ib. 2. 5.
3) Ib. 2. 15.
4) Ib. 2. 17.

sie nicht so genommen werden können, und da ein inspirirter Author keinen Irrthum begangen haben kann, so will er diese Kapitel lieber einem andern und zwar nicht inspirirten Autor zuschreiben, als diese Sätze so drehen, daß sie nichts als eine Anpassung biblischer Texte bedeuten.[1])

Dieses ist der Einwurf, dem ich zu begegnen wünsche. Ich will es nicht versuchen, die Texte einzeln zu prüfen, und zu beweisen, daß man sie gar wohl als anwendbar auf die Ereignisse in dem Leben unseres Erlösers betrachten könne; ich will der ganzen Frage begegnen, uud zeigen, wie der Fortschritt der orientalischen Forschung dem Rationalisten den Boden unter den Füßen hinwegzieht und das Hauptargument, worauf die Verwerfung dieser zwei wichtigen Kapitel gegründet wurde, gänzlich umwirft.

§. 29.

Der Ausdruck „erfüllt werden" u. a. wird auch bei bloßer Anpassung von Schrifttexten gebraucht.

Die meisten Kommentatoren, sowohl Katholiken, als Protestanten, sind darüber eins, daß manche Texte, auch wenn sie so eingeführt werden, reine Citate sind, ohne den Zweck auszudrücken, daß bei der beschriebenen Gelegenheit die wörtliche Erfüllung stattfand. Viele Schriftsteller haben mit einem großen Aufwande von Mühe zu beweisen gesucht, daß sogar die angeführten Ausdrucksformen mit dieser Vorstellung nicht unvereinbar seyen, und zu diesem Ende haben sie sich hauptsächlich der Schriften der Rabbiner und klassischen Authoren bedient. So schrieb Surenhusius einen ganzen Band über die Citationsformeln der Rabbinen; allein er brachte nicht eine einzige Stelle bei, wo das Wort erfüllt vorkommt.[2]) Dr. Sykes behauptet, daß solche Ausdrücke sich auf jeder Seite jüdischer Schriftsteller finden, führt aber kein einziges Beispiel an.[3]) Knapp wiederholt dieselbe Behauptung; denn er sagt, »daß das hebräische und chaldäische

---

1) Michaelis „Einleitung in das neue Testament," vol. I. pp. 206—214.

2) *Βίβλος καταλλαγῆς.* Amsterd. 1713.

3) „Truth of the Christian religion." Lond. 1725. pp. 206—296.

Wort מלא und die chaldäischen und rabbinischen Wörter תקן, אשלים und גמר, ein Ding vollbringen oder bestätigen heißen.«[1]) Es gibt denn ein Beispiel vom ersten Worte, aus I. Kön. 1, 14. wo der Sinn bloß ist, »ich will deine Rede vollenden.« Prof. Tholuk hat wirklich mehrere Beispiele aus den Rabbinen angeführt, um diesen Sinn festzustellen. Die zwei stärksten sind diese: — »Der, welcher ißt und trinkt und hernach betet, von ihm ist geschrieben:« »Du hast mich hinter deinen Rücken geworfen.« — »Seit der שמיר (Schamur ein fabelhaftes Thier) den Tempel zerstört hat, hat der Strom der göttlichen Gnade und der Heiligen aufgehört, wie geschrieben steht Ps. XII. 2.« Zu diesen hat er eine Stelle aus der Chronik des Barhebräus, eines syrischen Schriftstellers aus viel späterer Zeit, hinzugefügt. Sie heißt nur: — »Sie sahen den Zorn, von dem der Prophet sagt: ich will tragen den Zorn des Herrn, denn ich habe gesündigt.«[2]) Der Sinn dieser Worte geht nicht weiter als; »sie sahen den Zorn des Herrn.« Sharpe und Andere haben einige Stellen aus griechischen Klassikern angezogen; allein sie sind weit davon entfernt, an die bestimmte und strenge Form der Sätze im neuen Testamente hinzureichen.[3]) Denn nach allen dem steht Michaelis Bemerkung noch fest, daß keine von ihm die Kraft der Worte:

1) Georgii Christ. Kapp „Scripta varii argumenti maximam partem exegetici et historici argumenti.“ Ed. 2. Halle 1823. tom. II. p. 523.

2) „Commentar zu dem Evangelium Johannis,“ Hamburg 1827 p. 68. Vor einigen Jahren fragte mich dieser gelehrte Professor, ob mir beim Lesen syrischer Schriftsteller nie Stellen vorgekommen seyen, welche diese Schwierigkeiten heben und die Phrasen erläutern könnten. Ich zeigte ihm die oben mitgetheilten Beispiele, und auf seine Bitte versah ich ihn mit einer Abschrift und gab ihm volle Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen. Es ist daher möglich, daß sie in irgend einem deutschen Werke, das ich nicht kenne, erschienen sind, und ich halte es deßwegen für gut, den Umstand zu erwähnen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob ich anderer Leute Arbeit auf meine eigene Rechnung schreibe.

3) Ap. Horne „Introduction“ vol II. p. 444. note.

»Da ward erfüllt, was gesprochen wurde durch den Propheten,« erreicht, und die Frage seines Scholiasten bleibt ungelöst: wurde dieser Ausdruck bei den Rabbinen in diesem Sinne gebraucht?«[1])

Ein Beispiel jedoch mag diesem Tadel zu entgehen scheinen. Es ist eine Stelle, welche Wetstein aus dem Abrisse des Lebens des heiligen Ephrem in Assemanis Bibliotheca orientalis anführt, wo ein Engel den Heiligen so anredet:

אזדהר דלא תשלמי עליך הי דכתיבא דאפרים איך עגלתא וישך Esdahr delo teschlam älaik hoj dachtibho d'efraim aich egletho wescharko. »Trage Sorge, daß nicht erfüllt werde an dir, was geschrieben steht, Ephraim ist eine junge Kuh, ꝛc.«[2]) Dieses Beispiel genügte jedoch Michaelis nicht, wahrscheinlich weil es nicht von andern gestützt ist und wegen der ermahnenden Redeweise.[3])

§. 30.

Schlagende Belege dafür aus syrischen und arabischen Schriftstellern.

Der Kampfplatz mag daher als geöffnet und würdig gelten, die Aufmerksamkeit der Gelehrten zu beschäftigen. Nun, obwohl es anmassend scheinen möchte, glaube ich, es in meiner Gewalt zu haben, die Schwierigkeit zu lösen, bloß auf dem Wege, den ich durch diese Vorträge zu zeigen bemüht war, durch wenn auch schwache Verfolgung eben der Wissenschaft, welcher sie angehört. Indem ich ihr zu begegnen suche, brauche ich wohl nicht vorauszuschicken, daß ich den Argumenten Michaelis in keiner Weise irgend eine Gültigkeit zuerkenne, oder zuzugeben gedenke, daß die Citate im ersten Kapitel des Matthäus sich nicht als genau anwendbar auf die beschriebenen Ereignisse bewähren ließen. Ueber diese Punkte ließe sich Vieles sagen, aber ich wünschte die weitschweifige Untersuchung, in die es uns führen würde, zu vermeiden, und nur die Frage auf des Gegners eigenem Boden aufzu-

---

1) „Notes on Michaelis" vol. I. p. 487.

2) Assemani B. O. tom. I. p. 35. „Acta S. Ephr. Oper." tom. III. p. XXXVI. Wetstein in Mat. I. 22.

3) Vol. I. p. 214.

nehmen, und zu beweisen, daß er, auch Alles zugestanden, was er annimmt, keinen Grund hat, jenen Theil der heiligen Schrift zu verwerfen, oder die Inspiration seines Verfassers zu bestreiten. Mit andern Worten, ich wünschte zu zeigen, daß, wenn auch jene Texte auf gewisse Ereignisse nicht anders als durch Accomodation anwendbar wären, die Ausdrücke, welche sie einführen, jene Erklärung wohl zulassen und so den aus ihrer Bedeutung gezogenen Schluß aufheben. Denn ich will Ihnen durch Beispiele aus den frühesten syrischen Schriftstellern zeigen, daß im Oriente ähnliche Ausdrücke gebraucht werden, um biblische Sätze auf Personen anzuwenden, wo die Schriftsteller unmöglich glauben konnten, daß sie sich ursprünglich auf dieselben beziehen.

I. Die Redensart „erfüllt werden" wird so gebraucht, und zwar nicht bloß wie in dem von Wetstein mitgetheilten Beispiele, sondern in deklaratorischer Form. In einem weitläufigern Leben des heil. Ephrem haben wir die merkwürdige Stelle:

ושלמת עלוהי מלתא דאתאמרת מטל פולוס לחנניא.
דמנא הו לי גביא. Weschelmath älau melto d'ethemrath metul paulos lahhnanjo demonau li gabhjo. »Und in ihm wurde erfüllt das Wort, das wegen des Paulus zu Ananias gesprochen ward: er ist mir ein Gefäß der Auserwählung.[1])«

Der Author spricht hier vom heil. Ephrem und drückt sich deutlich aus, daß die Worte, die er auf ihn anwendet, eigentlich von einem Andern gesprochen wurden. Aber der Heilige selbst, der älteste Schriftsteller, den wir in dieser Sprache haben, gebraucht diese Redensart in einer noch bezeichnenderen Weise. Denn er sagt folgendes von Aristoteles:

עלוהי שלמת הי דכתיבא מטל שלימון חכימא
דבקדמיא ואחריא לא הוא דחכימא אכותה.

Aelau schelmath hoi dachtibho metul schlemun hhakimo dab' kadmoje w'ahhroje lo hwo dehhakimo achwotheh.

»An ihm wurde erfüllt, was von Salomon dem Wei-

1) „St. Ephrem Oper." Tom. III. p. XXIV.

sen gesprochen ward: daß von denen, die vorher und nachher waren, keiner ihm an Weisheit gleich kam.[1])«

2. Der Ausdruck, »wie geschrieben steht,« oder, »wie der Prophet sagt;[2])« wird genau in derselben Weise gebraucht. St. Ephrem gebraucht es offenbar, um eine bloße Anpassung einer Schriftstelle einzuführen:

סניא לטעיא עלתא דעודרנא דכתיב דאלהא אתתעיר איך דמכא ושר. Sanjo leto'ajo 'elto deudrono dachtibh d'alloho ethtc'ir aich damocho weschark o. »Jene, die im Irrthum sind, haben die Quelle der Hülfe gehaßt: wie geschrieben steht: der Herr erwachte, wie einer, der schlief.«[3]) Um die Bedeutung dieser Anwendung zu sehen, müßte man die ganze Stelle lesen. Ich übergehe einige weniger entscheidende Beispiele,[4]) und eile vorwärts.

3. Sogar der stärkste von allen diesen Ausdrücken, »dieser ist es, von dem geschrieben steht« wird mit derselben Freiheit von diesen frühen orientalischen Schriftstellern gebraucht. In den Akten des heil. Ephrem, die ich schon mehr als einmal angezogen habe, wird es so angewendet. Z. B. wo von den Heiligen die Rede ist: הנו דאמר פורוקן דנורא אתית דארמא באריא. Honau d'emar porukan denuro ethith d'erme bear'o. »Dieser ist es, von dem unser Heiland sagt: Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden.«[5]) An einer Stelle wird

1) Serm. I. tom. II. p. 317.

2) Matth. II. 6.

3) Serm. XXXIII. adv. Haeres. Tom. II. p. 513. Für solche, die mit der syrischen Sprache bekannt sind, möchte ich bemerken, daß die lateinische Uebersetzung das Wort טעיא to'ajo mit amentes gibt, während es in allen diesen Predigten durchaus „Verirrte" oder Ketzer bedeutet. Vgl. pp. 526. 527. 559 ꝛc. St. Ephrem scheint damit die Manichäer zu meinen.

4) Z. B. in den Akten des heil. Ephrem, wo jedoch bloß eine moralische Vorschrift citirt wird, die wirklich in der Bibel nicht vorkommt. Ferner Tom. II. p. 487, wo „wie geschrieben steht" ein Citat einführt.

5) P. XXXVIII.

derselbe Text vom heil. Basilius in noch bestimmtern Ausdrücken angewendet.[1])

Um diese Erläuterungen noch mehr zu bekräftigen, will ich bemerken, daß die Araber ihr heiliges Buch, den Koran, in eben dieser Weise auf Begebenheiten anwenden. Ich will Ihnen nur ein oder zwei Beispiele mittheilen aus den Vielen, die ich mir bezeichnet habe. In einem Briefe von Almelik Alaschraf Barsebai an Mirza Schahroch, Sohn Timurs mitgetheilt von Sacy, haben wir diese Worte: »Fürwahr, wenn der Höchste es nicht gewollt hätte, so hätten wir euch nicht überwältigen können; aber er hat uns Sieg versprochen in dem ehrwürdigen Buche Gottes, wo er sagt: Da gaben wir euch den Vortheil über sie.«[2]) Diese Worte wurden aber offenbar von einer ganz andern Person gesprochen. Folgendes Beispiel nähert sich noch mehr der fraglichen Redensart:

פלנא אסוה ברסול אללה פי קולה מא "אודי נבי מא" אודית: Felenâ 'iswethon biresûlillâhi fi kaulihi mâ 'ûsije nebijjon mâ 'ûsithu. »Wir gleichen dem Propheten, wo er sagt: Nie litt ein Prophet, was ich leide.«[3])

Ich fürchte, diese Untersuchung habe Manchen von Ihnen einigen Ueberdruß erregt; geschah es, so will ich sie nur bitten, zu betrachten, wie wichtig ihr Gegenstand wohl erscheinen muß. Denn sie hat zum Ziele, der Hand eines kecken Gelehrten einen angeblichen Grund für die Verwerfung zweier höchst wichtigen und schönen Kapitel in der evangelischen Geschichte zu entreißen. Sie dient zugleich als ein fernerer Beleg, wie fortgesetzter Fleiß in irgend einem Studium mit Sicherheit auf den Besitz eines Fadens hoffen darf, um die Schwierigkeiten, die sich aus ihren niederen Stufen ergeben, zu entwirren.

---

1) P. XLVIII. Er sagt ausdrücklich, „Dieser ist es, von dem unser Heiland sagte" ꝛc. Assemani, der Uebersetzer seines Lebens, gibt die Redensart „propterea ipsi *accomodatum iri* illa Domini verba. etc.

2) De Sacy „Chrestomathie Arabe," 1re ed. Arab. text p. 256. Vers. tom. II. 325.

3) Humbert, „Anthologie Arabe." Paris 1819. p. 112.

Mögen auch die Gegenstände nur flüchtig behandelt scheinen, so haben sie doch, wie ich glaube, zur Beleuchtung des Zieles, das wir in diesen Vorträgen verfolgen, mannigfache Punkte dargeboten. In jedem der Glieder, welche das eigentliche Bibelstudium bilden, haben wir einen natürlich vorwärtsschreitenden Gang beobachtet, und in jedem Falle war von selbst die Folge jenes Fortschrittes die Entfernung von Vorurtheilen, die Widerlegung von Einwürfen und die Bestätigung der Wahrheit. Ich will nur hinzufügen, daß die eigene praktische Anwendung der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, die ich in dieser Vorlesung zusammengefaßt habe, jeden zu der Ueberzeugung führen wird, daß sie, selbst in dieser beschränkten Form, dieselbe Macht der Entwickelung und dieselbe erhaltende Kraft haben. Die Erfahrung hat mich schon seit lange überzeugt, daß jeder Text, den die Katholiken zu Gunsten ihrer von den Protestanten angegriffenen Lehren vorbringen, jene unbeugsamen Prüfungen bestehen wird, denen die neuere Wissenschaft jede bestrittene Stelle unterworfen wissen will.

Das Studium des göttlichen Wortes und das Nachdenken über die göttlichen Wahrheiten bildet gewiß unsere edelste Beschäftigung. Wenn aber dieses Studium von strengen Grundsätzen geleitet, und von gründlicher Forschung unterstützt wird, so wird es die intellektuelle Freude des Mathematikers mit dem Entzücken des Dichters vereinigen und immer neue Quellen der Erbauung und der Wonne öffnen, und eine derselben hoffe ich Ihnen in meiner nächsten Besprechung zu erschließen.

VI. Orientalische Studien.

(Zweite Abtheilung. Eilfte Vorlesung.)

§. 1.

Verständigung über den Ausdruck „profan."

Im letzten Vortrage handelte ich von solchen Beleuchtungen des biblischen Textes, die in seinem eigenen Wesen ihren Gegenstand hatten, sey es nun im Buchstaben oder in seiner Bedeutung. Begreiflicher Weise müssen die orientalischen Studien auch viele andere von anderer Art darbieten, dergleichen wir auch aus anderen Wissenschaften hervorgehen sahen. In der That ist kein Zweig der Literatur so reich an Rechtfertigung und Beleuchtung der Bibel, wie jene Studien, die ich als: »Profane morgenländische Literatur« bezeichne. Leider ist das hier gebrauchte Eigenschaftswort zweideutig, und ich wünschte, ich hätte irgend ein anderes an seine Stelle zu setzen. Wenn der Ausdruck »profan« auf Studien angewendet wird, die nicht im wesentlichen Zusammenhang mit heiligen Dingen stehen, so scheint er beinahe einen Tadel auf sie zu werfen. Da man ihn oft gebraucht, um nicht bloß die Abwesenheit eines besonders geheiligten Charakters, sondern auch das Daseyn eigentlicher Unheiligkeit auszudrücken, und die Fehlerhaftigkeit von sonst gleichgültigen Thaten zu bezeichnen, so hat er nach der Vorstellung von manchen leider dieselbe Bedeutung, wenn er auf wissenschaftliche Bestrebungen angewendet wird. Unter den Begriffsverwirrungen, welche den Gebrauch zweideutiger Wörter eingeführt haben, sind wenige so schädlich und auch wenige so allgemein, wie diese. In meinem Schlußvortrag werde ich Gelegenheit haben, jenen Widerstand zu zeichnen, welchen zu allen Zeiten Viele dem menschlichen Wissen lei-

steten; für jetzt will ich bloß bemerken, daß schwache Geister vorzüglich durch die Eigenschaftsbezeichnung, welche dasselbe von heiligen Studien unterschied, zu ihrer raschen Entscheidung verleitet worden sind. Der Name: weltliche, humanistische oder gar profane Wissenschaft, hat wirklich den Schauder, welchen solche Männer gegen jede andere, als eine theologische Bestrebung fühlten und ausdrückten, erzeugt oder gesteigert.

Alle diese Ausdrücke gelten indessen beziehungsweise und sind bloß deßhalb so gestaltet, um das Andere, was sie nothwendig übertrifft, recht stark hervorzuheben, wie denn auch Alles, was sich auf den Geist und seine Förderung bezieht, Jeglichem, was bloß ein Gewächs der Erde ist, vorangehen muß. Aber Weisheit und Erkenntniß sind überall, wo immer sie gefunden werden, Gaben Gottes und die Früchte des rechten Gebrauches der von ihm verliehenen Kräfte; und wie wir finden, daß die Christen früherer Jahrhunderte unbedenklich auf ihren heiligsten Denkmälern die Bilder von Männern darstellten, deren Wissen oder anmuthiges Dichten selbst in den Zeiten des Heidenthumes die Welt geschmückt hatte; so ist das Wissen solcher Männer wohl werth, unter den Beleuchtungen und Ausschmückungen der heiligen Religion, für welche jene Gebäude bestimmt waren, eine Stelle zu finden.

Zur nämlichen Zeit also, wo ich solche Bestrebungen unserer Aufmerksamkeit für höchst würdig achte, läßt mich die Erwägung des eben Bemerkten unbedenklich solche Beleuchtungen der heiligen Schrift zur profanen Literatur stellen, welche bei morgenländischen Schriftstellern von höchst ehrwürdigem Charakter und von der religiösesten Gesinnung gefunden werden. Denn ich gebrauche den Ausdruck nur im Sinne eines allgemein angenommenen Unterscheidungsmerkmales einer höchst nützlichen und empfehlungswürdigen Gattung des Wissens.

Ich scheide den Gegenstand dieses Vortrages in drei Theile; zuerst handle ich von solchen einzelnen Erläuterungen, welche die morgenländische Archäologie im Osten auflesen kann; alsdann werde ich Ihnen einige Fälle von dem Einflusse geben, den unsere wachsende Bekanntschaft mit der Philosophie Asiens auf die Vertheidigung der Religion ausübt; drittens werde ich ein Paar Bei-

spiele von dem Gebrauche geschichtlicher Nachrichten des Orients auszuwählen suchen.

§. 2.

Erläuterungen aus morgenländischen Volksthümlichkeiten.

Die erste dieser drei Klassen ist in England längst nach Gebühr bekannt geworden. Keine andere Nation hat so viele unternehmende Reisende zur Erforschung des Orients ausgesendet, und es war natürlicher Weise zu erwarten, sie werde die Erste seyn, die Ergebnisse ihrer Beobachtungen, welche ein Theil der Landesliteratur wurde, auf die Erläuterung der Bibel anzupassen. So sind wir denn auch mit Gebräuchen, Sitten und Ansichten der Asiaten, welche einiges Licht auf die biblische Erzählung werfen sollten, und die aus Reiseberichten zusammen getragen wurde, fast überschüttet worden. Oft sind die Beispiele, welche der Ordnung der Bücher und Kapitel der Schrift folgen, ganz unnöthig, manchmal sind sie ungenügend; überhaupt besitzen sie nie die Stärke systematischer Abhandlungen über biblische Alterthümer, wo die Ergebnisse verarbeitet, und mit allen Stellen verglichen werden, auf welche sie passen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß jeglicher Vortheil, den solche Compilationen der Religion und ihrem heiligen Buche leisten können, nothwendig immer noch ein des Zuwachses fähiger sey. Die Fundgrube ist unerschöpflich; jedem Reisenden gelingt es, irgend eine neue Uebereinstimmung zwischen den alten und neuen Einwohnern Asiens zu entdecken und die angedeuteten Werke schwellen bei jeder neuen Ausgabe zu einer größeren Dicke an und wachsen an Zahl ihrer Bände. Burders „Oriental Customs and Literature," erhielt in der deutschen Uebersetzung von Rosenmüller große und bedeutende Zusätze, die ihrerseits wieder übersetzt und dem Original angehängt wurden. Ich glaube, ich müßte die Zahl meiner Vorträge vermehren, wenn ich Ihnen die Nachlesen darbieten wollte, die ich nach der überreichen Ernte meiner Vorgänger in diesem Zweige der Literatur gemacht habe. Wohl dürfte der Ausschuß für orientalische Uebersetzungen nicht bloß erklären, daß »die heilige Schrift reich sey an Ausdrucksweisen und Anspielungen

auf Gebräuche, die in Europa vielfältig unvollkommen verstanden werden, aber im Orient immer noch gelten,« sondern auch, daß man aus der Herausgabe von mehreren orientalischen Schriftstellern viele neue Erläuterungen erwarten könne.[1])

§. 3.

Josephs Wahrsagebecher.

Ich will, fast auf Gerathewohl, Einen Fall auswählen, woran die wachsende Beschaffenheit solcher Untersuchungen sich abspiegelt.

Genesis XLIV. 5. 15. wird ein Becher erwähnt, in welchem Joseph wahrsagte; versteht sich unter Voraussetzung der Verstellung, die er annehmen zu müssen glaubte. »Der Becher, den ihr gestohlen habt, ist der, aus welchem mein Herr trinket und in welchem er wahrzusagen pflegt..... Und er sagte zu ihnen: warum mochtet ihr also thun? wußtet ihr nicht, daß in der Kunst des Wahrsagens Keiner meines Gleichen ist?« Das gab nun früher Gelegenheit zu so ernstlichen Einwürfen, daß sehr geschickte Kritiker eine Aenderung der Leseart oder eine Versetzung der Wörter vorschlugen; denn man glaubte, hier werde auf einen Gebrauch angespielt, wozu bei den alten Schriftstellern durchaus kein Seitenstück gefunden werde. »Wer,« ruft Houbigant aus, »hat je von einem Wahrsagen gehört, das vermittelst eines Bechers vorgenommen würde?«[2]) Aurivillius geht noch weiter:

---

1) Report. Lond. 1829. p. 7.

2) Eine freilich dunkle Stelle, die Athenäus (XI., 55) aus der Abhandlung des Nikomachos über die ägyptischen Feste anführt, hätte nicht übersehen werden sollen. Sie lautet: Νικόμαχος δ' ἐν πρώτῳ περὶ ἑορτῶν Αἰγυπτίων φησί τὸ δὲ κόνδυ ἐστὶ μὲν Περσικόν, τὴν δὲ ἀρχὴν, ἣν Ἑρμιππος ἀστρολογικός, ὡς ὁ κόσμος, ἐξ οὗ τῶν θεῶν τὰ θαύματα καὶ τὰ καρπώσιμα γίνεσθαι ἐπὶ γῆς. διὸ ἐκ τούτου σπένδεσθαι. So konnte der persische Dschemschid, je nachdem er den Becher zu einem der sieben innerhalb bezeichneten Erdklimen füllte, die Ereignisse der eingefüllten Weltstriche beschauen. — Die Wahr-

— »Ich erkenne an,« sagt er, »daß eine solche Auslegung wahrscheinlich wäre, wenn durch das Zeugniß irgend eines glaubwürdigen Geschichtschreibers dargethan werden könnte, daß die Aegyptier entweder damals oder später diese Art des Wahrsagens gebraucht hätten.«[1])

Burder führt in der ersten Ausgabe seiner orientalischen Gebräuche zwei Arten von Weissagung mit Büchern an, die Saurin aus Julius Serenus und Cornelius Agrippa mittheilt, aber keine davon paßt recht auf unsern Fall.[2]) Baron Silvestre de Sacy war der Erste, welcher aus einem Vorfall, der in Nordens Reisen berichtet wird, nachwies, daß der nämliche Gebrauch noch in neuerer Zeit in Aegypten vorkomme. Durch ein sonderbares Zusammentreffen, sagte Baram Kaschef den Reisenden, er habe seinen Becher gefragt, und entdeckt, sie seyen Spionen, und kämen, um auszukundschaften, wie das Land am beßten angegriffen und unterjocht werden könne.[3]) Damit ist die Bedingung erfüllt, auf welche hin Aurivillius vor einem halben Jahrhundert sich mit dem Sinne des gegenwärtigen Textes zufrieden geben zu wollen versprach. Im Révue des deux Mondes vom August 1833 wird von dem Gebrauche des Wahrsagebechers ein höchst sonderbarer und wohlbestätigter Fall von außerordentlich wunderbarer und geheimnißvoller Art angeführt, den die Berichterstatter in Aegypten in Verbindung mit mehreren englischen Reisenden bezeugen.

---

sagerei, die der Herr Verfasser aus Tibet beibringt, ist eigentlich ὑδρομαντεία, für welche nach dem Zeugniß des Zosimus (vita Aureliani) im Aphacenischen Tempel in Aegypten berühmte Anstalten getroffen waren. Daß auch λεκανομαντεία in Aegypten bekannt gewesen sey, erhellt aus Glycas. Annal. 2., wo König Nektanabus als erfahren darin geschildert wird. Die alten Zeugnisse für die Existenz dieses Aberglaubens in Aegypten scheinen hier besonderer Berücksichtigung werth. Der Herausg.

1) Dissertationes ad Sacras Literas et philologiam orientalem pertinentes. Götting. und Lips. 1790. p. 273.

2) Oriental Customs. Lond. 1807. vol. I. p. 25.

3) Chrestomathie Arabe. Paris. 1806. vol. II. p. 513.

Aber weit entfernt, daß es noch irgend eine Schwierigkeit hätte, ein einziges Beispiel dieses Gebrauches in Aegypten zu finden, läßt sich vielmehr keine Art der Wahrsagerei als so häufig im ganzen Orient vorkommend nachweisen. So lesen wir in einer chinesischen Beschreibung des Reiches Tibet, welche im J. 1792 verfaßt ist, unter den dort üblichen Arten des Wahrsagens auch diese: »Manchmal schauen sie in einen Wassernapf und sehen das Zukünftige.«[1])

Die Perser scheinen den Becher sogar für das Hauptwerkzeug des Wahrsagens gehalten zu haben; denn ihre Dichter spielen beständig auf das Mährchen von einem berühmten prophetischen Becher an, der ursprünglich dem Halbgott Dschemschid angehört habe, welcher ihn in den Fundamenten von Istachar (Persepolis) entdeckte, und von welchem er sich auf Salomoh und Alexander vererbt und den Grund ihres ganzen Glückes und Glanzes gebildet habe. Guignaut fügt der Liste seiner Besitzer auch den Joseph bei, ich weiß aber nicht, auf welches Zeugniß hin.[2]) All diese Beispiele setzen voraus, daß die Wahrsagung durch Hineinschauen vorgenommen wurde. Ich will noch ein Beispiel von einer andern Art beifügen. Nämlich der älteste syrische Vater, der heilige Ephräm, berichtet uns, man habe aus Bechern geweissagt, indem man an sie geschlagen und den hervorgebrachten Ton beobachtet habe.[3]) Damit haben wir eine zunehmende Reihe von Erläuterungen einer Stelle, die man noch vor wenigen Jahren für unhaltbar erklärte, weil sie durch gar keines unterstützt werden konnte.

§. 4.

Schätzung im Stammhaus.

Da ich das letzte Beispiel aus einem gegenwärtig allzusehr vernachläßigten Zweige der orientalischen Literatur genommen habe,

---

1) „Quelques fois ils regardent dans une jatte d'eau et voient ce que doit arriver.“ — Nouveau Journal Asiatique. Oct. 1829, p. 261.

2) Zu Kreuzer. tom. I. part. I. S. 312.

3) Opera omnia. Tom. I. Syr. et Lat. Romae, 1737. p. 100.

kann ich mich nicht enthalten, daraus noch eine Erläuterung einer Schwierigkeit mitzutheilen, die meines Wissens bisher noch nicht gehoben worden ist. Bei Lukas II. 4. wird angegeben, Joseph habe müssen nach Bethlehem, der Stadt Davids, gehen, um sich dort bei Gelegenheit einer allgemeinen Schatzung mit seiner jungfräulichen Braut einregistiren und besteuern zu lassen. Das war offenbar eine Schuldigkeit; und doch erscheint kein anderes Beispiel eines solchen Gebrauches.

Lardner wirft diese Schwierigkeit auf, und bringt eine Lösung aus Ulpian vor, welcher uns lehrt, Jeder müsse dort eingeschrieben werden, wo sein Eigenthum sich befinde. »Obwohl Joseph nicht reich war,« sagt er, »so mochte er doch irgend einen kleinen Erbtheil zu oder bei Bethlehem haben.« Er war indeß selbst nicht zufrieden mit dieser Antwort; denn hätte, meint er, Joseph hier irgend ein Feld besessen, (Ulpian gebraucht das Wort ager,) so hätte wahrscheinlich auch ein Haus dazu gehört oder wenigstens hätte ihn der Pächter desselben unter sein Dach aufgenommen. Ueberdieß wird als Grund angegeben: »denn er war aus dem Hause und der Familie Davids.«

Lardner bringt also ferners vor, es sey bei den Juden so gebräuchlich gewesen, nach Stämmen und Familien eingeschrieben zu werden: aber es konnte keine Nothwendigkeit da seyn, diesen Gebrauch so mühsam zu beobachten, und überhaupt ist die wirkliche Existenz eines solchen unerwiesen. Nun trifft es sich aber, daß wir in derselben Gegend in späterer Zeit ganz das Nämliche geschehen sehen. Nach dem Berichte des Dionysius in seiner Chronik: »Veranstaltete Abdelmelik eine Schatzung der Syrier im J. 1692, und ließ ein Aufgebot ergehen, jede Person solle sich in ihre Heimath, in ihre Stadt, und in ihr väterliches Haus begeben, um sich mit Angabe ihres Namens und Aufenthaltes, ihrer Weingärten, Olivenpflanzungen, Heerden, Kinder und alles Eigenthumes aufzeichnen zu lassen.« Das war, fügt er bei, die erste Schatzung, die ein Araber in Syrien vornehmen ließ.[1]) Dieser einzige Fall reicht hin, jedes befremdende Aussehen von dem im Evangelium

1) Assemani biblioth. orient. vol. II. p. 104.

erzählten Umstande wegzunehmen, und zu bewirken, daß kein Grund dafür angeführt zu werden braucht.

Ich kann kaum eine Bewegursache dafür angeben, daß man diesen Beispielen einen Vorzug vor vielen andern zugestehen sollte, welche ebenso gut gezeigt hätten, wie dieser Zweig orientalischer Bestrebungen, nämlich die Erforschung morgenländischer Gebräuche und Zustände im Völkerleben wie in der Natur, so lange sie weiter betrieben wird, immer fortfahre, allerlei Schwierigkeiten zu heben, und neues Licht über biblische Erzählungen zu verbreiten.

§. 5.

Geographische Erläuterungen.

Um diese Abtheilung meines Gegenstandes zu beschließen, will ich die in der neuesten Zeit aus den Entdeckungen in der ägyptischen Literatur gewonnenen Belehrungen über biblische Geographie anführen. So hat uns Hr. Burton mit dem Numeri (XIII. 22) und Ezechiel (XXX. 14.) vorkommenden Zoan bekannt gemacht, dessen hieroglyphischen Namen er entdeckte und mittheilte.[1]) Ebenso hat Hr. Wilkinson den Streit über No-Amon oder das No des Nahum (III. 8.), Jeremias (XLVI. 25.) und Ezechiel (XXX.) aufgehellt; denn er hat bewiesen, daß es der ägyptische Name für Thebais sey.[2]) Wirklich haben die Siebenzig es durch Diospolis, den alten Namen Thebens bei den Griechen, übersetzt. Nach der Annahme Champollions ist der Name Thebe nichts anderes, als das ägyptische Wort tapè, Haupt oder Hauptstadt nach dem thebeischen Dialekt. Der hebräische Name No-Amon ist ganz ägyptisch, und bedeutet Antheil des Gottes Amon, wie denn auch die genannte Uebersetzung es einmal durch μερὶς Ἄμμων gibt. (Nah. III. 8.)[3])

---

1) Excerpta Hieroglyph. No. IV.

2) Mitgetheilt von Sir W. Gell im Bulletino dell' Istituto di Corrispondenza archeologica. Roma. 1829. No. IX. pp. 104—106.

3) Handbuch der biblischen Alterthumskunde, oder biblische Geographie von E. F. K. Rosenmüller. Leipzig. Dritter Band. S. 299.

Man muß nicht glauben, daß das Gebiet biblischer Erläuterungen, wobei ich so lange verweilte, ausschließlich in den Händen so populärer Schriftsteller sich befinde, wie die oben erwähnten sind. Im Gegentheil wurde die Naturgeschichte des Orients seit den Zeiten Bocharts und Celsius von Oedmann und Forskäl gründlich und mit staunungswürdigem Erfolge studirt; die Sitten und Kleidungsarten der Juden haben durch Braun und Schröder sehr beträchtliches Licht erhalten; ja wir haben von Bynäus einen Band voll seltsamer Gelehrsamkeit über die Schuhe der Hebräer (de calceis Hebraeorum); doch wir wollen auf wichtigere Dinge übergehen.

§. 6.

Orientalische Philosophie. Stellung dieses Gegenstandes zum Zwecke dieser Untersuchung.

Die orientalische Philosophie kann von verschiedenen Seiten her ins Auge gefaßt werden, und überall wirft sie wieder einen anderen Schein auf biblische Wahrheiten. Wir können die Philosophie verschiedener Völker einfach als das eigenthümliche Kennzeichen ihres Geistes, als jenes Unterscheidungsmerkmal betrachten, welches in Beziehung auf ihre Verstandesthätigkeiten dieselbe Stelle einnimmt, wie die äußeren Umrisse in Beziehung auf ihre eigenthümlichen Gemüthsbewegungen. Jede einheimische Philosophie muß nothwendig den Stämpel jenes eigenen Gedankensystemes tragen, welches Natur oder gesellige Einrichtungen, oder andere bestimmende Ursachen dem Geiste eingeprägt haben; je nach dem vorherrschenden Charakter der Denkweise eines Volkes wird sie geheimnißvoll oder bloß logisch, tiefsinnig oder faßlich, abstrakt oder praktisch seyn.

Die Erfahrungs-Philosophie, die wir unserm Bako verdanken, ist der treue Abdruck der dem englischen Charakter durchaus eigenen Art zu denken, von den höchsten Betrachtungen unserer Weisen bis zu den praktischen Gedanken des Bauers. Der abstrakte und beschauliche, halbträumende Mysticismus des Hindu ist nicht minder auch der natürliche Ausdruck seiner ihm eigenthümlichen Ruhe und Freudelosigkeit, die Fluth glänzenden Tief-

sinnes, die sich in Menschen erzeugen muß, welche müssig auf den Dämmen ihrer majestätischen Ströme sitzen. Wo es viele Partheien gibt, dürfen wir uns darauf verlassen, daß sie meistens fremde und oft ungleichartige Lehren vorbringen. Daher kommen jene beinahe widersprechenden Meinungen in manchen Theilen der besten griechischen Philosophie, jene Annahme großer Wahrheiten neben der Schwäche der Beweise, die wir selbst in ihrem erhabensten Schriftsteller treffen.

Aber wenn wir sehen, daß alle philosophischen Nationalsysteme, die ihrem Charakter nach ganz verschieden und in ihren logischen Verfahrungsweisen einander vollkommen unähnlich sind, in allen Hauptstücken, die bei den Menschen geistigen Werth haben müssen, zu denselben Schlüssen gelangen, so bleibt uns Obigem gemäß zwischen zwei Folgerungen die Wahl: entweder ist eine Urüberlieferung, eine dem Menschengeschlechte gemeinsame und folglich von Anfang an mitgegebene Lehre, zu uns durch so viele Kanäle herabgeflossen; oder diese Lehren sind so wesenheitlich, so natürlich wahr, daß der menschliche Geist sie unter jeder möglichen Form entdeckt und ergreift. Alte Philosophen schloßen von der allgemeinen Uebereinstimmung der Menschheit in irgend einer Ansicht, sie müsse wahr seyn, und bewiesen auf diese Art viele kostbare und wichtige Lehren. Durch ein tieferes Studium der Philosophie vieler Völker haben wir die Kraft dieses Schlusses um einen ungeheuren Schritt weiter gebracht; denn wir können nun die Gründe angeben, aus welchen sie selbe annahmen. Hätten wir irgend ein System getroffen, welches die Fortdauer und das ewige Daseyn der menschlichen Seele läugnete und diese Läugnung durch solche Schlüsse und Folgerungen bestätigte, welche sich auf von fremden Lehren durchaus unabhängige Grundsätze stützten, so hätten wir gewiß eine Schwierigkeit von einigem Gewichte zu überwinden gehabt. Wenn wir aber finden, daß der Mysticismus des Indiers auf denselben Schluß kommt, wie die allmählig erbauende Gedankenthat des Griechen, so müssen wir überzeugt seyn, daß der Schluß richtig sey. In den vom Obrist Wilks übersetzten Stücken des persischen Werkes Achlàki Nasiri über die menschliche Seele, werden alle Fragen über diesen Theil

des Menschen mit wunderbarer Schärfe erörtert, und obwohl der Uebersetzer meint, die Schlußweise sey von den griechischen Philosophen entlehnt, weil sie der ihrigen etwas gleiche,[1] so scheint mir doch die Form der Beweisführung und der Gedankengang einen entschieden selbstständigen Charakter zu entfalten.

Damit haben wir für unsere Ueberzeugungen über Glaubenspunkte, die dem Christenthume als Fundament nothwendig sind und durch dessen Lehren noch ferners entwickelt wurden, neue Stärke gewonnen. Aber es gibt etliche Systeme von asiatischer Philosophie, welche mit der Schrift in nahe Berührung kommen, indem sie darin angedeutet oder vielleicht bekämpft werden, und welche auf manche Stellen beträchtliches Licht werfen können, wenn sie bekannt sind.

§. 7.

Die engere sogenannte orientalische Philosophie.

Die vorzüglichste darunter ist die sogenannte orientalische Philosophie. Diese besteht in jenem sonderbar geheimnißvollen Lehrgebäude, dem die alte Perserreligion zu Grunde liegt und woraus die ersten christlichen Sekten hervorgingen; darin streiten die sich entgegengesetzten Mächte des Guten und Bösen, auch walten ausgeflossene Mittelwesen, die zwischen den göttlichen und irdischen Naturen in der Mitte stehen; dabei herrscht eine beharrliche Anwendung mystischer und geheimer Ausdrücke zur Bezeichnung der verborgenen Wechselbeziehungen dieser verschiedenen Ordnungen erschaffener und unerschaffener Wesen. Diese Philosophie durchzog den ganzen Osten: man kann nicht zweifeln, daß ihr Einfluß zur Zeit der Ankunft unsers Heilandes unter den Juden gespürt wurde, und daß namentlich die Sekte der Pharisäer viele ihrer geheimnißvollen Lehren angenommen habe. Sie drang nach Griechenland, behaftete besonders stark die pythagoräische und platonische Philosophie und wirkte durch die ver-

1) Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. I. p. 514. seq Lond. 1827.

hüllten Religionsgeheimnisse auf das Volk. In vielen ihrer Lehren kam sie der Wahrheit so nahe, daß die heiligen Schriftsteller sich bewogen fanden, manche Ausdrücke derselben zur Darlegung ihrer Lehren anzunehmen. Daher kommt es, daß unsere aus größerer Aufmerksamkeit auf dieses Religionssystem hervorgegangene bessere Kenntniß desselben mehrere früher dunkle Redeweisen und Stellen zu erläutern gedient hat. So z. B. sollten wir, wo Nikodemus das Wort des Herrn von der »Wiedergeburt,« nicht verstand oder sich stellte, als verstehe er es nicht, eher geneigt seyn zu denken, ein solcher Ausdruck sey keineswegs leicht und sollten die Rüge für streng halten: »Du bist ein Meister in Israel und verstehst das nicht?« Wenn wir aber entdecken, daß das die gewöhnliche Figur gewesen sey, wodurch die Pharisäer in ihrer mystischen Sprache den Akt des Proselyt-werdens bezeichneten und daß die Redensart zu jener Philosophie gehöre und bei den Brahmanen von denen gebraucht wird, die ihre Religion annehmen; [1]) so begreifen wir sogleich, wie eine so dunkle Redensart von der Person, an welche sie gerichtet wurde, hätte wohl verstanden werden können. [2]) Bendsten hat eine sorgfältige Sammlung alter

1) Wiseman, Lectures on the Real Presence. Lond. 1836. p. 95. S. Windischmanns Philosophie ꝛc. S. 558.

2) Hier wage ich nicht, dem gelehrten Herrn Verfassee beizustimmen. Der Charakter eines Meisters in Israel fordert eine vertraute Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, in welcher die Geburt aus Geist und Wasser in der Art angedeutet ist, daß ein stiller Forscher das Geheimniß ahnen und zugleich der gewöhnliche Leser ohne Erkenntniß vorübergehen mußte. Es heißt Job. 14.: Wer kann rein machen den, der von unreinem Samen empfangen? Bist's nicht du allein? So sagt Christus Joh. 3, 6. Was aus dem Fleische geboren ist, das ist Fleisch, und was aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist. Darauf bei Job: Denn der Baum hat Hoffnung, wird er umgehauen, so grünet er wieder und seine Geschosse bleiben nicht aus. Altert gleich in der Erde seine Wurzel und stirbt im Staube sein Stamm, so blüht er doch auf vom Odem des Wassers. (מֵרִיחַ מַיִם) Dazu nehme man Isai. 44, 2.: Fürchte dich nicht,

Inschriften mit Anspielungen auf die Mysterieen dieser verhüllten Philosophie gemacht und mehrere Ausdrücke des neuen Testamentes vorgebracht.[1]) Es mag hinreichen, zu bemerken, daß Ausdrücke wie Licht und Finsterniß, Fleisch und Geist, die Darstellung des Leibes als Gefäß oder Hütte der Seele, Bilder, die so schön passen, die reinsten Lehren des Christenthums auszudrücken, wie keine andere zu jener Zeit, insgesammt sich als Eigenthum dieser Philosophie erwiesen und somit die Dunkelheit verloren haben, die man ihnen sonst zum Vorwurf machte.

§. 8.

Die Mendäer.

Aber um zu Einer besondern Sekte oder Abart dieses Systemes überzugehen, ein schwieriger Theil des neuen Testamentes ist auf eine seltsame Weise durch unsere Bekanntschaft mit einer noch existirenden aber vor dem Ende des letzten Jahrhunderts wenig oder gar nicht gekannten Sekte von Gnostikern aufgehellt worden. Durch eine kleine, wenig berühmte Abhandlung des asiatischen Missionärs F. Ignatius a Jesu, die vor hundert Jahren erschien, wurde Europa zuerst mit einer halbchristlichen Sekte bekannt, die sich meist in der Gegend von Bassorah aufhalte und offenbar von den alten Gnostikern herstamme, indeß eine besondere Verehrung gegen den heil. Johannes den Täufer hege.[2]) Sie heißen Nasaräer, Sabier, Mendäer oder Johannisjünger.

---

mein Knecht Jakob, du Gerechter, den ich erkoren. Denn ich will **Wasser** gießen auf das Durstige, und Ströme auf das Trockene, ich will meinen **Geist** über deinen Samen gießen und meinen Segen über dein Geschlecht, daß sie sprossen wie Gras, wie Weiden am fließenden Wasser. Im Talmud, dem Fundort pharisäischer Lehre und Uebung, wird alten Traditionen gemäß, denen, die nichtjüdische Bücher lesen, der Antheil am ewigen Leben abgesprochen. Z. B. Sanhedr io.

Der Uebers.

1) In seinen Miscellanea Hafnensia, tom. I. Copenhag. 1816. S. 20.

2) Ignatius à Jesu, Narratio originis et errorum Christianorum St. Johannis.

Letzteren Namen geben sie sich selbst. Es fehlt nicht an Beweisen, daß sie seit den ersten Jahrhunderten existirt haben; das Ganze ihres Glaubens gründet sich auf die orientalische Philosophie, das System der Ausströmung aus der Gottheit. Prof. Norberg machte diese sonderbare Religion zuerst besser bekannt, indem er vor nicht gar vielen Jahren ihr heiliges Buch das Adamsbuch oder den Codex Nazaraeus herausgab.[1])

Es ist in einer eigenthümlichen Schriftgattung und Mundart von sehr verdorbenem Syrisch aufgesetzt und sehr schwer zu verstehen. Ihr Hauptwerk, das Norberg so sehr gedruckt zu sehen wünschte, ist noch nicht herausgegeben. Es ist eine ungeheure Rolle, mit seltsamen Figuren bedeckt und heißt ihr Diwan. Die Originalabschrift ist im Museum der Propaganda; von dieser habe ich zwei ganz getreue Copieen gemacht, deren eine ich noch besitze und heute zu Ihrer Einsicht mitgebracht, deren andere ich aber in der Bibliothek der Royal Asiatic Society in London niedergelegt habe.

Man wußte längst, daß der heilige Johannes in seinen Schriften durchaus gnostische Sekten, besonders die sogenannten Ebioniten und Cerinthianer bekämpfe. Dieser Umstand erklärte viele außerdem dunkle Ausdrücke und ließ uns begreifen, warum er so nachdrücklich auf der Wirklichkeit der Erscheinung Christi im Fleische beharre. Es war einleuchtend, daß das erste Kapitel seines Evangeliums eine Reihe von Aussprüchen enthalte, die ihren Behauptungen entgegengesetzt seyen. Da z. B. die Gnostiker das Daseyn vieler Aeonen oder Gott untergeordneter, ausgeströmter Aeste festhielten, wovon sie eines »das Wort« ein anderes »den Eingebornen,« wieder ein anderes »das Licht« nannten u. s. f. und lehrten, die Welt sey von einem bösen Geiste geschaffen worden, so stoßt der heilige Johannes all diese Meinungen um, indem er zeigt, daß nur Einer vom Vater gezeugt sey, welcher zugleich Licht, das Wort und der Eingeborne sey, und durch welchen alle Dinge gemacht worden seyen.[2])

1) Codex Nazaraeus liber Adami appellatus. Tom. I. Hafniae. Ohne Jahrszahl.

2) St. Irenaeus, adv. haeres, l. I. c. I. §. 20.

Aber in diesem erhabenen Eingang kommen noch andere Dinge vor, die nicht so leicht zu erklären sind. Warum wird der untergeordnete Rang des Täufers so nachdrücklich hervorgehoben? Warum werden wir belehrt, nicht er sey das Licht gewesen, sondern nur ein Zeuge des Lichtes und warum wird das zweimal wiederholt? Warum wird uns eingeprägt, er sey bloß ein Mensch gewesen? Diese wiederholten Versicherungen müssen gegen irgend herrschende Meinungen gerichtet gewesen seyn, die ebenso sehr der Widerlegung bedurften, als die andern; doch wir kannten keine Sekte, der sie hätten zugemuthet werden können. Die Veröffentlichung der Mendäischen Schriften hat, allem Anscheine nach, die Schwierigkeit gelöst.

Sobald der Codex Nasaraeus erschienen war, wendeten mehrere Gelehrte seine Ausdrücke zur Erläuterung des johanneischen Evangeliums an. Die Stärke dieser Beleuchtungen wurde anfangs für sehr groß gehalten,[1]) nachher aber besonders von Hug, wenn ich mich recht erinnere, als unbedeutend zurückgewiesen. Und doch müssen wir, glaube ich, schon bei einem flüchtigen Blick in das Buch nothwendig auf offenbar alte Ansichten stoßen, auf welche der Apostel im Eingange seines Evangeliums Rücksicht zu nehmen scheint. Dazu gehört erstens die scharfe Unterscheidung von Licht und Leben; zweitens der Vorrang Johannes des Täufers vor Christus; drittens die Gleichsetzung des Johannes mit »dem Lichte.«

Der erste dieser Irrthümer findet sich vielleicht auch bei andern Gnostikern; aber im Codex Nasaräus werden beide als verschiedene Wesen ganz besonders getrennt. Der erste Ausfluß aus Gott ist darin der König des Lichtes; der andere des Feuer; der dritte das Wasser; der vierte das Leben.[2]) Nun verwirft aber der heilige Johannes diesen Irrthum im vierten Verse, wo er sagt: »Und das Licht war das Leben.« Der andere Wahn, daß Johannes über Christus stehe, bildet den Grundirrthum dieser Sekte. Die Glieder derselben heißen aber deßhalb Men-

1) Michaelis, Einleit. Bd. 3. S. 285. ff.
2) Norberg S. VIII.

dai Jahja, Jünger des Johannes. Ein von Norberg mitgetheilter arabischer Brief des Maroniten-Patriarchen in Syrien lehrt uns, daß sie den Johannes vor Christus, den sie so sorgfältig von »dem Leben« unterscheiden, verehren. [1])

Die nächste beste Stelle, die ich in dem Buche aufschlage, führt die Heimath der zwei letzten Irrthümer sogleich auf sie zurück. Vorwärts gehend und bei dem Gefängniß Jesu Christi angelangt, fragte ich, wessen Gefängnißstätte das sey? Ich erhielt zur Antwort: »Es umnachtet Jene, welche das Leben geläugnet haben und dem Messias gefolgt sind.« [2]) Alsdann redet der Messias den Erzähler mit den Worten an: »Sage uns deinen Namen und weise uns dein Zeichen, welches du vom Wasser, dem Schatz des Lichtes und der großen Taufe des Lichtes empfangen hast.« Und wie der Messias das Zeichen sieht, neigt er sich vor ihm viermal zur Huldigung. [3]) Darnach begehren die Seelen, welche bei ihm sind, die Erlaubniß, drei Tage lang in ihre Leiber zurückzukehren, um sich im Jordan taufen zu lassen, »im Namen jenes Mannes, der an ihm vorübergegangen sey.« [4]) Hier also steht Johannes und seine Taufe über Christus; der Messias wird vom »Lichte« unterschieden und die Taufe des Johannes »die Taufe des Lichtes« genannt. Nun muß uns gewiß in die Augen fallen, wie scharf der Evangelist jeder dieser lästerlichen Behauptungen widerspricht, indem er uns lehrt, in »Christo sey das Leben;« Johannes aber »sey nicht das Licht, sondern nur ein Zeuge desselben;« und Johannes sey nach seinem eigenen Geständniß geringer, als Christus. Und in diesem Punkte scheinen schon die Worte des Evangeliums zur Widerlegung des Irrthums ausgewählt zu seyn. »Johannes gab Zeugniß von ihm, rief und sprach: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: der nach mir kommen wird, ist vor mir gewesen; denn er war eher als ich.« (V. 15.)

---

1) Anmerkung zur Vorrede.

2) Tom. II. p. 9.

3) Daf. S. 11.

4) Daf. S. 13. In nomine hujus viri, qui te praeteriit.

Wir haben allen Grund, zum Voraus anzunehmen, daß die Meinungen dieser sonderbaren Sekte sich im Verlauf der Zeit werden bedeutend geändert haben; aber ihre Uebereinstimmung mit dem gnostischen Systeme und einige geschichtliche Zeugnisse beweisen, daß es keine neue Religion sey; ihr Ursprung scheint in der That sich nirgend anders herzuleiten, als von Jenen, die bloß die Taufe des Johannes erhielten. Auf jeden Fall hat die Mittheilung dieser Urkunden und unsere vertrautere Bekanntschaft mit dieser Sekte das Daseyn von Ansichten bei den Gnostikern erwiesen, welche genau den vom heiligen Johannes verworfenen Irrthümern entsprechen. Ausdrücke, die vorher unverständlich waren, sind auf solche Art deutlich geworden, und die Reihe scheinbar unzusammenhängender Sätze oder Sprüche, die seinen Eingang bilden, und wie es den Anschein hatte, auf für uns nicht sehr wichtige Punkte großen Nachdruck legen, deuten, wie jetzt gezeigt ist, auf gotteslästerliche Lehren hin, die im Evangelium widerlegt werden.

§. 9.

Christologie der Samaritaner.

Ein anderes Beispiel von der Hebung einer Schwierigkeit durch unsere in neuerer Zeit immer mehr erweiterte Bekanntschaft mit den Meinungen einer morgenländischen Sekte, bietet die samaritanische Literatur dar. Diese Sekte ging, wenigstens zum Theil, schon sehr früh von den Juden aus, und nahm bekannter Weise bloß den Pentateuch als heiliges Buch an. Ihr Religionshaß gegen die Juden war sehr stark; und da sie sich nie friedlich vereinigen konnten, so wird es unwahrscheinlich, daß eine Parthei von der andern hätte Meinungen entlehnen mögen. Im vierten Kapitel Johannis bekennt ein samaritanisches Weib ihren Glauben, daß bald ein Messias kommen werde; (V. 25.) darauf bekennen sich die Bewohner der Stadt öffentlich zu derselben Erwartung. (V. 39. u. 42.) Sieht das nicht höchst unwahrscheinlich aus? Der Pentateuch allein konnte ja kaum Gründe für einen so festgewurzelten und allgemeinen Glauben darbieten. Diese Schwierigkeit nimmt noch zu, wenn wir bedenken, daß die einzige Stelle in den Büchern Mosis, welche mit hinreichender

Deutlichkeit die Lehre auszusprechen scheint, von ihnen nicht auf den Messias gedeutet wird. Ich meine den Text Deuter. 18, 15.: »Der Herr Gott wird unter euch einen Propheten erwecken u. s. w.,« welchen sie, wie Gesenius in seiner Abhandlung über die Theologie der Samaritaner zeigt, durchaus nicht auf seine Ankunft beziehen.[1]) Und doch haben wir über ihren Glauben in diesem Punkt so viel Ueberzeugendes, als wir nur immer wünschen können. Denn die Samaritaner, die auf etwa dreißig Häuser in Naplus herabgekommen sind, erwarten ihrem Bekenntnisse gemäß noch immer einen solchen Messias unter dem Namen Hathab. Im vorigen Jahrhundert wurde ein Briefwechsel mit ihnen geführt, in der Absicht, diesen Punkt aufzuklären. Schnurrer hat ihn drucken lassen und das Ergebniß ist von der Art, wie wir es zur Bestätigung der evangelischen Erzählung nur immer wünschen konnten.[2]) Dieser Schluß ist noch ferners durch samaritanische in der bodleianischen Bibliothek vorfindliche Gedichte bestätiget worden, welche Gesenius herausgegeben hat. Denn hier scheint die Erwartung eines Messias deutlich ausgedrückt zu seyn.[3]) Somit hat unsere neuere Bekanntwerdung mit den Lehren dieses Ueberrestes der Samaritaner einer außerdem ziemlich schwer zu erklärenden Stelle wichtige Aufhellung zugebracht.

---

1) De Samaritanorum theologia. Halae, 1822. S. 45.

2) Eichhorns biblisches Repertorium Th. IX. S. 27. Andere ähnliche Correspondenzen fanden zwischen den wenigen noch übrigen Samaritanern und Skaliger, Ludolf und der Universität zu Oxford statt. S. De Sacy's Mémoire sur l'état actuel des Samaritains p. 47.

3) Carmina Samaritana e codicibus Londinensibus et Gothanis. Lips. 1824. p. 75. Auf die Einwürfe mehrerer Recensenten hin ist Gesenius nicht geneigt, die Andeutung des Messias in diesem Verse hartnäckig zu vertheidigen und gibt zu, er könne verschieden ausgelegt werden. Wenn man aber weiß, daß das hier gebrauchte Wort Hathab „der Bekehrer," der samaritanische Name für den Messias ist, so scheint kein Grund vorhanden, von seiner ursprünglichen Uebersetzung abzugehen. Jedenfalls stellt sein Kommentar unsere Beweise für die Erwartung eines Messias bei Samaritanern, auf weit sicherern Boden, als es früher der Fall war.

§. 10.

Reflexe vom Christenthum auf fremde Lehren.

Nachdem wir den Einfluß gesehen haben, welchen ausländische Philosophieen auf die Ausdrücke und folglich auch auf die Auslegung der Schrift ausüben, so wollen wir den Stiel umkehren und sehen, ob diese einiges Licht auf die Philosophie anderer morgenländischer Völker werfen und dadurch Einwendung gegen unsere Religion heben könne, und auf diesem Wege wollen wir zu der orientalischen Philosophie zurückkommen, von der wir uns etwas entfernt haben.

Man hat eine außerordentliche Aehnlichkeit zwischen einigen der geheimnißvollsten Lehren des Christenthums und Aeußerungen dieser Schule gefunden. Einige Spuren eines Glaubens an die Dreieinigkeit lassen sich, wie Ihnen ohne Zweifel bekannt seyn wird, in dem berühmten Schreiben Platos an Dionys von Syrakus finden. Philo, Proklus, der Philosoph Sallustius und andere Neuplatoniker enthalten noch klarere Andeutungen eines solchen Glaubens. Nach allgemeiner Annahme konnte derselbe nur aus der orientalischen Philosophie hergeleitet werden, in welcher auch jedes andere Dogma des Platonismus sich entdecken läßt.

Die Fortschritte der morgenländischen Forschung machten diese Voraussetzung ganz unzweifelhaft. Upnechat, eine persische Compilation aus den Weden von Anquetil Duperron übersetzt und herausgegeben, bietet viele Stellen, die sich noch weit deutlicher an christliche Lehren anschließen, als die Winke der griechischen Philosophen. Ich will nur zwei aus der Zusammenstellung des Inhalts dieses Werkes vom Grafen Lanjuinais anführen: — »das Wort des Schöpfers ist selbst der Schöpfer und der große Sohn des Schöpfers.« »Sat (d. h. seyend, wahr,) ist der Name Gottes und Gott ist Trabrat, das heißt: aus Dreien Eines machend.« [1])

---

1) Journal Asiatique. Par. 1823. tom. III. pp. 15. 83. Der Name Upnechat ist aus dem indischen Upanischad durch verderbte Aussprache entstanden. W. Trabrat ist verderbt statt trivrit welches bedeutet: 1) dreifach, trinus, 2) ein Ding aus dreien machend, 3) eine aus drei Fäden geflochtene Schnur, also auch triunus. D. Herausg.

Aus allen solchen Uebereinstimmungen darf nicht mehr geschlossen werden, als daß unter verschiedenen Nationen sich Urüberlieferungen über religiöse Lehren erhalten haben. Statt so zu schließen, greifen sie aber die Gegner des Christenthums begierig auf und gebrauchen sie als feindliche Waffen gegen dessen göttlichen Ursprung. Dupuis sammelte jede Stelle, welche die Aehnlichkeit noch deutlicher machen konnte, indem er nicht einmal die unterschobenen Werke des Hermes Trismagistes verschmähte und schloß, das Christenthum sey weiter nichts als ein Zweig jener philosophischen Schule, welche im Oriente lange vor der Erscheinung seines Stifters geblüht habe.[1])

§. 11.

Ueber die Ursprünglichkeit der Lao-tse-Lehre.

Wenn aber diese Lehre wechselseitig entlehnt worden ist, so muß jetzt zugestanden werden, daß gerade die Untersuchungen, welche diese Verbindungen unter den verschiedenen Schulen des Orients und Occidents noch weiter ausdehnten, den Stamm entdeckt haben, von welchem sie insgesammt ursprünglich ausgingen. Es ist jetzt erwiesen, daß sogar China seine neuplatonische Schule gehabt habe; und die Lehren ihres Gründers Lao-tse tragen zu starke Zeichen der Aehnlichkeit mit den Ansichten der Akademie, als daß man sie nicht für Abkömmlinge derselben Ahnen halten sollte. Die ältern Missionäre hatten einige Auszüge aus seinen Schriften und einige Nachrichten über sein Leben mitgetheilt. Erstere waren indeß unvollständig, letztere mit Mährchen vermischt. Abel-Remusat verdanken wir eine befriedigende und höchst anziehende Abhandlung über Beides.[2]) Die Lehre von der Dreieinigkeit ist in seinen Schriften zu deutlich ausgesprochen, als daß

---

1) Origine de tous les Cultes, Paris, l'an III. vol. V. pp. 283. seqq.

2) „Mémoire sur la vie et les opinions de Lao-tseu, philosophe Chinois, du VI. siècle avant notre ère, qui a professé les opinions communément attribuées à Pythagore à Platon et à leurs disciples." Paris. 1823.

sie könnte mißverstanden werden; an einer Stelle indeß ist sie in höchst auffallenden Ausdrücken gegeben.

»Das, wonach ihr schaut und es doch nicht seht, heißt J; das worauf ihr horchet und es doch nicht hört, heißt Hi (der Buchstabe H): wonach ihr tastet und es doch nicht fühlt, heißt Wei (der Buchstabe W). Diese drei sind unerforschlich und machen, indem sie vereint sind, nur Eins. Der Obere von ihnen ist nicht glänzender und der Untere nicht finsterer.... Das ist das, was Form ohne Form, Bild ohne Bild und unbestimmbares Wesen heißt. Laufe ihm vor, und du findest nicht seinen Anfang; folge ihm und du entdeckest nicht sein Ende.«[1])

Diese außerordentliche Stelle, welche offenbar dieselbe Lehre enthält, die ich aus andern Werken angeführt habe, bedarf gar keiner längern Auseinandersetzung. Ich brauche bloß mit Abel-Remusat zu bemerken, daß der ungewöhnliche Name, welchen dieses dreieinige Wesen hier führt, aus den drei Buchstaben J H V zusammengesetzt ist; denn die im Chinesischen angeführten Sylben sind in dieser Sprache bedeutungslos und stellen folglich bloß Buchstaben dar. Es ist demnach ein ausländischer Name, welchen wir überall vergeblich suchen, außer bei den Juden. Ihr sogenannter unaussprechlicher Name, den wir Jehovah aussprechen, wird unter verschiedenen Verunstaltungen in den Mysterien vieler heidnischen Nationen angetroffen; aber nirgends weniger entstellt als in den angeführten Worten des chinesischen Philosophen. Er konnte in jener Sprache unmöglich auf eine der Urform nähere Art ausgedrückt werden.[2])

---

1) S. 40. Eine ähnliche Stelle von Lao-tse führt Herr Prof. Neuman in seinem Lehrsaal des Mittelreiches S. 16. nach Tue-jang an. Hier heißt es unter Anderm: „Was oder wer kann wohl das Tao (Gott) sehen? Das J allein, das J sieht es nämlich in sich selbst; denn es ist der verborgendste Aufenthalt des Tao. Wer kann nun das Tao hören? Das Hi allein, das Hi hört es nämlich in sich selbst, denn es ist die Tiefe des Tao. Wer kann nun das Tao erfassen? Das Wei allein; das Wei erfaßt es nämlich in sich selbst. Diese drei: J, Hi und Wei, sind vereinigt im Himmel.“ D. H.

2) *ΙΑΩ* ist ohne Zweifel die griechische Form, die sich der wahren Aus-

Der französische Orientalist ist weit entfernt, in dieser Ableitung eine Unwahrscheinlichkeit zu sehen. Im Gegentheil sucht er sie durch historische Nachweisungen zu unterstützen. Er prüft die oft in Mährchen verhüllten Ueberlieferungen, welche sich noch unter

---

sprache des hebräischen Namens am meisten nähert. Wenn wir auch das chinesische Wort nach seinen Sylben J-hi-wei aussprechen, so nähert es sich dem hebräischen Je-ho-wah, wie die morgenländischen Juden es hören lassen, immer noch mehr, als das chinesische Chi-li-su-tu-su seiner eigentlichen Form Christus. Wis. Ich glaube, wir müssen unbedingt bei der oben vom Herrn Verfasser ausgesprochenen Ansicht stehen bleiben, daß die drei Laute bloß die drei Buchstaben, woraus יהוה zusammengesetzt ist, ausdrücken. Denn hätte sollen das Wort Je-ho-wah ausgesprochen werden, so hätte es der chinesischen Sprache nicht an einer Unzahl von Sylben gefehlt, dasselbe recht treu wieder zu geben. Tao, die griechische Form hätte durch ein Wort gegeben werden können. Ueberdieß konnte aus dem Namen היוה nur durch die Zerlegung in die Elemente die Trinität herausgebracht werden, eine Operation, welche ausschließlich der Kabbalah angehört So heißt es im Buch Abrahams oder Jezirah

" " "

בג אותיות של השם יתברך שהוא יוד הא ואו והם כנגד השכל המשכיל והמשכל והדעת והיודע והידוע,

(cap. I.) d. h. In den drei Buchstaben des hochgelobten Namens, als da sind J, H, V, und diese entsprechen dem Erkennen, dem Erkennenden, und dem Erkannten; dem Wissen, dem Wissenden, und dem Gewußten." Diese Stellen des Lao-tse gehören zu den schlagendsten historischen Beweisen für das Alter der jüdischen Kabbalah. Das Wort Tao erschien in der oben nach Tun-jang citirten Stelle als die Einheit der drei Personen J, hi, wei. Da es eigentlich Weg heißt und doch in den Werken aus der Schule Lao-tse's für die beßte Bezeichnung Gottes gilt, was liegt näher, als daß es die chinesische Substitution des hebräischen Namens Jaho ist? In dem von Herrn Professor Neuman zuerst herausgegebenen und von französischen Sinologen vielbesprochenen philosophischen Stück ein „Lehrsaal des Mittelr." S. 17. sagt Lao-tse, wo er vom allernährenden, form- und körperlosen Wesen redet: „Da ich seinen Namen nicht weiß, und doch genöthigt bin, es zu nennen, so sage ich: tao (Weg.)." D. Ha.

den Tao-ße oder Schülern des Lao-tse vorfinden; und schließt, die lange Reise, welche er in die Westländer machte, habe nicht anders, als vor der Verkündung seiner Lehren können Statt finden. Ohne Bedenken nimmt er an, seine philosophische Reise habe sich bis nach Palästina ausgedehnt; wenn er aber auch nicht weiter kam, als Persien, so hätte die eben vor sich gegangene babylonische Gefangenschaft ihm Gelegenheit genug gegeben, mit Juden zu verkehren.[1]) Ein anderes sonderbares Zusammentreffen ist das, daß er beinahe gleichzeitig mit Pythagoras lebte, welcher in den Orient reiste, um dieselbe Lehre sich anzueignen, und vielleicht dieselben Geheimnisse in sein Land zurückbrachte.

Mit diesen Folgerungen von Abel-Remüsat stimmen Schriftsteller von nicht mittelmäßigem Rufe überein, mögen wir das uun als eine Frage der Philosophie oder Philologie betrachten. Windischmann, den ich vorher anführte, und von welchem ferners zu sprechen Gelegenheit haben werde, scheint die von Abel-Remüsat für seine Meinung angeführten Gründe für höchst beachtenswerth zu halten.[2]) Klaproth vertheidigt deßgleichen seine Erklärung gegen Pauthiers Hiebe, indem er bemerkt, er sehe, obgleich er es für unwahrscheinlich halte, daß der Name Jehowah im Chinesischen sich finde, doch keine Unmöglichkeit in dem Gedanken; die Deutung seines gelehrten Freundes aber sey nicht gründlich verfolgt worden.[3])

Dieser Fall macht es hinreichend wahrscheinlich, daß, wenn irgend eine Verbindung zwischen den bei den Juden bewahrten

---

1) „Effectivément, si l' on veut examiner les choses sans préjuge, il n-y-a pas d' invraisemblance à supposer, qu' un philosophe Chinois ait voyagé, dès le VIe siècle avant notre ére dans la Perse ou dans la Syrie." p. 13. Seine Anhänger haben auch die Ueberlieferung, seine Seele sey vor seinem Ableben in die Reiche westlich von Persien gewandert.

2) Die Philosophie im Fortgang ꝛc. I. Thl. Bonn 1827. S. 404.

3) Mémoire sur l' origine et la propagation de la doctrine du Tao. p. 29.

Offenbarungen und ähnlichen Lehren bei andern Nationen angenommen wird, diese sie von den Hütern der geoffenbarten Wahrheiten empfangen haben. Es genügt uns, daß in andern Fällen solche Mittheilungen können Statt gefunden haben und die höhnischen Einwürfe solcher Schriftsteller, wie ich vorher angedeutet, der Wahn, christliche Glaubenssätze seyen aus heidnischen Philosophieen geflossen, haben ein Ende.

§. 12.

Das Alter der indischen Philosophie im Allgemeinen betrachtet.

Laßt uns nun nach diesen einzelnen Anwendungen im Allgemeinen die Fortschritte betrachten, welche in einem Zweige der Forschung über morgenländische Philosophie, den man lange als schreckliche Waffe gegen die Schrift zu gebrauchen pflegte, gemacht worden sind. Sie erinnern sich, wie die indische Astronomie und Chronologie, deren Alter man zu einer außerordentlichen Höhe steigerte, in ihren Ansprüchen so wunderbar herabgestimmt wurden, und daß ich mir die Untersuchung über das Alter der philosophischen Literatur in Indien auf hieher verspart habe. Ich brauche nicht zu bemerken, daß die Freidenker des vorigen Jahrhunderts jenen heiligen Büchern der Indier, welche ihre philosophischen und religiösen Systeme enthalten, und unter dem Namen Weda's hinlänglich bekannt sind, kein gemäßigteres Alter zutheilten; wirklich wurde ihnen ein so abentheuerliches Alterthum zugeschrieben, daß die mosaischen Schriften im Vergleich mit ihnen moderne Bücher gewesen wären. Es ist daher gewiß eine Sache, die auf einige Theilnahme Anspruch machen darf, zu bestimmen, inwiefern diese Meinung durch die großen Fortschritte in der Bekanntschaft mit der Sanskrit-Literatur bestätigt oder widerlegt worden sey.

Das Erste, was uns auffallen muß, ist die Bemerkung, daß Werke von dieser Art am leichtesten sich mit einem Anschein von Alter bekleiden lassen; indem eine gewisse Einfalt der Sitten und geheimnißvolles Dunkel des Gedankens den Geist veranlaßt, ihnen ein Alterthum zuzuschreiben, das nicht wie in andern Zweigen

der Literatur oder der Wissenschaft durch Daten oder wissenschaftliche Bemerkungen geprüft werden kann. Dagegen können wir aber auch bemerken, daß, wenn gewisse Theile einer Nationalliteratur, trotz ihrer hohen Ansprüche, sich als verhältnißmäßig neu erwiesen haben, jede andere Gattung, welche an der unverdienten Ehre derselben Theil nahm, auch mit großem Schein der Gerechtigkeit zum Genossen der Herabsetzung jener gemacht, und verurtheilt werden dürfe, nichts Höheres anzustreben, als ihre Gefährten. Da man nun die Philosophie der Hindu als einen Theil eben jener Literatur Indiens angesehen hat, so mag sie wohl, zum Theil wenigstens, jenen Untersuchungen weichen, welche dem Uebrigen sein eingebildetes Alterthum abgestreift haben.

§. 13.

Forschungen von Colebrooke und dem jüngern Windischmann.

Doch es hat nicht an besondern Untersuchungen gefehlt, und diese bieten weit schlagendere und in's Einzelne eingehende Ergebnisse dar. Zuerst wollen wir die äußerste für unsern Gegner günstigste Annahme betrachten. Der Name Colebrooke wird ohne Widerrede für vollgültig gehalten, um Fragen, die mit der Sanskrit-Literatur zusammenhängen, zu entscheiden; und gewiß hat er nie eine Neigung gezeigt, deren Werth und Wichtigkeit zu gering anzuschlagen. Nun nimmt er als Grundlage seiner Berechnungen die in den Weda's entfalteten astronomischen Kenntnisse an, und schließt aus den darin gebotenen Daten, sie können nicht früher als 1400 vor Christus verfaßt seyn.[1]) Das ist, werden Sie sagen, ein hohes Alterthum; übrigens steht es aber doch, ungefähr um 200 Jahre unter dem Alter des Moses und jener Zeit, wo die Künste in Aegypten ihre Reife erreicht hatten.

Es gibt eine neuere Untersuchung über diese Frage, welche mir ihrer Ergebnisse wegen noch wichtiger scheint, wie sie sich nicht minder auch durch die Persönlichkeit des Verfassers empfiehlt. Das ist Dr. Friedrich Windischmann, den ich mit inniger Freude

1) Asiatic Researches. vol. VII. p. 284.

meinen Freund nenne, nicht bloß in Rücksicht auf seine glänzenden Geistesgaben und seine Meisterschaft in der Kenntniß der Sanskrit-Literatur und Sprache, sondern mehr noch wegen Eigenschaften eines höheren Ranges und herzgewinnenderer Art und wegen Tugenden, die einstmals eine Zierde des geistlichen Standes seyn werden, dem er sein künftiges Leben geweiht hat. Frei von dem entferntesten Gedanken, das Alter dieser Bücher, die er ganz sorgfältig durchstudirt hat, zu übertreiben oder zu verkleinern, sammelt er mit großem Scharfsinn alle Angaben, welche sie für die Entscheidung ihres wahren Alters darbieten. Was uns nun in seiner Untersuchung am meisten auffällt, ist, zu sehen, wie sichtbar die Sanskrit-Philologen sich jetzt mit aller Kraft anstrengen, ihre Lieblingsliteratur nicht zu tief herabdrücken zu lassen und wie sie, weit entfernt, für sie im Geiste früherer Schriftsteller ein unnatürliches Maaß von Jahrhunderten in Anspruch zu nehmen, zufrieden sind, dieselbe auf eine bescheidene Periode vor der christlichen Zeitrechnung hinaufzubringen. Der Beweisgang, den mein liebenswürdiger junger Freund einhält, ist kurz dieser. Die Gesetze Manu's sind, wie aus innern Gründen erhellt, früher aufgezeichnet worden, als der Gebrauch der Selbstopferung auf der Halbinsel des Ganges, wenigstens vollständig, herrschend war. Da uns nun griechische Schriftsteller aus der Zeit Alexanders lehren, daß dieser Gebrauch damals ausgeübt wurde, so muß jenes Werk vor dieser Zeit verfaßt worden seyn. Nun setzt aber Manu die Weda's voraus, indem er sie citirt und sagt, sie seyen von Brahma verfaßt.[1]) Diese Darstellung des Beweises versündigt sich an der von dem jungen Verfasser entfalteten großen Bekanntschaft mit den feinsten Einzelnheiten der Sprache und des Inhalts jener heiligen Bücher. Jede Behauptung wird mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit unterstützt, den Wenige nach Gebühr schätzen können. Dasselbe muß von dem Reste seiner Gründe gesagt werden, welche vorzüglich in dem durch philologische, nur dem Eingeweihten anziehenden Untersuchung durchgeführten Beweise

1) „Frederici Henr. Hug. Windischmanni Sancara sive de theologumenis Vedanticorum.“ Bonnae. 1833. p. 52.

bestehen, daß der Styl der Weda's weit älter sey, als der jedes andern Werkes in dieser Sprache.[1]) Doch die Schlüsse, zu denen er kommt, sind keineswegs bestimmt; sie legen den Weden ein hohes Alter bei, aber kein solches, das selbst den besorglichsten Geist schrecken könnte.

§. 14.

Windischmanns d. Ae. Werk.

Nachdem ich mit diesem gelehrten Schriftsteller so ungerecht umgegangen bin, fürchte ich, ich sey noch weniger im Stande, den Arbeiten seines Vaters den gehörigen Tribut zu leisten, dessen europäischer Ruf als Philosoph mir jede einleitende Bemerkung erläßt; zumal da ich darin dem Verdachte Raum geben müßte, ich lasse mich als bewundernder und verehrender Freund von meiner Neigung zu ihm hinreißen. Das Werk dieses vielseitigen und gründlichen Gelehrten, das ich heute bereits einmal citirt habe, ordnet auf die wissenschaftlichste und vollständigste Weise den ganzen bisher bekannten Inhalt der indischen Philosophie. Er betrachtet sie nicht so fast chronologisch, als nach ihrer innerlichen und natürlichen Entwickelung, und sucht in allen Theilen der Systeme, woraus sie zusammengesetzt ist, die Prinzipien aufzufinden, welche sie belebten, und all ihre Fasern durchdrangen. In der Untersuchung nun, die zu gleicher Zeit eine ungeheure Anhäufung von Fakten und eine hohe Geisteskraft erfordert, welche in ihr Chaos sich tauchen und Licht von Finsterniß scheiden kann, ist Windischmann vor allen andern Schriftstellern glücklich gewesen. Die Epochen des brahmanischen Systems prüft er nach den darin enthaltenen Lehren und Grundsätzen; und seine Ergebnisse sind von der Art, daß sie einerseits den indischen Büchern ein hohes Alter zumessen, andererseits aber dieselben als bestätigende Zeugnisse für die Mittheilungen der inspirirten Urkunden vorbringen. Denn die früheste Epoche der Periode der brahmanischen Philosophie bietet nach ihm ein genaues Gegenstück zu den patriarchalischen Zeiten, wie sie im Pentateuch geschildert werden.[2])

1) S. 58. ff.

2) „Die Philosophie im Fortgang der Weltgesch." II. B. S. 690 ff.

§. 15.

Ritters Urtheil.

Es gibt aber noch einen andern Schriftsteller von verdientem Ansehen unter den Geschichtschreibern der Philosophie, welcher weit entfernt ist, die Ansprüche oder Beweise, welche von Orientalisten zu Gunsten dieses hohen Alterthums vorgebracht wurden, hoch anschlagen zu wollen. Ritter, Professor an der Universität zu Berlin, hat Alles, was dafür ist vorgebracht worden, mit großem Scharfsinn gesichtet. Die astronomischen Folgerungen oder vielmehr Muthmaßungen Colebrooke's verwirft er, indem sie sich zu keinem einzigen bestimmten oder berechenbaren Datum erheben;[1] und er ist nicht geneigt, den aus dem scheinbaren Alterthum indischer Monumente oder der Ausbildung der Sanskritsprache gezogenen Beweisen viel mehr Stärke einzuräumen. Denn, bemerkt er, der Geschmack an kolossalen Denkmälern ist nicht nothwendig so alt, indem wir sehen, daß manche in verhältnißmäßig neuer Zeit errichtet worden sind; die Sprachen aber erhalten ihre eigenthümliche Vollendung oft in einem Augenblick und können kein sicheres Merkmal des Alterthums darbieten, außer wenn man Epochen, die in ihnen selbst entdeckt werden, gegenseitig vergleicht.[2] Der ganze Beweisgang Ritters trachtet eher das vermeintliche Alter der indischen Philosophie umzustoßen, als irgend eine neue Theorie aufzubauen. Indeß schließt er, der Anfang wahrer systematischer Philosophie dürfe nicht über die Regierung Wikramaditja's, ungefähr 100 Jahre vor Christus, zurückgesetzt werden.[3]

§. 16.

Probe einer Selbst-Mystifikation der Encyclopädisten.

Ehe ich die Betrachtung der indischen philosophischen Werke verlasse, will ich Ihnen noch eine Probe von der Voreiligkeit

---

1) „Geschichte der Philosophie," I. Thl. Hamburg. 1829. S. 60.
1) S. 62.
3) SS. 120. 124.

geben, womit Männer, die stolz darauf waren, Feinde des Glaubens zu heißen, jede Behauptung verschlangen, welche das Christenthum zu bekämpfen schien. Im vorigen Jahrhundert wurde von St. Croix ein indisches, in seinen Grundsätzen außerordentlich christliches Werk, unter dem Titel Ezour Vedam herausgegeben.[1]) Voltaire pochte darauf, als einen Beweis, daß die Lehren des Christenthums von den Heiden geborgt seyen, und erklärte es für ein Werk von unermeßlichem Alter, das ein Brahman von Seringham verfaßt habe.[2])

Als Sir Alexander Johnston Oberrichter in Ceylon war, und den Auftrag erhielt, ein Gesetzbuch für die Eingebornen zu verfassen, lag es ihm sehr daran, die besten indischen Werke zu Rathe zu ziehen und unter Andern auch die Aechtheit des Ezour Vedam zu bestimmen. Er forschte daher sorgfältig in den südlichen Provinzen nach und suchte bei den berühmtesten Pagoden, besonders bei der zu Seringham, aber umsonst. Er konnte weder über den Brahmanen, noch über das Werk, das er sollte verfaßt haben, Auskunft erhalten. Nach seiner Ankunft zu Pondichery erhielt er von dem Gouverneur, Grafen Dupuis, die Erlaubniß, die Handschriften in der Bibliothek der Jesuiten, die seit ihrem Abzug aus Indien unversehrt geblieben war, zu untersuchen. Darunter entdeckte er den Ezour Vedam französisch und Sanskrit. Derselbe wurde von Herrn Ellis, Vorstand des Kollegiums zu Madras, sorgfältig geprüft, und seine Untersuchung führte zu der befriedigenden Entdeckung, daß das Sanskrit-Original im Jahre 1621 einzig und allein zur Förderung des Christenthums von dem gelehrten und frommen Missionär Robert de Nobili, Neffen des Kardinals Bellarmin, und nahen Anverwandten des Pabstes Marcellus II. sey verfaßt worden.[3])

---

1) „Ezour Vedam, ou ancien commentaire du Vedam.“ Yverdun. 1778.

2) „Siècle de Louis XV.“

3) „Asiatic Researches,“ vol. XIV. „British Catholic Colonial Intellgenzer.“ No. II. Lond. 1834. p. 163. Ausführlich in der Zeitschrift Sion 1837. Augustheft.

§. 17.

Morgenländische Geschichtsforschung. Merodach-Baladan.

Von der Philosophie wollen wir nun darauf übergehen, zu untersuchen, was für die Religion durch die Fortschritte in der morgenländischen Geschichte geschehen sey, wobei ich mich mit ein Paar Beispielen begnügen will.

In Kap. 39 des Isaias erfahren wir, daß der babylonische König Merodach-Baladan eine Gesandtschaft an den jüdischen König Ezechias geschickt habe. Dieser König von Babylon erscheint nicht mehr weiter in der heiligen Schrift und eben das verursacht eine bedeutende Schwierigkeit. Denn damals blühte noch das Reich der Assyrier und Babylon war bloß eines seiner Vasallenreiche. Noch neun Jahre vorher hat, den Berichten gemäß, der assyrische Monarch Salmanassar die Bewohner von Babylon in andere Gegenden versetzt;[1]) wenige Jahre später aber wurde Manasses von dem Könige Assyriens gefangen nach Babylon abgeführt.[2]) Ueberdieß spricht der Prophet Micheas um die nämliche Zeit von einer Abführung der Juden nach Babylon, während er doch die Assyrier als die Feinde bezeichnet, die sie vorzüglich zu fürchten hätten.[3])

All diese Daten beweisen unwidersprechlich, daß Babylon zur Zeit des Ezechias unter assyrischer Oberherrschaft gestanden sey. Wo war also nun dieser Merodach-Baladan, König von Babel? Wenn er bloß Statthalter in jener Provinz war, wie konnte er denn dem jüdischen Regenten, der damals mit seinem Lehnsherrn im Krieg begriffen war, durch eine Gesandtschaft Glück wünschen lassen? Der Kanon des Ptolemäus gibt uns keinen König dieses Namens, auch scheint seine Zeitrechnung mit der heiligen Schrift nicht in Einklang gebracht werden zu können.

In diesem Dunkel und Zweifel hätten wir verharren müssen und der scheinbare Widerspruch dieser Stelle mit andern Texten

---

1) 2 (4) Reg. VII. 24.
2) 2 Chron. XXXIII. 11.
3) Mich. IV. 10. Vgl. V. 5. 6.

wäre unerklärlich geblieben, hätten nicht die neuern Fortschritte der orientalischen Studien eine Urkunde von höchst ehrwürdigem Alterthum zu Tage gefördert. Diese ist nichts anders, als ein in der Chronik des Eusebius aufbewahrtes Bruchstück des Berosus. Dadurch, daß dieses Werk aus seiner armenischen Uebersetzung in einem vollkommenen Zustande herausgegeben wurde, haben wir jenes Fragment zuerst kennen gelernt;[1]) und Gesenius, dessen Ansicht uns so oft feindlich gegenüberstand, gewährt mir hier das Vergnügen, daß ich ihn als jenen Schriftsteller anführen kann, dessen Scharfsinn wir die erste Anwendung davon verdanken.[2])

Dieses interessante Bruchstück belehrt uns, daß, nachdem Sennacherib in der Eigenschaft eines assyrischen Vicekönigs Babylon regiert hatte, Acises ungerechter Weise sich der Oberherrschaft bemeisterte. Nach dreißig Tagen wurde er von Merodach-Baladan ermordet, welcher die höchste Gewalt sechs Monate lang behielt, nach deren Verlauf er ebenfalls ermordet wurde und den Elibus zum Nachfolger erhielt. Aber nach drei Jahren sammelte Sennacherib ein Heer, lieferte dem Eindringling eine Schlacht, besiegte ihn und nahm ihn gefangen. Als er so Babylon neuerdings sich unterworfen hatte, ließ er seinen Sohn Assordan, den Essarhaddon der Schrift, als Statthalter daselbst zurück.

Dieses historische Bruchstück weicht nun nur noch darin von der biblischen Erzählung ab, daß letztere den Mord Sennacheribs und die Nachfolge Essarhaddon's vor der Gesandtschaft des Merodach-Baladan nach Jerusalem, berichtet.[3]) Aber darauf hat Gesenius mit Recht geantwortet, der Prophet habe diese Ordnung in der Absicht befolgt, um die Geschichte des assyrischen Monarchen, als welche mit seinem Gegenstand in keiner fernern Verbindung mehr stehen, in der Art abzuschließen, daß sie nicht mehr wiederkehre.

Dieser Anordnung gemäß ist auch die Voraussagung seiner

---

1) Eusebii Chronicon, Venet. 1818. tom. I. p. 42.

2) Commentar über den Jesaia. 1. Th. 2. Abth. S. 999 ff.

3) Isaia 37, 38.

Ermordung enger mit der Geschichte ihrer Erfüllung verknüpft.[1]) Diese Lösung, welche den Verlauf einiger Zeit zwischen Sennacheribs Rückkehr nach Ninive und seinem Tode voraussetzt, wird aber auch schon durch die Worte des Textes wahrscheinlich gemacht: »Da brach Sennacherib, der König der Assyrier auf, und zog ab und kehrte zurück, und blieb in Ninive, u. s. w. und erhält überdieß durch chronologische Gründe Gewißheit. Denn es ist gewiß, daß Sennacheribs Zug nach Aegypten in seinem ersten oder zweiten Jahr (714 v. Chr.) muß Statt gefunden haben, indem nach dem zwanzigsten Kap. des Isaias Sargon gerade vor diesem Ereigniß regierte. (716.) Nun regierte aber Sennacherib nach Berosus, am Schlusse des berührten Bruchstückes, achtzehn Jahre lang ehe er von seinen Söhnen ermordet wurde. Er muß also seine Rückkehr von Ninive um viele Jahre überlebt haben.[2]) Die Nachricht des Berosus, daß die babylonische Empörung sich unter der Regierung des Sennacherib zugetragen habe, weicht auf solche Weise keineswegs von dem biblischen Texte ab; und sobald diese einzige Schwierigkeit beseitigt ist, beantwortet das Fragment jeden Einwurf, der etwa gegen dessen Genauigkeit erhoben werden könnte.

Denn nun ist uns vollkommen klar, wie in Babylon zu einer Zeit, wo es eigentlich eine Provinzialstadt des assyrischen Reiches war, ein König oder vielmehr ein Usurpator herrschte. Nichts war natürlicher, als daß Merodach-Baladan, nachdem er den Thron an sich gerissen hatte, sich mit den Feinden seines Oberherrn, gegen den er sich empörte, durch Bündniß und Freundschaft zu vereinigen suchte. Ezechias, der nicht minder, als er selbst, das assyrische Joch abgeschüttelt hatte[3]) und mit dem König von Aegypten in einem mächtigen Bunde stand, mußte seine nächste Hülfe seyn. Auf der andern Seite konnte aber auch dem jüdischen Monarchen keine Gesandtschaft willkommener seyn, indem er den gemeinsamen Feind in der Nachbarschaft hatte, und froh

1) Das. V. 7.
2) Gesenius, S. 1002. Vgl. die Tabelle, 2. Th. S. 560.
3) 2 (4) Reg. XVIII. 7.

seyn mußte, durch eine Empörung in dem eigentlichen Herzen des Reiches dieses Feindes dessen Kraft zu seinem Vortheil anderwärts beschäftigt zu sehen.[1]) Daraus entstand die außerordentliche Aufmerksamkeit, womit er die Gesandten des Usurpators behandelte, und welche den Propheten Isaias, oder vielmehr Gott, so schwer beleidigte, der ihm auch in Folge davon die babylonische Gefangenschaft ankündigte.[2])

§. 18.

Einwürfe der Gegner aus dem Schamanenthum. Negative Begegnung.

Ein anderes Beispiel von dem Vortheile, welchen die Fortschritte orientalischer Geschichtsforschung Gegenständen von religiösem Interesse bringen mögen, bietet uns das Licht, welches kürzlich über die tibetanischen Religionsverhältnisse ist verbreitet worden, dar. Bei der ersten Bekanntschaft damit, mußte Europa nothwendig von der darin erscheinenden Aehnlichkeit mit den christlichen Ceremonien betroffen werden. Die Hierarchie der Lama's, ihre Klosteranstalten, ihre Kirchen und Ceremonien gleichen den unsrigen so genau, daß nothwendig ein Zusammenhang zwischen beiden stattgefunden haben mußte, wie es schien. »Die früheren Missionäre waren zufrieden, den Lamaismus für eine Ausartung des Christenthums zu halten und ihn als Rest jener syrischen Sekten zu betrachten, die einst in diese entfernten Gegenden Asiens vorgedrungen waren.«[3])

Doch Andere haben diese Aehnlichkeit zu ganz verschiedenen Zwecken benützt. »Häufige geheimnißvolle Behauptungen und versteckte Winke in den Werken gelehrter Männer,« sagt ein betrau-

---

1) Aus dem im Texte Gesagten wird wahrscheinlich, daß die babylonische Revolution während Sennacheribs Zug gegen Judäa und Aegypten Statt fand.

2) Isaia 39, 2. 5.

3) Abel-Rémusat, „Aperçu d'un Mémoire intitulé Recherches chronologiques sur l'origine de la hiérarchie Lamaique," abgedruckt in den Mélanges Asiatiques, Paris 1825. vol. I. p. 139.

erter Orientalist, auf dessen Abhandlung über diesen Gegenstand ich mich sogleich beziehen werde, »veranlassen Manche, zu zweifeln, ob die lamaische Theokratie ein Ueberbleibsel christlicher Sekten, oder im Gegentheil die alte und ursprüngliche Grundform sey, nach welcher ähnliche Anstalten in andern Theilen der Welt wären angelegt worden. Diese Anschauung zeigt sich in den Anmerkungen zu der Reisebeschreibung des Pater D'Andrada, zu den französischen Uebersetzungen Thunbergs und der Asiatic Researches und in manchen anderen neuen Werken, wo sich Irreligiosität unter einer schaumabschöpfenden und lügenhaften Gelehrtheit zu verstecken sucht.«[1]) »Diese Aehnlichkeiten,« sagt Malte-Brun, »wurden als Beweise gegen den göttlichen Ursprung des Christenthums gekehrt.«[2]) In der That finden wir, daß diese Volney Stoff zu ganz besonderer Fröhlichkeit gewähren.[3])

Anfangs begegnete man diesen Einwürfen nur mit verneinenden Antworten. Fischer schloß gut, kein Schriftsteller vor dem dreizehnten Jahrhundert gebe einen Wink von dem Daseyn dieses Systemes und es könne auch für sein Alterthum kein Beweis vorgebracht werden. Doch es war Mode geworden, auf die Stütze sich wohl empfehlender Muthmassungen hin, allen Anstalten des mittlern Asiens ein abentheuerliches Datum zuzumuthen. Das ehrwürdige Alter, welches man dieser religiösen Anstalt zutheilte, stimmte vollkommen mit Baillys wissenschaftlichen Hypothesen über dasselbe Land überein und bildete ein natürliches Seitenstück zu dem romantischen System, welches die Gebirge Sibiriens oder die Steppen der Tartarei zur Wiege der Philosophie machte. Unterdessen haben die Sprachen und die Literatur Asiens große Fortschritte gemacht, und die Folge war die gänzliche Widerlegung dieser ausschweifenden Hypothesen durch die Werke einheimischer Schriftsteller.

---

1) Daf. Note 2, Mélanges S. 132.

2) „Précis de la Géographie universelle.“ Paris, 1812. vol. III. S. 581.

3) „Ruines.“ Paris, 1820. p. 128.

§. 19.

Entstehung der lamaischen Hierarchie.

Abel-Remusat ist wiederum der Schriftsteller, dem wir diese schätzbare Aufklärung verdanken. In einer anziehenden Abhandlung hat er uns mit einem werthvollen Fragment aus der Japanischen Encyklopädie bekannt gemacht, welches die wahre Geschichte der lamaischen Hierarchie enthält. Ohne dieses wären wir vielleicht immer schwankenden Muthmaßungen überlassen geblieben; mit seiner Hülfe sind wir im Stande, die grundlosen, wenn gleich bestechenden Träume unserer Widersacher zu widerlegen. Nach dieser Urkunde lebte der Gott Buddha ursprünglich in der Person seiner indischen Patriarchen auf Erden. In der Folge wurde seine Seele in einen neuen Stellvertreter übergegossen, der aus irgend einer Kaste gewählt war; und der Träger seiner Gottheit war so sicher überzeugt, ein Wundermittel gegen die Vernichtung zu besitzen, daß er gewöhnlich den Leiden des Alters durch Besteigung eines Opferholzstoßes entging, von wo er gleich dem Phönix zu einem neuen Leben zu erstehen hoffte. In diesem Zustande blieb der Gott bis im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo er für gut fand, aus dem südlichen Indien auszuziehen und seine Residenz in China aufzuschlagen. Sein Repräsentant erhielt den Titel: Lehrer des Reiches; sollte aber bloß, wie die späteren Chalifen zu Bagdad, dem Hofe des himmlischen Reiches einen heiligen Glanz verleihen.

Auf solche Art aßen die Nachfolger der Religionshäupter achthundert Jahre lang Gnadenbrod, bis das Haus des Tschingis-chan sie im dreizehnten Jahrhundert von ihrer Abhängigkeit befreite und sie mit Herrschaft bekleidete. Voltaire hat gesagt, Tschingis-chan sey ein zu kluger Staatsmann gewesen, um das geistliche Reich des Groß-Lama in Tibet zu stören; [1]) aber damals existirte einmal noch kein Reich in Tibet, alsdann residirte der Oberpriester des Schamanenthums nicht dort und endlich war der Name Lama noch kein Titel. Denn erst der

1) „Philosophie de l'Histoire, Essai sur les Moeurs.“ Abel-Remusat. p. 137.

Enkel des Eroberers hat 33 Jahre nach dessen Tod dem Oberhaupte seiner Religion Souverainetät verliehen, und da der damals lebende Buddha gerade ein Tibetaner war, wurde ihm dieses Land zur Regierung überlassen. So wurde der Berg Butala oder Botala, [1]) zur Hauptstadt dieses geistlichen Reiches und der Ausdruck Lama, welcher Priester bedeutet, zuerst als unterscheidender Titel auf dessen Regenten angewendet.

§. 20.

Fernere Aufschlüsse über den Lamaismus durch eine neue Urkunde.

Diese Nachricht über den Ursprung der lamaischen Dynastie stimmt vollkommen mit einer andern anziehenden Urkunde überein, die unlängst veröffentlicht worden ist. Das ist eine Beschreibung von Tibet, welche der Archimandrit F. Hyacinth Bitschurin aus dem Chinesischen ins Russische und Jul. Klaproth mit Berichtigungen nach dem Urtext aus dem Russischen in's Französische übersetzt hat. [2]) Diese Urkunde belehrt uns, daß Tschingis-chan jenes Land überrumpelte und ein Reich gründete, welches Tibet sammt seinen Lehenreichen umfaßte. Da der Kaiser Chubilai die Schwierigkeit, dieses entfernte Land zu beherrschen, sah, ersann er eine den Sitten des Volkes angemessene Weise, dasselbe in Abhängigkeit zu erhalten. »Er theilte das Land der Tufo in Kreise und Reviere, stellte Beamte von verschiedenen Graden auf und unterwarf sie der Authorität des Ti-ße (Kaiser-Lehrers). Zu jener Zeit bekleidete Bhâchbah oder Pagba aus Sarghia in Tibet dieses Amt. In einem Alter von sieben Jahren hatte er alle heiligen Bücher gelesen, und ihre erhabensten Gedanken erfaßt, weßhalb er das geistvolle Kind genannt wurde. Im Jahre 1260 erhielt er den Titel König der großen und kostbaren Satzung und ein Siegel von orientalischem Jaspis. Außerdem wurde er mit der Würde eines Oberhauptes der gelben Religion geschmückt. Seine Brüder, Kinder und Nachkom-

1) Sieh Nouveau Journal Asiatique. Okt. 1829. p. 273 not. 1.

2) Im Nouveaux Journal Asiatique, Aug. u. Okt. 1829.

men erfreuten sich ausgezeichneter Stellen bei Hof und erhielten Siegel von Gold und orientalischem Jaspis. Der Hof nahm den Bhâchbah mit Auszeichnung auf, und versäumte nichts, was zur Erhöhung seines Ansehens beitragen konnte. [1])

§. 21.

Christlicher Gottesdienst in der Mogolischen Residenz.

Zur Zeit, als die buddhistischen Patriarchen sich zuerst in Tibet festsetzten, war jenes Land in unmittelbarer Berührung mit dem Christenthum. Nicht nur hatten die Nestorianer kirchliche Niederlassungen in der Tatarei, sondern auch italiänische und französische Ordensmänner besuchten den Hof des Chans, um wichtige Aufträge vom Pabste und Sankt Ludwig von Frankreich auszurichten. Sie brachten solche Ornate und Altäre mit sich, daß sie auf die Eingebornen wo möglich einen günstigen Eindruck machen möchten. Zu diesem Zwecke hielten sie ihren Gottesdienst in Gegenwart der tatarischen Fürsten, von welchen sie die Erlaubniß erhielten, innerhalb der Ringmauern der kaiserlichen Paläste Kapellen errichten zu dürfen. Ein italiänischer Erzbischof, welchen Clemens V. sendete, schlug seinen Sitz in der Hauptstadt auf, und errichtete eine Kirche, zu welcher die Gläubigen durch den Schall dreier Glocken zusammengerufen wurden, und wo sie an den Wänden viele heilige Gemälde erblickten. [2])

Nichts lag näher, als daß viele der verschiedenen Sekten, wovon der mogolische Hof wimmelte, dadurch veranlaßt wurden, die Gebräuche dieser Religion zu bewundern und sich anzueignen. Einige Glieder der kaiserlichen Familie nahmen heimlich das Christenthum an, viele vermischten dessen Uebungen mit dem Bekenntniß ihres eigenen Glaubens und Europa wurde abwechselnd durch Berichte über kaiserliche Bekehrungen und durch die Entdeckung ihrer Falschheit erfreut und in seiner Hoffnung betrogen. [3])

---

1) Das. Aug. S. 119.

2) Abel-Rémusat. S. 138. Vergl. Assemanni inf. cit.

3) Assemani Biblioth. Orient. tom. III. Par. II. p. CCCCLXXX. seqq. „Di Marco Polo e degli altri viaggiatori Veneziani più

Ein derartiges Gerücht über Mangu-chan verursachte auch die Missionen des Rubriquis und Ascellino. Sollen wir uns wundern, wenn die Religion der Lama's, umgeben von der Ausübung solcher Ceremonieen, und von den abendländischen Bothschaftern und Missionären Nachrichten über den Cult und das Kirchenregiment ihrer Heimath vernehmend, eben zu der Zeit, wo sie anfing sich mit prächtigem Pomp zu umgeben, Einrichtungen und Gebräuche annahm, mit denen sie bereits vertraut geworden waren und die von Jenen bewundert wurden, die sie zu gewinnen wünschten. Das Zusammentreffen von Zeit und Ort, die frühere Nichtexistenz dieser geistlichen Monarchie beweist zur Genüge, daß die tibetanische Religion bloß ein Versuch ist, die unserige nachzuahmen.

Es ist nicht meine Sache, dem gelehrten Akademiker in der spätern Geschichte dieser religiösen Dynastie zu folgen. Sie hat sich bis auf unsere Tage unter chinesischer Oberherrschaft erhalten, zu einer und derselben Zeit verehrt und verfolgt, angebetet und unterdrückt. Aber für ewig hat sie ihr Recht auf Alterthum verwirkt, und ihre Ansprüche als eine Nebenbuhlerin oder gar Mutter des Christenthums, sind vollständig geprüft und abgewiesen.

§. 22.

Schluß. Englands wissenschaftliche Ehre.

Ich habe meine Untersuchung so weit ausgedehnt, daß ich die vielen Erwägungen, die ihr Gegenstand darböte, übergehen muß. Es wäre aber ungerecht, von derselben Abschied zu nehmen, ohne auf die ruhmvolle Auszeichnung hinzudeuten, die sich unser Land in der Betreibung dieser Studien vor allen andern erworben hat, und wenn uns unsere Erziehung auch nicht für so tiefe Forschungen über die schwierigern Theile der asiatischen Literatur geeignet hat, wie unsere Nachbarn auf dem Festlande, so lernen wir doch jene ungeheuren Mittel herzuschaffen, welche die Vorsehung unserer Verfügung überlassen hat, um Vieles, was

---

illustri Dissertazioni del P. Ab. (nachher Cardinal) Zurla." Ven. 1818. vol. I. p. 287.

sonst verborgen geblieben wäre, ans Licht zu bringen. Es wäre gewiß für uns schimpflich, wenn die Geschichte in spätern Jahrhunderten dem forschenden Denker bloß Blätter mit Uebersichtstabellen zur Ausgleichung der Einfuhr und Ausfuhr und Aufzählungen der jährlichen Zuflüsse in unsere Landeskassen darbieten würde; oder wenn die Annalen unsers mächtigen Reiches in Indien nichts Besseres berichteten, als die vereinigte Niederlassung kaufmännischer und kriegerischer Agenten, welche mannigfache Auftritte von Handelsfehden und königlichen Spekulationen durchliefen. Es ist wirklich ehrenhaft für unsern Nationalcharakter und ein Beweis seiner geistigen Kräfte, daß so viel von Solchen geschah, deren Beruf mit gelehrten und wissenschaftlichen Bestrebungen in einem natürlichen Gegensatz zu stehen schien, und ich weiß nicht, ob der allgemeine Mißkredit nicht durch die Ehrenhaftigkeit gedeckt werden wird, die aus dem persönlichen Verdienst so vieler ausgezeichneter Männer hervorleuchtet. Denn es kann der Aufmerksamkeit der Nachwelt nicht entgehen, daß, während Frankreich bei seiner ägyptischen Expedition wissenschaftliche und gelehrte Männer vom Fach aussendete, um seine Armee zu begleiten und die Denkmäler jenes Landes heimzubringen, England keinen solchen Unterschied zu machen brauchte, sondern unter denen, die seine Schlachten kämpften und seine Kriegswerke ausübten, Männer fand, die das Schwert niederlegen konnten um die Feder zu ergreifen und uns jedes wichtige Denkmal mit solcher Umsicht und Gelehrsamkeit aufzuzeichnen, als wären die Wissenschaften ihre einzige Beschäftigung gewesen.[1]) Aber es ist noch Hoffnung eines höheren Nationalgefühls vorhanden und die unter königlichem Schutz stehende Gründung des Ausschusses für die Uebersetzung morgenländischer Werke hat unsern Reichthum an morgenländischem Wissen bereits stark vermehrt. Sie hat Solche, die außerdem schwerlich hätten können bewogen werden, diese Studien zu begünstigen und zu fördern, mit in die Theilnahme an denselben hineingezogen; sie hat manchen Gelehrten,

1) Zu diesem gehörte der betrauerte Freund des Verfassers, Obrist Tod.

der sonst in stummer Dunkelheit gebrütet hätte, in fröhliche Helle herausgerufen, und viele ermuthigt, die außerdem nicht die nöthige Kraft gefühlt hätten, —

„Eoam tentare fidem, populosque bibentes
Euphratem —
Medorum penetrare domos, Scythiosque recessus
Arva super Cyri Chaldaeique ultima regni,
Qua rapidus Ganges, et qua Nyssaeus Hydaspes
Accedunt pelago."

(Lucan. VIII. 213.)

Schluß.

(Zwölfter Vortrag.)

§. 1.

Rückblick.

Ich habe nun meine Aufgabe, die ich, durch Ihre Güte ermuthigt, begann, vollendet. Ich versprach, die Geschichte mehrerer Wissenschaften zu durchgehen, und durch dieses einfache Verfahren zu beweisen, wie ihr Fortschritt immer mit einem Zuwachse neuen Lichtes und Glanzes begleitet war, der den Beweisen des Christenthumes entstand. Ich versprach, meinen Gegenstand in der anspruchlosesten Form zu behandeln, Beispiele, die schon in Elementarbüchern über diesen Gegenstand Eingang gefunden, zu vermeiden, und meinen Stoff so viel wie möglich aus solchen Werken zu ziehen, die nicht auf die Vertheidigung des Christenthums geradezu abzielen.

Da ich mich nun, so gut es meine geringen Kräfte erlaubten, meiner Verpflichtung gegen Sie entledigt habe, so möge es uns gegönnet seyn, ein wenig auszuruhen und auf den Weg zurückzusehen, den wir verfolgt haben, oder, wie solche, die mit einander gereist sind, uns eine Weile am Ziele unserer Reise niederzusetzen und gemeinschaftliche Rechnung darüber zu halten, was wir gewonnen haben. Unser Weg mochte zum Theil über trockene und uninteressante Gegenden hinzulaufen scheinen; ich habe Sie durch enge und mühsame Pfade geführt und vielleicht auch bisweilen verwickelt und verwirrt: wenn Sie aber während unseres Zusammenseyns Sich zu beklagen haben, daß Sie einen unerfahrnen Führer bekamen, so mag dagegen er darauf erwidern, daß er nur zu viele Ermuthigung zur Verlängerung seiner Irrwege und zu viel Nachsicht gefunden habe, um leicht zu entdecken, daß er vom Pfade abgekommen. Jedoch fanden wir wenigstens eine genügende Anzahl von Gegenständen, die an unserer Beobachtung vorübergingen, um uns Ersatz für die Mühsale des Weges zu leisten, und wir haben auf demselben durchaus einen

großen Punkt im Auge behalten, der uns früher oder später immer wieder auf die rechte Spur führen mußte, und auch unsern abschweifendsten Irrgängen eine Einheit des Charakters und Gleichförmigkeit des Verfolges gab. Indem wir nun diesen noch einmal ins Aug fassen, werden wir in wenigen Augenblicken den Weg, über den unser Gang uns geführt hat, noch einmal überlaufen können.

Erstens nun mag man mich natürlich fragen, welchen Zuwachs ich den Beweisen für das Christenthum gewonnen zu haben glaube. Auf diese Frage müßte ich mit der gemessensten Zurückhaltung antworten. Ich halte diese Beweise für etwas zu Innerliches und zu tief im Herzen sitzendes, als daß ich durch die Kraft äußerlicher Erwägungen ihre Anzahl leicht hätte vermehren oder vermindern können. Obwohl wir Beweise ihrer Wahrheiten, wie gelehrte Männer sie mit Geschick gesammelt haben, nothwendig haben und gebrauchen mögen, um mit den Gegnern des Christenthumes zu streiten, so glaube ich doch nicht, daß irgend einer auf den Grund einer solchen logischen Nachweisung ihren erhabenen Lehren und ihren tröstlichen Verheißungen anhängt; gerade so, wie ein geschickter Theoretiker Ihnen viele nöthigende Gründe, sowohl auf gesellschaftliche als natürliche Gesetze gebaut, aufweisen mag, warum Sie Ihre Eltern lieben sollen, und doch weiß er so gut wie Sie, daß Sie sie nicht aus solchen Gründen geliebt haben, sondern aus einem weit heiligern, innerlichen Antriebe. So auch, wenn wir einmal wahre Religion umfaßt haben, brauchen ihre Beweggründe und Beweise nicht mehr in den Auseinandersetzungen der Bücher gesucht zu werden; sie verwachsen mit unsern heiligsten Gefühlen, sie ergeben sich von selbst, weil wir finden, daß die Wahrheiten, die sie lehrt, nothwendig sind zu unserer Glückseligkeit, weil wir hier den Schlüssel zu den Geheimnissen unserer Natur, die Lösung aller geistigen Probleme, die Vereinigung aller Widersprüche in unserer mangelhaften Beschaffenheit, die Antwort auf alle die ernsten Fragen unseres ruhelosen Bewußtseyns entdecken.

So ist die Religion gleich einer Pflanze, die ihre Wurzeln in den Mittelpunkt der Seele treibt; sie hat an ihnen feine, zarte

Fasern, die in die engsten Fugen eines festgebauten Geistes sich einbohren und eindringen, und starke, knotige Aeste, die sich in die weichsten und reinsten unserer Gefühle einschlingen. Und wenn sie nach Außen hin unzählige Schößlinge und Zweige breitet, mit denen sie, wie mit Händen, irdische und sichtbare Gegenstände faßt und festhält, so ist es vielmehr zu ihrem Nutzen und zu ihrer Zierde, als weil sie einer solchen Stütze bedürfte, noch auch leitet sie davon ihre natürliche und nothwendige Lebenskraft ab. Mit diesem äußerlichen und üppigen Wuchse nun war unsere Hantierung hauptsächlich beschäftigt; mehr als mit den verborgenen Wurzeln und Grundlagen: wir haben ihre wohlthätigen Verbindungen vielleicht um etwas erweitert; wir haben sie bisweilen um einen verfallenen und vergessenen Ueberrest alter Größe gewunden, oder wie einen Kranz um eine kräftige junge Pflanze geschlungen und ihre heiligen Früchte mit weniger gutartigen Gewächsen gemengt, und wir haben gesehen, wie durch diese Berührung beide Freundlichkeit und Anmuth erhielten, wie sie Bedeutung und Ehre und Schönheit über Dinge ausgießen kann, die sonst nutzlos und profan wären. Auch mögen wir durch unsere Pflege nach dieser Seite hin der Pflanze selbst in etwas neue Thätigkeit und Kraft zu erstarken mitgetheilt haben.

Mit andern Worten, diese Vorträge gingen hauptsächlich darauf aus, die Beziehung zwischen den Zeugnissen für das Christenthum und anderen geistigen Bestrebungen zu erspähen und den Einfluß, den der nothwendige Fortschritt dieser auf die Beleuchtung der erstern ausüben muß, zu verfolgen. Mit den eigentlichen, inneren Beweisen für die christliche Religion haben wir uns nicht befaßt, aber indem wir Einwürfe gegen die äußere Offenbarungsform, in der diese Religion erscheint, und gegen die Dokumente, in denen ihre Beweise und Lehren beurkundet sind, und gegen manche besondere Ereignisse, die darin berichtet werden, entfernte, dürfen wir in gewissem Maaße hoffen, daß die innere Kraft jener Beweisgründe erhöht, und befähigt worden sey, eine mächtigere Entwickelung in unserm Geiste zu erlangen. Diese Betrachtung läßt verschiedene Gesichtspunkte zu und bahnt den Weg zu vielen noch wichtigeren Folgerungen, welche den Gegen-

stand dieser meiner letzten Anrede an Sie ausmachen werden. Und zwar will ich zuerst einige wenige Worte sagen über die unmittelbare Beziehung des bisher behandelten auf die allgemeinen Beweise des Christenthums und auf die Vertheidigung jener heiligen Urkunden, worin die Hauptbeweise von ihrem Urheber selbst vorgetragen sind.

§. 2.

Bedeutung des gewonnenen, auf der Mannigfaltigkeit der angewandten Prüfungen beruhenden Beweises.

Der große Unterschied zwischen täuschendem Irrthum und einem System der Wahrheit ist der, daß der eine gewisse Seiten darbieten kann, von denen aus betrachtet er keinen Anschein von Fehler hat; er ist wie ein Edelstein, welcher einen Flecken hat, aber dem Auge so zugekehrt werden kann, daß das Lichtspiel, unterstützt durch eine künstliche Fassung, ihn verbirgt; der aber nur ein wenig gedreht, und unter einem andern Winkel beobachtet, seinen Mangel enthüllt. Die Wahrheit aber ist ein Edelstein, der nicht gefaßt zu werden braucht, der fehlerfrei und ohne Wolke, dem reinen, hellen Lichte entgegen gehalten werden darf, von jeder Seite, nach jeder Richtung, — und überall wird er dieselbe Reinheit, Gesundheit und Schönheit entwickeln. Der eine ist ein unreines Metall, das der Kraft mehrerer Reagentien, die man darauf wirken läßt, widerstehen mag, aber zuletzt doch einem von ihnen nachgibt: die andere ist wie in Glas geschmolzenes Gold, das der Kraft jeder Prüfung trotzet. Je zahlreicher daher die Berührungspunkte sind, die irgend ein System andern Ordnungen intellektueller oder wissenschaftlicher Forschung darbietet, um so mehr Gelegenheit gibt es zur Prüfung seines Werthes; und gewiß, wenn ihm der fortgesetzte Fortschritt zur Vollkommenheit auf den verschiedenen Seiten keinen Eintrag thut, so müßen wir schließen, daß es in der ewigen Wahrheit so tief eingewurzelt sey, daß nichts Geschaffenes seine Gewißheit in Zweifel setzen könne. Nichts ist öfter versucht worden, als die Fälschung wissenschaftlicher Erzeugnisse, aber nichts ist unglücklicher ausgefallen. Wo der Author, wie etwa Synesius, sich auf philosophische Spekula-

tion beschränkt hat, die zu jeder Zeit dieselbe seyn kann, mag es schwieriger seyn, den Betrug zu entscheiden. Aber wo Geschichte, Rechtswissenschaft, Sitten und andere äußere Umstände in dem Werke vorkommen, ist es ihm fast unmöglich, den Geist der Gelehrten lange im Ungewissen zu lassen. Die berüchtigtsten literarischen Betrügereien der neuern Zeit, die Geschichte von Formosa, oder noch mehr, der sicilianische Kodex von Velta, brachten eine Zeit lang die Welt in Verwirrung, aber wurden am Ende doch entdeckt.

Nun war es der Gegenstand und das Ziel unserer Untersuchung, die verschiedenen Phasen, in denen die geoffenbarte Religion sich zeigt, durch den Lichtreflex so mannigfaltiger Zweige der Wissenschaft zu prüfen, zu sehen, wie sie sich unter dem Einflusse so verschiedenartiger Kräfte gestaltet und uns zu versichern, in wie ferne sie fähig ist, der vielseitigsten Prüfung Stand zu halten und der hartnäckigsten und feindlichsten Untersuchung zu trotzen. Und gewiß können wir sagen, daß kein System sich je der Entdeckung offener aussetzte, wenn es irgend einen Irrthum enthalten hätte, als das des Christenthums; kein Buch bot je der Enthüllung einer Unwahrheit, die es etwa enthielte, so viele Fäden dar, als seine heilige Schrift. Wir haben darin die frühesten und die letzten Naturrevolutionen unsers Erdballs und die Zerstreuung des menschlichen Geschlechtes beurkundet, die Reihenfolge der Herrscher in allen umliegenden Ländern, von der Zeit des Sesostris bis zu den syrischen Königen, die Sitten und Gebräuche und Sprachen verschiedener Nationen, die großen religiösen Traditionen des Menschengeschlechtes und die Erzählung vieler staunenswerther und wunderbarer Ereignisse, wie sie in den Annalen keines andern Volkes sich finden. Hätten die Prüfsteine, von denen alle diese verschiedenen Bestandtheile einmal probirt werden mußten, damals existirt, als sie in dieser Weise zusammengefügt wurden, so möchte es nicht geringe Mühe gekostet haben, sie gegen ihre Wirkung zu sichern. Aber gegen die Zukunft konnte keine Kunst, kein Scharfsinn Schutz verleihen. Wäre der Name eines einzigen ägyptischen Pharaos erfunden worden, ein Brauch, den wir bei andern orientalischen Geschichtschreibern sahen, so wäre

wohl die Entdeckung des Hieroglyphenalphabetes nach 3000 Jahren keiner von den Fällen der Entdeckung gewesen, gegen den der Geschichtschreiber sich vorgesehen haben würde. Wäre die Geschichte der Schöpfung oder der Sündfluth eine fabelhafte, poetische Erdichtung gewesen, — die beschwerlichen Reisen der Geologen in den Alpenthälern oder die Entdeckung der Hyänenhöhlen auf einer unbekannten Insel würden wohl nicht die Bestätigung seiner Theorie gewesen seyn, auf die ihr Erfinder gerechnet hätte. Ein Fragment des Berosus kommt ans Licht und beweist, daß das, was zuvor unglaublich schien, vollkommen wahr ist: eine Münze wird gefunden und vervollständigt die Vereinigung anscheinender Widersprüche. Jede Wissenschaft, jedes Studium vergrößert, so wie es nur einen Schritt macht in seinem eigenen natürlichen Vorwärtsschreiten, die Masse unserer bestätigenden Beweise.

§. 3.

a) Verstärkung desselben, die sich aus der Mehrheit der Verfasser und aus der Mannigfaltigkeit des Inhalts der heiligen Schrift ergibt.

Dieses ist also das erste wichtige Ergebniß, das wir gewonnen haben; die Erwerbung jenes mächtigen Beweises, den ein System aus vielfachen Bewährungen erhält. Dieser Beweis wird in seinem Werthe um vieles erhoben durch ein paar nahe liegende Erwägungen. Erstens möchte ich bemerken, daß die heilige Schrift nicht das Werk Eines Menschen oder Einer Zeit, sondern vielmehr eine Zusammenstellung aus den Werken Vieler ist. Wenn nun ein sehr kluger Schriftsteller das Geschäft, die Annalen eines Volkes zu verfälschen, oder die erdichtete Biographie irgend einer ausgezeichneten Person zu schreiben, oder imaginäre Systeme der Natur zu entwerfen, oder aus seiner Einbildung die großen Ereignisse ihrer Geschichte zu beschreiben, versuchte, er könnte möglicher Weise sich auf jeder Seite gegen Entdeckung gewahrt und jede Phrase wohl bemessen haben, um den besondern Zweck, den er im Auge hatte, zu erreichen. Um aber sich vorzustellen, daß während der 1600 Jahre von Moses bis auf den heiligen Johannes ein solches System fortgesetzt wurde und zwar von einer

Reihe von Schriftstellern, ohne Zusammenhang, von den unähnlichsten Fähigkeiten, und — wenn wir auf einen Augenblick die gottlose Hypothese zugeben wollen, — unter den verschiedensten Einflüssen, Schriftsteller, die nothwendig die Vergangenheit und die Zukunft unter verschiedenen Gesichtspunkten im Auge hatten, — müßte man sich ein sonderbareres Zusammenwirken moralischer Kräfte zu einem bösen Werke denken, als die Welt je eines gesehen hätte. Aber dieß ist es nicht, was wir gegenwärtig im Auge haben. Es ist offenbar, daß dem Willen zu betrügen — vorausgesetzt er wäre vorhanden gewesen — die Kraft nicht folgen konnte; die Berührungspunkte mit andern Thatsachen wären zu unendlich mannigfaltig gewesen, als daß sie in jedem Falle sich genau angefügt hätten: wenn wir annehmen, Moses sey mit dem Aegypten seiner Zeit genau bekannt gewesen, so würde es unwahrscheinlich seyn, daß jeder folgende Annalist eine gleiche Bekanntschaft gehabt hätte; wenn die Meinungen seiner Zeit über den physischen Bau der Welt so genau wären, daß keine Aussicht wäre, sie möchte sich durch neuere Untersuchungen als falsch erweisen, so würde dieß dem Jesaias keine Genauigkeit in der Erzählung babylonischer Zustände zusichern. Kurz, je größer die Ausdehnung der Zeit und des Raumes, der Ergebnisse und Gebräuche ist, die die heilige Schrift umfaßt, desto größer wären die Gefahren der Entdeckung, hätte sie etwas Unwahres oder Unrichtiges enthalten.

§. 4.

b) Verstärkung aus der Beschaffenheit der geprüften Thatsachen.

Zweitens möchten wir bemerken, daß die Punkte, welche unsere Forschungen berührt haben, selten Hauptereignisse oder der eigentliche Gegenstand waren, von dem die inspirirten Schriftsteller handelten, sondern größtentheils zufällige und fast nur gelegentlich eingeschaltete Bemerkungen oder Erzählungen, über die sie kaum viele Untersuchung erwarten konnten. Der gemeinsame Ursprung aller Menschen oder die wunderbare Zerstreuung unseres Geschlechtes werden nicht weitläufig prunkend zur Schau gestellt, sondern der erstere ist fast der natürlichen Folgerung überlassen,

und die letztere wird in der einfachsten Weise erzählt. Doch haben wir gesehen, welch ein langer Fortschritt der Wissenschaft erfordert wurde, um die Beweise dieser Ereignisse gegen die starken Vorurtheile des ersten Anscheines und gegen die prahlerischen Folgerungen einer schlecht betriebenen Wissenschaft herauszubringen. Die verschiedenen historischen Punkte, auf die unsere neuere Thätigkeit Licht geworfen hat, sind meistens Episoden zu der allgemeinen Erzählung der jüdischen Vaterlandsgeschichte; alle sind solche Stellen, welche mit weniger behutsamer Hand und mit dem geringsten Verdachte, daß sie zur Prüfung des Werkes möchten gebraucht werden, hingeworfen worden seyn müssen. Doch wurden gerade solche Stellen, wie diese, forschend geprüft, ohne irgend ein ungünstiges Resultat.

§. 5.

c) Verstärkung durch die Beschaffenheit der angezogenen Gewährschaften.

Drittens möchten wir etwas mißtrauisch gegen den Versuch gewesen seyn, wenn er nur wäre von Freunden geführt worden. Allein obwohl diese eifrig an dem Werke der Beleuchtung und Bewährung gearbeitet haben, so ist doch das Meiste von zwei anderen Menschenklassen geschehen, die über den Verdacht gleich erhaben sind. Die erste besteht aus jenen, welche ihre Studien ruhig verfolgten, ohne die Absicht, sie irgendwie auf heilige Zwecke anzuwenden, oder selbst ohne die Vermuthung, sie möchten so angewendet werden. Der Alterthumsforscher weiß, wenn er eine neue Münze auftreibt und dann entziffert, nicht, ehe alles fertig ist, was für Neuigkeiten aus der alten Welt sie ihm bringen wird. Der Orientalist überschaut seine erloschenen Pergamente, unfähig zu vermuthen, welche Belehrung ihm über ferne Gebräuche werden wird, ehe er ihre Schwierigkeiten überwunden hat. Weder der eine, noch der andere verfolgt seine Studien von der Muthmaßung aus, daß seine Entdeckungen sich dem Theologen als nützlich erweisen möchten; keine denkbare Voraussetzung konnte den gelehrten Aucher zu der Hoffnung verleiten, daß ein Fragment des Berosus sich in der armenischen Uebersetzung des

Eusebius finden würde, das im Original verloren gegangen ist, viel weniger, daß ein solches Fragment, wenn es entdeckt würde, eine Schwierigkeit, die eine wichtige Erzählung deckte, haben würde. Nun war aber dieß wesentlich ein Theil oder vielmehr eine Bedingung meines Planes, mich hauptsächlich an solche Schriftsteller zu halten, die ihre Forschungen verfolgten, ohne auf irgend einen Vortheil, der dadurch den christlichen Beweisen erwachsen könnte, zu achten.

Die zweite Klasse von Schriftstellern aber, der wir einen großen Theil unseres Stoffes in dieser Untersuchung verdanken, sind noch um einen Schritt weiter von allem Verdachte der Partheilichkeit für unsere Sache entfernt. Sie werden ohne Zweifel verstehen, daß ich jene meine, die entschiedene Feinde unserer Ansicht sind. Diese mögen wir wieder in zwei Klassen unterabtheilen. Die erste wird solche Schriftstellen enthalten, welche die Folgerungen nicht zugeben, die wir aus unsern Vordersätzen ziehen, obwohl sie uns diese feststellen helfen, oder welche unsern Glauben zwar nicht zugeben, aber auch nicht bestreiten. So haben Sie gesehen, wie Klaproth die Zerstreuung und Virey die Einheit des Menschengeschlechtes läugnen, beide jedoch eine Fülle bedeutender Zeugnisse zur Festsetzung dieser beiden Punkte darbieten. Die Andern sind noch viel mehr gegen ihren Willen zu unserm Dienste genöthigt worden; denn ihr Scharfsinn und ihre Fähigkeit wurde darin geübt, gerade die Sätze, die ich festzusetzen mich bemühte, zu bekämpfen. Ja selbst der Geist Buffons scheint von der Vorstellung beseelt gewesen zu seyn, daß er einen kühnern Flug nehme, als sonst Menschen zu wagen gewohnt sind, und daß er die Schranken der allgemeinen Ueberzeugung zu überschreiten wagen müsse. Die kläglichen Ueberreste, die man damals von der indischen Astronomie besaß, würden niemals den Geist des unglücklichen Bailly beschäftigt haben, wäre nicht seine Heftigkeit geschärft worden durch die eitle Hoffnung, dadurch eine Chronologie zu construiren, die mehr mit den irreligiösen Meinungen seiner Parthei als mit dem ehrwürdigen Glauben früherer Jahrhunderte in Einklang stünde. Und doch ersann die Einbildungskraft des erstern zuerst die Theorie von der allmähligen Abkühlung

der Erdmasse, die jetzt von so Vielen als eine erschöpfende Lösung der Schwierigkeiten betreffs der Sündfluth betrachtet wird, und von dem letztern kann man sagen, daß er durch seinen Versuch, jener Astronomie zu einem wissenschaftlichen Ausdrucke zu verhelfen, den Grund zu ihrer gänzlichen Bloßstellung gelegt habe.

Diese Erwägungen müssen dem in diesen Vorlesungen vorgetragenen Beweise viel an Kraft beilegen; denn sie müssen jeden Verdacht entfernen, daß die Authoritäten, auf die er gebaut ist, sorgfältig von Freundeshand zubereitet seyen.

§. 6.

Sicherheit der Religion gegen künftige gefährliche Entdeckungen.

Das erste Ergebniß dieser Folgerungen ist klar, daß aller Sicherheit, welche eine unendliche Mannigfaltigkeit von Proben, die gegen ein System, ohne ihm Eintrag zu thun, versucht wurden, von seiner Wahrheit geben kann, die christliche Religion und ihre Zeugnisse sich mit Wahrheit rühmen können. Aber diese Folgerung hat auch eine bedeutende vorsorgende Kraft, denn sie bietet einen Grund des Vertrauens für die Zukunft dar, wie keine andere Beweisform darbieten könnte. Denn wenn Alles, was bisher geschehen, nur auf Bestätigung unserer Beweise abzielte, so haben wir gewiß nichts von dem zu fürchten, was noch verhüllt bleibt. Wären die ersten Stadien jeder Wissenschaft unserer Sache die günstigsten gewesen, und hätte ihre weitere Ausbildung das Gewonnene wieder verringert, so möchten wir wirklich um jede fernere Verfolgung der Gelehrsamkeit Bangen haben. Da wir aber sehen, daß die Lage der Dinge gerade die umgekehrte ist, daß die Anfänge der Wissenschaften unsern Wünschen am ungünstigsten, ihre Fortschritte aber äußerst befriedigend sind, so müssen wir überzeugt seyn, daß künftige Entdeckungen, weit entfernt, die Beweise, die wir besitzen, zu schwächen, vielmehr sie nothwendiger Weise stärken müssen.

Und so kommen wir auf einen edeln, erhabenen Begriff von der Religion, indem wir sie als den großen, festen Punkt betrachten, um den die moralische Welt sich dreht, während er selbst

wandellos bleibt, oder vielmehr als das Abbild von Ihm, der sie gab, dem allumfassenden Medium, in dem alles andere sich bewegt, vergrößert und vermindert, ohne ihm wesentliche Aenderung mitzutheilen, sondern höchstens seine äußere Manifestation vorübergehend ändernd. Wir müssen sie betrachten, als die letzte Zuflucht alles Denkens, als das Bindeglied zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, dem Geoffenbarten und dem der Entdeckung Fähigen, als die Auflösung aller Unregelmäßigkeiten, als Bestimmung aller Probleme außen in der Natur und innen in der Seele; als das feste, ständige Element jeder Wissenschaft, als das Ziel und Ende alles Nachsinnens. Sie erscheint uns so, wie Sophokles den Oelbaum, das Sinnbild des Friedens beschreibt, — eine Pflanze, nicht gesetzt von Menschenhand, sondern von selbst und nothwendig in der großen Ordnung geschöpflicher Weisheit entsprossen, furchtbar ihren Feinden, und so fest gegründet, daß Niemand, in alten und neuern Zeiten, sie zu entwurzeln vermochte.

φύτευμ' ἀχείρωτον, αὐτόποιον,
ἐγχέων φόβημα δαίων,
μέν τις οὔτε νέος οὔτε γήρᾳ
σημαίνων ἁλιώσει χερὶ πέρσας.[1])

§. 7.

Der Fortschritt der Wissenschaft als Vortheil der Religion.

Nach dem Gesagten mag es überflüssig scheinen zu folgern, daß die christliche Religion kein Interesse haben kann, die Pflege der Wissenschaft und Literatur zu unterdrücken, noch irgend einen Grund, ihre allgemeine Ausbreitung zu fürchten, so lange sie von geziemender Achtung gesunder moralischer Grundsätze und der Wahrheit des Glaubens begleitet ist. Denn wenn die Erfahrung der Vergangenheit uns eine Sicherheit gegeben hat, daß der Fortschritt der Wissenschaft gleichmäßig darauf abzielt, die Anzahl unserer Beweise zu Gunsten des Christenthums zu mehren und denen, die wir bereits besitzen, neuen Glanz zu geben, so wird es sicherlich ihr Interesse und ihre Pflicht, jenes beständige und

1) Oedip. Col. 694.

heilsame Fortschreiten zu ermuthigen. Doch gab es vom Anfange der Kirche an Männer, die die entgegengesetzte Meinung aussprachen, und man kann sie in zwei Klassen eintheilen, je nach den Beweggründen, die sie zur Bekämpfung der menschlichen Wissenschaft antrieben.

§. 8.

Gegner dieser Ansicht. Erstens: Aengstliche Christen. Ihre Widerlegung durch die Kirchenväter; Clemens Alexandrinus.

Die erste besteht aus jenen wohlmeinenden Christen aller Zeiten, welche glaubten, daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit unverträglich seyen mit dem Eifer für heiligere Bestrebungen, oder daß sie den Geist von der Betrachtung himmlischer Dinge abziehen, und jene beständige Heiligkeit des Gedankens stören, nach deren Besitz ein Christ immer streben sollte; oder auch, daß solche Bestrebungen in der heiligen Schrift deutlich verworfen seyen, überall wo die Weisheit dieser Welt getadelt werde. Diese Klasse furchtsamer Christen richtete zuerst ihr Widerstreben gegen jene Philosophie, die so viele Väter, besonders jene aus der alexandrinischen Schule, mit der christlichen Theologie zu versöhnen und zu vereinigen suchten. Sie wurden jedoch eifrig angegriffen und widerlegt von Clemens von Alexandria, der mehrere Kapitel seiner gelehrten Stromata der Vertheidigung seiner Lieblingsstudien widmete. Er bemerkt sehr richtig, daß »mannigfaltige und reiche Gelehrsamkeit dem, der die großen Dogmen des Glaubens vorträgt, das Vertrauen seiner Zuhörer erwirbt, indem sie seine Schüler mit Bewunderung erfüllt, und sie zu der Wahrheit zieht,«[1] was ebenfalls die Meinung Ciceros ist, wenn er sagt: „magna est enim vis ad persuadendum scientiae.“[2] Clemens beleuchtet dann seinen Beweis durch viele Citate aus den heiligen Schriften und aus Profanauthoren. Ich will Ihnen eine merkwürdige Stelle lesen.

---

1) „Stromata,“ Lib. I. cap. 2. Tom. I. p. 327. ed. Potter.

2) „Topica“ Oper. Tom. I. p. 173. ed. Lond. 1681.

»Einige Menschen, die eine hohe Meinung von ihren trefflichen Anlage haben, wollen sich nicht der Philosophie oder Dialektik widmen, ja nicht einmal der Naturphilosophie, sondern begehren nur den Glauben allein und ungeschmückt zu besitzen, mit eben so viel Grund, als wenn sie Trauben von einem Weinstocke zu pflücken erwarteten, den sie ungepflegt gelassen haben. Unser Herr wird allegorisch ein Weinstock genannt, von dem wir durch sorgfältige Pflege nach dem ewigen Worte Früchte pflücken sollen. Wir müssen beschneiden und graben und binden und alle andere nöthige Arbeit verrichten. Und wie bei dem Ackerbau und der Arzneiwissenschaft derjenige als der gebildetste gilt, der sich auf die mannigfaltigste Anzahl von Kenntnissen, die zum Bauen oder zum Heilen nützlich sind, verlegt hat, so müssen wir den für den bestgebildeten halten, der alle Dinge in Beziehung mit der Wahrheit setzt, der aus der Geometrie, der Musik, der Grammatik und der Philosophie selbst Alles sammelt, was zur Vertheidigung des Glaubens dient. Der Kämpfer aber, der sich nicht wohl eingeübt hat, wird gewiß verachtet werden.«[1])

Diese Worte, ich muß es gestehen, bieten mir nicht wenige Aufmunterung. Denn wenn wir anstatt Geometrie und Musik, Geologie, Völkerkunde und Geschichte setzen, so haben wir in dieser Stelle eine förmliche Bestätigung der Gesichtspunkte, die wir in diesen Vorträgen im Auge hatten, und eine Billigung der Grundsätze, die uns in ihnen leiteten.

§. 9.

Basilius der Große, Gregorius von Nyssa, und Gregorius von Nazianz.

So wie diese Opposition sich in der Kirche fortsetzte, so wurde sie auch von eifrigen und beredten Seelenführern als der Sache der Wahrheit nachtheilig zurückgewiesen. Der heil. Basilius der Große scheint besonders als ein sehr rüstiger Vertheidiger der profanen Wissenschaft gegolten zu haben. Er selbst empfiehlt ernst-

1) Ibid. c. IX. p. 342.

lich das Studium der schönen Literatur zu jener Zeit, wo, wie er sagt, der Geist zu schwach ist, die festere Speise des göttlichen Wortes zu ertragen. Er sagt ausdrücklich, daß durch die Lesung solcher Schriftsteller, wie Homer, der jugendliche Geist zu kräftigen Gesinnungen geübt werde; daß jedoch zugleich Sorge getragen werden müsse, Alles fern zu halten, was die Unschuld des Herzens verderben könnte. [1])

Der heil. Gregorius von Nyssa spricht von ihm mit großem Lobe, weil er praktisch diese Grundsätze in Beziehung auf die Religion in Ausführung brachte und sie durch seine große Gelehrsamkeit beleuchtete. »Viele,« schreibt er, »bringen der Kirche profane Gelehrsamkeit als Gabe dar: unter diesen war der große Basilius, der, da er in seiner Jugend die Beute Aegyptens erfaßt und Gott geweiht hatte, mit ihrem Reichthume den Tabernakel der Kirche schmückte.« [2])

Aber der berühmte Freund des heiligen Basilius hat sich über das Verdienstliche dieses Punktes weiter ausgebreitet. Der heilige Gregorius von Nazianz war sein Mitschüler zu Athen gewesen, wo beide, von demselben religiösen Geiste beseelt, sich mit ausgezeichnetem Erfolge den Wissenschaften widmeten, indem sie die Wahrheit nach dem Ausdrucke des heil. Augustinus »wo immer gefunden, als Eigenthum der Kirche Christi betrachteten.« In der That verstand ihr Schulgefährte Julian den Werth, den sie und andere heilige Männer ihrer Zeit der menschlichen Gelehrsamkeit gaben, und den mächtigen Gebrauch, den sie davon zum Umsturze des Irrthums und Götzendienstes machten, so wohl, daß er nach seinem Abfalle ein Dekret erließ, wodurch die Christen von dem Besuche der öffentlichen Schulen und der Erwerbung von Kenntnissen ausgeschlossen wurden. [3]) Und dieß wurde von ihnen als eine schwere Verfolgung betrachtet. Eine Stelle aus St. Gregor's Leichenrede auf seinen Freund wird hinreichend seyn, sie über seine Ansicht aufzuklären.

1) „Basilii Opera," Tom. I. Hom. 24.

2) „De Vita Mosis." „S. Gregorii Nysseni Opera." Paris. 1638. Tom. I. p. 209.

3) „Socrates Hist. Eccl." lib. I. cap. 12.

»Ich glaube, daß alle Männer von gesundem Verstande darin übereinstimmen müssen, daß die Wissenschaft für das höchste der irdischen Güter zu halten sey. Ich spreche nicht bloß von der edlen Wissenschaft, welche die unsere ist, und welche, alle äußerliche Anmuth verschmähend, sich ausschließlich auf das Werk der Erlösung und die Schönheit der geistigen Ideen wendet, sondern auch von jener Gelehrsamkeit, die von außen ist, und die einige unverständige Christen als falsch und gefährlich und die Seele von Gott abkehrend verwerfen.« Nachdem er bemerkt hat, daß der Mißbrauch solcher Wissenschaft von den Heiden ebenso wenig ein Grund für ihre Verwerfung sey, als ihre gotteslästerliche Verwechslung materieller Elemente mit Gott uns von ihrem rechtmäßigen Gebrauche abhalten könne, fährt er so fort: — »Daher muß man die Gelehrsamkeit nicht tadeln, weil einige Männer so zu denken beliebten; im Gegentheile muß man die, welche so denken, für thörichte und unwissende Männer halten, welche möchten, daß alle Menschen so wären, wie sie, damit sie in der Menge verborgen wären, und niemand ihren Mangel an Bildung entdecken könnte.«[1])

§. 10.

Väter der abendländischen Kirche: Hieronymus, Augustinus.

Die hier gebrauchten Ausdrücke sind in der That streng; aber sie dienen, um auf die stärkste Weise die Gesinnungen dieses heiligen und gelehrten Mannes über die Nützlichkeit menschlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu zeigen. Wenden wir uns zu den großen Lichtern der abendländischen Kirche, so finden wir nicht weniger strenge Vorwürfe im Kampfe mit jenen gebraucht, die sich der weltlichen Wissenschaft entgegensetzten. Der heilige Hieronymus z. B. spricht sogar mit Bitterkeit von denen, welche, wie er sagt, »Unwissenheit für Heiligkeit halten, indem sie sich rühmen,

---

1) S. Gregor. Nazianzeni „Funebris oratio in laudem Basilii Magni,“ Oper. Par. 1609. tom. p. 323.

daß sie Schüler armer Fischer seyen.«[1]) Bei einer andern Gelegenheit erläutert er die Schrift mit vielen Stellen aus der heidnischen Philosophie und schließt dann mit diesen Worten: — „Haec autem de Scriptura pauca posuimus, ut congruere nostra cum philosophis doceremus.“ Wir haben dieses Wenige aus der Schrift gesetzt, um zu zeigen, daß unsere Lehren mit denen der Philosophie übereinstimmen.«[2]) Diese Worte deuten mit Klarheit an, daß er es für ein interessantes, eines guten Christen nicht unwürdiges Studium hielt, die Verbindungen zwischen den geoffenbarten Wahrheiten und menschlicher Wissenschaft zu verfolgen, und zu sehen, ob die beiden in Einklang gebracht werden können.

Sein gelehrter Freund, der heilige Augustinus, war offenbar derselben Meinung. Denn wo er von den Eigenschaften spricht, die ein wohlausgestatteter Theolog haben soll, zählt er unter ihnen auch weltliche Wissenschaft, als von großem Gewichte auf. Er schreibt so: »Wenn jene, die sich Philosophen nennen, irgend etwas Wahres und unserm Glauben Angemessenes gesagt haben, so müssen wir es nicht nur nicht fürchten, sondern es von ihnen sogar als unrechtmäßigen Besitzern zu unserm Gebrauche nehmen.« Er bemerkt dann, daß jene Wahrheiten, die in ihren Schriften zerstreut sind, wie reines Metall unter dem Erz eine Ader seyen, jenes müsse der Christ von ihnen nehmen, zum rechten Zweck der Predigt des Evangeliums.[3]) »Haben so Viele der Gläubigsten unter uns,« fährt er fort, »anders gehandelt? Mit welcher Last Goldes und Silbers und kostbarer Gewänder sahen wir nicht Cyprian, den lieblichsten Lehrer und seligsten Martyrer

---

1) „Responsum habeant non adeo me hebetis fuisse cordis, et tam crassae rusticitatis, quam illi solam pro sanctitate habent, piscatorum se discipulos asserentes, quasi id circo sancti sint, si nihil scirent.“ Ep. XV. ad. Marcellam, Oper. Tom. II. Par. II. p. 62. Ed. Martianay.

2) „Adv. Jovinianum,“ lib. II. ib. p. 20.

3) „Decet ab eis auferre Christianus, ad usum justum praedicandi evangelium.“

beladen aus Aegypten wegziehen? Wie viel trugen Lactantius, Victorinus, Optatus, Hilarius hinweg? Wie viel unzählige Griechen?«[1])

Es ist nicht schwer mit solchen Aussprüchen, wie diese, jene vielen Stellen zu vereinigen, wo die Väter menschliche Wissenschaft zu verwerfen scheinen, wie wo der heil. Augustinus selbst in einem seiner Briefe, da er von der Erziehung, die er dem Possidius gibt, sagt, daß die sogenannten freien Künste diesen Namen nicht verdienen zu der ehrwürdigen Zeit, die eigentlich solchen Bestrebungen angehöre, welche auf die wahre, von Christus uns erkaufte Freiheit gegründet sind; oder wo der heil. Ambrosius, um eine Stelle aus vielen anzuziehen, dem Demetrius sagt, daß »jene, welche wissen, mit welcher Mühe sie erlöst und um welchen Preis sie erkauft sind, nicht von den Weisen dieser Welt zu seyn wünschen.«[2]) Denn es ist klar, daß sie an diesen Stellen von der thörichten, eitlen, selbstgefälligen Gelehrsamkeit anmassender Sophisten und falscher Rhetoriker, und von jener Wissenschaft sprechen, welche, leer vom Salze der Gnade und des religiösen Geistes, geschmacklos, schaal und nichtsnutzig ist. Und wie können wir z. B. anders denken, wenn wir ihre herrlichen Lehren lesen und den darin angehäuften Schatz alter Gelehrsamkeit beschauen und in jedem Paragraphe ihre gründliche Bekanntschaft mit heidnischen Philosophen, und in jedem Satze ihre Vertrautheit mit den reinsten Mustern des Styles ersehen. Wer kann zweifeln, oder wer will es wagen zu bedauern, daß Tertullian und Justin, Arnobius und Origines mit allen Waffen ausgerüstet waren, welche heidnische Gelehrsamkeit zum Kampfe für die Wahrheit darbieten konnte? Wer kann wünschen, daß Basilius und Hieronymus, Gregorius und Augustinus in der ganzen schönen Literatur des Alterthums weniger bewandert gewesen wären, als sie waren?

---

1) „De Doctrina Christiana," lib. II. cap. 40. Opera. tom. III. pars I. p. 42. Ed. Maur.

2) „Epistolae" lib. IV. Epist. XXXIII. Oper. tom. V. p. 264. Ed. Par. 1632.

Ja gerade in dem eben angezogenen Briefe spricht Augustinus, wenn ich mich recht erinnere, ohne Bedauern, ja sogar mit Vergnügen von den Büchern über Musik, die sein Freund zu besitzen den Wunsch geäußert hatte.

§. 11.

Stimmen aus der Kirche der spätern Zeiten.

Die Gesinnungen der alten Kirche haben so wenig über diesen als einen andern Punkt einen Wechsel erlitten. Mabillon hat außer Zweifel gesetzt, daß sogar unter Männern aus dem Mönchsleben die Gelehrsamkeit ermuntert und vom Anfang an befördert wurde.[1]) Bacon schreibt mit großer Anrühmung von dem Eifer für Gelehrsamkeit, der in der katholischen Kirche immer gezeigt wurde. »Gott,« schreibt er, »sandte seine göttliche Wahrheit in die Welt aus, begleitet mit andern Zweigen des Wissens, als ihrem Gefolge und ihren Dienerinnen. Wir finden, daß viele alten Bischöfe und Väter der Kirche in der Gelehrsamkeit der Heiden wohl bewandert waren, so zwar, daß das Dekret des Kaisers Julian, welches den Christen die Schulen und Uebungen untersagte, für eine verderblichere Machination gegen den Glauben betrachtet wurde, als die blutigen Verfolgungen seiner Vorgänger. Die christliche Kirche war es, welche unter den Ueberschwemmungen der Scythen von Nordwesten und der Sarazenen von Osten her in ihrem Busen die Ueberreste auch der weltlichen Wissenschaft bewahrte, da sie sonst gänzlich verschwunden wären. Und in den letzten Jahren haben die Jesuiten den Zustand der Wissenschaft sehr belebt und gestärkt, und zugleich zur Befestigung des römischen Stuhles beigetragen.«

»Es sind daher,« fährt er fort, »hauptsächlich zwei Dienste, welche die Philosophie und menschliche Wissenschaft der Religion

---

1) „Traité des Etudes monastiques," par. I. cap. XV. p. 112. Par. 1691.

außer der Zierde und Beleuchtung erweisen: der eine besteht in der kräftigen Anregung zur Vermehrung der Ehre Gottes, der andere in der Gewährung eines besondern Schutzes gegen Unglaube und Irrthum.«[1])

Zwischen den zwei Aeußersten, die Baco genannt hat, den alten Vätern und der Gesellschaft Jesu ist ein langer Zwischenraum, wo wir trotz des gewöhnlichen Vorurtheils uns nicht einbilden dürfen, daß der nährende Geist der Kirche nicht zu Gunsten der weltlichen Wissenschaft gewirkt habe. »Ich möchte bemerken,« schreibt ein gelehrter und liebenswürdiger Author, »daß einem Katholiken nicht bloß die philosophische, sondern auch die Literargeschichte der Welt erstaunlich erweitert ist; Gegenstände ändern ihre gegenseitige Lage und viele sind in glänzendes Licht gesetzt, die zuvor dem Dunkel angehörten. Während die Neuern fortfahren, ein Jahr um's andere bloß von den Cäsaren und den Philosophen zu hören und ihren ganzen Scharfsinn darin üben, unter ihren Zeitgenossen Parallelen zu ziehen, entdeckt der Katholik, daß zwischen der heidnischen Civilisation und der gegenwärtigen eine ganze Welt liegt, glänzend mit jeder Art moralischer und intellektueller Größe: die Namen, die auf seiner Zunge sind, sind nicht mehr Cicero und Horatius, sondern St. Augustinus, St. Bernard, Alcuin, St. Thomas, St. Anselm: die Orte, die in seinem Geist mit der Vorstellung des Friedens und der Würde der Gelehrsamkeit verbunden sind, nicht mehr das Lyceum oder die Akademie, sondern Citeaux, Clugny, Crowland oder das Oxford des Mittelalters.«[2])

Ich will sie nur auf seine reiche, feurige Darlegung des erschöpfenden Beweises hinweisen, daß klassische und philosophische Studien mit Eifer und Geschick in der Einsamkeit des Klosters gepflegt wurden, von —

1) „De augmentis Scientiarum.“ Bacons Works. Lond. 1818. vol. VI. p. LXIII.

2) „Mores Catholici, or. Ages of Faith,“ Work. III. Lond. 1833. p. 277.

»Gedankenvollen Mönchen, die in Flammen
»Um Christus Gott zu dienen glüh'n,
»Mit ihres Menschenherzens Sympathien,
»Die aus der Kirche Mutterbusen stammen.« [1])

Doch ich kann ihnen die Ansicht eines, der eine glänzende Zierde jener verläumdeten Zeiten war, nicht vorenthalten. Unter den auserlesenen Reden des heil. Bernards über das hohe Lied ist eine eben über das Thema: »daß die Kenntniß menschlicher Wissenschaft gut ist:« in welcher der gelehrte Vater sich so ausspricht: »Ich möchte vielleicht die Wissenschaft zu sehr herabzusetzen, die Gelehrten zu tadeln und das Studium der Wissenschaft zu verbieten scheinen. Das sey ferne. Mir ist nicht unbekannt, wie viele gelehrte Männer der Kirche genützt haben und nützen, entweder durch Widerlegung ihrer Gegner, oder durch Belehrung der Unwissenden. Und ich habe auch gelesen: Weil du die Erkenntniß verwirfst, verwarf ich dich auch, daß du nicht mehr mein Priester seyest.« [2])

Dieß also war die Gesinnung und das Benehmen der katholischen Kirche in Betreff der Anwendung weltlicher Wissenschaft zur Vertheidigung und Beleuchtung der Wahrheit: und wohl die beßte Antwort, die man solchen unbesonnenen Christen geben kann, welche sagen, daß die Religion einer solchen, fremden, söldnerischen Hilfe nicht bedürfe, ist die des Dr. South: »wenn Gott unsere Gelehrsamkeit nicht braucht, so kann er noch weniger eure Unwissenheit brauchen.«

§. 12.

Zweite Klasse von Gegnern dieser Ansicht. Die Feinde der Religion in neuern und ältern Zeiten.

Die zweite Klasse von Schriftstellern, die behaupten, daß die Religion von dem Fortschritte der Wissenschaft nicht gefördert werde, wird von ganz andern Beweggründen getrieben. Denn sie umfaßt jene Feinde der Offenbarung, gegen welche diese Vorträge hauptsächlich gerichtet waren, und welche behaupten, daß das Fortschreiten der

1) „Yarrow revisitet." 2d. ed. p. 254.

2) „Serm. XXXVI. super Cantica." Opp. p. 608. Basil. 1566.

Wissenschaft auf Umsturz oder auf Schwächung der Beweise der geoffenbarten Religion abzielen. Ich habe so viel Gelegenheit gehabt, diese Männer praktisch zu bestreiten, daß ich mich nicht dabei aufhalten werde, die Thorheit ihrer Behauptungen noch weiter auseinanderzusetzen. Ich will nur bemerken, daß dieser ungegründete Vorwurf nicht zuerst von den neuern Gegnern des Christenthums gemacht wurde, sondern in der That die älteste Anschuldigung ist, die dagegen vorgebracht ward. Denn Celsus, einer der ältesten Bestreiter seiner Wahrheit, dessen Einwürfe uns aufbehalten sind, spöttelte besonders darüber, daß wir der Wissenschaft so feind seyen, aus Furcht, sie schwäche unsere Sache. Aber er traf einen geschickten und siegreichen Gegner in dem gelehrten Origines, der die Verläumdung siegend zurückschlägt, und daraus eine Folgerung zieht, die ich nicht umhin kann, hier anzuführen. »Wenn es sich finden wird, daß die christliche Religion die Menschen zur Wissenschaft einladet und ermuntert, dann müssen jene ernsten Tadel verdienen, welche ihre eigene Unwissenheit dadurch zu entschuldigen suchen, daß sie in einer Weise sprechen, die auch andere von ihrem Eifer abwendig machen muß.«[1]) Diese Bemerkung zeigt ebensowohl die Sicherheit, die Origines fühlte, daß das Christenthum durch die Ermunterung der Gelehrsamkeit nicht leiden könne, als sie eine Zurechtweisung jener furchtsamen Klasse von Freunden ist, die ihr Fortschritt beunruhigt.

§. 13.

Ermunterung der Wissenschaften von Rom aus.

Mehr als einmal hatte ich Gelegenheit, Italien und namentlich Rom gegen alberne Verläumdungen in dieser Beziehung zu vertheidigen. Ich habe bewiesen, daß diese Stadt in Ermuthigung und Unterstützung der Wissenschaft und Literatur, deren Absicht war, die Grundlagen der Religion bis in ihr Centrum zu untersuchen, ohne Eifersucht und ohne Furcht voranging. Es gibt viel-

1) „Contra Celsum.“ lib. III. Opera, Tom. I. p. 476. ed. De la Rue.

leicht kein Land, wo die höhern Gebiete der Bildung so ohne Rückhalt jedem Stande offen gestellt, wo die Naturwissenschaft freier getrieben, und wo orientalische und kritische Literatur mehr gepflegt wären, als hier. Diese Stadt besitzt drei Schulen in Art einer Universität, wo alle Zweige der Literatur und Wissenschaft zugleich unter tüchtigen Professoren cultivirt werden, und an der großen Universität ist ein Lehrstuhl, einzig in seiner Art, wo die Entdeckungen der neuern Naturkunde auf die Vertheidigung der heiligen Schrift angewendet werden.[1]) In meinem eigenen Falle wäre es ungerecht von mir, übersähe ich diese Gelegenheit, zu sagen, daß ich bei jeder Veranlassung, besonders aber in Beziehung auf den Gegenstand dieser Vorträge, die herablassendste Ermunterung von denen erhalten habe, deren Beifall jeder Katholik für seine schönste Belohnung auf Erden halten wird.[2])

---

1) Der Lehrstuhl der „Fisica sagra."

2) Mit einem freudigen Gefühle erzähle ich folgende Anekdote. Vor einigen Jahren setzte ich einer Thesis, die von einem Mitgliede meiner Schule gehalten wurde, eine lateinische Dissertation von zehn oder zwölf Seiten über die Nothwendigkeit der Vereinigung allgemeiner, wissenschaftlicher Kenntnisse mit den theologischen Studien vor. Ich gab einen flüchtigen Ueberblick über die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, die ich in diesen Vorträgen besprochen habe. Der Aufsatz wurde bald in's Italienische übersetzt und in einem sicilianischen Journal abgedruckt; ich glaube, er erschien auch in Mailand. Was jedoch meinem Herzen am erfreulichsten war, und als Bestätigung der Behauptungen im Texte dienen kann, ist, daß, als ich zwei Tage darauf dem verstorbenen Pabste Pius VIII., einem in der weltlichen und heiligen Literatur gewiß wohl bewanderten Manne, meine Aufwartung machte, um ihm, nach dem Gebrauche, eine für ihn bereitete Abschrift der Thesis zu überreichen, ich ihn mit ihr am Tische traf; in den freundlichen Ausdrücken benachrichtigte er mich, daß er, sobald er von meiner kleinen Arbeit gehört, sogleich nach ihr geschickt habe; und fügte hinzu, mit Hindeutung auf das oben von den alten Vätern angezogene Bild: „Sie haben Aegypten seiner Beute beraubt, und gezeigt, daß sie dem Volke Gottes gehört."

§. 14.

Pflicht des Geistlichen, seine Studien zur Widerlegung aller wissenschaftlichen Einwürfe einzurichten.

Aber aus Allem, was ich bisher gesagt, und wie ich hoffe, auch bewiesen habe, können wir gewiß einige praktische Folgerungen ziehen. Zuerst wende ich mich mit aller geziemenden Hochachtung an jene, die die Pflichten und Gefahren meines Berufes theilen, und ohne mir anzumassen, sie zu belehren, oder auch nur ihnen zu rathen, bitte ich sie als Freunde und Brüder, keine Gelegenheit zu verlieren, um den ewigen Vorwurf der Feinde der Religion durch die That Lügen zu strafen. Nicht durch abstraktes Gerede sollen wir die Leute überzeugen, daß wir den Fortschritt der Wissenschaft nicht fürchten; offen müssen wir ihr entgegengehen, oder vielmehr auf ihrem vorwärts schreitenden Gange sie begleiten, immer sie als Bundsgenossin und Freundin behandeln, und sie unter denen aufzählen, die auf unserer Seite streiten; so können wir mit Grund hoffen, sie zu überzeugen, daß die Wahrheit allein Gottes ist, und daß seine Diener und ihre Sache sie nicht zu fürchten haben. Der Grund, warum während des letzten Jahrhunderts der Unglaube sich in Frankreich so verderblich erwies, war, weil seine Emissäre ihn der Annahme des Volkes, ausstaffirt mit allen Flitterzierden einer falschen Wissenschaft, darboten; weil sie sich mit Erklärungen und anscheinenden Beweisen abgaben, die sie aus allen Zweigen der Wissenschaft gezogen hatten; weil sie den Rand des vergifteten Bechers mit allen Reizen eines schönen Styles und lebendiger Darstellung versüßten; während leider jene, die es unternahmen, sie zu bestreiten, mit Ausnahme Guenée's und etwa einiger andern in abstrakten Folgerungen und rein didaktischer Nachweisung stritten.[1]) Und ist

---

1) Als ein Beispiel dieses Mangels bei einem, der einen höhern Standpunkt einnahm, als ich es für nöthig erachtete, und den Krieg in des Feindes Land zu führen suchte, möchte ich ein Werk erwähnen, das zu Neapel gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel: „L' irreligiosa libertà di pensare nemica del progresso delle

es zuviel verlangt, daß wir uns gleiche Mühe geben, unsere Religion mit jenen Reizen zu bekleiden, die ihr eigenes Gewand sind, das Gott ihr gegeben, das ihr Feind sich gottlos angemaßt hat?

Die wandelnden Formen, die der Unglaube annimmt, die Proteus-ähnliche Leichtigkeit, mit der seine Gestalten und Bewegungen wechseln, sollte uns in einem Zustande unermüdeter Thätigkeit erhalten, um ihm in allen seinen Veränderungen mit entsprechendem Widerstande gegenüberzustehen, und so im Stande zu seyn, seine abentheuerlichen Erscheinungen zu hemmen. »Die Veränderlichkeit des Irrthums,« sagt ein beredter Schriftsteller unserer Zeit, »verlangt eine entsprechende Mannigfaltigkeit in den Mitteln zur Vertheidigung der Wahrheit, und von wem darf das Volk mit mehr Recht ihre Vertheidigung gegenüber den Anmassungen des Irrthums und Unglaubens erwarten, als von denen, deren eigentliches Geschäft es ist, ihre Thätigkeit und ihr Leben der Beförderung der Tugend und Religion zu widmen?.. Da der Dienst der christlichen Kirche zur Belehrung des Menschen jedes Alters in Wahrheit und Heiligkeit eingesetzt ist, so muß er sich nach den immer wechselnden Scenen der moralischen Welt richten, und bereit stehen, die Angriffe der Gottlosigkeit und des Irrthums, unter welcher Gestalt sie immer erscheinen mögen, zurückzuschlagen.« [1])

Aber diese Gesinnungen, von den Lehrern jeder Religion ausgesprochen, sind schon vor mehr als tausend Jahren über unser Amt von dem ruhmvollen Chrysostomus in dem goldenen Buche, das er für die unseres Berufes schrieb, geäußert worden. Denn er

---

gegenze," erschien. Es ist ein dicker Quartband, aber von der ersten Seite bis zu der letzten enthält er keine einzige belegende Thatsache, um zu beweisen, daß der Unglaube dem Fortschritte der Wissenschaft feindlich gewesen. Es ist ein Werk voll trockenen Geredes mit einem guten Theil Deklamation.

1) „Modern infidelity considered with respect to its influence on society," in a sermon by R. Hall. M. A. Lond. 1822. pp. IV. und 11.

spricht über eben diesen Punkt folgendermaßen: »Daher müssen wir uns alle Mühe geben, daß die Lehre Christi reichlich unter uns sey. Denn die Vorbereitungen der feindlichen Schlacht sind nicht einförmig; denn der Krieg an sich selbst ist mannigfaltig und von verschiedenen Feinden gewagt. Nicht alle brauchen die nämlichen Waffen, und leiten ihren Angriff nach dem nämlichen Plan. Wer es daher unternimmt, sie alle zu bekämpfen, muß die Kunstgriffe eines jeden verstehen. Er muß zugleich Bogenschütz und Schleuderer seyn, Befehlshaber und Gemeiner, Soldat zu Pferd und zu Fuß, gleich geschickt im Schiff oder auf der Feste zu fechten. Denn im gemeinen Kriege widersteht jeder seinem Gegner in der Weise, auf die er eingeübt wurde: aber in diesem Treffen ist es ganz anders: wenn daher der, welcher den Sieg gewinnen soll, nicht innig vertraut ist mit jedem besondern Kunstgriff, so weiß der Teufel wohl, wo er den Vortheil über eine schwache Seite erlangen, und seine Plünderer hineinführen kann, daß sie die Heerde nehmen und zerreißen. Das ist nicht der Fall, wo er weiß, daß der Schäfer mit jeder Fähigkeit ausgerüstet und vor seinen Täuschungen auf der Hut ist. Es ziemt uns daher, nach jeder Seite hin bereitet zu seyn.«[1])

Zu diesem ermuthigenden Zeugnisse von der Richtigkeit des Standpunktes, den ich eingenommen habe, kann ich das eines gefeierten Vaters der lateinischen Kirche hinzufügen. Denn der heil. Hieronymus spricht sich bei der Erklärung über Ekkles. II. 8: »ich sammelte mir Silber und Gold und die Schätze der Könige;« so aus: »Unter den Schätzen der Könige können wir die Lehren der Philosophen und die weltlichen Wissenschaften verstehen, deren Bekanntschaft sich der Prediger durch seinen Fleiß erwirbt und damit die Weisen in ihren eigenen Netzen fängt.«[2])

Es ist, werden Sie sagen, ein mühevolles Geschäft, die noth-

---

1) „De Sacerdotio," lib. IV. §. IV. p. 177. Cantab. 1710.

2) „Possunt regum substantiae et philosophorum dici dogmata et scientiae sacculares, quas ecclesiasticus vir diligenter intelligens, apprehendit sapientes in astutia eorum." Comment. in Eccl. Tom. II. p. 726.

wendige Vorbereitung für diesen wechselvollen Krieg sich anzueignen; aber das ist zur Befähigung für jeden andern höhern Stand in der Gesellschaft nicht minder der Fall; —

„Pater ipse colendi
Haud facilem esse viam voluit.“ [1])

Erklärt doch der römische Redner, daß keiner hoffen dürfe, zur Vollkommenheit in seinem Berufe zu gelangen, »wenn er sich nicht Kenntniß aller Wissenschaften erworben habe;« [2]) und dieß, um der Menge zu schmeicheln, und vielleicht den Lauf der Gerechtigkeit zu wenden: [3]) und wir sollten uns von einem ähnlichen Fleiße, süß an sich selbst und fruchtreich, durch den Gedanken an die Mühe und Schwierigkeit abschrecken lassen, da unser Gegenstand der erhabenste und heiligste ist, den die Erde aufweisen kann, da die Wissenschaften selbst nur Töchter der ungeschaffenen Weisheit sind, und als solche eben durch das Ziel, dem wir sie zuwenden, geheiligt und Priesterinnen des Allerhöchsten werden? Daß es Zeit kostet, sich für diesen Weg, dem Irrthume zu begegnen und die Wahrheit zu erhellen, zu Genüge vorzubereiten, kann man nicht läugnen: aber wozu, darf ich ohne Scheu fragen, könnte man die Zeit besser verwenden? Gewiß nicht zu den flüchtigen Dingen, die nur einen Tag lang den Geist der Menge beschäftigen, nicht zu der geistlosen Literatur, die in ununterbrochenem Strome aus den Pressen unseres Landes hervorgeht, nicht zu den saftlosen Vergnügungen, die überhaupt die Gesellschaft gewähren kann. »Durchbrich,« möchte ich mit dem Dichter sagen, »die Netze solcher frostigen Sorgen, und folge der Leitung himmlischer Weisheit, daß wir unserm Vaterlande zur Ehre gereichen, und einen Schatz von Glückseligkeit in uns selbst besitzen.«

---

1) Virgilii Georg. p. 121.

2) „Ac mea quidem sententia, nemo poterit esse omni laude cumulatus orator, nisi erit omnium rerum magnarum atque artium scientiam consequutus.“ De Orat. Lib. I. p. 89. ed. cit.

3) „Discitur innocuas ut agat facundia causas;
Protegit haec sontes, immeritosque premit.“
Trist. II. 273.

„Quod si
Frigida curarum fomenta relinquere posses,
Quo te coelestis sapientia duceret, ires.
Hoc opus, hoc studium parvi properemus et ampli,
Si patriae volumus, si nobis vivere cari.“ [1])

§. 15.

Pflicht aller Christen, an diesem Geschäfte mitzuarbeiten.

Ja: parvi properemus et ampli; laßt uns Alle, Große und Kleine, vorwärts zu diesem edlen Werke! Es liegt in der Macht eines jeden, seine wissenschaftliche Beschäftigung so einzurichten, daß sie seiner religiösen Ausbildung und dem Erstarken seiner heiligen Ueberzeugungen diene, mag er auch nicht mit Talenten gesegnet seyn, die ihn in den Stand setzen, die Summe der allgemeinen Beweise zum öffentlichen Wohle zu vermehren. Denn wenn auch nur wenige von der göttlichen Vorsehung bestimmt sind, als flammende Lichter in seiner Kirche zu leuchten, die man nicht unter den Schäffel stellen darf, so hat doch jeder eine jungfräuliche Lampe zu pflegen, ein kleines aber kostbares Licht in seiner Seele brennend zu erhalten, indem er es immer mit frischem Oele nährt, daß es ihn auf seinem rauhen Pfade führe und nicht matt und stockend sei, wenn der Bräutigam kommen wird.

Und doch weiß ich nicht, warum nicht jeder, der bloß gewöhnliche Fähigkeiten hat, doch hoffen könnte, die Zeugnisse für die Wahrheit zu erweitern. Es gibt niedrere Gebiete in dieser, wie in jeder andern Wissenschaft; es gibt stille, zurückgezogene Gänge, die nicht über die Gränzen der häuslichen Abgeschlossenheit hinausführen; in diesen mag der Furchtsame wandeln, und, ohne der Menge ausgesetzt zu seyn, zarte bescheidene Kräuter sammeln, die auf dem Altare Gottes ebenso wohl duften werden, als der köstlichste Balsam, den Beseleel und Oliab mit so vieler Kunst mischten. [2]) Die bunte Muschel, die das Kind am Hügel aufhebt, mag wohl bisweilen ein eben so starkes Zeugniß für eine

1) „Horatii Epist.“ l. I. ep. III. 25.
2) Exodus 30, 35. 31, 11.

große Katastrophe seyn, als die mächtigen Knochen von Seeungeheuern, die der Naturforscher aus dem Sandsteine herausgräbt; eine kleine Münze kann die Zerstörung eines Reiches so sicher beurkunden, als ein Obelisk oder ein Triumphbogen. »Wenn andere,« sagt der hl. Hieronymus, »ihr Gold und Silber zum Dienste der Stiftshütte beitragen, warum sollte ich nicht auch meine geringen Gaben, wenigstens von Ziegenhaaren und Fellen darbringen?«[1]) Zu diesem schönen Bilde, das jeder auf sich selbst anwenden kann, will ich nur hinzufügen, daß, während Gold und Silber zur Zierde des Hauses Gottes dienen, jene geringeren Gaben — die Felle und härenen Kleider — zu seinem Schutze und seiner Vertheidigung taugen.

§. 16.

Nutzen, Vergnügen und Weise solcher Studien.

Sie alle haben ohne Zweifel schon oft jene herrlichen Gemälde auf dem Getäfel der Borgia-Appartements im Vatican bewundert, worauf die Wissenschaften dargestellt sind, wie sie abgesondert von einander Hof halten; jede thront auf einem prächtigen Sitze, mit Zügen und Mienen voll der erhabensten und würdevollsten Schönheit, umgeben von den Emblemen und den vorzüglichsten Darstellungen ihrer Macht auf Erde, und scheint die Huldigung Aller, die sie beschauen, zu verlangen. Welches würde nun wohl die Auffassung des Künstlers gewesen seyn, und zu welcher Erhabenheit des Ausdruckes würde er sich erhoben haben, wäre es ihm obgelegen, jene erhabenste aller Wissenschaften, unsere göttliche Religion darzustellen, thronend, wie es ihr immer geziemt, um von jenen ihren Mägden Treue und Verehrung zu empfangen! Denn wenn diese, wie bewiesen wurde, nur Dienerinnen unter ihrem höheren Gesetze sind, und nur bestimmt, von ihrer höhern Authorität Zeugniß zu geben, wie weit erhaben über dieselben muß dann die Lieblichkeit und Anmuth, die Majestät und Heiligkeit seyn, mit der sie angethan seyn muß! Und welche Ehre und Würde muß dem zu Theil werden, der sich abgeordnet fühlt,

1) „Prologus galeatus," vor der Vulgata.

den Tribut eines dieser hohen Vasallen zu überbringen, und wie sehr muß seine Bewunderung ihrer Herrin erhoben werden, wenn er sich so nahe in ihre Gegenwart versetzt sieht!

Aber wer immer versuchen wird, ein weiteres Feld zu bebauen, und von Tag zu Tag, so bescheiden wie wir hier zu thun strebten, dem beständigen Fortschritt jeder Wissenschaft folgt, sorgfältig bemüht, den Einfluß, den sie auf seine heiligere Kenntniß ausübt, zu beobachten, wird darin eine solche reine Freude genießen, und solch wechselndes Entzücken, das die trügerische Bitterkeit rein menschlicher Wissenschaft nicht ersetzen kann. Einen solchen weiß ich mit Niemanden besser zu vergleichen, als mit dem, der begeisterte Liebe zu den Reizen der Natur mit genügender Kenntniß ihrer Gesetze paart und seine Tage in einem Garten voll des auserlesensten Blumen-Flors zubringt. Hier nun sieht er eine prachtvolle Blume, die alle ihre Schönheit der strahlenden Sonne entfaltet hat; dort ist eine andere eben im Begriffe, ihre bescheidenere Blüthe zu erschließen, doch noch nicht ganz zu enthüllen; daneben ist eine andere, die erst zu sprossen beginnt und nur langsame Hoffnung größerer Entwickelung gibt; doch wartet er geduldig, wohl wissend, daß das Gesetz fest steht, nach welchem auch sie zu ihrer Zeit dem Lichte und der Wärme, die sie nähren, ihren Tribut zahlen muß. Ebenso sieht iener eine Wissenschaft nach der andern, wenn ihre bestimmte Stunde gekommen ist, und ihre reifenden Einflüsse gewirkt haben, irgend eine Form entfalten, die der mannigfachen Harmonie allgemeiner Wahrheit sich anschließen, der tiefen, der geistigen Kraft, die ihr das Leben gegeben hat, vergelten und so unfruchtbar sie auch zuerst scheinen mochte, etwas erzeugen muß, was den Tempel und Altar der Anbetung Gottes zieren mag.

Und wenn er seine Erfahrungen sorgfältig zusammenfaßt und sie den bereits vorhandenen Sammlungen mannigfaltiger, zu einem Ziele strebender Beweise hinzufügt, so wird er gewiß den edelsten Zweck, für den ein Mensch leben und sich Gelehrsamkeit erwerben kann, erreicht haben, — seine eigene Ausbildung und

das Wohl seines Geschlechtes. Denn wie ein alter und weiser Dichter, nach einem noch weiseren Heiligen, geschrieben hat:

»Die erste Frucht, die Wissen bringen soll,
Ist die, daß Aller Wohl dir lieg' am Herzen,
Nicht höhnisch lachend, schwarzer Galle voll,'
Nicht weinend über selbst gemachte Schmerzen;
Nicht hassend aus der Brust, die ächzend schwillt
Von Bitterkeit, die eigner Knechtschaft gilt.
Nein stets voll Lust, durch Lösen, Binden, Lindern,
Der tief gefallnen Menschheit Noth zu mindern.

Doch der sucht Kenntniß, um gekannt zu seyn,
Und das ist wißbegier'ge Eitelkeit;
Der andere sammelt sie als Waare ein,
Die er nur dem gibt, welcher Sold ihm beut,
Und Zeit und Heil gibt hin er dem Gewinn,
Entehrt die Wissenschaft mit schnödem Sinn:
Sie suchen zur Erbauung Andrer, heiß' ich Lieben,
Und Weisheit nenn' ich's, sie zur Selbsterbauung üben.[1])

Wenn einmal die Gelehrsamkeit durch so hohe Antriebe geheiligt seyn wird, so wird sie bald durch reinere Gesinnungen geweiht seyn, und einen ruhigern und kräftigern Charakter annehmen, als menschliche Wissenschaft je besitzen könnte. Eine Be-

---

1) Lord Brooke, „Treatise of Humane Learning." Diese Zeilen sind bloß eine Paraphrase folgender schönen Stelle des heil. Bernard: „Sunt namque qui scire volunt eo tantum fine ut sciant, et turpis curiositas est. Et sunt qui scire volunt, ut sciantur ipsi, et turpis vanitas est. Et sunt item qui scire volunt, ut scientiam suam vendant, verbi causa pro pecunia, pro honoribus, et turpis questus est. Sed sunt quoque qui scire volunt ut aedificent, et charitas est. Et item qui scire volunt, ut aedificentur et prudentia est." Sermo XXXVI. supra Cant. p. 608.

geisterung für die Wahrheit wird in der Seele angefacht werden, welche jedes schlechtere und irdischere Gefühl in seinem Streben ersticken wird. Niemals werden wir mit dem Auge eines Partheimannes die Sache betrachten, noch sie nach persönlichen Rücksichten schätzen, sondern nach dem Rathe des ausgezeichneten Schlegel werden wir »alle Arten nutzloſen Streites und liebloſen Hasses meiden, und streben, einen Geist der Liebe und Einheit lebendig zu erhalten.«[1]) Wir werden die Sache für zu heilig betrachten, um unter dem Einflusse oder mit Hülfe menschlicher Leidenschaften geführt zu werden. Die Worte des Dichters werden an uns gerichtet scheinen, und uns anregen, zwar den Sieg zu suchen, aber nur in der Kraft Gottes:

Βούλου κρατεῖν μέν, ξὺν θεῷ δ' ἀεὶ κρατεῖν.[2])

Alle diese Antriebe werden noch eine größere Kraft haben; sie werden uns auch den Erfolg sichern. Denn wenn einmal reine Liebe und ungemischte Bewunderung der Religion unsere Bemühungen belebt, so werden wir uns von einer ritterlichen Hingabe in ihren Dienst entflammt fühlen, welche uns unermüdlich und unbesieglich machen wird, so bald wir zu ihrer Vertheidigung gewappnet sind. Unser Zug mag lang und gefährlich seyn, es mögen in unsern Weg Bezauberungen und Feereien, Riesen und Ungeheuer, Anlockungen und Widerstand treten; aber wir werden vorwärts schreiten, im Vertrauen auf die Stärke unserer Sache; wir werden jedes Trugbild zerstreuen und jedem wesenhaften Feinde offen begegnen und die Krone wird uns nicht entgehen können. Mit andern Worten, mit Geduld werden wir uns allen Mühsalen, die eine solche genaue Untersuchung verursachen mag, unterwerfen; wenn sich ein Einwurf erhebt, werden wir, anstatt uns mit unbestimmten Erwiderungen zu begnügen, sogleich eben jenes Gebiet der heiligen oder profanen Gelehrsamkeit, aus dem er gezogen wurde, untersuchen: wir werden uns ruhig niederlassen und uns geduldig an

1) „Philosophische Vorlesungen," p. 265.
2) Soph. Aj. 764.

das beschwerliche Werk machen; wir werden uns bemühen, alle seine Verwickelungen zu entwirren, und emsig jeden Knoten aufzulösen; und ich verspreche Ihnen, so hoffnungslos auch Ihr Geschäft im Anfang scheinen mochte, das Ergebniß ihrer Anstrengungeu wird gewiß in der kurzen, ausdrucksvollen Inschrift ausgedrückt seyn, die auf einer alten Gemme uns erhalten ist, und die ich wohl als Inbegriff und Schlußwort dieser meiner Vorträge betrachten darf:

„RELIGIO VICISTI.“

Religion, du hast gesiegt!

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Erster Vortrag.

§. 1. Allgemeine Einleitung 1

I. Sprachvergleichung.

§. 2. Stellung der allgemeinen Sprachforschung 6
„ 3. Die biblische Erzählung von der Theilung in Nationen . 7
„ 4. Anfang der Sprachforschung 10
„ 5. Zwei Hauptfehler der bisherigen Methode 12
„ 6. Fortschritt zur faktischen Methode 16
„ 7. Verschiedene Sammlungen 17
„ 8. Neue Epoche für Leibnitz 19
„ 9. Untergang des alten Verfahrens 22
„ 10. Die strengere Sprachvergleichung scheint der Offenbarung immer gefährlicher zu werden 24
„ 11. Sammlung von Vater unsern; Adelungs Mithridates . . 28
„ 12. Neuere Resultate 30
„ 13. Der indogermanische Stamm 31
„ 14. Die semitischen Sprachen 37
„ 15. Der malajische Stamm 37
„ 16. Weitere Resultate 39
„ 17. Das Keltische 40
„ 18. Finisch und Ungrisch; und afrikanische Sprachen . . . 48
„ 19. Rückblick 49
„ 20. Gottes Finger im Menschenwerk 50

Zweiter Vortrag.

§. 21. Vergegenwärtigung des Gewonnenen 53
„ 22. Die zwei Schulen der Sprachforschung 55
„ 23. Vermittelung 56

Seite

§. 24. Humboldts Urtheil 61
„ 25. Schlegels Meinung beschränkt 63
„ 26. Ausgleichung; allgemeine Regel 67
„ 27. Young's Berechnung. Das Semitische und Indogermanische zu vermitteln 69
„ 28. Die Forschungen von Lepsius 72
„ 29. Anwendung der bisherigen Resultate auf den biblischen Bericht 78
„ 30. Fernere Zeugnisse für die ursprüngliche Einheit der Sprache 80
„ 31. Die Zertheilung urplötzlich und gewaltsam. Herder. Turner. 86
„ 32. Abel-Remüsat. Niebuhr. Balbi 88
„ 33. Die bisherigen Resultate beruhigend; aber Amerika scheint Schwierigkeiten zu bieten 91
„ 34. Versuche von Vater, Smith-Barton und Maltebrün, die amerikanischen Sprachen auf asiatische zurückzuführen . . . 94
„ 35. Diese Nachweisungen ungenügend 96
„ 36. Die Einheit der amerikanischen Sprachen schlagend erwiesen 96
„ 37. Die vielen Abarten und Unterabtheilungen in ihrem Grunde nachgewiesen 98
„ 38. Zeugnisse für die asiatische Herkunft der Amerikaner. a) Ueberlieferungen 100
„ 39. b) Chronologie 102
„ 40. c) Ursagen 103
„ 41. Das Prachtwerk über die amerikanischen Alterthümer . . 104
„ 42. Räthsel in der Sprache und der Natur 106
„ 43. Beruf des semitischen und indogermanischen Stammes . . 107

II. Die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Erste Abtheilung. Dritte Vorlesung.)

§. 1. Eingang 111
„ 2. Einheit der Menschenschöpfung bei Moses 113
„ 3. Die Racen. Eintheilung bei den Alten, besonders bei Aristoteles 116
„ 4. a) Die Aegypter und Aethiopier, entsprechend der Negerrace 117
„ 5. b) Die Scyther, germanische Stämme 120
„ 6. c) Die Thrazier, mogolische Stämme 126
„ 7. Neuere Schriftsteller 129
„ 8. Neue Versuche von Pownall und Camper. Campers Gesichtslinie 129
„ 9. Blumenbach's System 131
„ 10. Verschiedenheiten im Schädelbau 132
„ 11. Verschiedenheiten in der Farbe der Haut, des Haares und der Iris 134
„ 12. Die Albinos 135

Seite

§. 13. Geographische Vertheilung der Stämme 136
„ 14. Unterschied zwischen Tataren und Mogolen 137
„ 15. Prichard 139
„ 16. Gegen die Einheit des Menschengeschlechtes: Voltaire, Desmoulins und Bory de Saint Vincent 140
„ 17. Virey und Lamark 141
„ 18. Ergebnisse dieser Wissenschaft 144
„ 19. Analogie im Pflanzenreiche 146
„ 20. Analogie im Thierreiche 147
„ 21. Sporadische Abweichungen; a) mit den Racenmerkmalen . 152
„ 22. b) Die Stachelschweinmenschen 154
„ 23. c) Ueberzählige Finger 156
„ 24. Moralische Aehnlichkeit 157
„ 25. Die Barbarei ist nicht der Urzustand des Menschen . . 159
„ 26. Schluß 161

II. Die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Zweite Abtheilung. Vierte Vorlesung.)

§. 1. Verbindung der sprachlichen Ethnographie mit dieser Wissenschaft 162
„ 2. Beweis, daß physisch getrennte, sprachlich aber verwandte Völker von ihrem Urtypus abgewichen seyn müssen . . . 163
„ 3. a) Die Ungarn 164
„ 4. b) Tataren und Mogolen 165
„ 5. c) Die Kaukasier 167
„ 6. Entstehung der Negerfarbe 168
„ 7. Das Klima, kein zureichender Erklärungsgrund . . . 169
„ 8. Möglichkeit eines Ueberganges von der weißen zur Negerrace 171
„ 9. a) Abyssinier 171
„ 10. b) Suakin Araber 172
„ 11. c) Congoesen 173
„ 12. d) Fulah, Joloffen und Mandingo's 173
„ 13. Beispiel eines wirklichen Ueberganges 176
„ 14. Widerlegung eines Einwurfes 176
„ 15. a) Europäer in Ostindien 177
„ 16. b) Europäer und Neger in Amerika 178
„ 17. Einfluß der Civilisation 179
„ 18. a) Beispiele von den Selluks, den Bewohnern der Südseeinseln, den Mogolen und den Germanen 180
„ 19. b) Die Zahnbildung 182
„ 20. Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse 182

Seite

§. 21. Das Aufhören früherer thätiger Ursachen 184
„ 22. Wiedereintreten zurückgezogener Kräfte und Gesetze . . 186
„ 23. Einwirkung solcher Ursachen auf die Racenbildung . . 188
„ 24. Verbindungen der verschiedenen Racen 189
„ 25. a) Polynesier 190
„ 26. b) Malajen 192
„ 27. c) Europäer 193
„ 28. d) Italiener 194
„ 29. Der Nationaltypus in der Kunst 196
„ 30. Einfluß der Nationalvorstellungen auf das Ideal moralischer Vollkommenheit 198
„ 31. Anwendung auf die Authentieität des Evangeliums und die Vollkommenheit des Charakters Jesu 198

III. Naturwissenschaften.

(Erste Abtheilung. Fünfte Vorlesung.)

§. 1. Uebergang zu den Naturwissenschaften 201
„ 2. I. Die Medicin 202
„ 3. Allgemeine Bemerkungen über die Zulässigkeit der Erörterung solcher Einwürfe 203
„ 4. Läugnung des Todes und der Auferstehung Christi aus medicinischen Gründen 205
„ 5. Beweis für die Wirklichkeit des Todes Christi aus medicinischen Gründen 206
„ 6. Erzählung einer Kreuzigung, nach dem Arabischen . . 210
„ 7. Anwendung derselben Beweisart auf andere Punkte . . 212
„ 8. II. Die Geologie 213
„ 9. Geschichte dieser Wissenschaft. a. System zur Vertheidigung der mosaischen Erzählung 214
„ 10. Mangelhaftigkeit solcher Theorieen 216
„ 11. Penn, Fairholme und Croly 217
„ 12. b) Systeme, die der heiligen Schrift widersprechen: Buffon und andere französische Schriftsteller 220
„ 13. c) Rein wissenschaftliche Untersuchungen 222
„ 14. Brydone über die Laven von Jaci Reale als Beispiel oberflächlicher Einwürfe 223
„ 15. Widerlegung durch Smyth, Dolomieu und Hamilton . . 225
„ 16. Berührungspunkte der Geologie und der heiligen Urkunden. I. Die Schöpfung 227
„ 17. Zustand chaotischer Verwirrung unmittelbar nach der Schöpfung 228

Seite

§. 18. Zeugnisse dafür in alten Kosmogonieen und bei den Vätern 230
„ 19. Die Versteinerungen 232
„ 20. Frage über die Entstehung 232
„ 21. Cuviers Entdeckungen 235
„ 22. Beschreibung einiger vorweltlicher Thiere 236
„ 23. Zusammenhang dieser Entdeckungen mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte 238
„ 24. Beständigkeit und Regelmäßigkeit der bei solchen Revolutionen thätigen Ursachen 240
„ 25. Beaumonts Theorie von der Erhebung der Berge . . 241
„ 26. Uebereinstimmung dieser Theorie mit der heiligen Schrift . 242
„ 27. Die Tage der Schöpfung als längere Perioden betrachtet . 244
„ 28. Aeußerungen neuerer Geologen über die Uebereinstimmung zwischen der mosaischen Erzählung und der Geologie . . . 247

III. Naturwissenschaften.

(Zweite Abtheilung. Sechste Vorlesung.)

§. 1. II. Die Sündfluth, als zweiter Berührungspunkt mit der Geologie 250
„ 2. A. Beweise über die Wirklichkeit der Sündfluth. a) Entblößungsthäler 252
„ 3. b) Findlinge oder Irrfelsen und andere Diluvialablagerungen 254
„ 4. Unmöglichkeit, diese Erscheinungen aus noch thätigen Ursachen zu erklären 259
„ 5. Die Alpenblöcke 261
„ 6. De la Beche's Anwendung dieser Thatsachen auf die Sündfluth 263
„ 7. c) Thierische Ueberreste 263
„ 8. 1) Ganze Thiere, die im Norden eingefroren gefunden werden 265
„ 9. 2) Knochenhöhlen 267
„ 10. Menschenknochen in den Höhlen 268
„ 11. Knochenbrekzien 271
„ 12. Einwurf: daß die geologische Fluth von der historischen der Zeit nach verschieden sey 271
„ 13. B. Einheit der Sündfluth 273
„ 14. C. Zeit der Sündfluth 277
„ 15. Delue's Chronometer 277
„ 16. a) Die Delta's 278
„ 17. b) Die Dünen, Torfmoore ꝛc. 280
„ 18. Saussure, Dolomieu und Cuvier über die Zeit der Fluth . 282
„ 19. Schlußbemerkungen über die Naturwissenschaften . . . 283

Seite

IV. Urgeschichte.

(Erste Abtheilung. Siebente Vorlesung.)

§. 1. Zusammenhang dieses Gegenstandes mit den früheren . . 287
„ 2. Phantastische Ueberschätzung des Auswärtigen . . . 287
„ 3. Fixirung der Aufgabe. Indien. Astronomie . . . 291
„ 4. I. Astronomie. Bailly's Hypothesen. Sein Urvolk. Alter der indischen Astronomie 293
„ 5. Voltaire's Opposition. Bailly's Schmeichelei . . . 295
„ 6. Delambre widerlegt Bailly's Ansichten 298
„ 7. Sonderbares Dazwischenreden. Colebrooke's Mittheilungen . 298
„ 8. Delambre vertheidigt sich 300
„ 9. Davis stimmt mit Delambre überein 302
„ 10. Bentley macht das indische Alterthum noch jünger . . . 303
„ 11. Das Zeitalter Rama's von Bentley 305
„ 12. Krischna's Epoche nach Bentley 306
„ 13. Uebereinstimmende Urtheile von Schaubach, Laplace und Andern 308
„ 14. II. Chronologie 311
„ 15. Ergebnisse der Forschungen von Jones 311
„ 16. Hamilton. Wilfort's Eifer und Täuschung 212
„ 17. Heeren sucht den Anfang der indischen Geschichte zu bestimmen 313
„ 18. Entdeckungen von Col. Tod 315
„ 19. Zusammenhang der Indier mit nördlichen Völkern nach Tod . 318
„ 20. Betrachtung der letzten Resultate 319
„ 21. Skandinavien und Indien verwandt 321
„ 22. Andere Nationen. Perser u. a. 322
„ 23. China 323
„ 24. Japan. Schluß 325

IV. Urgeschichte.

(Zweite Abtheilung. Achte Vorlesung.)

§. 1. Aegyptens geheimnißvolle Alterthümer in feindlicher Stellung gegen die Bibel 327
„ 2. Anwendung des Koptischen 329
„ 3. Beispiel von der Entzifferung der Keilinschriften . . 331
„ 4. Ursprung der Entdeckung 332
„ 5. Der Rosetta-Stein 333
„ 6. Silvester de Sacy und Ackerblad thun den ersten Schritt. Youngs abentheuerliches Glück 334
„ 7. Zweiter Schritt. Champollion und Bankes 336
„ 8. Fortschritt. Clemens Alexandrinus 338

Seite

§. 9. Gegner der neuen Entdeckung 340
„ 10. Aegyptische Königsreihen. Aussöhnung mit der Bibel . . 342
„ 11. Coquerels, Greppos und Bovets chronologische Beiträge . 343
„ 12. Burtons, Wilkinsons und Rosellini's Werke 344
„ 13. Champollions biblische Gesinnung 345
„ 14. Schwierigkeiten in der Geschichte Josephs durch die ägyptische Alterthumskunde erläutert . . . . . , 347
„ 15. Schweigen der Bibel vom Zuge des Sesostris . . . 351
„ 16. Vielbesprochenes Denkmal am Lykus 352
„ 17. Hebung einer Schwierigkeit bei Ezechiel und Jeremias . . 355
„ 18. Astronomische Alterthümer. Die Thierkreise von Dendera und Esnah, vorgeblich aus der Urzeit 356
„ 19. Das Alter jener Thierkreise sinkt erstaunlich herab . . 358
„ 20. Widerstand der Gegner 360
„ 21. Letronne siegt vollends durch Nachweisung astrologischer Beziehungen 361
„ 22. Beleuchtung einiger Bemerkungen in British Critik . . 364

V. Archäologie.

(Neunte Vorlesung.)

§. 1. Zusammenhang mit der vorhergehenden Wissenschaft . . 367
„ 2. I. Münzen. Vereinigung eines anscheinenden Widerspruchs zwischen der Genesis und der Apostelgeschichte 369
„ 3. Fröhlichs Anwendung von Münzen zur Vertheidigung der Chronologie der Maccabäer 371
„ 4. Alexander, der erste König der Griechen betitelt . . . 373
„ 5. Zeit des Todes des Antiochus Evergetes 374
„ 6. Die Brüder Wernsdorff, Eckhel und Tochon d'Annecy über dieses Datum 375
„ 7. Die apameischen Münzen 378
„ 8. Beschreibung derselben 379
„ 9. Ihre Geschichte 382
„ 10. Vergleichung dieser Vorstellung mit andern Monumenten . 383
„ 11. II. Inschriften 384
„ 12. Erklärung des Wortes regulus bei Joh. IV. 46. . . 385
„ 13. Gibbons und Dodwells Behauptungen über die geringe Zahl der christlichen Martyrer 387
„ 14. Ihre Widerlegung durch Inschriften 388
„ 15. Burnets Einwurf widerlegt 391
„ 16. III. Monumente 392

Seite

§. 17. Der Gebrauch des Weines in Aegypten, gegen die Angabe der Bibel, geläugnet 393
„ 18. Vertheidigung durch Costaz, Jomard, Champollion und Rosellini 394
„ 19. Merkwürdige Vase, die in der Campagna Romana gefunden wurde, und sich auf die Sündfluth bezieht 396
„ 20. Die Eroberung Juda's durch Schischak, dargestellt zu Karnak 399
„ 21. Schlußbemerkungen 402

VI. Orientalische Studien.

(Erste Abtheilung. Zehnte Vorlesung.)

§. 1. Zusammenhang dieser Studien mit der heiligen Schrift . 404
„ 2. A. Kritische Wissenschaft 407
„ 3. Nutzen dieser Wissenschaft durch Anwendung auf einzelne Wörter und auf den ganzen Text 407
„ 4. Geschichte dieser Wissenschaft. I. Altes Testament . . 409
„ 5. Houbigant und Michaelis 411
„ 6. Kennicott. Ermuthigung dieser Studien von Rom aus . 412
„ 7. De Rossi 413
„ 8. II. Das neue Testament. Mill, Wetstein, Griesbach . . 415
„ 9. Hoffnungen der Freidenker von dieser Wissenschaft . . 415
„ 10. Ergebnisse. 1. Beweis der Einheit des Textes im Allgemeinen; a) des neuen Testamentes 416
„ 11. b. Reinheit des alttestamentlichen Textes 418
„ 12. Sicherung gegen künftige Entdeckungen. Griesbachs Recensionen 419
„ 13. Befestigung der Lesearten in einzelnen Stellen . . . 422
„ 14. Widerlegung einer von Michaelis und Dr. Marsch erzählten Anekdote 422
„ 15. Biblische Philologie. I. Hebräische Grammatik . . . 426
„ 16. Erste Periode ihrer Geschichte. Ihr Anfang unter den Christen Reuchlin Pellicanus u. a. 427
„ 17. Zweite Periode. Vergleichung mit verwandten Dialekten durch de Dieu, Schultens und die holländische Schule . . 428
„ 18. Dritte Periode. Die deutsche Schule: Michaelis, Storr, Gesenius 429
„ 19. Bedeutsamkeit dieser Wissenschaft für die Beweise der biblischen Wahrheiten 432
„ 20. Gesenius und Anderer Versuch, die Messianität von Js. 52 und 53 auf grammatischem Wege zu läugnen . . . 433
„ 21. Widerlegung seiner Regel durch spätere Grammatiker. Ewald 436
„ 22. II. Biblische Hermeneutik. a) Ihre Verwendung zu Angriffen auf die Kirchenväter 437

Seite

§. 23. Herabsetzung des heiligen Augustinus und Vertheidigung desselben durch die Wissenschaft 439
„ 24. Schmähungen gegen Hieronymus und Vertheidigung desselben 441
„ 25. b) Der Fortschritt dieser Wissenschaft bringt auch die alten katholischen Exegeten wieder zu Ehren 443
„ 26. Angriff auf die heilige Schrift, besonders auf die Prophetieen durch die Verdorbenheit der Auslegungskunst in der rationalistischen Schule 446
„ 27. Rückkehr zu gesunden Prinzipien, Hengstenberg . . . 448
„ 28. c) Widerlegung eines Einwurfes von Michaelis gegen die Aechtheit der zwei ersten Kapitel des Matthäus . . . 449
„ 29. Der Ausdruck „erfüllt werden" u. a. wird auch bei bloßer Anpassung von Schriftstellern gebraucht 450
„ 30. Schlagende Belege dafür aus syrischen und arabischen Schriftstellern 452

VI. Orientalische Studien.

(Zweite Abtheilung. Eilfte Vorlesung.)

§. 1. Verständigung über den Ausdruck „profan" 457
„ 2. Erläuterungen aus morgenländischen Volksthümlichkeiten . 459
„ 3. Josephs Wahrsagebecher 460
„ 4. Schätzung im Stammhaus 462
„ 5. Geographische Erläuterungen 464
„ 6. Orientalische Philosophie. Stellung dieses Gegenstandes zum Zwecke dieser Untersuchung 465
„ 7. Die engere sogenannte orientalische Philosophie . . . 467
„ 8. Die Mendäer 469
„ 9. Christologie der Samaritaner 473
„ 10. Nestere vom Christenthum auf fremde Lehren . . . 475
„ 11. Ueber die Ursprünglichkeit der Tao-ße-Lehre 476
„ 12. Das Alter der indischen Philosophie im Allgemeinen betrachtet 480
„ 13. Forschungen von Colebrooke und dem jüngern Windischmann 481
„ 14. Windischmanns d. Ae. Werk 483
„ 15. Ritters Urtheil 484
„ 16. Probe einer Selbst-Mystifikation der Encyklopädisten . . 484
„ 17. Morgenländische Geschichtsforschung. Merodach-Baladan . 486
„ 18. Einwürfe der Gegner aus dem Schamanenthum. Negative Begegnung 489
„ 19. Entstehung der lamaischen Hierarchie 491
„ 20. Fernere Aufschlüsse über den Lamaismus durch eine neue Urkunde 492

Seite

§. 21. Christlicher Gottesdienst in der mogolischen Residenz . . 493
„ 22. Schluß. Englands wissenschaftliche Ehre 494

Schluß.

(Zwölfter Vortrag.)

§. 1. Rückblick 497
„ 2. Bedeutung des gewonnenen, auf der Mannigfaltigkeit der angewandten Prüfungen beruhenden Beweises 500
„ 3. a) Verstärkung desselben, die sich aus der Mehrheit der Verfasser und aus der Mannigfaltigkeit des Inhalts der heiligen Schrift ergibt 502
„ 4. b) Verstärkung aus der Beschaffenheit der geprüften Thatsachen 503
„ 5. c) Verstärkung durch die Beschaffenheit der angezogenen Gewährschaften 504
„ 6. Sicherheit der Religion gegen künftige gefährliche Entdeckungen 506
„ 7. Der Fortschritt der Wissenschaft als Vortheil der Religion . 507
„ 8. Gegner dieser Ansicht: Erstens. Aengstliche Christen. Ihre Widerlegung durch die Kirchenväter; Clemens Alexandrinus . 508
„ 9. Basilius der Große, Gregorius von Nyssa, und Gregorius von Nazianz 509
„ 10. Väter der abendländischen Kirche; Hieronymus, Augustinus . 511
„ 11. Stimmen aus der Kirche der spätern Zeiten . . . 514
„ 12. Zweite Klasse von Gegnern dieser Ansicht. Die Feinde der Religion in neuern und ältern Zeiten 516
„ 13. Ermunterung der Wissenschaften von Rom aus . . . 517
„ 14. Pflicht des Geistlichen, seine Studien zur Widerlegung aller wissenschaftlichen Einwürfe einzurichten 519
„ 15. Pflicht aller Christen, an diesem Geschäfte mitzuarbeiten . 523
„ 16. Nutzen, Vergnügen und Weise solcher Studien . . . 524

Im Verlage von G. Joseph Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erziehung, die, im Geiste des Christenthums. gr. 8. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

Dieses Werk ist von großem Interesse und hat einen von der Kirche mit hoher Würde bekleideten Geistlichen zum Verfasser; früher sollte es im Vereine guter kathol. Bücher (Wien bei den P. P. Mechitaristen) erscheinen.

Göschl, Dr. J. M., Geschichtliche Darstellung des großen allgemeinen Concils zu Trient. Nach Quellen bearbeitet. 1te Abth. gr. 8. Preis für 2 Abtheil. 3 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 9 gr.

Die Geschichte dieses großen Concils zu kennen, ist von großer Wichtigkeit, da der Katholik in den Beschlüssen dieses und jedes allgemeinen Concils den Ausspruch der gesammten lehrenden, von Gott mit Unfehlbarkeit begabten Kirche zu vernehmen hat, und jeder auf Bildung Anspruch machende Katholik kann und darf sich nicht mit der bloßen Kenntniß der Concilienbeschlüsse begnügen, seinem forschenden Auge darf das Drängen und Treiben der Zeit nicht unbekannt seyn, sondern es müssen die Bewegungen der Großen wie der Kleinen, die verschiedenen Reibungen, die Unterhandlungen, die religiösen und politischen Verhältnisse seinem Blicke sich offen darlegen, um seinem Glauben mit mehr Liebe und festerer Ueberzeugung zugethan zu bleiben.

Diese Erwägung leitet den Hrn. Verfasser dieser Geschichte; deßhalb stellt er eine gedrängte Uebersicht der Religionsbewegungen, wie sie damals in Deutschland durch Luther hervorgebracht wurden, voran, deutet dann die Vorbereitungen und Anstalten an, welche zur Abhaltung dieses Concils getroffen wurden, und führt endlich den Leser selbst hin nach Trient, um dort Zeuge der Berathungen des heiligen Kirchenraths zu seyn. — Die 2te Abth. (als Schluß) folgt in einigen Wochen.

Möhler's, J. A. Dr., Patrologie, oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr. 1r Band. Die ersten drei Jahrhunderte. Mit dem Bildnisse des Verfassers (prachtvoll in Stahl gestochen). gr. 8. (50 Bogen.) Velinpap. 4 fl. 12 kr. od. 2 Thlr. 16 gr.

— — gesammelte Schriften und Aufsätze. Herausgegeben von Dr. J. Döllinger. 1r Band. gr. 8. Velinpapier. Preis für zwei Bände. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr.

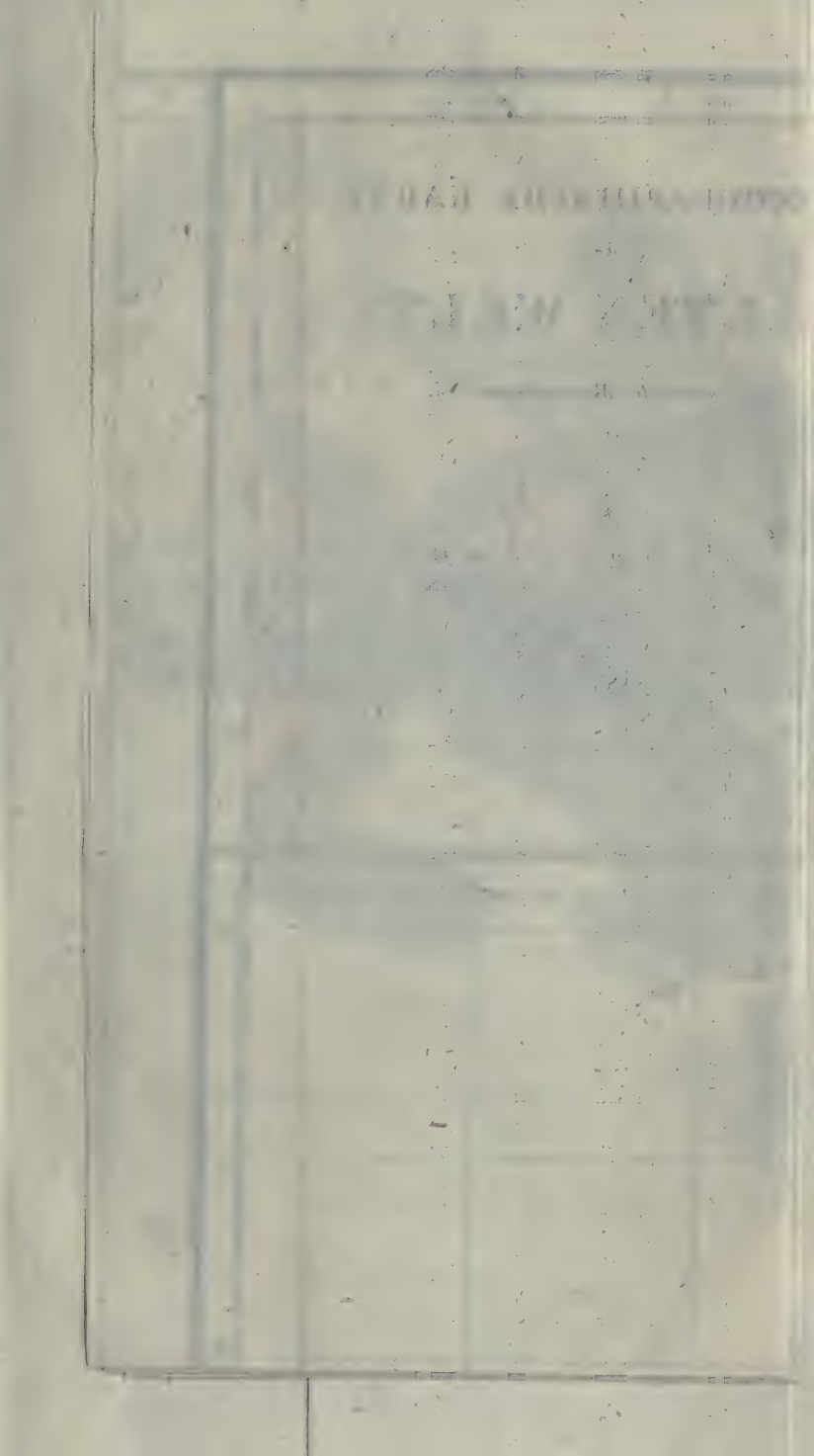
Der erste Band enthält: Hieronymus und Augustinus im Streit üb. Gal. 2, 14. — Ueber Dionetos. — Anselm, Erzbischof von Canterbury. — Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung des den kathol. Geistlichen vorgeschriebenen Cölibats. — Kurze Betrachtungen über das histor. Verhältniß der Universität zum Staate. — Fragmente aus und über Pseudo-Isidor. — Ueber das Verhältniß des Islams zum Evangelium. — Versuch über den Ursprung des Gnosticismus. — Der zweite Band, der in einigen Wochen nachfolgt, wird unter mehreren andern Aufsätzen auch das schöne Fragment über die älteste Geschichte des Mönchthums, dann sein letztes Erzeugniß, über die neueste Bekämpfung der kathol. Kirche enthalten.

Waibel, A. A., Moraltheologie, nach dem Geiste des heiligen Alphons Maria Liguori mit reichlicher Kasuistik bearbeitet. 1r Band. gr. 8. (46½ Bogen.) 3 fl. 12 kr. oder 2 Thlr.

Der erste Band dieses umfassenden Werkes, welches den zahlreichen Verehrern des gelehrten Verfassers eine willkommene Erscheinung seyn wird, enthält folgende Abhandlungen: Einleitung. — 1. Gottes Wille ist unser höchstes Gesetz. — 2. Von den Pflichten überhaupt. — 3. Vom Gewissen. — 4. Vom sittlichen Werthe unserer guten Handlungen. — 5. Von den Sünden überhaupt. — 6. Von der generalen Liebe zu Gott, welche alle Arten von Tugenden in sich enthält. — 7. Die vier sogenannten Haupttugenden oder virtutes cardinales. — 8. Das Wesentlichste von der Ascetik.

Zwickenpflug, K., das heilige Jahr. Kurze Betrachtungen auf alle Tage des Kirchenjahres; sammt Erwägungen zu einer dreitägigen Gemüthsversammlung im Jahre hindurch. gr. 8. (36 Bogen.) 2 fl. 12 kr. oder 1 Thlr. 10 gr.

Im Vorworte heißt es unter Anderm: Unter den Mitteln, sich zu heiligen, behauptet eine der ersten Stellen — die tagtägliche, wenn auch nur kurze Betrachtung der ewigen Wahrheiten, verbunden mit einer jährlichen Geistesserneuerung. — Eine Handleitung für Jedermann, selbst für den gemeinsten Christen zur Feier eines solchen Jahres, und zwar nach Inhalt und Geist der kirchlichen Episteln und Evangelien ist im vorliegenden Buche enthalten. — Wollen Geistliche sich dieses Meditationsbuches bedienen, so werden sie darin zugleich reichlichen Stoff zu Frühlehren und Predigten, sowie zu heilsamen Erinnerungen als Beichtväter finden.

Höfler, C., die deutschen Päpste. 2te Abtheil. Die Päpste Leo IV., Victor II., Stephan IX., Nikolaus II. gr. 8. Velinpap. Preis für die 1te und 2te Abth. 6 fl. oder 3 Thlr. 21 gr.

Schon die erste Abtheilung der deutschen Päpste, welche die Päpste Gregor V., Clemens II. und Damasus II., mit einem Plane des mittelalterlichen Roms enthält, hat sich eines solchen Beifalls erfreut, daß, in unsern Tagen eine seltene Erscheinung, die histor. polit. Blätter sie zu dem Besten rechneten, was die deutsche Literatur über Geschichte des Mittelalters besitzt, und zugleich Menzel's Literaturblatt sich auf die anerkennendste Weise darüber aussprach. Was aber die erste Abtheilung nur im Keime darstellte, den Versuch, die christliche Kirche zu reformiren, zeigt sich in der zweiten als ausgebildet und gelöst. Kaum gibt es in der Geschichte Deutschlands eine ruhmvollere Epoche. Der Verfasser hat auch hier die sich durchkreuzenden Grundzüge des römischen und germanischen Elementes mit Ruhe und Besonnenheit charakterisirt, und dadurch sein Werk zu einem wahrhaft nationalen erhoben. Zur Darstellung des Streites Berenger's mit der Kirche vermochte er auch eine höchst merkwürdige Stelle aus einem ungedruckten Commentar des berühmten Scotus zu benützen, wodurch dieser wichtige Gegenstand neues Licht erhielt. Die nächste Abtheilung wird die Geschichte der deutschen Gegenpäpste enthalten.